This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

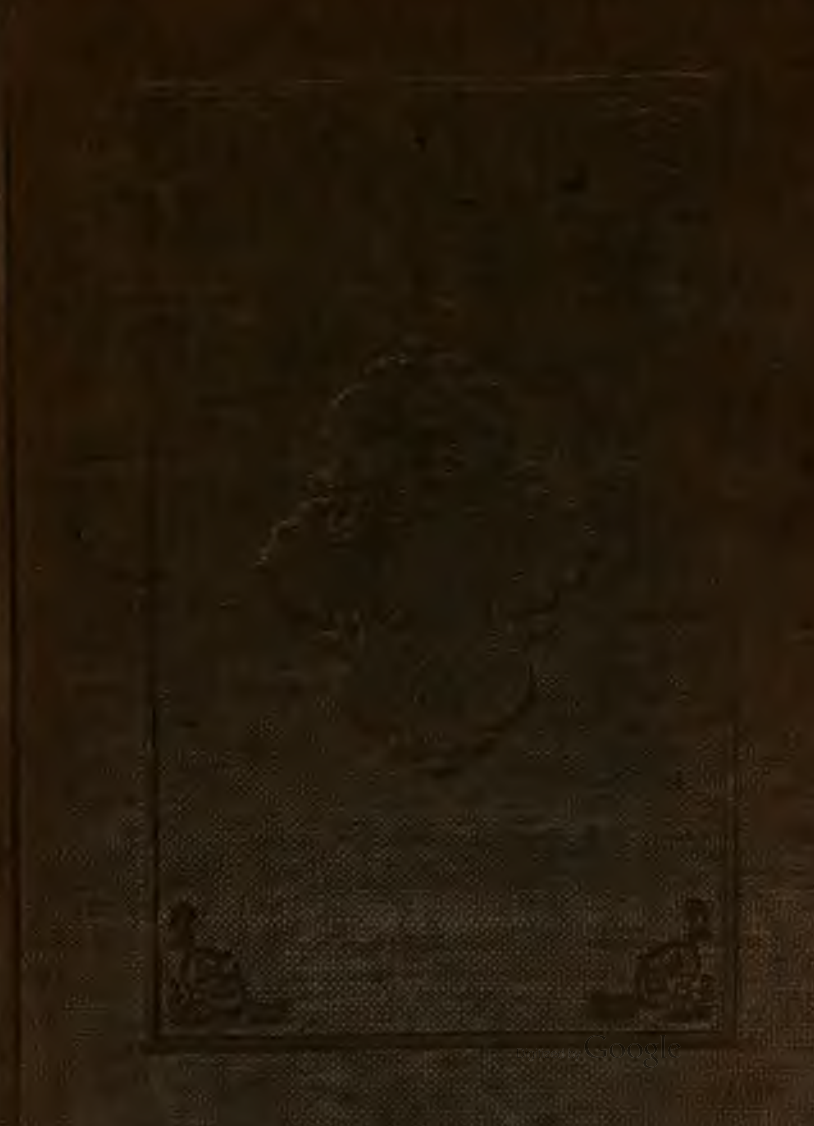
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Ac 1287.

...uxelles, le 10 Novembre 53

...IOTHEEK GENT
...oogle
...0002087

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

CARL VON ROTTECK.

Verlag v. Scheible, Rieger u. Sattler in Stuttgart

Digitized by Google

Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.

1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Weltgeschichte

für alle Stände,

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahr 1840,

mit

Zugrundelegung seines größeren Werkes

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Karl v. Rotteck,
Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechste Original-Auflage.

Fünf Bände.

Mit dem Portrait K. v. Rotteck's in Stahlstich.

Erster Band.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede

zur ersten Auflage.

Die so überaus wohlwollende, durch die Forderung von bereits sieben Auflagen kund gewordene, Aufnahme, welche mein größeres Geschichtwerk „Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtfreunde" gefunden, hat mir den erfreulichen Beweis gegeben, daß — so mangelhaft in vielerlei Beziehung das Buch auch sei — gleichwohl sein allgemeiner Plan und Ton, daß seine vorherrschende politische Richtung und der bei der Auswahl, wie bei der Beurtheilung der Begebenheiten genommene Standpunkt zeitgemäß, d. h. der Geistesrichtung und den vorwaltenden Ideen und Interessen unserer Zeit entsprechend, gewesen. Es hat geneigte Leser in den verschiedensten Klassen gefunden und mir, als überreichen Lohn, die Freundschaft vieler Edlen erworben. Mehre derselben, und außer ihnen viele Unbekannte, haben mir nun den Wunsch geäußert, daß, um den in dem Werke aufgestellten, von ihnen gebilligten, Hauptansichten des Weltlaufs eine noch größere

Verbreitung zu geben, und die Anschaffung den minder bemittelten Klassen zu erleichtern, auch um das Buch zur Grundlage von Lehrvorträgen — etwa in Mittelschulen — geeigneter zu machen, davon ein Auszug bearbeitet werde, welcher, unter Beseitigung der gelehrten Ausführung und minder wichtigen Details, doch alles Wesentliche enthalte, und somit dem auf dem voranstehenden Titel ausgesprochenen Zwecke genügen möge.

So rühmlicher und ein zeitgemäßes Interesse verfolgender Aufforderung zu gehorchen, schien mir Pflicht, und ich that es zugleich mit Freude. Ohne Anspruch auf streng gelehrtes Verdienst, so wie auch bei dem größeren Werke geschah, doch nunmehr in belohnender Zuversicht — wie damals in ermunternder Hoffnung — denjenigen Freunden der Geschichte, welche dieselbe wohl als Hauptgrundlage allgemeiner menschlicher und bürgerlicher Bildung lieben, doch nicht als eigentliches Berufsfach treiben, also keineswegs den historischen Meistern und Schriftstellern, wohl aber den gebildeten Lesern aller Klassen überhaupt, eine nicht unwillkommene Gabe dargebracht zu haben, übergebe ich den in oben bemerktem Sinne gearbeiteten Auszug dem mir dergestalt vorschwebenden edlen Leserkreis.

An die Beurtheiler dieser wie der früheren Arbeit darf ich wohl mit Billigkeit zweierlei Forderungen stellen. Einmal, daß sie meinen, aus meiner wiederholten Erklärung, wie aus dem Inhalt des Buches selbst hervorgehenden, Zweck zuvörderst würdigen, und dann, wenn sie denselben im Allgemeinen als gut und zeitgemäß anerkennen, daß sie ihr Urtheil nur darüber aussprechen, ob

oder *in wie fern* ich das, *was ich wollte*, wirklich geleistet oder nicht geleistet habe. Es gibt nur zweierlei Verwerfungsgründe eines Buches, entweder die Nichtigkeit oder Tadelnswürdigkeit des Zweckes selbst, oder die *dem Zweck unangemessene* oder ungenügende Ausführung. Ich war bisher so glücklich, bei meinen Richtern insgesammt solche Billigkeit, bei Vielen auch ein mich hochehrendes Wohlwollen zu finden. Nur *ein* Recensent, die Aufgabe, die ich mir gesezt, und den daraus nothwendig fließenden Charakter meines Buches nicht einmal ahnend, oder wenigstens davon nicht die mindeste Notiz nehmend, dagegen meine Leistung höchst einseitig, bloß mit Zwecken vergleichend, die ich *nicht* hatte (und für deren Erfüllung übrigens genug andere Schriftsteller thätig sind), hat — dabei in hoffärtigem und plump grobem Ton, übrigens bei seiner anmaßlichen Kritik weit mehr eigene Blößen zeigend, als fremde auffindend — den Stab ganz unbedingt darüber gebrochen. Es geschah dieses, nachdem bereits sechs Auflagen für ein ganz *entgegengesetztes* Urtheil des Publikums gezeugt hatten. Mehre Freunde forderten mich auf, dem anonymen Pasquillanten zu antworten. Ich hielt Dieses für meiner unwürdig. Der Verleger hat es gethan durch die bald darauf begonnene *siebente Auflage*.

Digitized by Google

Vorrede
zur fünften Auflage.

Wenn mich die fortdauernde — mein kühnstes Hoffen übersteigende — Nachfrage nach dieser kleineren Weltgeschichte sowohl, als nach dem ihr zu Grunde gelegten größern Werke (in deren Folge von dem leztgenannten bereits die 14te Auflage und von dem gegenwärtigen nach vier sehr starken Auflagen noch eine fünfte nöthig geworden) einerseits mit Freude erfüllt über die so ausnehmend wohlwollende Aufnahme, welche das Buch bisher gefunden, und über den darin liegenden Beweis der großen Anzahl mit mir gleichgesinnter Beschauer des Weltlaufs — mithin auch Beurtheiler der Gegenwart —: so kann ich anderseits — bei Betrachtung der vielen, mir nur allzuklar vor Augen liegenden, Mängel des Werks — nur mit Bestürzung an die mit eben jener Gunst natürlich sich erhöhenden Anforderungen an den Verfasser denken, und nur mit Betrübniß an mein Unvermögen, denselben so wie ich es wünschte zu entsprechen. Zu einer durchgreifenden Verbesserung, mithin fast gänzlichen Umarbeitung,

so wie sie in meinem Sinne läge, gebricht es mir nämlich — zumal da seit längerer Zeit meine Studien und Arbeiten fast ausschließend auf Vernunftrecht und Politik gerichtet sind — an Kraft wie an Zeit; und eine nur oberflächliche Revision würde bloß den freundlichen Abnehmern der früheren Auflagen die alten Exemplare werthlos machen, ohne ihnen dafür in der neuen Auflage einen entsprechenden Ersaz zu bieten. Ich habe mich daher in dieser gegenwärtigen darauf beschränkt, die in einige der früheren eingeschlichenen Druckfehler durch eine sorgfältige (besonders auch auf die Jahrszahlen gerichtete) Correktur zu beseitigen und dann in der Geschichte vor Christus — einem mir vielfach geäußerten Wunsche gemäß — den nach der Petav'schen Zeitrechnung angegebenen Jahren von Erschaffung der Welt die von Christus Geburt rückwärts laufenden beizufügen.

Noch muß ich in Bezug auf die, in der vierten Auflage von dem Verleger vorgenommene Abtheilung des Werks in sechs Bände (anstatt der ursprünglichen in nur vier) bemerken, daß dieselbe eine bloß äußerliche, auf den einer Taschen-Ausgabe angemessenen Umfang eines Bandes berechnete und also durchaus in keinem Zusammenhang mit der innern Eintheilung des Werkes stehende ist. Die ursprüngliche Abtheilung in vier Bände entsprach der innern und natürlichen Abtheilung des Werkes in die alte, mittlere, neue und neueste Geschichte, und diese innere, d. h. auf den Inhalt sich beziehende, Abtheilung läuft also, weil unabhängig von der äußern, unverändert auch durch die dort vermehrte Bändezahl, fort.

Digitized by Google

Einen Wunsch noch trage ich bezüglich auf dieses Werk im Herzen, den nämlich, daß mir vom Himmel vergönnt sein möge, dasselbe noch fortführen zu können bis auf die allerneueste Zeit, d. h. daß noch bei meinem Leben der Tag anbrechen möge, an welchem es möglich sein wird, die Geschichten der jüngst verflossenen Jahre mit Wahrheit und Freimuth nicht nur zu schreiben, sondern auch, dergestalt verfaßt, zu veröffentlichen.

Geschrieben im Oktober 1839.

Digitized by Google

Einleitung.

I.

Von der Geschichte überhaupt.

Begriff und Eintheilung.

Im weitesten Sinne kann die Geschichte genommen werden für die Kenntniß oder Darstellung oder Summe alles Dessen, was in der Natur wie unter den Menschen, überhaupt im gesammten Reiche der Erfahrung, und also nur durch sie oder durch Unterricht erkennbar ist oder geschieht, war oder geschah, demnach für den Gegensatz der Philosophie, als welche nämlich die Kenntniß aller nothwendigen und allgemeinen, daher durch die blose Vernunft erkennbaren Wahrheiten ist. Aber die engere und eigentlichere Bedeutung nimmt für die Geschichte blos die nach Zeit, Ort und Umständen bestimmten, also nur ein für allemal vorkommenden oder vorgekommenen Begebenheiten in Anspruch, und im engsten und eigentlichsten nur solche bestimmte Begebenheiten, zu welchen menschliches Thun oder Leiden den Stoff hergibt, oder welche, wenn auch in Naturereignissen bestehend, doch nur in Beziehung auf jenes menschliche Thun und Leiden betrachtet werden.

Das Gebiet der Geschichte, auch nur in der engsten Bedeutung genommen, ist nach Umfang und Inhalt unermeßlich. Ein grenzenloses Meer von Ereignissen liegt hinter uns, und es schwillt der Strom der Zeiten noch täglich und stündlich von immer neu hinzukommenden Fluten der Thatsachen, Erscheinungen und Na-

Digitized by Google

men. Der menschliche Geist, überwältigt von der ungeheueren Masse solcher Thatsachen, verzichtet auf deren auch nur annähernd vollständiges Erfassen, und Vergessenheit ist das Loos, ja das unbetrauerte Loos von weitaus dem größten Theil des Geschehenden. Auch strebt die Wissenschaft, deren Aufgabe nämlich nicht das Unmögliche und überhaupt nur die Sammlung belehrender Kenntnisse ist, blos nach Erhaltung, Wiederauffindung und Festhaltung von merkwürdigen Thatsachen, wiewohl sie freilich nach den tausendfach verschiedenen Zwecken und Interessen ihrer Freunde anerkennt, daß das Merkwürdige ein höchst relativer Begriff ist, und daß gar Manches, was im Allgemeinen als unbedeutend erscheint, dennoch aus besonderen Gründen für Viele oder Einige von Werth seyn kann.

Die Geschichte läßt sich, und es mag Dieß zu einiger Uebersicht ihres unerschöpflichen Inhaltes dienen, auf mancherlei Weise eintheilen, sowohl nach ihrem Gegenstande, als nach ihrer Form.

A. In Ansehung der Gegenstände der Erzählung unterscheidet man die politische, Literatur-, Religions- und Kirchen-, Kultur-, Handels-, Kriegs- ꝛc. Geschichte; Länder- und Völker-Geschichten, Weltgeschichte und Geschichte der Menschheit.

Die meisten von diesen Fächern können noch weiter unterabgetheilt werden, und zwar: a) in Rücksicht der Zeit, die man gewöhnlich in die alte, mittlere und neue, oder auch in einzelne Jahrhunderte, oder andere willkürlich bestimmte Perioden theilt. b) In Rücksicht des Umfangs. Da gibt es allgemeine und besondere Geschichten, in mehrfacher Unterordnung und Bedeutung. Allgemein ist diejenige, welche mehrere andere oder eine ganze Klasse von Geschichten in sich enthält. Die in ihr enthalten sind, heißen partikulär. Aber beides sind relative Begriffe, und in der langen Stufenfolge von der ganz besondern oder einzelnen bis zur allgemeinsten oder Universalgeschichte ist mit Ausnahme der beiden äußersten Glieder eine jede Geschichte zugleich allgemein und partikulär. Beide Begriffe sind übrigens sowohl auf den Umfang des historischen Objekts nach Raum und Zeit, als auch auf den Stoff der Geschichten, d. h. auf die Gattung der erzählten Begebenheiten, anwendbar.

B. In Beziehung auf die Form der Geschichte, d. h. auf Erzählungsart und Charakter, unterscheiden wir zumal Chroniken oder simple Verzeichnisse der Begebenheiten, nach der Folge der Jahre oder anderer Zeitabschnitte gerichtet, sodann historische Sammlungen von mancherlei Inhalt und verschiedener Anordnung — beide mehr nur Materialien darbietend — und endlich die eigentlich wissenschaftliche oder pragmatisch-philo-

philosophische Geschichte. Diese letzte, deren Geist sich übrigens mit den meisten Formen verträgt, ist eine bewährte, nach den Regeln der ächten historischen Kunst geschriebene, mit wahrem philosophischem Blick begabte Geschichte, die allenthalben nach Ursachen und Wirkungen, nach dem innern Zusammenhange der Thatsachen späht und solchen darstellt, daher auch allenthalben große und belehrende Ansichten gewährt, und statt eines unnützen oder trockenen Magazins von Gedächtnißsäzen, für Kopf und Herz eine reiche und mannigfaltige Nahrung enthält.

Verhältniß zur Weltgeschichte. Philosophie der Geschichte.

Der individuelle Zweck, den sich Jeder beim Studium der Geschichte vorsezt, ob er nämlich dieselbe als Hauptfach oder nur als Hülfswissenschaft eines andern gewählten Faches, oder auch als einen zur allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gehörigen Unterrichtszweig sich eigen machen wolle, muß freilich auf die Art und das Maß ihres Studiums bedeutend einfließen: immer wird aber die beste Grundlage desselben eine summarische, allgemeine oder Weltgeschichte seyn. Eine solche macht den Leser mit dem Umfang und der allgemeinsten Gestalt des historischen Gebietes, mit dem Zusammenhang seiner Haupttheile und mit ihren gegenseitigen Verhältnissen bekannt; sie hebt ihn auf jenen erhöhten Standpunkt, von welchem herab die Ueberschauung und Beurtheilung der unzähligen Thatsachen möglich wird; sie bildet, da sie nur das Größte darstellt, den historischen Geschmack, lehrt auf alle Folgen hin beim Studium der einzelnen Geschichten die Begebenheiten richtig auffassen, würdigen, ordnen, und gibt auch der Auswahl solcher besonderen Studien oder solcher zum besondern Anbau zu erlesenden Felder eine vernünftige Richtung.

Weltgeschichte ist nicht minder die unerläßliche Vorbereitung zur Philosophie der Geschichte, d. h. zur Bedingung alles Wissens und Lebens, aller Bedeutung und edlern Brauchbarkeit der Geschichte.

Philosophie der Geschichte ist nämlich das, was sie aus einem unfruchtbaren Gedächtnißschaz in Nahrung für Kopf und Herz verwandelt, oder das, was sie zur wahren Wissenschaft macht. Ohne philosophischen Blick ist weder fruchtbringende Forschung, noch Studium oder Beurtheilung der Geschichte gedenkbar. Gewöhnlich rechnet man insbesondere dahin: a) die Beurtheilung der Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit der Fakten; b) die Bekanntschaft mit Ursachen und Folgen derselben; und endlich c) den vernünftigen und nüzlichen Gebrauch dieser Kenntniße

im Privat- und öffentlichen Leben. Es finden hier also Logik, Psychologie, Anthropologie und die meisten andern Zweige der gesammten spekulativen und praktischen Philosophie, vorzüglich die Rechts- und Staatslehre, eine mannigfaltige, ja unentbehrliche Anwendung, und heißen in eben dieser Anwendung und zugleich in der Benüzung der Geschichte zu ihrer eigenen Aufhellung und Bereicherung — Philosophie der Geschichte. Ueberhaupt ist die Geschichte der würdigste und unerschöpflichste Stoff des Philosophirens: doch hört er auf, es zu sein, sobald er nicht lauter ist. Es darf also die Geschichte in ihrer Forschung und Darstellung von keinem philosophischen Systeme abhängig seyn, oder Partei für irgend eines nehmen; ihr alleiniger Gegenstand ist: Darstellung des Geschehenen. Zu welchen Resultaten Dieses führen werde, ob zu Ansichten der fortschreitenden Veredlung oder Verschlimmerung unseres Geschlechtes, oder des Beharrens auf einem und demselben Punkte, ob zum Beweis der Naturnothwendigkeit, des Fatalismus oder der Freiheit in menschlichen Dingen und eines göttlichen Erziehungsplanes für unser Geschlecht — das weiß sie nicht; aber aus ihren Ueberlieferungen mag der Philosoph es herausfinden, und dann wäre dieses abermal Philosophie der Geschichte.

Die allgemeine oder Weltgeschichte allein soll der Inhalt dieses Buches sein. Die nähere Bestimmung ihres Begriffes liegt uns demnach allererst ob.

II.

Von der Weltgeschichte insbesondere.

Ihr Begriff.

Bei Aufstellung des Begriffes der Weltgeschichte gehen wir von nachstehenden Ansichten aus:

1) Ihr Gegenstand ist eine Einheit — kein Aggregat, und sie selber also ein Ganzes — keine bloße Sammlung. Dieser ihr eine Gegenstand ist die Welt, das heißt, unsere Welt, unser Geschlecht nämlich und sein Wohnplaz, die Erde. Weltgeschichte ist hiernach Geschichte der Erde und Menschheit als eines verbundenen Ganzen.

2) Die Begebenheiten, welche die Weltgeschichte erzählt, sind die allermerkwürdigsten und allerwichtigsten, d. h. keine solche, die nur ein örtliches oder zeitliches, oder durch besondere

Zwecke bedingtes, sondern ein allgemeines und ewiges Interesse haben, wiewohl eben hierdurch oder nebenher auch manche untergeordnete Zwecke und Vortheile erreicht werden mögen.

3) Die Weltgeschichte ist das letzte und höchste Resultat der geordneten Zusammennehmung aller Specialgeschichten.

Diesen Charakteren möchte wohl folgende Erklärung entsprechen:

„Weltgeschichte ist eine zusammenhängende Darstellung aller Hauptveränderungen (Revolutionen) der Erde und des Menschengeschlechts, woraus sich der jezige und jedesmalige Zustand beider mit seinen Gründen erkennen läßt."

Nach solcher Bestimmung und der ihr gemäßen Behandlung wird die Weltgeschichte das gehörige Mittel halten zwischen einer zu sehr idealischen oder auch raisonnirenden Darstellung und einer blosen trockenen Sammlung, zwei entgegengesezten Abwegen, welchen jedoch auch gute Schriftsteller sich oft mehr oder weniger nähern.

Die Ansichten, welche die Betrachtung der Menschengeschichte und des Weltlaufes im Großen darbietet, sind so erhebend für das Gemüth, daß durch sie gar leicht die Imagination, besonders in den empfänglichern Jugendjahren, fortgerissen wird, und man nur ungern mehr den ruhigern Forschungen des Verstandes, den besonnenen Erwägungen der Vernunft bei der Betrachtung und Darstellung der Begebenheiten folgen mag. Von stolzer, oftmals schwindelnder Höhe herab sieht man keine einzelnen Thatsachen mehr, sondern nur die allgemeinen Verhältnisse des Geschlechtes in großen, in einander schmelzenden Massen, die man wohl gar nach Träumen einer erwärmten Phantasie, oder nach beliebten Ideen a priori ordnet und verbindet. Dergleichen Darstellungen mögen anziehend, oft auch lehrreich sein, aber sie sind nicht gründliche Weltgeschichte.

Auf der andern Seite lassen sich Viele durch die Liebe zur Vollständigkeit verleiten, die größtmögliche Menge von Begebenheiten in ihre Weltgeschichte aufzunehmen, und sonach diese zugleich zum Auszug aus sämmtlichen Specialgeschichten zu machen. Auch solche Werke — wie denn mehrere ausgezeichnete Gelehrte deren geliefert haben — sind verdienstvoll und von ausgebreitetem Nutzen: ja sie erfüllten zwei Zwecke statt eines. Beide jedoch nur unvollkommen. Denn, mag man auch mit Remer die Erzählung wie immer zusammendrängen, mag man mit Beck das Allgemeinere in den Text und das Speciellere in die Noten werfen, immer wird das gehäufte Detail die fortwährende Aufmerksamkeit auf das Ganze verhindern, und die Betrachtung des Allgemeinen zu oft den Faden der einzelnen Ge-

Digitized by Google

schichten unterbrochen. Es wird solchen Werken immer an Einheit mangeln, und zwar an Einheit des Gegenstandes, des Zweckes und der Darstellung. Seien sie daher reiche Magazine von historischen Kenntnissen, — systematisch verbundene Weltgeschichte sind sie nicht.

Um unsern Begriff der Weltgeschichte noch deutlicher zu bestimmen und zu rechtfertigen, wollen wir die Unterschiede derselben von der Geschichte der Menschheit und von der Universalhistorie, als mit welchen Fächern sie am häufigsten verwechselt wird, etwas genauer beleuchten.

Wiewohl auch die Geschichte der Menschheit verschiedene Ansichten zuläßt, und dieselbe unter der Bearbeitung eines Hume, Iselin, Meiners, Herder u. s. w. jedesmal in verschiedener Gestalt erscheint, so mag dennoch von ihr überhaupt bemerkt werden, daß sie weniger Erzählung als die Weltgeschichte gebe, und in noch höherer Allgemeinheit als diese den Gang des Menschengeschlechtes als eines Ganzen betrachte, daß sie daher mehr Resultate oder allgemeine Betrachtungen als einzelne Thatsachen, die Weltgeschichte aber Thatsachen und Resultate darstelle. Weiter abstrahirt die Geschichte der Menschheit fast gänzlich vom Erdboden, dessen Revolutionen die Weltgeschichte sorgfältig erzählt. Dann läßt jene den vernünftigen Muthmaßungen, den Philosophemen, sogar den Flügen der Imagination einigen Raum; diese fordert eine strenge, kritische Darstellung. Endlich bindet sich die Geschichte der Menschheit nicht an die chronologische Ordnung, und bildet oft aus combinirten Wahrnehmungen weit getrennter Zeitalter ein Phänomen; da im Gegentheil die Weltgeschichte die Zeitrechnung zur beständigen Führerin hat.

Eben so wichtig sind die Unterschiede der allgemeinen oder Weltgeschichte von der Universalhistorie. Es ist diese ein allgemeines Magazin aller merkwürdigen Begebenheiten aller Zeiten, Orte und Arten; als ein solches zu dienen, ist auch ihr Zweck, den sie durch möglichste Vollständigkeit und Ordnung erreicht. Sie unterscheidet sich demnach von der Weltgeschichte, wie ein großes Magazin von Baumaterialien sich vom Gebäude selbst unterscheidet. Alle Specialgeschichten sind in ihr enthalten; alle Zwecke derselben sind auch die ihrigen; aber den mannigfaltigen Stoff, der sich nicht systematisch zur Einheit verbinden läßt, vermag sie nur äußerlich zur Ueberschauung zu ordnen. Weltgeschichte hebt aus dem Vorrath der Universalhistorie blos die Weltbegebenheiten, d. h. diejenigen aus, welche auf den Zustand der Erde und Menschheit von bedeutendem (mittelbarem oder unmittelbarem) Einflusse waren, und sucht durch die systematische Verknüpfung derselben zu einem Ganzen eben jenen Zustand gründlich zu erklären.

Digitized by Google

Auch die gedrängten Auszüge oder Kompendien der Universalhistorie, wiewohl sie nach ihrer äußern Form der Weltgeschichte näher rücken mögen, weichen dennoch in ihrem Wesen gar weit von ihr ab. Jene Compendien sollen nämlich, so gut sich's in ihrer verkleinerten Ausdehnung thun läßt, den Zweck der Universalhistorie selbst erfüllen, oder wenigstens ein summarisches, überschauliches Verzeichniß der universalhistorischen Fächer und ihres Hauptinhaltes seyn. Deßwegen kommen darin alle Rubriken der Universalhistorie, alle Königsnamen und Völklein vor, und wenn gleich, je nach dem kleinern oder größern Umfang solcher Kompendien, die Auswahl der Thatsachen bald mehr, bald weniger karg ist, so geschieht sie doch immer mit Rücksicht auf den Zweck der Universalhistorie und der in ihr enthaltenen Specialgeschichten. Die Weltgeschichte dagegen enthält zwar auch einen Auszug aus der Universalhistorie, bildet aber denselben nach ihrem eigenen Zwecke, und hebt aus den Specialgeschichten nur jene Thatsachen aus, welche, und insofern sie Erklärungsgründe des Gesammtzustandes der Welt sind. Dieser ihr inwohnende Geist bleibt der beständige, wesentliche Charakter der Weltgeschichte, wenn sie gleich wegen der Natur der Sprache, als welche keine zusammengefaßte, einem Gemälde ähnliche Darstellung, sondern nur die successive Aneinanderreihung der einzelnen Züge, die alsdann der Verstand zusammennimmt, erlaubt, oftmals gezwungen ist, sich zur äußern Ordnung von universalhistorischen Kompendien herabzulassen.

Stoff der Weltgeschichte.

Der Weltgeschichte angehörig, oder merkwürdig für sie sind nach dem Gesagten nur die Weltbegebenheiten, d. h. diejenigen, welche bedeutende Veränderungen der Erde und Menschheit, oder die Erklärungsgründe davon enthalten. Durch die Auffindung, Würdigung und zusammenhängende Darstellung von solchen Begebenheiten erprobt sich das welthistorische Genie.

Freilich sind unzählige Weltbegebenheiten — besonders in alten Zeiten — aus Verlust oder Mangel der Quellen uns auf beständig entrückt. Aber von manchen anderen, wenn gleich noch unbeachtet, ist wenigstens die Spur vorhanden; sie erwarten das Kennerauge, daß sie entdecke und ans Licht ziehe.

Auch viele kleinere Thatsachen, die, für sich betrachtet, keine eigentliche Weltbegebenheiten sind, nimmt die Weltgeschichte auf, wenn sie nämlich mit diesen als Ursachen, begleitende Umstände oder Folgen verknüpft sind, wenn sie den Uebergang von einer großen Revolution zur andern ausmachen, die

Lücken zwischen denselben ausfüllen, oder überhaupt zur zusammenhängenden und vollständigen Kenntniß ihres Ursprungs, ihrer Wirkungen, ihrer Zeitfolge und des jedesmaligen Gesammtzustandes der Welt beitragen.

Hieraus erhellt, daß nicht nur geräuschvolle Begebenheiten, als Schlachten, Thronensturz, Dynastienwechsel u. s. f. merkwürdige Data für die Weltgeschichte seien, sondern noch vielmehr jene leise eintretenden Veränderungen, welche umfassender und dauernder als die mächtigsten Stürme wirken, und jene stillen Verkettungen moralischer Ursachen, deren natürliche, ja oft geringste Wirkung die vom Pöbel angestaunten Explosionen sind. In der Weltgeschichte wie in der Natur: Ein Orkan, ein Erdbeben mögen vorübergehende, einzelne Verwüstungen anrichten: was ist jedoch ihre Kraft gegen den stillen, aber allbelebenden Hauch des Frühlings, gegen die langsamen aber unwiderstehlichen Einflüsse der Witterung, der Jahreszeiten u. s. f.? Betäubend war der Umsturz des europäischen Staatensystems, welchen auf die gewaltsamste Art der französische Revolutionskrieg hervorbrachte; aber die französische Revolution selbst war die natürliche Folge einer langen Reihe still und unsichtbar wirkender moralischer Ursachen. Die Eroberungen eines Dschengis-Chan kläten lärmend in die Weltgeschichte ein; fast sind sie vergessen: geräuschlos ward die christliche Religion gegründet und ausgebreitet; aber allbestimmend für die späteste Folgezeit.

Veränderungen der Erde.

Unter den Veränderungen der Erde nehmen jene, welche die Natur selber hervorgebracht, nur eine untergeordnete Stelle in der Weltgeschichte ein. Denn wiewohl die nämlichen Elemente und Kräfte, welche die jüngste Hauptgestaltung der Erde hervorbrachten, auch seither in reger Thätigkeit blieben, und mancherlei Revolutionen bewirkten: so sind dennoch die größten derselben — als die Losreißung Siciliens von Neapel, Britanniens von Gallien u. s. f. — in vorhistorischen Zeiten geschehen, also außer Verbindung mit der uns bekannten, oder von uns zu erforschenden Verkettung menschlicher Thaten und Schicksale; andere — wie die Verkleinerung des kaspischen, die Bildung des Mittelmeeres ꝛc. beruhen dazu auf bloser Muthmaßung. Die kleineren aber, als die Entstehung von neuen Inseln, Bergen und Seen, die abwechselnden Eroberungen des Meeres und des festen Landes gegen einander u. s. f. sind für das Ganze von geringem Belange: und noch andere Veränderungen, die nicht plötzlich oder gewaltsam, sondern nur allmählig eintreten, als die Erniedrigung der Ge-

birge und Erhöhung der Thäler ꝛc., können nur bei der Ueberschauung mehrerer Jahrtausende ein bedeutendes Resultat darstellen. Billig überläßt also der Welthistoriker dergleichen — übrigens sehr interessante und lehrreiche — Revolutionen größtentheils dem Naturforscher und physikalischen Geographen.

Desto wichtiger sind uns die Umstaltungen der Erde durch des Menschen Hand. Dieselben sind unermeßlich und staunenswerth.

Betrachtet jenes von Menschen noch nicht umschaffene Land! es liegt im glücklichsten Himmelsstrich, hat den fruchtbarsten Boden, eine reiche Bewässerung und den schönsten Wechsel von Thälern und Höhen. Dennoch ist sein Anblick betrübend. In regellosem Gemisch streben zahllose Pflanzen empor, aber die nutzbaren sind meistens von unnützen oder schädlichen verdrängt; mühselig bahnt sich der Fuß durch Dornen und Ranken einen Pfad, oder irrt im grauenvollen Dunkel undurchdringlicher Wälder. Jetzt hemmt ein steiler Fels, jetzt ein wildschäumender Fluß, jetzt ein todter Sumpf des Wanderers Schritte, kalte Nebel verhüllen die Sonne vor seinem Blick, Schaaren von Ungeziefer erwecken ihm Ekel, und die Höhle, in der er ein Obdach sucht, birgt das feindliche Raubthier. Die Schreckniſſe vermehren sich, wie wir weiter blicken. Unübersehbare Strecken von dürrer Heide wechseln ab mit kahlem Gestein; hier dehnen sich starre Eisflächen und dort ist brennender Sand. Hier suchst du vergebens auch nur eine labende Quelle, und dort wird der Boden, worauf du stehst, vom übertretenden Strom verschlungen oder von der einbrechenden Meeresflut.

Und nun dieselben Länder, wie hat der Mensch sie umschaffen? — Aus trauriger Wildniß ist ein blühender Garten geworden. Das wilde Gemisch freiwachsender Pflanzen hat er getödtet und auf weiter Fläche ein nüzliches Korn gebaut. Die Krone der Berge hat er geschlagen und ihre Höhen mit einem edlen Strauch geschmückt. Auf nackten Stein hat er Erde getragen, dürre Sandwüsten hat er getränkt, giftige Sümpfe dem Pflug unterworfen. Die bezähmte Wildniß hat er mit zahllosen Wohnungen erfüllt und mit stolzen Palästen geziert. Vergebens kämpft jetzt der Strom gegen das wohlverwahrte Ufer; die schäumende Meereswelle, durch feste Dämme gezwungen, gibt ihre alte Beute zurück. Die Erde ist des Menschen; ihre verborgensten Winkel hat er erspäht. Allenthalben wandelst du auf gebahnten Wegen, dich hindert kein Absturz, keine Stromesgewalt. Der Mensch hat Brücken über die gähnenden Tiefen gebaut, Heerstraßen durch drohende Klippen geführt, wilde Wasser zum sanften Fluß gezwungen, sie durch Kanäle verbunden; Länder

und Erdtheile durchschnitten, Meere vereint. Endlich hat er ein Land durch die Erzeugnisse der übrigen bereichert, Pflanzen und Thiere vom heimischen Boden weg nach fernen Zonen getragen, sie veredelt und vervielfältigt, ja selbst Witterung und Klima gehorchen gelehrt. Beeiste Flächen sind aufgethaut, kalte Nebel geflohen, die Jahreszeiten sanfter geworden. Du kennst nach Jahrhunderten dasselbe Land nicht mehr; Italien findest du in Deutschland und dieses in Schweden wieder.

Aber alles Dieß ist nicht überall und nicht zu jeder Zeit und nicht in gleichem Maße geschehen. Viele Länder sind heute noch in ursprünglicher Naturgestalt, manche haben abwechselnde Perioden von Cultur und Verwilderung erfahren, und was ein Volk gebauet, das wurde nur zu oft von dem andern zerstört. Solche Revolutionen nun sammelt die Weltgeschichte und führt sie in überraschender Zusammenstellung vor unser Gemüth. Für die Einleitung indessen mag das Gesagte genügen.

Veränderungen der Menschen.

Die Veränderungen der Erde sind dem Welthistoriker vorzüglich wegen des Einflusses wichtig, den sie auf die Menschheit ausüben; denn das von seinem Bewohner gepflegte, verwahrloste oder verwüstete Land wirkt gleichmäßig auf denselben zurück. Ein verschöntes, an Erzeugnissen und Bequemlichkeiten reiches Land wird nicht nur mehr, es wird auch glücklichere und selbst edlere Menschen nähren; und noch nie hat eine Wildniß ein gesittetes Volk beherbergt.

Wundervoll sind die Veränderungen, welche die Menschen im Zeitenlauf erlitten, und nichts kann imposanter sein als ihre Betrachtung. Wir lernen daraus, was wir waren, wie wir das wurden, was wir sind, und was wir noch werden mögen, sonach die Summe der höchsten Staats- und Lebensweisheit.

Bei der Annahme eines gemeinschaftlichen Ursprungs aller Menschen, wozu viele Gründe, wenn auch nicht zweifelfreie, vorhanden sind, spricht die bunte Verschiedenheit der gleichzeitigen Individuen und Völker auf dem Erdenrunde ihre vielseitigen Veränderungen von selber aus; und wer auch mehre Stammväter, mehre ursprüngliche Menschenracen behauptet, kann doch unmöglich sein Auge vor der verschiedenen Gestalt desselben Volkes in verschiedenen Zeiten und insbesondere nicht vor den durch die Vermischung der Racen entstandenen Verschiedenheiten verschließen.

Ueberhaupt sind diese zahllos und in Allem bemerkbar, was

Digitized by Google

des Menschen äußere und innere Natur und seine Verhältnisse angeht.

So zunächst im Aeußern: wie mannigfaltige Abstufungen und wie grelle Kontraste bieten sich dar in der Körpergestalt überhaupt und in den Theilen, in der Farbe, Größe, Stärke, Bildung, in den Zügen des Gesichts, den Umrissen des Knochenbaues und der Muskeln, den Nüancen der Haar- und Augenfarbe u. s. w.

Und dann in der innern Anlage und Ausbildung, in intellectueller und ethischer Hinsicht — welche ungeheure Verschiedenheit! zwischen Individuen und Volksklassen, zwischen Volk und Volk, zwischen Vorfahren und Nachkommen!! — Ein Kretin und Kant, ein Lastträger und ein Hofmann, Cartouche und Fenelon, Pescherähs und Britten, Peruaner und Irokesen, Alt- und Neugriechen, Hermanns Teutsche und Wir — welche Zusammenstellungen!

Theils als unmittelbares Produkt dieser Verschiedenheiten, theils als unverschuldetes oder unverdientes Erbe der Vorfahren erscheint der verschiedene Zustand der Völker, erscheinen ihre Verhältnisse der Noth oder des Wohlseins. Es gibt welche, deren Genuß auf jenes beschränkt ist, was ihnen ihr — oft dürftiger — Boden von selbst darbietet, während andere die Erzeugnisse des ihrigen durch künstliche Pflege vervielfältigen, sie in tausend Gestalten verarbeiten und tausendfältig nützen und mittelst des Handels über die Produkte aller Zonen und Erdtheile gebieten. Bei wilden Völkerschaften denkt jeder Einzelne, jedes Geschlecht nur für sich; bei civilisirten Nationen befördert Jeder gegenseitig des Andern Wohlsein, und eine Generation hinterläßt der andern die Mittel, Anstalten und Hülfsquellen, um ihr Glück und den Grad ihres sichern und mannigfaltigen Genusses beständig zu erhöhen. Die Gefährten Deukalions und Alcibiades, die erdfressenden Otomaken und die europäischen Hauptstädter, wie unermeßlich verschieden ihr Zustand!

Ursachen derselben.

Und woher diese zahllosen Verschiedenheiten, diese unaufhörlich wechselnden Veränderungen der Menschen? — Warum sind oder waren hier aufgeklärte, sanftmüthige Menschen, dort zusammengeschrumpfte, wilde, stumpfsinnige Barbaren? hier freie und glückliche Völker, dort elende und verächtliche Sklavenschaaren, und alles in bunter Vermischung und mannigfaltig abwechselnder Folge nach Ort und Zeit??

Die Erziehung des Menschen, d. h. die Entwicklung oder Ertödtung und mannigfaltige Richtung der in ihm schlummern-

den Kräfte und Anlagen, ist das Produkt von tausend und tausend physischen und moralischen Einwirkungen, welche unzählbare Kombinationen zulassen. Physische Gründe können aufs Moralische im Menschen, und moralische Gründe auf sein Physisches Einfluß haben, und die meisten Bestimmungen des Schicksals oder Zustandes der Völker sind zugleich Grund und Begründetes; sie hängen gegenseitig von einander ab, und stehen unter sich selbst in vielfachem Verhältniß der Wechselwirkung.

Unter den physischen Einflüssen steht das Klima obenan. Es wirkt zwar vorzüglich auf den physischen, jedoch auch viel auf den moralischen Menschen. Farbe, Gestalt, Gesichtszüge u. s. w. hängen von ihm ab, und es drückt den Völkern, wenn seine Einwirkung mehre Generationen hindurch fortgedauert hat, endlich einen bleibenden oder doch sehr hartnäckigen Charakter ein, welcher oftmals auch bei dem längsten nachherigen Aufenthalt in andern Klimaten nicht mehr verdrängt werden kann, und die Unterscheidung der sogenannten Menschenracen ausmacht.

Nicht nur der Körper des Menschen, auch seine Seele und sein gesammter Zustand werden großentheils durch das Klima bestimmt. Seine Denk- und Empfindungsweise, seine Genüsse und seine Sorgen, selbst seine Beherrschung und Religion sind meistens klimatisch. Wo etwas gegen das Klima, oder verschieden von dem, wozu dasselbe hinneigt, geschehen soll, da muß ein desto stärkerer Zusammenfluß von entgegengesetzten Kräften sein. Am günstigsten zur Entwicklung und Veredlung der Menschennatur ist das gemäßigte Klima. Noch ist, wie Schlözer treffend bemerkt, kein großer Mann zwischen den Wendezirkeln und auch noch keiner in der Nachbarschaft der Polarkreise aufgestanden.

Auch die Lage eines Landes und sein Boden, seine Erzeugnisse, und sonach Speise und Trank, die es den Einwohnern darbietet, können zum Klima, im weitern Sinne des Wortes, gerechnet werden. Sie wirken auf gleiche Weise als physische Bestimmungsgründe des äußern und innern Menschen.

Aber mehr als die physischen wirken auf den Menschen die moralischen Gründe, und am mächtigsten und allgemeinsten die Gesellschaft, die man mit Recht die Mutter aller Menschenkultur, ja die Bedingung des eigentlichen menschlichen Daseyns nennen könnte.

Aber die Gesellschaft, die Erzieherin der Menschen, kann von verschiedener Ausdehnung und Dauer, Innigkeit und Anordnung sein. Mannigfaltige Umstände bestimmen ihre Verhältnisse und ihren Einfluß. Viele davon sind aus ihr selbst hervorgegangen und wirken zurück auf sie, mehrend, befestigend, ordnend oder zerrüttend und auflösend; sonach wohlthätig und veredelnd für den Menschen, oder drückend und verderbend. Wir können diese

Umstände füglich mit Schlözer auf die Hauptrubriken der Beschäftigung, Herrschaft, Religion und Mode zurückführen.

Die Beschäftigung ist beinahe gleichbedeutend mit der Nahrungsart, weil des Menschen vorzüglichste Beschäftigung unmittelbar oder mittelbar die Nahrung zum Zweck hat, das unentbehrlichste und täglich sich erneuernde Bedürfniß. Von erstaunenswürdigem Einfluß ist diese Nahrungsart auf den physischen und moralischen Menschen, wie die Geschichte aller Völker und Zeiten lehrt. Die erste, und darum nur den ungebildetsten Völkern eigene Nahrungsart ist Jagd und Fischfang — denn nirgends bietet wohl die Natur von selbst genug Früchte zum Leben dar. Der jagende Mensch ist so ungesellig als das Raubthier und fast so wild als dasselbe. Minder wild sind Fischesser, jedoch meistens schwächer und dümmer, weil der Fischfang größtentheils weniger Kraft und List erheischt als die Jagd. Der erste Schritt zur Civilisation ist die Viehzucht, welche freilich nach der verschiedenen Natur der gezähmten Thiergattungen (ob z. B. Schaf oder Rind oder Pferd) auch verschiedene Wirkungen erzeugt. Aber im Allgemeinen verträgt sie eine nähere Zusammenwohnung der Menschen, wirkt besänftigend auf die Sitten, und fordert und veranlaßt schon verschiedene Kunstfertigkeiten und gesellige Einrichtungen. Aber noch können Nomaden nicht für cultivirte Völker gelten. Erst der Ackerbau endete ihre Barbarei. Er nährt viele Menschen auf einem kleinen Raum, macht ihnen gegenseitige Hülfe nöthig, verlangt Fleiß und Ordnung, Friede und Recht, setzt also feste, gesellschaftliche Einrichtung, Regierung und Gesetze und überdies mannigfaltige Erfindungen und Kenntnisse voraus, zieht viele andere nach sich und bietet die Mittel zu einem bequemen, gesicherten, genußreichen Leben dar. Dennoch gibt es eine höhere Stufe der Kultur: Industrie und Handel, welche das Mangelhafte des Ackerbaues ersetzen, seinen Erzeugnissen durch Umgestaltung und mannigfaltige Verarbeitung einen vielfach erhöhten Werth ertheilen, die Menschen in dichte Haufen zusammendrängen und selbst auf einem undankbaren Boden bereichern. Industrie und Handel können nur beim vollkommensten Zustand der Gesellschaft blühen und bewirken denselben; sie bringen Völker und Einzelne in vielseitige Berührung und Mittheilung, reichen dem Nachdenkenden Stoff, der Kunst und Wissenschaft unerschöpfliche Hülfsquellen dar; es werden durch sie Ideen, Kenntnisse und Erfindungen nicht minder als Waaren verbreitet und alle Kräfte, alle Talente geweckt und entfaltet. Uebrigens sind diese Lebensweisen nur selten scharf geschieden. Viele Jagdvölker treiben zugleich etwas Ackerbau und die Nomaden Handel u. s. w. Blos das Vorherrschende in der

Digitized by Google

Beschäftigung gibt — und zwar nur bei sonst gleichen Umständen — den Maßstab der Kultur.

Die Beschäftigung der Völker wirkt auch bedeutend auf ihre bürgerliche Verfassung ein. Das wilde Jagd- und unstäte Nomadenleben neigen zur Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit hin, Ackerbau und Handel zu festem Rechtsverhältniß und bürgerlicher Ordnung. Indessen wird die Regierungsform und Regierungsweise nur durch viele andere Umstände, durch Klima und Boden, Volkscharakter und Bildung, oft auch durch Zufall, durch äußere Einflüsse, durch Denkungsart, Genie und Gewalt von einzelnen Menschen bestimmt; und dieselbe Verfassung kann nach persönlicher Verschiedenheit der Häupter contrastirende Resultate hervorbringen. Immer aber sind Regierung und Regierer, Gesetz und Richter vom entschiedensten, allverbreitetsten Einflusse auf den Zustand der Völker. Von ihnen hängt größtentheils derselben Wohl oder Wehe, Kultur oder Barbarei, Würde oder Entartung ab, und die Menschengeschichte ist, ihren hervorspringendsten Erscheinungen nach — Geschichte der Verfassungen und der Herrscher.

Minder auffallend, aber gleichwohl mächtig, wirkt auf den Zustand der Menschen und Völker die Religion ein, sie, das heiligste Angebinde der Menschheit. Denn allenthalben, wo Menschen menschlich denken und fühlen, da lebt in ihnen die Idee, die Ahnung wenigstens, von Gott und Unsterblichkeit. Diese Ideen — mag der Philosoph stolz sich rühmen, ihrer entbehren zu können — sind die Stütze der allgemeinen Menschenmoral; sie verstärken die Kraft der Gesetze durch höhere Beweggründe, leiten jene Handlungen, die dem Auge des Gesetzgebers und dem Arm des Richters entgehen, und bieten Trost und Hoffnung dar unter den Mühseligkeiten des Lebens. Aber sie sind nach Völkern und Zeiten in mannigfaltig verschiedenen Graden der Reinheit oder Ueberladung mit Zusätzen der Dummheit und des Betruges anzutreffen; sie sind mehr oder minder in das Gemüth der Menschen und in ihre Handlungsweisen, in ihr Privat- und ihr öffentliches Leben eingedrungen; mehr oder minder klug von Gesetzgebern und Herrschern zur Erreichung humaner, politischer oder egoistischer Zwecke benützt, und von ihren eigentlichen Bewahrern und Lehrern — den Priestern — mehr oder minder sorgfältig bewacht und zur Volkserziehung gebraucht oder mißbraucht worden. Und so hat die Religion nach dem Charakter und dem Geist ihrer Formen, nach der Tendenz ihrer Lehren, nach dem Genie und den Interessen der Priesterschaft abwechselnd Veredlung und Verderbniß, Aufklärung und Finsterniß, Sanftheit und Verwilderung, Glück und Unglück hervorgebracht.

Aber, wozu die Beschäftigung hintreibt, was der Herrscher

befiehlt und der Priester lehrt, das läßt immer noch eine verschiedenartige Ausübung zu, und unzählige Handlungen sind, die durch Nahrungsart, Gesetz und Religion keine unmittelbare Bestimmung erhalten. Solche Handlungen und Handlungsweisen, wenn sie dennoch bei Vielen gleichförmig, wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommniß, erscheinen, heißen Sitte, Herkommen, Mode. Ihre Sammlung macht einen interessanten Theil der Menschengeschichte aus und kann Erkenntnißgrund der wichtigsten Revolutionen werden, z. B. Ritterwesen, Verhältniß der beiden Geschlechter im Umgang, Duell (eine sogar gegen das Gesetz herrschende Sitte) u. s. w. Je weniger bestimmt und zahlreich bei einem Volke die Gesetze sind, desto ausgebreiteter ist bei ihm die Herrschaft der Sitten, und sie mögen oft die Stelle von jenen vertreten. Bei einfachen, noch wenig cultivirten Völkern bleiben sie manchmal Jahrhunderte hindurch gleichförmig; bei reichen, Handlung treibenden, in Hauptstädte zusammengedrängten, mit Fremden vermischten Nationen sind sie schwankend und wandelbar. Meistens aber hängen Völker und Individuen fester an der Sitte, die sie als heimisch und eigen erkennen, als an dem oftmals fremden und aufgedrungenen Gesetz.

Dieß sind die vorzüglichsten Gründe und zugleich auch die vorzüglichsten Seiten des verschiedenen Zustandes der Menschen, aber erschöpfend sind sie nicht. Viele Veränderungen hängen, wenigstens in Rücksicht des leidenden Theiles, vom Zufall, vom Verhängniß ab; so die Einflüsse, die ein Volk von fremden Völkern erhält und die oftmals unwiderstehlich und auf Jahrhunderte hin bestimmend sind; so die mächtigen Wirkungen, die von einzelnen großen Charakteren, von wichtigen Erfindungen, von individueller Kraft und Begeisterung segnend und verderbend ausgehen, so der Zeitgeist oder die auf einzelne Bestrebungen günstig oder ungünstig wirkende allgemeine Weltlage, und vorzüglich der Charakter der im Denken und Handeln der Völker vorherrschenden Ideen. Alles dieses und was irgend näher oder entfernter auf die Revolutionen der Erde und der Menschheit Bezug hat, sucht die Weltgeschichte in den Specialhistorien auf, hebt davon das Wichtigste heraus und stellt es dar in harmonischer Verbindung.

Zweck der Weltgeschichte.

Hierdurch wird dann ihr unmittelbarer Zweck erreicht: die gründliche Erkenntniß des jetzigen und jedesmaligen Zustandes der Erde und der Menschen.

Vielleicht könnte man den Zweck der Weltgeschichte noch weiter

ausdehnen und sagen, daß sie auch den zukünftigen Zustand der Welt zu entschleiern strebe. Denn, so wie die Vergangenheit die Gegenwart gebracht hat, also trägt diese die Zukunft in ihrem Schooß. Die Vergleichung des ursprünglichen Zustandes der Menschheit mit ihren gegenwärtigen Bestimmungen und Verhältnissen, die Ueberschauung des langen Weges, auf welchem sie unter so verschiedenen Schicksalen dahin gelangt ist, wo wir sie heute erblicken, kann allein die große Frage entscheiden, ob wir im Ganzen vor- oder rückwärts schreiten oder einen traurigen, ewig wiederkehrenden Cirkel beschreiben; kann allein uns darüber belehren, ob, was wir um uns sehen, Licht oder Finsterniß, Wohl oder Wehe, in naher oder ferner Zukunft verheiße; kann endlich allein uns andeuten, welche Wege wir einzuschlagen, welche wir zu fliehen haben, um, was unsere Natur uns zu verlangen antreibt und zu hoffen erlaubt, auch wirklich zu erreichen.

Hieraus erhellt schon zur Genüge die ausgezeichnete Stelle, welche der Weltgeschichte unter den übrigen Fächern der Historie gebührt. Was überall vom Nuzen der Geschichte überhaupt gesagt werden kann, ist in vorzüglichem Maße von der Weltgeschichte wahr. Sie ist die größte, die würdigste, die lehrreichste Geschichte. Ohne sie sind alle Specialhistorien theils unverständlich, theils nur zu untergeordneten Zwecken brauchbar; ohne sie können wir uns nicht auf den Standpunkt erheben, von welchem wir durchaus im Reiche der Geschichte das wahrhaft Wissenswürdige vom Unbedeutenden unterscheiden mögen. Sie ist die Summe, der Vereinigungspunkt, das allgemein Interessante aller Geschichten.

Vom Nutzen der Geschichte überhaupt.

Aber der unermeßliche Nuzen der Geschichte verdient wohl eine umständlichere Betrachtung: am natürlichsten wird derselbe in den allgemeinen und besondern unterschieden. Denn außerdem, daß sie den meisten Ständen und Klassen der Gesellschaft, den meisten Zweigen der Wissenschaft und Kunst besondere ausgezeichnete Vortheile gewährt, hat sie auch ein allgemeines und hohes, rein menschliches Interesse und ist — auch ohne Rückficht auf individuelle oder untergeordnete Zwecke — zur Bildung des Geistes und Herzens überhaupt von mächtiger Wirksamkeit.

Es ist ein natürliches Gefühl, fast möchte man sagen Bedürfniß, das uns zur Geschichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weise gerührt.

Woher wohl dieser allgemeine Hang? — Er haftet tief in der empfindenden und moralischen Natur des Menschen, die allent-

Digitized by Google

halben, wo sie unverdorben und in einiger Entwicklung erscheint, durch sympathetisches Gefühl sich äußert und sich, wenn sie der besseren Stimme gehorcht, nicht in der Isolirung der eigenen Person, sondern in der Allgemeinheit des Geschlechtes liebt und schäzt. Dieses weit verbreitete Eine Geschlecht, welchem wir angehören, zu kennen, sein geistiges Leben, in dessen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahinschwimmt, zu verstehen, Zweck und Ziel, wonach wir steuern, wenigstens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchsten, rein menschlichen Interesse sein. Und wo anders erscheint uns die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geschichte? — In ihr und in ihr allein erkennen wir, was unter so vielen zufälligen Gestaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort, beharrliche, ewige Menschennatur sei. Zwar äußert sich diese in vielfach wechselnden Formen, ist der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl sind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieselben Neigungen und Leidenschaften wirksam. Das Gemeinwohl sehen wir überall im Streit mit Privatinteressen, aber dennoch gefördert durch diese, und bei dem mannigfaltigsten Gemische partieller Ereigniße einen allgemeinen Gang des Geschlechts. — Sonach ist, wer die Geschichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter seinem Geschlecht und sich selber fremd! nichts kümmern ihn die hohen Interessen, um welche die Menschheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch sonst seine Fertigkeiten seien — an ihrem allgemeinen Leben nur passiv und maschinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur ist das wahre Leben der Menschen bloß in der Geschichte erkennbar, es besteht auch größtentheils nur in der Geschichte. Ohne sie ginge jede Generation ihren gesonderten Gang für sich und beträte den oft betretenen Pfad immer von Neuem. Die Geschichte schließt alle Generationen in eine Kette zusammen. Sie ist das fortwährende Selbstbewußtseyn der Menschheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Tradition mit allen ihren Schätzen ist ihr. Die Kenntnisse, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weisen in grauer Vorwelt dachten und lehrten, theilt sie den späten Nachkömmlingen mit. Jezt können diese beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es ist ihnen das Fortschreiten zu ganz unbestimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgesehen von diesem hohen Standpunkt, von dieser umfassenden Allgemeinheit des Begriffs der Geschichte ist sie eine fruchtbare Mutter von Erkenntnissen. Nicht mit Unrecht schreibt

Digitized by Google

man ihr die größere Hälfte des menschlichen Wissens zu. Denn unermeßlich ist der Umfang der eigentlich historischen Wissenschaften, und auch die meisten philosophischen Disciplinen erhalten von ihr Materien oder Data, erläuternde Beispiele und lichtvolle Beweise.

Nichts ist demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geschichte, nichts kläglicher als seine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen soll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verständniß und Nutzen zu lesen; allenthalben irrt er im Dunkeln, ihm ist die Gegenwart ein Räthsel und die Zukunft völlig verschlossen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit hemmen seine Geistesthätigkeit! das Gewöhnlichste weiß er nicht zu deuten und das Außergewöhnliche benimmt ihm die Fassung. Wie überlegen steht einem Solchen Jener gegenüber, der mit der Geschichte vertraut ist? Vor seinen Blicken ist eine weite und freie Aussicht geöffnet, von erhabener Stelle überschaut er die Angelegenheiten der Menschen und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden, denn keines ist ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder und erräth die wahrscheinlichen Folgen der Tagesbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüssel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weist Allem die gebührende Stelle an, hegt weder fürs Alte noch fürs Neue, fürs Einheimische noch fürs Fremde eine parteiische Vorliebe und läßt sich nicht durch politisches und nicht durch religiöses Blendwerk täuschen. Kein besserer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer ist, als Er — denn er erkennt in dem Staat die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erscheint ihm in der Leitung der menschlichen Schicksale, die Unsterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker; — aber er wird gleichgültiger für politische und religiöse Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieselben ewigen Wahrheiten in verschiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch aufs Praktische einfließen, und die Geschichte kann nicht anders als eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend seyn.

Erfahrung und Menschenkenntniß sind die beiden Hauptquellen der Klugheit, Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menschen wie für Staaten enthält sie in warnenden und ermunternden Beispielen die wichtigsten, eindringlichsten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verschieden in den

Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, ist meist auch fürs Kleine wahr. Wer auf Einzelne und wer auf Nationen wirken will, muß die Menschen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erstarken durch Talent und Fleiß, Vorsicht und Mäßigung, oder zu Grunde gehen durch Unvernunft und Nachlässigkeit, Vermessenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargestellten Handlungsweisen eindringlich werden, so erhalten jene des Rechts und der Tugend ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer ist das Recht siegreich und die Tugend glücklich, und eben dies erhöht ihre Würde. Selbstverläugnung macht das Verdienst aus. Dieß sagt uns die allgemeine Moral; aber nur selten mag die abstrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beispiele versinnlicht wird, die Huldigung der Menschen gewinnen. Diese erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beispiele liefert die Geschichte und macht so aus einem trockenen Moralsystem ein lebendiges Gemälde handelnder Personen. Wer in diese Gallerie der großen und edlen Menschen aller Zeiten tritt, dessen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menschlichen Natur, sein Selbstgefühl wird erhöht und seine Kraft zur Nacheiferung begeistert. Ob dieser Vorbilder wenige seien — sie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienst durch den Kontrast mit den Lastern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Böswichter, desto abschreckender ihre Rotte.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geschichte weckt und nährt, sind die auserlesensten Pfleglinge zwei, die unter sich verwandt und Mütter der meisten übrigen Tugenden sind: Liebe des Vaterlandes und der Freiheit. Denn nicht nur ist das Buch der Zeiten reicher an Beispielen derselben, weil sie mehr ins öffentliche Leben eingreifen, als andere; und häufiger Großthaten erzeugen; nach ihrer Natur sind auch beide durch die Geschichte gewissermaßen bedingt, oder erhalten wenigstens durch sie erst ihre höchste Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling ist in der Geschichte, kann sein Vaterland nur instinktartig lieben, denn er kennt dies Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geschichte schöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich und wie sie möglich sey. Wie oft hat schon der Name eines Leonidas, eines Decius, eines Arnold von Winkelried zu Heldenthaten begeistert! wie oft hat das Bild eines Cato den sinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und Hermanns zürnender Schatten den Arm deutscher Jünglinge gestählt!

Nicht nur Lehrerin der Tugend, auch strenge Richterin und

unparteiische Vergelterin ist die Geschichte, und sie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menschen und des Schicksales gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verleumdet; nur zu oft gelingt es verschmitzten und gewaltigen Bösewichtern, die Zeitgenossen zu täuschen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpressen und ihre Schmähungen niederzuschlagen. Aber mögen einzelne Geschichtschreiber, mögen alle Zeitgenossen verblendet, erschreckt, bestochen sein, die spätere Geschichte ist es nicht. Ohne Neigung und Leidenschaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft sie die Zeugnisse, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienst Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verlust der Zeugnisse; auch ist es möglich, wiewohl schwer, sie bisweilen zu täuschen: aber immer forscht sie mit scharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit und spricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menschen sein werden, wird der Name eines Kritias, eines Cromwell mit Verwünschung und Abscheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen und in ihren Herzen seyn. — Der Blick auf diese unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unsterblichkeit lebt in der menschlichen Brust — hat schon manchmal des glücklichen Bösewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen seine Neigung zu guten, wenigstens äußerlich guten, Handlungen gespornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unschuld aufgerichtet.

Methode der Weltgeschichte.

Die schwere Aufgabe, welche hier zu lösen ist, besteht darin, die unermeßliche Weltgeschichte zu Einem, durch innern Zusammenhang verbundenen Ganzen zu gestalten.

Dieser innere, natürliche Zusammenhang, vermöge dessen alle Begebenheiten aller Zeiten, Orte und Arten unter einander als Ursache und Wirkung, Grund und Begründetes, Hauptgestalt und Charakteristik, endlich als wechselnde Bestimmung derselben Einheit, des Menschengeschlechtes und der Erde, verknüpft sind, ist wirklich vorhanden, wie schon die Philosophie im Allgemeinen lehrt, die aufmerksame Betrachtung des Weltlaufs aber in unzähligen Beispielen augenscheinlich, in andern wenigstens analogisch zeigt. Nur ist es eine sehr schwere Aufgabe, ihn auch in der Erzählung, und zwar also darzustellen, daß „das Gedächtniß „die mannigfaltigen Begebenheiten ohne zu große Mühe und unverwirrt behalten, die Einbildungskraft sie chronologisch in allen „ihren Verkettungen vor-, rück- und seitwärts anschauen, der „Verstand endlich sie universell betrachten, und ihnen allen den

„großen Blick gewähren könne, der das System vom Aggregat „unterscheidet." — Denn unzählig ist die Menge der Thatsachen, verwirrend bald ihre Aehnlichkeit, bald ihre bunte Gestalt, vielfach verschlungen ihre Verkettung und unermeßlich das Ganze.

Das Erste, was hier der Methode obliegt, ist die zweckmäßige Abtheilung des welthistorischen Gebietes in mehrere Hauptpartien. So wie wer die Gegenstände eines weiten Raumes fassen will, sie eben diesem Raume nach in mehrere Hauptmassen ordnet, die er einzeln leichter überschaut und dann gesammelt zum größern Ganzen verbindet; so wie der Astronom das Sternenheer in Zonen und Bilder, der Geograph die Erde in Welttheile und Länder unterscheidet; — also muß die Geschichte, deren Gegenstände vorübergehend und in der Zeit sich folgend sind, diese Zeit zum Theilungsgrunde machen, Weltalter und Perioden festsezen, deren jede ein eigenes Ganzes für sich und zugleich Haupttheil des größern Ganzen sey. Diese Theile müssen durch natürliche, hervorstehende Grenzmarken gesondert seyn — in der Geographie durch Meere, Ströme, Gebirge; in der Geschichte durch mächtige, weit verbreitete Umwälzungen. Der Zweck solcher Eintheilung erheischt, daß der Perioden weder zu viele, noch zu wenige seien; auch ist wenigstens annäherndes Gleichmaß derselben, d. h. die Vermeidung jedes auffallenden Mißverhältnisses, erwünscht.

Die erste Eintheilung, welche am meisten in die Augen springt, und darum von den meisten Schriftstellern angenommen wurde, ist in die alte, mittlere und neue Geschichte. Diese drei großen Weltalter, wiewohl sie untereinander durch mannigfaltige Wege in Verbindung stehen, haben dennoch einen so wesentlich verschiedenen Charakter und bieten so auffallende Eigenheiten, so grelle Kontraste dar, daß jedes wie ein besonderes für sich bestehendes Ganzes erscheint. Man hat sie mit Beziehung auf ihren eigenen Charakter und den ihrer untergeordneten Perioden durch: alte Welt, mittlere Barbarei und neues Staatensystem bezeichnet. Denn was die alte Geschichte am meisten charakterisirt, ist eben ihr Alter, wornach sie bis zum Anfang, bis zum frühesten Dämmerlicht der historischen Kenntniß hinaufsteigt; ihre Entfernung von Allem, was unsern unmittelbaren Erfahrungen, Gewohnheiten und Sitten verwandt ist; die erlöschenden Farben, in denen ihr stets zurückweichendes Bild erscheint, und der geschlossene Kreis ihrer Revolutionen, wodurch sie wirklich als eine eigene, vorübergegangene Welt sich darstellt, auf deren Grab wir herumwandeln. Die mittlere Geschichte aber ist das Gemälde der Barbarei, die, was die alte Kultur gebaut, verschlang, und aus welcher zum zweitenmal die Menschheit mühsam empor-

streben mußte. In der neuen Geschichte endlich werden die Angelegenheiten fast aller Völker auf dem Erdenrund durch die Verhältnisse des europäischen Staatensystems geleitet, und das Außereuropäische tritt, insofern es nicht auf Europa wirkt, oder von da aus bestimmt wird, in Unbedeutsamkeit und Schatten zurück.

Aber so wie jedes einzelne Leben und jedes Stufenalter desselben und fast jede Erscheinung in der Natur drei verschiedene Phasen — Anfang, Mittel und Ende — zeigt, und in drei natürlich gesonderte Perioden — Entstehung, Fortdauer und Vergehen — sich theilt: also zerfallen die drei großen historischen Weltalter jedes wieder in drei untergeordnete Zeiträume oder Phasen, die sich I. als 1) die Kindheit, 2) die Kraft, 3) das Ableben der alten Welt; II. als 1) das Hereinbrechen, 2) die Herrschaft, 3) die Verdrängung der mittleren Barbarei; III. als 1) die Gründung, 2) der Fortbestand und 3) die Auflösung des neuen Staatensystems darstellen und charakterisiren.

Hiernach hätten wir 9 Perioden in der Weltgeschichte, deren Dauer und Begrenzung sich füglich also bestimmen lassen:

I. Alte Geschichte. Vom Anfang der historischen Welt bis auf die große Völkerwanderung, d. i. vom Jahr der Welt 1 bis ins 5te Jahrhundert nach Christi Geburt (4400 Jahre, in runder Zahl).

Erste Periode: von Adam bis Cyrus, den Stifter des ersten deutlich bekannten Weltreichs, vom Jahr der Welt 1 bis 3425. [558 v. Chr.]

Zweite Periode: von Cyrus bis August oder bis zum Umsturz der römischen Republik. Von 3425 bis 3953. [30 vor Chr.] (528 Jahre.)

Dritte Periode: von August bis Theodosius M. oder von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung. Von 3953 bis 395 n. Chr. Geburt (425 Jahre).

II. Mittlere Geschichte. Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien. Vom Jahr Christi 400 bis 1500 (1100 Jahre in runder Zahl).

Vierte Periode: von Theodosius bis Karl M., den Erneuerer des abendländischen Reiches. Von 395 bis 800 (400 Jahre in runder Zahl).

Fünfte Periode: von Karl M. bis zum Ende der Kreuzzüge und dem Wiederanfang der europäischen Kultur. Vom Jahr 800 bis 1300 (500 Jahre in runder Zahl).

Sechste Periode: vom Schluß der Kreuzzüge bis auf Kolumbus. Von 1300 bis 1492 (200 Jahre in runder Zahl).

Digitized by Google

III. Neue Geschichte. Von der Entdeckung Amerika's bis auf uns. (Etwas über 300 Jahre).

Siebente Periode: von Columbus bis auf den westphälischen Frieden und die Festsetzung des neuen europäischen Staatensystems. Von 1492 bis 1648 (156 Jahre).

Achte Periode: vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution. Von 1648 bis 1789 (141 Jahre).

Neunte Periode: von dem Anfang der französischen Revolution und der neuesten Ordnung der Dinge bis heute. Von 1789 bis —

Es fällt in die Augen, daß sowohl die Weltalter als die Perioden an Dauer abnehmen, je näher sie uns rücken, und daß in neueren Zeiten die Weltgeschichte vorzugsweise eine europäische Geschichte wird. Beides ist in der Natur der Sache gegründet. Was uns näher ist, erscheint uns größer, verständlicher, wichtiger; und mag man die Allgemeinheit der Weltgeschichte in wissenschaftlicher Beziehung rühmen; niemals wird eine Weltgeschichte, welche zweckmäßig für Teutsche abgefaßt ist, es auch für Sinesen oder Peruaner sein. So auch bei der Zeit. Was unsern Erfahrungen verwandter ist, was näher oder unmittelbar auf uns einfließt, das muß ein stärkeres Interesse für uns haben, als was, der Gegenwart schon längstens entrückt, in mehr und mehr erbleichenden Farben schwimmt. Die Erinnerungen werden unzuverlässiger, so wie die Geschlechter sich folgen, die Stimme der Ueberlieferung verhallt, die Denkmale schwinden, und allmählig ragen, beim raschen Fortfließen der Jahrhunderte, nur noch die höheren, endlich nur die höchsten Punkte aus dem Ocean der Zeiten empor.

Schwieriger als die Periodenbestimmung ist Anordnung der Begebenheiten in den einzelnen Zeiträumen. Denn vielseitig ist der menschliche Zustand, complicirt sind die Ursachen von jeder seiner Bestimmungen, zahlreich die Menschenhaufen, von denen jeder einen eigenen Kreis des Wirkens und Leidens erfüllt. Die Weltgeschichte, als Verkünderin des Weltlaufs, sollte mit unverwandtem Blick jeden einzelnen Kreis verfolgen, und alle Veränderungen des Zustandes, in jeder Sphäre und allenthalben, und wie Eines aus dem Andern fließt, und Eines durchs Andere bestimmt wird, tausendstimmig erzählen.

Hier muß die Methode weit hinter dem Ideal, die Darstellung weit hinter dem Darzustellenden zurückbleiben. Denn nach welchen Gesichtspunkten man die Aneinanderreihung der Fakten und die Folge der einzelnen Reihen anordne: immer wird, was auf eine Weise die Ueberschauung erleichtert, ihr auf der andern entgegenstehen. Wenn ich die Geschichte einzelner Völker ununterbrochen vom Ursprung bis zum Untergang derselben ver-

Digitized by Google

folge, so wird zwar der innere Zusammenhang ihrer Schicksale daraus lichtvoll hervorgehen; allein ich verliere dadurch die Einsicht ihrer äußern, gleichfalls mächtig, und oft von ferne her wirkenden Bestimmungsgründe, den Ueberblick des allgemeinen Weltlaufs, die Darstellung des jedesmaligen Gesammtzustandes der Menschheit. Lasse ich aber eine Reihe von Gemälden dieses Zustandes nach kleinen Zeitabschnitten einander folgen, so zerstücke ich den interessanten Faden der Volksgeschichten und kann die getrennten Data derselben nur schwer mehr im Bewußtseyn zusammenfassen. Wenn ich die einzelnen Bestimmungen des menschlichen Zustandes nach den Hauptrubriken der Erfindungen oder der physischen und moralischen, natürlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen der Reihe nach betrachte, und die Veränderungen dieser Verhältnisse als eben so vieler Einheiten zusammenstelle, so muß mein Blick unabläßig von Volk zu Volk, von Land zu Land umherschweifen; und führe ich bei jedem einzelnen Lande alle merkwürdigen Thatsachen nach allen Rubriken auf, so entgehen mir über den lokalen Bekanntschaften die wahrhaft welthistorischen und rein menschlichen Ansichten.

Hieraus erhellt, daß weder die ethnographische, noch die chronographische, auch nicht die (von Schlözer uneigentlich sogenannte) technographische, noch endlich die geographische Methode vereinzelt dem Zwecke der Weltgeschichte entsprechen, sondern daß blos durch die Verbindung und schickliche Abwechslung aller derselben ihre Mängel gegenseitig verbessert, und der wahre, allgemeine Zusammenhang aller Begebenheiten faßlich werden könne. Oft wird man genöthigt sein, sogar zu blos symmetrischer Anordnung seine Zuflucht zu nehmen, um die Zusammenfassung vieler Thatsachen zu erleichtern; auch werden tabellarische Darstellungen der synchronistischen und chronologischen Ordnung der Begebenheiten, gedrängte Wiederholungen, kurze Summarien, Zurückführung zerstreuter Erzählungen auf einen Gesichtspunkt u. s. f. dem Gedächtnisse der Imagination und dem Verstande manchmal zu Hilfe kommen müssen. —

Die Hauptanordnung der Fakten in jedem einzelnen Zeitraum ist die ethnographische. Denn die hervorspringendsten Scenen in dem Drama der Weltgeschichte sind diejenigen, worin Völker handelnd und leidend erscheinen; mögen es auch einzelne Personen sein, welche meistens die Nationalkraft da oder dorthin gelenkt, oder sonst auf mannigfaltige Weise wohlthätig oder schädlich auf die Bestimmung der Völker gewirkt haben. Auch wird, was nur einen Theil des Volks oder ein Individuum betrifft, auf die natürlichste Weise in den Faden der betreffenden Volksgeschichte verwebt. Die meisten Völker sind jedoch zu unwichtig, um

Digitized by Google

in der Welthistorie eine abgesonderte Rolle zu spielen. Solche werden — etwa nach ihrer geographischen Lage — in Klassen zusammengeworfen, und selbst die Geschichten der wichtigern Völker — wo nicht höhere Rücksichten etwas Anderes erheischen — nach geographischer Ordnung aneinander gereiht. Aber manche Begebenheiten sind, woran viele Völker zugleich Theil nehmen, Umwälzungen, bei denen der Fluß der einzelnen Volksgeschichten sich in dem allgemeinen Strome der Zeit verliert. Bei dergleichen Ereignissen oder Epochen muß die synchronistische Erzählung den Mangel der ethnographischen ergänzen, und es sind ganze Perioden, besonders in neueren Zeiten, wo wegen des vielseitigen Zusammenhangs der Völker die synchronistische Methode die vorherrschende seyn muß.

Diese bald gesondert erzählten, bald synchronistisch zusammengefaßten Völkergeschichten, da sie sich größtentheils auf das Gebiet der Politik beschränken, erschöpfen den Stoff der Welthistorie noch nicht. Dieselbe hat gar Manches zu erzählen, wobei nicht sowohl einzelne oder mehrere Völker, sondern vielmehr die gesammte Menschheit, oder eine große Klasse der Menschen, oder im Allgemeinen der menschliche Verstand und das menschliche Gemüth wirksam oder leidend erscheinen. Hieher gehören zuerst die höheren Resultate der politischen Begebenheiten, weil ihr Einfluß immer weiter als Ort und Zeit der Handlung und die handelnden Personen sich erstreckt; und die Machtverhältnisse der Nationen, abgesondert von dem, was sie für die einzelnen Völker sind, ihr höheres, welthistorisches Interesse erst durch ihre Zusammennehmung gewinnen, als Bestimmungsgründe des allgemeinen Zustandes der Menschheit, und Vorschritt und Rückschritt derselben auf mannigfaltige Weise bewirkend. Weiter alle jene Sphären, worin der Menschen Geist und Wille regsam, schaffend, bildend und der Bildung empfänglich sich zeigt. Ihre Ideen und Empfindungen, bald blos im Gemüthe haftend, häufiger jedoch ins äußere Leben übergehend, alle Zweige des Zustandes bestimmend, und von demselben hinwieder bestimmt. Also Kunst und Wissenschaft, Religion und Staatsverfassung, Sittlichkeit und Lebensweise.

Die gesonderte Darstellung der hier bezeichneten Dinge nach der sogenannten „technographischen" Methode, wenn sie mit einiger Vollständigkeit geschehen sollte, würde jedoch einen größern Raum in Anspruch nehmen, als der nur mäßige Umfang eines die Erleichterung des allgemeinen Ueberblicks beabsichtigenden Lehrbuchs erlaubt. Auch möchte schon durch die Lostrennung der hier bemerkten Gegenstände von der Haupterzählung das Zusammenfassen des Ganzen erschwert werden. Ohnedieß ist sehr Vieles,

Digitized by Google

was zu solcher allgemeinen Culturgeschichte gehört, auch mit den einzelnen Volks- und Staatsgeschichten in so natürlicher Verbindung, daß es ganz zweckmäßig, zum Theil nothwendig, in dieselben verwoben wird. Die allgemeinen Betrachtungen, welche sodann noch erübrigen, lassen sich auf einige wenige Punkte zurückführen, deren Aufstellung jedoch nicht eben mit der vorzüglich für die politische Geschichte gewählten Periodeneintheilung zusammentrifft, sondern großentheils ganz andere Abschnitte oder Standpunkte erheischt. Die Methode der Erzählung und Schilderung kann hienach nicht bei allen Zeiträumen die nämliche seyn. Vollständigkeit im Ganzen, insofern sie im Verhältniß zum Umfang des Buches erreichbar ist, und überall gleichförmig beobachtetes Gesetz der Auswahl, nicht aber Gleichförmigkeit in der äußeren Anordnung, soll der Charakter dieses Buches seyn.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Alte Welt.

Geschichte von Entstehung des Menschengeschlechtes oder von Anfang der historischen Kenntniß bis zur großen Völkerwanderung.

Vom Jahr der Welt 1 oder 3983 vor Christus bis 400 nach Christi Geburt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Zeitrechnung.

Die Entstehung der Erde und des Menschengeschlechts ist freilich, weil jenseits der Grenzen aller Erinnerung gelegen, kein historisches Faktum. Gleichwohl mag man sie als Anfangspunkt der Weltgeschichte aufstellen, weil diese die Aufgabe hat, mit ihren Forschungen so weit als möglich zum Ursprung unseres Geschlechtes und der Entstehung seines Wohnhauses zurückzugehen. Auch können wir mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß solcher Ursprung wenigstens viertausend Jahre rückwärts von Christus zu sezen sey, indem das aus dem Dunkel der auf uns gekommenen, ältesten Sagen und Mythen jedenfalls mit Sicherheit hervorgehende Daseyn mehrerer ansehnlicher und civilisirter Reiche in verschiedenen Erdgegenden, als in Aegypten, Mittelasien und Ostasien, mehr als zweitausend Jahre vor Christus, verbunden mit der aus Anthropologie und Erfahrung erkennbaren Langsamkeit des menschlichen Voranschreitens von dem Zustand der Unkultur zu jenem der Civilisation, ein geringeres Alter des Geschlechts fast undenkbar machen. Es scheint daher nicht unzweckmäßig, ein solches beiläufiges Zeitmaß, welches dabei durch das Ansehen unserer eigenen heiligen Urkunde im Allgemeinen unterstützt, und auch eben darum fast in alle ältere (vom Mittelalter angefangen) und die meisten neueren Geschichtwerke übergegangen ist, wenigstens als Hypothese zur Grundlage der alten Chronologie zu wählen, ohne jedoch dadurch irgend eine bestimmte Behauptung aufzustellen, oder gar ein zuverlässiges Mittel für die Anordnung der einzelnen Begebenheiten der alten Welt nach ihrer Gleichzeitigkeit und Zeitfolge darin zu erblicken. Wir anerkennen vielmehr, daß in der ältesten Chronologie undurchdringliches Dunkel und endlose Verwirrung herrschen. Denn

1. Weichen die Profanscribenten von den heiligen Bü-

chern ganz ungeheuer in ihren Zählungen, besonders aber in Beziehung auf das Alter der Welt ab.* Es heißt den Knoten zerschneiden und nicht lösen, wenn man die Angaben der ersten geradezu und durchaus verwirft. Indessen kömmt man auch damit nicht weit, denn

2. Die Zeitbestimmungen in unsern heiligen Büchern selbst sind dunkel, schwankend und unter sich nicht übereinstimmend, vorzüglich im Pentateuch; indem Moses nach den Lebensjahren der Patriarchen zählt, was gar verschiedene Deutungen zuläßt.

3. Zudem sind mehrere Texte jener heiligen Bücher vorhanden, der hebräische, samaritanische und der griechische der 70 Dolmetscher. Alle drei weichen von einander ab, und insbesondere vermißt man im hebräischen Grundtext den Patriarchen Cainan, welchen die LXX. nach dem Arpharad einschalten. Man hat die Zeitrechnung des Joseph Flavius wegen ihres Alters und Ansehens jener der angeführten drei Texte an die Seite gesetzt, woraus vier verschiedene Hauptquellen oder Grundlagen der alten Chronologie entstehen.

4. Dieselben sind dann insgesammt von den neuern Chronologen sorgfältig untersucht, studirt, commentirt und verglichen worden; auch hat man zu Profanscribenten seine Zuflucht genommen, um die Dunkelheit aufzuhellen. Vergebens! sie wurde nur noch dichter. Eine Menge gelehrter, zum Theil auch genievoller Männer, wie Scaliger, Bochart, der vortreffliche Marsham, Newton, Jakson, Petav, Usher, Pezron, Lenglet du Fresnoy, in der neuesten Zeit noch Batsch, Frank, Ideler u. s. w. haben ihre Zeit und Mühe diesem undankbaren Geschäfte gewidmet, und der Erfolg war, daß wir nun über hundert verschiedene Systeme besitzen, die um mehr als 1400 Jahre von einander abweichen, aber eines wie das andere, nach Bolingbroke's treffendem Ausdrucke, den Zauberschlössern ähnlich sind, die bei Auflösung des Zaubers, oder bei näherer Betrachtung, in Nichts zergehen.

Bei der schon aus diesen wenigen Bemerkungen hervorgehenden moralischen Unmöglichkeit, jedesmal mit der alten Zeitrechnung ins Reine zu kommen, bleibt uns nichts Anderes übrig, als durch eine conventionelle Jahresbestimmung für die nach ihrem, möglichst sorgfältig eruirten, Zeitverhältniß geordneten Thatsachen dem Gedächtniß und der Imagination zu Hilfe zu kommen. Man halte sich demnach durchgängig an ein — es gilt fast gleich-

* Herodot gibt dem ägyptischen Reich ein Alter von mehr als 13,000, Diodor von 23,000, eine anonyme Chronik gar von 36,000 Jahren. Die Babylonier prahlten mit Hunderttausenden, die Sinesen mit Jahr-Millionen!

viel welches — System, suche einige Jahrzahlen für Hauptfakten, vorzüglich runde oder sonst leicht zu behaltende, namentlich kürzere Zahlen (welche zu gewinnen es mehrere Methoden gibt) dem Gedächtniß einzuprägen, und sich das Behalten des Zeitzusammenhanges oder Abstandes der übrigen Begebenheiten durch öfteres Ansehen von zweckmäßig hierzu eingerichteten Tabellen, durch Reflektiren auf die reelle Verknüpfung der Fakten oder Personen, oder durch sonstige Ideenassociation und mnemonische Hülfsmittel zu erleichtern (s. Schlözers Einleitung in die Weltgeschichte). Wir halten uns an die hebräische Zeitrechnung nach Dionysius Petavius Berichtigung, und halten uns an ihn öfters auch da, wo wir Gründe hätten, ihn eines Irrthums zu zeihen, weil es uns zweckmäßiger scheint, dergleichen kleinere Verstoße unbemerkt zu lassen, als durch angebliche Verbesserungen — welche dennoch wieder nicht Allen gefallen würden — die abschreckende Menge chronologischer Systeme zu vermehren. Darum haben wir auch das Alter der Patriarchen nach Moses Angabe als Zeitmesser in der vorsündflutigen Welt beibehalten, ungeachtet wir jene Angabe keineswegs zu vertheidigen gedenken. Aber mag es mit jener Zählung was immer für eine Bewandtniß haben, es sind, wie schon oben bemerkt ward, noch andere Gründe vorhanden, der Welt, d. h. dem Menschengeschlecht, eine mit jener Berechnung so ziemlich übereinstimmende Dauer zuzuschreiben. Auch wird das Studium der Geschichte unnöthig erschwert, wenn in jedem historischen Werke verschiedene Jahreszahlen bei denselben Begebenheiten stehen.

Wir geben gewöhnlich blos das Jahr von Erschaffung der Welt an, weil mit demselben — für das nämliche System — auch jenes von Christi Geburt rückwärts gegeben ist. Man ziehe nämlich unsere Jahreszahl von 3983 ab, so hat man das Verlangte. Von der Sündflut zu zählen, bietet wenig Vortheil an, weil dabei doch die Zahlen in die Tausende steigen. Von Christi Geburt rückwärts dehnt sich das Gebiet der deutlichern und reichhaltigern Geschichte freilich zu keinem vollen Jahrtausend aus. Die Erleichterung, die hierdurch für das Gedächtniß entsteht, läßt sich aber auch bei der Aere von der Schöpfung gewinnen, wenn man in Gedanken die ersten dreitausend Jahre abschneidet, oder sein Augenmerk und seine Reminiscenz vorzugsweise oder fast ausschließend auf die nach dem dritten Jahrtausend, also vom Jahre 3000 bis 3983 vorkommenden Begebenheiten und Zahlen wirft; und sonach blos in dem kleinen Kreis von 983 Jahren sich einheimisch zu machen braucht.* Dabei wird dann auch die wegen der Unna-

* Auch Joh. v. Müller (sämmtliche Werke XI. Thl. S. 46) verwirft die Zählung von Christi Geburt rückwärts.

Digitized by Google

türlichkeit mühselige und verwirrende rückgängige Zählung, welche die frühen Begebenheiten mit großen, und die späten mit kleinen Jahreszahlen bezeichnet, vermeiden. — Zur Erleichterung der chronologischen Uebersicht mag die am Schlusse dieses Bandes angehängte Tabelle dienen.

Charakter der alten Welt und ihrer einzelnen Perioden.

Den langen, zu fünfthalbtausend Jahren anzunehmenden Zeitraum der alten Geschichte theilen wir zur Erleichterung der Uebersicht in drei untergeordnete Perioden, deren allgemeinste Charakterisirung die nachstehende ist.

Den ersten Zeitraum der alten Welt, welcher von Adam, d. h. vom Ursprung des Menschengeschlechts, bis Cyrus, den Stifter des großen medoperssischen Reiches, nach der von uns angenommenen Zeitrechnung vom Jahr 1 bis 3425 [558 v. Chr.] geht, bezeichnet als Hauptzug seine Dunkelheit. Die beiden ersten Jahrtausende sind völlig öde. Einige wenige Sagen, jede weit von der andern getrennt, schweben uns vor, und Entfernung und Finsterniß hindern das Erkennen, ob es wahre oder Traumgestalten seyen. Auch im dritten Jahrtausend, und bis zum Ende der Periode, währt die Dunkelheit fort, nur hie und da von zweifelhaftem Dämmerlicht unterbrochen, und langsam in des vierten Jahrtausends erster Hälfte zum anbrechenden Tag übergehend. Zwar mehren sich hier die Erscheinungen, aber ihr Charakter bleibt das Schwankende und Wunderbare, ähnlich den Bildern, die uns gerne bei früher Morgendämmerung, träumend oder wachend, vor Phantasie und Aug vorüberziehen. Fast Alles, was von den Völkergeschichten dieses langen Zeitraumes übrig blieb, ist Sage und Mythe, oder es sind wenigstens die eigentlich historischen Nachrichten mit jenen verwebt und durch bilderreichen Vortrag, durch symbolische Einkleidung großentheils unverständlich geworden. Gleichwohl geht aus der Verhüllung Einiges erkennbar hervor, und es stellt uns dieses die Völker und das ganze Menschengeschlecht in den Zustand der Kindheit oder des unmündigen Alters dar. Seine Entstehung, seine allmählige Ausbreitung über die Erde liegen, wiewohl in schwindender Ferne, vor uns, und Alles bezeichnet den neuen Ankömmling. Schon erblicken wir deutlich die Anlagen zu Allem, was Gutes und Böses im Menschen ist — aber die Entwicklung derselben ist noch unvollendet. Gesund und ungeschwächt an Körper und Seele, erwacht der Mensch zum Gefühl seiner Kraft, und äußert sie jugendlich rasch und unbefangen in mannigfaltiger Sphäre. Noch ist er arm an Erfahrungen, noch fast ganz Natur,

nicht sehr gebildet, noch verbildet, und größtentheils in der Mitte zwischen Verwilderung und Korruption. Dennoch hat seine Erziehung bereits begonnen; natürliche Bedrängnisse und selbstgeschaffene Leiden haben ihn zum Nachdenken gebracht, und er hat seine erblichen Krankheiten, die ewigen Quellen seiner Noth erkannt — Selbstsucht und Sinnlichkeit. Auch hat er schon nach Hilfsmitteln dagegen gerungen; er hat der feindseligen Vereinzelung und der gesezlosen Freiheit entsagt, ist Bürger geworden, und hat sein Gemüth aufzurichten gesucht durch den Blick auf die übersinnliche Welt. Aber neue Leiden hat er sich durch Beides bereitet; er ist abwechselnd der Anarchie und der Despotie Opfer geworden, und hat seine heiligsten Ahnungen gegen blinden Wahn vertauscht. Priester haben seinen aufstrebenden Verstand unterdrückt, und Fürsten haben Völker wie Heerden behandelt. Schon sind Völkerräuber, Eroberer, Gründer von Weltreichen aufgestanden, und die Verkehrtheit der Menschen hat ihnen Weihrauch gestreut. Nur ein kleines Volk — die Juden — bewahrt kümmerlich das Kleinod der reineren Gottesverehrung, und ein anderes — die Phönizier — zieht die Friedenskünste dem Ruhm des Krieges vor. Auch sind, besonders im Abendland, verschiedene — wiewohl unbehilfliche — Versuche sichtbar, eine freie, rechtliche Verfassung zu erringen. Hierin, und sonst noch vielfältig, zeigt sich schon die klimatische Einwirkung, die den Morgenländer träg und geduldig, den Abendländer regsam und selbstthätig macht. In dem warmen, gesegneten Orient ist der Mensch zum Genuß und zur Ruhe geneigt; Muße führt ihn frühzeitig zur Halbkultur, Künste und Wissenschaften verschönern sein Daseyn; aber er entschlummert auf der Mitte des Weges, oder geht zur Weichlichkeit und Ueppigkeit über; indeß im kältern Abendland die Noth die Kräfte weckt und spornt, und das Erkennen der eigenen Kraft dem Charakter Festigkeit und Würde ertheilt. Zwar viele Stämme fangen hier an, zu verwildern, doch bleiben sie ungeschwächt und des Guten empfänglich. Auch betreten mehrere mit Glück die Bahn einer reineren Kultur, und im auserwählten Griechenland und in Italien wird wenigstens der Boden bereitet, auf welchem später aus fremdem Samen die schönste Blüte der Aufklärung und Civilisation hervorsprossen soll.

Der zweite Zeitraum geht von Cyrus bis Augustus oder bis zum Umsturz der römischen Republik, vom J. d. W. 3425 bis 3953 (vor Christus 558 bis 30) 528 Jahre.

Wenn wir in der ersten Periode uns fast einzig mit Sagen begnügen müssen, und selbst die eigentlichen Geschichten das Gepräge des Wunderbaren und Mährchenhaften an sich tragen; wenn auch sonst, und vorzüglich in der kaum begonnenen Entwicklung

aller menschlichen Anlagen sowohl als der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Charakter der Kindheit oder des unmündigen Alters unseres Geschlechts erkennbar bleibt; so ist in der zweiten Periode jener des reiferen Jünglings- und Mannesalters vorherrschend. Deutliches Selbstbewußtseyn, bestimmtere, zusammenhängende Erinnerungen und die mit Beharrlichkeit auf größere und höhere Zwecke gerichtete Kraft bezeichnen dasselbe. Jetzt erst sehen wir die bürgerlichen Verfassungen eine Art von Konsistenz, freilich auf zweierlei Wegen, gewinnen. Denn es wird auf einer Seite der Despotismus durch Aufrichtung von Weltreichen konsolidirt; anderseits erhält die Freiheit durch unablässiges Streben und Nachhelfen eine festere Grundlage, wenigstens insofern, daß man die Mittel und Wege, zu ihr zu gelangen, erkennt, und nicht mehr aus Irrthum, wiewohl öfter aus Verkehrtheit und Leidenschaft, ihren Besitz verscherzt. Wenn so im Innern die Einrichtungen der Völker mit mehr Ueberlegung und Konsequenz getroffen werden, so ist auch in äußeren Verhältnissen der Charakter des reifern Verstandes sichtbar. Nicht mehr aus thierischer Raublust und Mordbegier und wildem Thatendrang, nicht mehr aus Rache, Eifersucht und andern bloß leidenschaftlichen Antrieben jugendlicher Gemüther werden Kriege geführt. Die Politik und planmäßige Herrsch- oder Ruhmbegierde entscheiden jetzt im Rath der Fürsten und Völker über Krieg und diktiren den Frieden. So auch in allen andern Sphären des menschlichen Wirkens und Leidens. Der jugendliche Enthusiasmus, womit man früher die religiösen Ideen umfaßt hatte, wandelt sich allmälig in kältere Forschung um, und es wird die Religion politischen Zwecken untergeordnet. Unter den Künsten und Wissenschaften sind nur anfangs jene, die der Imagination angehören, in vorzüglicher Blüte; später werden die ernsten Disciplinen vervollkommnet. Der sittliche Zustand wird feiner und abgeschliffener, aber luxuriöser; die Laster der Rohheit werden durch jene der Korruption verdrängt u. s. f. Jedoch versteht sichs von selbst, daß diese allgemeine Charakteristik nur auf die im Vordergrunde des welthistorischen Schauplatzes stehenden Nationen passe. Denn es gab allerdings auch im zweiten Zeitraum, und gibt ja heutzutage noch viele einzelne Völker, die noch in der Kindesperiode sich befinden; aber von diesen können bei Entwerfung eines allgemeinen Umrisses die Hauptzüge nicht genommen werden.

Das Jünglings- und Mannesalter ist jenes der Kraft, und solchen Stempel trägt auch Alles, was in der vorliegenden Periode auf dem großen Welttheater geübt wird. Mächtige Reiche entstehen, theils plötzlich durch gigantische Anstrengung, theils langsam durch Weisheit und beharrlichen Muth. Kleine Staaten behaupten sich

glorreich gegen die furchtbarste Uebermacht, oder erliegen ruhmvoll im ungleichen Kampf. Kein anderes Zeitalter ist so reich an Wundern der Freiheits- und Vaterlandsliebe, keines so reich an Weisen und Helden. Aber schrecklich sind auch die Verirrungen der übel geleiteten Kraft, kläglich die Auswüchse des engherzigen Nationalstolzes und des republikanischen Fanatismus. Wir treffen wohl noch mehr Frevel als Großthaten an, und mehr Verbrecher als Helden. Von ihnen Allen und von dem, was sie segnend und strafend wirkten, ist kaum eine Spur mehr vorhanden, sie leben blos noch als warnende oder erhebende Beispiele. Aber was der Geist des Menschen ersann, was er schuf in Kunst und Wissenschaft, das wirkt unmittelbar fort, auch in den neuesten Zeiten. Hierin liegt der eigentliche Stolz dieser Hauptperiode der alten Welt. Wiewohl uns das Verhängniß aus ihr nur wenige Denkmale der Kunst erhalten, so reichen sie hin, als hohe Vorbilder die ewigen Gesetze des Schönen der spätesten Zeiten zu bewahren; und unermeßlich ist der Reichthum der geretteten Schriften — weit mehrere gingen verloren — in allen Sphären der Erkenntniß und Wissenschaft. Zwar unsere Fortschritte sind größer; aber wenn wir bedenken, wie dürftig, mit den unserigen verglichen, die Hülfsmittel der Alten und wie auf so wenige Völker beschränkt bei ihnen der Konflikt der Geistesthätigkeit gewesen, so staunen wir billig ob der genialischen Kraft, die mit so Wenigem so Vieles geleistet. Und noch weit Mehreres hätte sie vollbracht, wären nicht die Pflegmütter alles Schönen und Guten, die Freiheit und Sittlichkeit, frühe erlegen unter einreißender Tyrannei und Verderbniß. Auf demselben Wege wie früher die Kultur, d. h. von Ost nach West, verbreitete sich diese Korruption, und am Ende des Zeitraums ist die historische Welt getheilt zwischen Barbarei und Entartung.

Doch troz dem moralischen Verderbniß, welches gegen das Ende des zweiten Zeitraums mächtig zunahm, schien gleichwohl das Hauptergebniß seiner Geschichte die Aussicht auf Voranschreiten zu begründen. In raschem Fortgang waren die Völker von der Wildheit zur Kultur, von der Schwäche zur Kraft, von der Unerfahrenheit zur Weisheit emporgestiegen. An der Einrichtung der Staaten war eifrig und mit Erfolg, hier zur Begründung der Freiheit, dort zur Befestigung der Herrschaft gearbeitet worden. Der reifende Verstand hatte allenthalben in göttlichen und menschlichen Dingen Schätze der Erkenntniß gesammelt, und Vieles davon war in die Ausübung, ins Privatleben und in die Gesellschaft übergegangen. Industrie, Kunst, Wissenschaft und Ausbreitung des Verkehrs unter Menschen und Völkern hatten in steigendem Verhältniß die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens vervielfältigt, und endlich waren die wichtigsten Nationen der Erde in eine groß-

Masse — sonach in die Gemeinschaft der Anwendung ihrer einst getheilten oder feindseligen Kräfte — zusammengetreten.

Nach so wichtigen Fortschritten und bei dem gehäuften Schatz der Erfahrung, mochte man nicht mit Grund noch Größeres für die Folge erwarten? Aber solcher Hoffnung entgegen — wenn sie je gehegt ward — erblicken wir im dritten Zeitraum — von Augustus bis Theodosius M. oder von der Schlacht bei Aktium bis zur großen Völkerwanderung (vom Jahr 3953 der Welt bis 395 nach Christus, 425 Jahre) — einen traurigen Stillstand, ja wohl einen Rückschritt in den Bestimmungen der Menschen. Als ob das Höchste bereits erreicht gewesen, was unter den Umständen jener alten Zeit und nach dem Gang, welchen die Bildung der Menschen jener Vorwelt genommen, erreicht werden konnte, fing der Rückgang, scheinbar unausweichlich, an; so wie auf die Periode der vollen Manneskraft das hinfällige Alter folgt. Die Triebräder der alten Verfassungen, wodurch die Freiheit sollte geschützt werden, waren abgenützt, und es fehlte an Geist oder an Kraft, sie wieder herzustellen oder neue zu erbauen. Ermattet durch die langgedauerte Anstrengung gaben sich die Bürger des größten Reiches, das jemals die Erde sah und welches den edelsten Theil der Menschheit begriff, der ungemessenen Gewalt eines Einzigen hin, mit eben der Apathie, womit auch die Völker die Vernichtung ihrer einst so standhaft vertheidigten Nationalität ertrugen. Man schien kein anderes Bedürfniß mehr zu kennen, als Ruhe, Bequemlichkeit und in allen Genüssen eine mit der Verminderung der Empfänglichkeit im Verhältniß stehende Steigerung des Reizes. Wenige Spuren von Genie; im Physischen wie im Moralischen Abnahme der Kraft, träges Benützen, zulezt Vergessen der vorhandenen Erfindungen, bescheidenes Nachtreten in den früher geebneten Bahnen, aber keine neue Ausbeute in Kunst und Wissenschaft; in der Religion Rückkehr des kindischen Aberglaubens, wohl auch verzweifelter Unglaube — allenthalben Erschlaffung, und hieraus, beschleunigt durch äußere Stürme, der Untergang.

Zwar diese Charaktere passen nur auf das römische Reich; aber eben dieses enthielt ja den größten, wenigstens den merkwürdigsten und fast allein historisch bekannten Theil der Menschheit. Sonach möchte es scheinen, daß die Ursache jener traurigen Bestimmungen blos in der Bildung solchen Weltreiches, wodurch die Schicksale aller Völker an das Verhängniß des einen Rom geknüpft wurden, und nicht in einem allgemeinen Altern der Menschheit gelegen habe. Allein nie wäre unter den edelsten Völkern das Weltreich, noch in demselben die despotische Alleinherrschaft aufgekommen, wenn nicht Kraft und Geist schon früher erschlafft wären. Nur über alternde Staaten mochte Rom mit so geringer Mühe seinen Scepter strecken, und hätten die Hauptmächte, auf deren

Sturz jenes seine Größe baute, die jugendliche Energie der Spanier besessen: Rom wäre im Kampfe verblutet, bevor es siegte. Dieses Rom selbst aber — hätte es nicht schon gealtert — wäre durch die Tugend eines Cato und durch Brutus' Muth gegen Cäsar und Augustus gerettet worden.

So wahr jedoch und folgenreich die Idee von den Stufenaltern der Völker und der gesammten Menschheit ist, so soll sie gleichwohl nur dazu dienen, die Hauptgestalt der großen Perioden, um deren Ueberschauung zu erleichtern, durch die hervorspringendsten Züge zu bezeichnen. Die weitere Ausführung gehört der Philosophie der Geschichte der Menschheit. Die Weltgeschichte, als eine bescheidenere und strengere Wissenschaft, darf bei ihren Darstellungen sich nicht in das Reich der Ideen verlieren, sondern muß sich mit dem positiv gegebenen Zusammenhang der Begebenheiten begnügen.

In diesem Sinn besteht der Charakter des dritten Zeitraums darin, daß derselbe das imposante Bild einer Universalmonarchie und ihrer Wirkungen im Guten wie im Bösen enthalte. Denn außer Rom kömmt jetzt fast gar nichts vor in der Geschichte, und das Schicksal schien alle Umstände in Beziehung auf dieses Weltreich absichtlich dahin vorbereitet und angeordnet zu haben, daß alle Folgen einer solchen Macht, unter jeder Voraussetzung, mit überzeugender Klarheit vor uns treten.

Schauplatz der Begebenheiten.

Im ersten Zeitraum ist solcher Schauplatz alles Land vom südlichen Abhange der Gebirge Hochasiens und vom kaspischen und schwarzen Meere bis zum mittelländischen und indischen — ja bis zum chinesischen Meere herab, doch so, daß Indien wenig und China gar keinen Theil nimmt an den Ereignissen der übrigen Welt, daß von Arabien blos der nördliche Theil erscheint und noch manche Strecke des innern Asiens blos im Dämmerlicht sich zeigt; weiter in Afrika ein großer Theil der Nordküste, vorzüglich aber das glückliche Nilthal; von Europa endlich fast alle Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres, insbesondere Griechenland und Italien, dazu ganz im Hintergrund hier die öde Heimath der Celten und Scythen, und dort äthiopische und libysche Sandwüsten. — Das ist der Umfang der Länder, von denen bereits in diesem Zeitraum mehr oder weniger Kunde erschallt. Aber sehr ungleich ist der Antheil, den ihre Bewohner an dem allgemeinen Gang der Ereignisse nehmen. Einige, wie die Chinesen, sind völlig losgetrennt von dem übrigen Völkersystem; von andern, als Indiern, Aethiopiern, Celten und Scythen, erscheinen nur

Digitized by Google

zerstreute, flüchtige Spuren des Daseyns. Viele sind klein und schwach, wie die Völkerschaften Arabiens, Kleinasiens, der syrischen Küste, Italiens; jedoch mehrere unter ihnen durch Wissenschaft, Religion oder Handel berühmt, als Jonier, Hebräer, Phönizier. Einige sind erst im Werden oder bereiten sich erst die Mittel ihrer künftigen Größe — Karthager, Römer, Griechen; andere aber haben sich bereits zur Herrschaft hinaufgeschwungen, ja zum Theil ihre glänzende Rolle schon ausgespielt, in welche Klasse Aegypter, Babylonier, Assyrer und die am Schluß des Zeitraums hervortretenden Medoperser gehören.

Im zweiten Zeitraum erstreckt sich die Scene der Weltbegebenheiten viel weiter nach allen Richtungen, als im ersten. Auf manche Länder, worüber noch blose Dämmerung schwebte, fällt nun ein helles, historisches Licht, und viele treten aus völliger Dunkelheit hervor. Aber vorzüglich erweitert sich die Scene im Westen, wo Italien, Hispanien, Gallien und ein großer Theil von Nordafrika Schauplätze der wichtigsten Revolutionen werden, und selbst die brittischen Celten und die Teutschen daran einen bedeutenden Antheil nehmen. Auch von Scythen und Indiern erschallt durch Handelsverkehr und Krieg eine etwas genauere Kunde, und die Länder zwischen dem Tigris und Indus ziehen, als der Sitz groser aufeinander folgender Reiche, unsere Blicke fortwährend auf sich.

Auf diesem großen Schauplatz des Völkergedränges sind einige wenige Nationen in dem Maße vorherrschend, daß neben ihnen alle andern fast zur Unbedeutsamkeit zurückfallen. Perser, Griechen, Macedonier und Römer sind diese Hauptnationen, welche den Gang der menschlichen Schicksale im Großen leiten und in deren Geschichte jene aller andern Völker — selbst Parther und Karthager nicht ausgenommen — sich so natürlich verflechten oder vergleichungsweise dagegen so sehr im Schatten stehen, daß sie kaum eine abgesonderte Behandlung verdienen und füglicher als Episoden oder als Anhang zu jenen vier Hauptgeschichten erzählt werden.

Im dritten Zeitraum endlich hat die historische Welt fast dieselbe Grenze wie das römische Reich. Ein großer Schauplatz allerdings, der die schönsten Länder von drei Welttheilen in sich faßt, und worauf vor Kurzem noch ein reges Leben und ein vielstimmiges Völkergedränge geherrscht. Jetzt ist der Schauplatz — einige Blutscenen abgerechnet — meist schweigend und öde, das Leben der Völker entschwunden, und was die Geschichte zu erzählen hat, fast ausschließend auf die Revolutionen der Hauptstadt oder die Hofhaltung des Weltbeherrschers beschränkt. Selbst

die Namen der meisten Nationen gehen unter, wie ihre genetischen Charaktere, und es wird der edelste Theil der Menschheit in eine willkürlich abgetheilte Heerde verwandelt, die gegen den Herrn in keine Betrachtung kömmt. Wenn wir, betrübt über dieses Schauspiel, den Blick nach jenseits der römischen Grenze wenden, so sehen wir, so weit das Dämmerlicht es verstattet, in Osten — in Parthien, oder nachmals (dem mittlern) Persien, und in Sina — ein ähnliches Schauspiel; in Süden ist die todte Wüstenei; in Norden und Nordosten aber, in ungezähmter Wildniß, springt der Geist des Muthes und der Freiheit. Die Wälder Germaniens und die weiten Steppen des Scythenlandes, worauf bis dahin ein fast undurchdringliches Dunkel geruht, öffnen sich dem historischen Blick, und mit neu geweckter Interesse betrachten wir die rohen, ungeschwächten Söhne der Natur, welche das Verhängniß dazu erzogen hatte, das verdorbene Blut der Römlinge zu erfrischen, und der dahinsterbenden Menschheit ein neues Leben zu ertheilen. Ein wenigstens flüchtiger Blick auf die wichtigsten der von den angedeuteten Grenzen umschlossenen Länder ist nöthig zum leichtern Verständniß und Ueberschauen ihrer Geschichten.

Von Asien, dem Ursitz unseres Geschlechts, wenigstens der Kultur, ist doch nur der südliche Theil, ja von diesem nur die westliche Hälfte, vom historischen Lichte bestrahlt. Von Sina kennt man noch nichts; von dem durch Natur und Handel überreichen Indien wenig mehr als die Eintheilung in das dies- und jenseits des Ganges gelegene Land und — zumal durch Alexanders M. Zug erhellt — die näheren Umgebungen des Indus und einiger seiner Nebenflüsse.

Vom Indus bis zum Euphrat ist der näher bekannte Schauplatz vielfach wechselnder Revolutionen und weit gebietender Mächte. Unser Blick ruht allererst auf ihm.

Zwischen und an den beiden Flüssen Euphrat und Tigris, von ihrem Austritt aus dem armenischen Bergland bis zu ihrer Vereinigung, und weiter bis zum Erguß des vereinten Stromes in den persischen Meerbusen, liegen drei Länder, Mesopotamien, Assyrien und Babylon, worin vielleicht mehr als irgendwo majestätische Erinnerungen mit einer elenden Gegenwart sich paaren. Um den Nieder-Euphrat und von Susiana (Chusistan) bis zur arabischen Wüste, dehnt sich Babylon (Irak Babeli) aus, das Land der schönsten Weiden und der üppigsten Kornfelder, so weit die Ueberschwemmungen des Stromes reichen, der ehedessen fast eben so wohlthätig als der Nil, und wie dieser durch vielfache Kanäle* weit umher geleitet, die Sandsteppe

* Der große Königs-Kanal, Nahar-malka, kann eine Vergleichung mit dem See Möris aushalten.

Digitized by Google

befruchtete. Die meisten Kanäle sind jetzt zerfallen, und halb Babylon eine Wüste. Als Denkmale alter Herrlichkeit sind kaum noch halbverwitterte Trümmer von Backsteinen übrig, welche nur undeutlich die Stelle von prächtigen Städten, Tempeln und Palästen bezeichnen. Gleich arm an Holz wie an Steinen, lieferte das Land kein anderes Baumaterial, und viele Bauten versanken in den feuchten Grund.

Nördlich an Babylon, und an dessen oder Assyriens Schicksal schon durch die Lage geknüpft, bietet Mesopotamien (Aram Naharaim, Al Dschesira, gleichsam die Flußinsel, als von den beiden Flüssen umschlossen) eine merkwürdige Abwechslung von Bergen und Steppen, Wüstenezen und Auen dar, und ist mit Städten, mit Trümmern von Städten und mit berühmten Schlachtfeldern erfüllt.

Jenseits des Tigris (von seinem schnellen Lauf wird er also, d. i. der Pfeil, genannt) liegt Assyrien (h. z. T. meist Kurdistan), das Vaterland vieler kriegerischen Horden und der uralte Sitz wilden Eroberungsgeistes, welcher verheerender als der schreckliche Samum, der von den Schwefelbergen Kurdistans weht, von hier aus zuerst tödtend in weite Ferne wirkte. Auch hier sind meist Steinhaufen, wo einst Königstädte prangten.

Medien (meist Aderbeidschan, Schirwan, in weiter Bedeutung auch Gilan, Maserderan und Irak Adschemi), worüber Assyrien lange Zeit seinen Scepter streckte, bis jenes zum selbstständigen Reiche erwuchs, zieht sich weit nach Nord und Nordost bis an die Ufer des kaspischen Meeres und nach Baktrien. Viele Gebirgsrücken durchstreichen das Land, und umschließen hochgelegene, fruchtbare Thäler. Doch gegen die kaspischen Gestade geht das Hochland mit schnellem Absturz in einen niedern Boden über, worin häufige Naphtha-Quellen fließen, und noch jetzt der Parsen heiliges Feuer brennt. Ekbatana und Gaza, die beiden stolzen Hauptstädte, sind längstens nicht mehr. Von diesem sieht man noch Trümmer; von jenem glaubt man, daß es einstens gestanden, wo heute Hamdan ist.

Oestlich an den schönen Gefilden von Susiana (mit Elymais) erhebt sich, im Süden vom persischen Meerbusen, im Osten von Carmanien, im Norden von dem weiten Medien umgrenzt, das Land Persis (Farsistan). Sein Flächeninhalt mag dem von Italien gleichkommen. Es ist von hohen, theils dürren, theils weidereichen Gebirgen erfüllt; nur gegen das Meer läuft es aus in eine flache, versengte Sandwüste. Ueber diesem Lande ist ein fast beständig heiterer Himmel (auch heißt Pars soviel als Lichtland) und eine, der hohen Lage entsprechende, frische, in der Nordgegend sogar kalte Luft. Der Boden, minder

Digitized by Google

wasserwarm als die meisten benachbarten Länder, bringt köstliche Früchte, Gras und Getreide hervor, und hat von jeher gesunde, kräftige Menschen beherbergt. Aber sie sind weniger zahlreich heute, als ehedem, und minder emsig, seitdem Zoroasters dem Ackerbau freundliche Lehre dem Schwert der Moslems wich. Daher ist Persis jetzt großentheils wüste, und bildet in seinem verödeten Zustand eine traurig harmonische Umgebung der hehren Trümmer von Persepolis. Mehr als zweitausend Jahre sind hingegangen, seitdem Alexander im Wein- und Siegesrausche die ehrwürdige Perserstadt zerstörte; aber ihre Trümmer mögen noch länger dauern, als die neuesten Paläste. Da, wo an der Grenze der Sandregion die Gebirgskette anhebt, liegen, von zwei Armen derselben halb umschlossen, diese geheimnißvollen Ruinen. Aus ungeheuern Marmorblöcken wunderbar zusammengefügt, sieht man gigantische Treppen, Säulen, Mauern, Gemächer und Gräber in seltsamer Verbindung, theils noch stehend, theils zusammengestürzt, mit räthselhaften Thiergestalten vermischt, und die Wände fast durchaus bedeckt mit schwer zu deutenden Bildern und mit Charakteren einer längst verstorbenen Schrift.

Was von den beiden Flüssen Indus und Oxus bis zum Tigris und zum indischen Ocean liegt, und in mittlern Zeiten Iran (im Gegensatz von Turan, nördlich am Oxus) genannt wurde, hieß den Griechen mit demselben Namen Ariana (in der Zendsprache Eriene). Außer den schon genannten Provinzen Assyrien und Medien, umfaßte solches in Süden die wüsten Länder Carmanien und Gedrosien, im Norden am kaspischen Meere Hyrcania und daran grenzend das späterhin furchtbare Parthia, in Nordosten und Osten endlich die uralten Handelsländer Bactria und Sogdiana (dieses letztere noch jenseits des Oxus), Aria, Arachosia und Paropamisus, das indische Grenzland. Bei aller Verschiedenheit in Klima und Produkten, die bei so weit ausgedehnten Ländern sich vermuthen läßt, ist dennoch, mit Ausnahme der Seeküsten, den meisten die hohe Lage, die trockene Luft und Armuth an Wasser gemein.

Das Land zwischen dem Euphrat und Mittelmeer, von den Gebirgspässen des Amanus und des höheren Taurus Rücken bis zur arabischen Wüste, oder in engerem Sinne bis zum Antilibanon — ist Syrien (in der Bibel Aram von Sems Sohn, und von den Arabern Sham, das Land zur Linken, h. z. T. Soristan, genannt), wiewohl auch mehrere Länder jenseits des Euphrat, vorzüglich Mesopotamien (Aram Naharaim), oftmals zu Syrien gerechnet, ja wohl gar Assyrien bisweilen damit verwechselt worden. Wir reden hier nur vom eigentlichen Syrien bis zum Antilibanon (sonach mit Ausschließung Pa-

läſtina's, wohl aber mit Inbegriff Phöniziens, als welches blos ein Theil der ſyriſchen Küſte iſt).

An die zwei Bergreihen, die von Cilicien aus durch Syrien ſtreichen, und wovon die weſtliche längs der Meeresküſte waldig und quellenreich, die innere aber nackt und trocken iſt, ſchließen ſich mannigfaltige Thäler und Flächen an, welche aus eben der Urſache die grellſten Contraſte von Dürre und Fruchtbarkeit darbieten. Der hohe, einſt cedernreiche Libanon, mit meiſt ſchneebedeckter Scheitel, und der ſüdlichere Antilibanon, mit ihren vielfältig gewundenen Thälern vermehren den Wechſel der Anſichten und der Produkte. Vorzüglich reich an Naturſchönheiten und an Schöpfungen der Menſchenhände iſt das große, gegen Nordoſten ſich öffnende Thal, das, vertieft zwiſchen den beiden Libanons hinziehend, Coelesyria, das hohle Syrien, genannt wurde. Hier ſieht man das alte Damaskus in ſeiner paradieſiſchen Lage noch heute glänzen, und Baalbeks (Heliopolis) ehemalige Herrlichkeit in majeſtätiſchen Trümmern ruh'n. Viele andere Städte ſind oder waren hier und in ganz Syrien wie ausgeſtreut, theils am Ufer des Meeres, wo beſonders in Süden die phöniziſchen Städte eine meiſt unfruchtbare Küſte ſchmückten, theils längs des Orontes, der mit gewundenem Laufe nordweſtlich ins Mittelmeer fließt, theils im innern Lande, wo manche Bäche einzelne Stellen befeuchten, und dann einſam im Sande verſiegen. Gegen den Euphrat nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zuſehends ab. Hier und da wird er durch Kanäle oder durch wohlthätige Quellen getränkt, häufiger liegt er trocken, bis endlich in Süden von Palmyra — deſſen hohe Trümmer ringsum ſchon die ſchweigende Wüſte umgibt — das organiſche Leben traurig im weiten Sand erſtirbt.

Auch Paläſtina gehört dem ſyriſchen Land in weiter Bedeutung an. Von dem Rücken des Antilibanon, welchem der ſchneebedeckte Hermon ſich anſchließt, ziehen ſich mehrere Bergreihen ſüdlich hinab, bis ſie jenſeits des todten Meeres wieder anſteigen zu dem Gebirgsſtock, der bei Ptolemäus das verbrannte Gebirg genannt wird, und wovon der majeſtätiſche Sinai der Mittelpunkt iſt. Oeſtlich verflächen ſich jene Bergreihen gegen die ſyriſche Wüſte und weſtlich gegen das Mittelmeer.

In dieſe Naturgrenzen iſt Paläſtina in weiterer Bedeutung, d. h. mit Inbegriff Philiſtea's in Südweſten, Edoms in Süden, und der Wohnſitz der Moabiter, Ammoniter u. ſ. w. in Oſten, eingeſchloſſen. In engerer Bedeutung wird nur das Land vom Jordan bis an's Mittelmeer, das ungefähr 500 Quadratmeilen in ſich faßt, alſo genannt. Dieſer Steppenfluß ent-

springt an des Landes nördlicher Grenze, bildet in seinem südlichen Laufe mehre Seen, besonders jenen von Genezareth, und verliert sich in dem todten Meer, um welches Natur und Ueberlieferung Schrecken gehäuft. Bei niederem Wasser ragen schauervolle Trümmer über seinen Spiegel — die Brandtrümmer von Sodoma, wie die Sage behauptet. Denn hier war einst ein gesegnetes Thal, Siddim genannt, mit blühenden Städten besetzt. Der fruchtbare, jedoch mit Naphtha geschwängerte, und durch die sich hier verlierenden Gewässer des Jordan unterhöhlte Boden entzündete sich, brach ein, und Sodoma, Gomorrha u. s. w. verschwanden. Sonst bietet Palästina eine mannigfaltige Abwechslung von Höhen und Flächen, von Wüsten und reichen Gründen dar. Im Ganzen ist die nördliche Strecke (später Galiläa genannt) fruchtbarer als die südliche. Dort erhob sich der prächtige Karmel mit seinen weinbekränzten Vorbergen, und aus den schönen Fluren von Jesreel der sanftere Thabor. Garizim, der Schnittenberg, zierte das Land der Ephraimiten. Fette Weidplätze boten Aulon (die Niederung des Jordan) und die Küste von Saron (am Mittelmeer) dar. Weit berühmt waren in Süden die Balsamgärten und Palmenwälder von Jericho, das Segensthal und noch andere liebliche Gefilde. Wo aber auch dürre Sandstrecken oder nackte Felsen sich hinzogen, da half der Fleiß der Hebräer nach, durch Bewässerung und Bekleidung mit Erde.

In Norden von Syrien und Mesopotamien, in den Gebirgen, worin der Euphrat und Tigris, weiter der Lycus, Phasis, Cyrus und Araxes entspringen, und der große See Wan (der matianische See) eine Menge von Bächen verschlingt, ist Armenien (h. z. T. meist Turkomanien und Eriwan) von Kappadocien bis an die medische Grenze. Der Euphrat theilt das Land in zwei ungleiche Theile; der westliche hieß Klein-, der östliche Großarmenien. Wir treffen hier die gewöhnlichen Eigenschaften der Gebirgsländer und Gebirgsvölker in Klima und Produkten, Charakter und Sitten an.

Westlich an Armenien prangt die große und herrliche Halbinsel Kleinasien (für Europa die Levante, das Morgenland). Für die Ostgrenze dieser in grauer Vorzeit schon dicht bevölkerten und mit blühenden Städten besäeten Halbinsel wird von Einigen der Halys (heute Kizil Irmak), der zwischen Paphlagonien und Pontus ins schwarze Meer sich mündet, von Andern aber und richtiger der Euphrat angegeben; die übrigen drei Seiten bespült das Meer. Ein großer Gebirgsstock, Taurus genannt (vielleicht von dem syrischen Tur, das überhaupt einen Berg bedeutet), der in Osten mit den vielen armenischen Bergen,

in Norden durch das Moschische Gebirg mit dem Kaukasus in Verbindung steht, erfüllt das Land, welches er in mehreren Reihen von abwechselnder Höhe (einige Spitzen deckt ewiger Schnee, andere speien sonst Feuer aus) durchzieht, und hängt über die Meere und Meerengen, die Kleinasien von Europa scheiden, mittelst vieler Inseln und Inselgruppen mit dem waldigen Hämus und seinen verschiedenen, in eben so viele Vorgebirge auslaufenden Zweigen zusammen. Von der grünenden Höhe des Ida — zu dessen Füßen einst das unglückliche Troja stand — erblickt man die macedonischen und thrazischen Bergkuppen und die ganze zauberische Inselwelt des ägäischen Meeres. Noch viele andere Berge Kleinasiens sind durch Geschichte oder Dichtung berühmt: auf einigen ist ein üppiges Pflanzenleben, mehrere erzeugen Metalle, einige sind dürr und kahl. Von der Hauptkette des Taurus gehen da, wo Kleinasien sich Großasien nähert, zwei Arme, der eine nördlich, der andere südlich aus, der Antitaurus und der Amanus; durch diesen letzten führen die berühmten cilicischen und syrischen Pässe.

In diesen großen, von Gebirgen in vielfacher Richtung durchzogenen, von zahlreichen Flüssen (doch sind es nur Küstenflüsse) bewässerten, und gegen drei verschiedene Meere abhängenden Lande muß wohl die größte Mannigfaltigkeit der Klimate und der Produkte herrschen. Bithynien, Paphlagonien und Pontus sind durch die nördliche Abdachung und die Dünste des schwarzen Meeres kühl und feucht; dagegen Lycien, Pamphilien und das gebirgige Cilicien (mit Isaurien) am syrischen Meer meist heiß und trocken. Phrygien (mit Pisidien und Lykaonien), Galatien und Kappadocien (mit Inbegriff Kleinarmeniens) im innern Lande bieten einen immerwährenden Wechsel von Höhen, Steppen, Triften und Feldern dar; aber am schönsten sind die westlichen Küstenländer, Mysien (mit Troas oder Kleinphrygien), Lydien und Karien. Hier hatten sich die berühmten Bündnisse der griechischen Kolonisten, das äolische, jonische und dorische gebildet, und noch gilt der Ausdruck „jonischer Himmel“ zur Bezeichnung des mildesten Klima's und der reichsten Natur.

Von Palästina geht über den Isthmus von Suez die Straße nach Aegypten, das historisch wichtigste Land der afrikanischen Erde.

Unter dem Wendekreise des Krebses, an der nordöstlichen Ecke von Afrika, stürzt der Nil, nachdem er Abyssinien, wo seine vornehmsten Quellen sind, und das hohe Nubien durchströmt hat, über mächtige Felsmassen brausend herab in ein tieferes Thal, welches, mehrfach gekrümmt und meistens nur 2 bis 3 Meilen

breit, weithin nach Norden zieht, bis allmählig die nackten Seitengebirge aus einander rücken, und das Thal zulezt in eine weite Fläche übergeht, durch die der Nil, jezt in mehrere Arme getheilt, dem Mittelmeer zufließt. Fünfzig Meilen sind die äußersten Mündungen von einander entfernt; vom Meer bis zu den Katarakten zählt man zwanzig Tagreisen, und das ganze ägyptische Nilgebiet hält nicht 800 Quadratmeilen. Viel größer ist das dürre, zu beiden Seiten hinlaufende Berg- und Steppenland, welches sich rechts am Meerbusen Arabiens endet, und links in dem Sand der libyschen Wüste verliert. Gleich Eilanden grünen in dieser einzelne Strecken, Oasen genannt, worunter eine, östlich vom Basaltgebirge Harutsch, einstens die geheimnißvolle Majestät Jupiter Hamons beherbergte. Gleich der fürchterlichen Sahara, mit der es fast unter einerlei Breite liegt, wäre Aegypten eine traurige Wüste geblieben, von Gazellen und Straußen dünn bevölkert, hätte nicht der Nil mit wahrhaft schöpferischer Kraft eine reiche Lebensfülle über das Land ergossen, und demselben — nach Volney's ausdrucksvollem Wort — sein eigentliches „physisches und politisches Daseyn geschenkt."

Denn nicht nur ist ein Theil des Delta (also heißt Niederägypten zwischen den Nilarmen von seiner Gestalt) aus dem Geschiebe des Stromes entstanden, das, vor seinen Mündungen sich anhäufend, endlich den Meeresfluten entstieg; — über das ganze Land hat er auf dem mit röthlichtem Sand bedeckten Kalk, welcher die Grundlage des ägyptischen Bodens bildet, eine sich allmählig erhöhende Schichte fruchtbarer Dammerde angesetzt, der eine saftstrotzende Vegetation entkeimt. Fast alle Flüsse der heißen Zonen treten, wenn die periodischen Regen herabströmen, aus ihren Ufern; aber mächtiger als die meisten und unter mancherlei begünstigenden Umständen, ergießt sich der Nil alljährlich über das ägyptische Land. Alsdann erscheint dasselbe wie ein weites Meer, aus welchem Städte und Dörfer als Inseln emporragen. Wenn aber die Wasser zurück in ihre Ufer kehren, so blüht aus dem düngenden Schlamme das üppigste Pflanzenleben auf, und Aegypten ist einem unermeßlichen herrlichen Garten gleich. Neben mancher eigenthümlichen, kostbaren Pflanze wuchern hier alle feineren Getreidearten, mehrere Südfrüchte und die köstlichsten Gartengewächse, ein Acker gibt jährlich mehrere Ernten, und fast mögen wir Herodot glauben, daß Aegypten (späterhin die Kornkammer Roms und Konstantinopels) einstens 20,000 Ortschaften zählte. Aus diesen Gefilden des Segens stammt gleichwohl die Pest; sei es, daß der faulende Nilschlamm giftige Dünste erzeugte, oder der furchtbare sirbonische See (eine ehedessen weit ins Land gehende Bucht des Mittelmeeres an der asiatischen

Grenze) sie aushauchte; genug, schon oftmals ist von Aegypten die Pest, verheerend für Morgenland und Abendland, ausgegangen.

Ganz Nordafrika, mit Ausnahme Aegyptens, hatte zu seinen Urbewohnern die libyschen Völker, von denen bei den Griechen der Welttheil selbst den Namen Libya trug, und deren Nachkommen noch heute unter der Benennung der Berbern, Tibbos und Tuariks zwischen und südlich an den später eingewanderten Mauren bis zu den Nigerländern wohnen. Die meisten dieser Völker von Cyrenaika an über die Syrtenländer, über das karthagische Gebiet, über Numidien und Mauretanien bis zum atlantischen Meer schwärmten nomadisch herum; nur im nähern karthagischen Gebiet lernten sie Ackerbau treiben. Diese ganze nördlichste Strecke von Afrika macht nach Herodot das bewohnte Libyen — d. z. T. die Berberei — aus; die zunächst im Süden angrenzende Strecke heißt bei demselben das thierreiche, und eine dritte noch weiter im Süden das sandige Libyen. Die erste dieser beiden Regionen, — Gätulia bei den spätern Geographen, und heute Biledulgerid, (Belad al Jerid, das Dattelland) geheißen — wird meist durch die lange Gebirgskette gebildet, welche fast parallel den Küsten des Mittelmeeres durch Nordafrika zieht, im Westen den Namen des Atlas, im Osten jenen des Harudschgebirges (mons ater), trägt, und sich zuletzt in der todten Wüste verliert. Noch jetzt wird sie von Gazellen, Straußen, Affen, Löwen und Panthern in großen Schaaren, dünner aber von Menschen durchirrt, weil das Erträgniß weniger Heerden und die Früchte der Dattelpalmen die einzige Nahrung sind. Auch die gätulischen Völker, worunter die Garamanten im heutigen Fezzan und ihre nördlichen Nachbarn, die Nasamonen, gehörten zum lybischen Stamme. Zwischen Gätulien und den Nigerländern liegt das sandige Libyen. Diese letzte Region bietet einen schaudervollen Anblick dar. In einer Ausdehnung, die jener des Mittelmeeres, dreimal genommen, beinahe gleichkommt, reicht das brennende Sandmeer zu beiden Seiten des Wendekreises, also da, wo Afrika am breitesten ist, von den westlichen bis an die östlichen Gestade dieses Welttheiles, ja, wie schon der bewunderungswürdige Herodot mit großem Blick bemerkte, noch über den arabischen und persischen Golf hinaus über Jemen, Kerman und Mekran bis Multan in Nordindien. In diesem ungeheuren Reiche des Todes — es ist von wechselnder Breite, im Ganzen aber fürchterlicher im Westen als im Osten — grünen dennoch insularisch verschiedene größere und kleinere Strecken, Oasen in der ägyptischen Sprache genannt. Sie werden von einsamen Quellen bewässert, und durch sie allein, sonach auf unveränderlich, durch die Natur selbst bezeichneten Wegen, ist der Handelsverkehr zwischen dem nördlichen und innern Afrika möglich. —

Digitized by Google

In Nordafrika fordert noch das karthagische Gebiet eine nähere Betrachtung.

Fast in der Mitte zwischen der ägyptischen Grenze und den Säulen des Herkules, an der Hervorragung der afrikanischen Küste, wo sich dieselbe plötzlich nach Süden krümmt, ist ein tiefer Meerbusen (h. z. T. der Golf von Tunis), aus dessen innerstem Grunde eine Halbinsel hervortritt. Auf dieser natürlich festen Halbinsel wurde Karthago gebaut; das starke Schloß Byrsa vertheidigte die Stadt von der Landseite, und eine in den Golf gehende, schmale Erdzunge bildete den doppelten Hafen. Die Gegend ist durch die allmählige Versandung des Golfs unkenntlich geworden; aber man weiß, daß Tunes und Utika zu beiden Seiten von Karthago standen, jenes eine Meile, und dieses eine und eine halbe davon entfernt.

Das benachbarte Land, in die zwei Provinzen Zeugis im Norden und Byzanzium (von den Byzanten also genannt) im Süden getheilt, glich einem unermeßlichen Garten, mit zahlreichen und blühenden Städten besäet, deren Bewohner von vermischter, karthagischer und einheimischer (daher Libyphoenices) Abkunft waren. Noch gesegneter war die Gegend um den See Triton und die kleinere Syrte — man hieß sie Emporia, weil sie einem reichen Markte glich: — aber jenseits derselben und weiter längs der Küste bis über die größere Syrte hinaus zog sich hundert Meilen Weges eine sandige Region, von nomadischen Stämmen, als den Lotophagen, Psyllen und Nasamonen dünne bevölkert, und der karthagischen Herrschaft durch einen Grenztraktat mit Cyrene (nach 3500) unterworfen.

Das ganze innere und südliche Afrika, von der Südgrenze Aegyptens und der Sahara an, wird von den alten Geographen gewöhnlich Aethiopien genannt, mit der schwankenden (auch bei Libyen vorkommenden) Eintheilung in das äußere und innere. Ja es wird oft der Name Aethiopier noch allgemeiner und nicht so fast geographisch als vielmehr genetisch zur Bezeichnung der durch eine schwarze oder doch sehr dunkle Farbe sich unterscheidenden Menschenracen gebraucht, wonach es auch in Südasien (welches freilich die geographische Unkunde sich häufig als zusammenhängend mit Afrika dachte) Aethiopier gab. Die wenigen geographischen Notizen von den äthiopischen Ländern können von der kurzen Geschichte derselben (s. unten) nicht getrennt werden.

Wir gehen nach Europa, von dessen Ländern allererst jene der griechischen Zunge unser näheres Interesse in Anspruch nehmen.

Südlich am Hämusgebirge, dessen hoher, waldiger Rücken vom schwarzen Meere bis gegen die adriatische Küste reicht, allwo es mit der von den Alpen herkommenden illyrischen Berg-

Digitized by Google

kette in Verbindung tritt, liegt eine, an Umfang nur mäßige (sie hält kaum 5000 Quadratmeilen), aber an Merkwürdigkeiten der Natur und Geschichte überreiche Halbinsel, deren Nordhälfte Thrazien, Macedonien und ein Stück von Illyrien; die Südhälfte aber, von den kambunischen Bergen an, Thessalien nebst Epirus, Hellas und Peleponnesus enthält. Jene wird von Zweigen des Hämus, worunter der Rhodope und der goldreiche Pangäus, diese von den Fortsetzungen des illyrischen Gebirges vielfältig durchzogen, wodurch in dem kleinen Lande, vorzüglich in seiner südlichen Hälfte, die wir für jetzt auch allein betrachten, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gegenden nach Klima und Produkten und eine Menge natürlich fester Lagen entstand. Durch Beides schien die Natur es darauf angelegt zu haben, daß hier keine weitreichende Herrschaft aufkommen, sondern daß viele Stämme frei und selbstständig neben einander gedeihen, die Vortheile der verschiedensten Klimate sich aneignen, und die vielseitigste Bildung entwickeln sollten.

Noch mächtiger als diese Ungleichheit des Bodens wirkte auf den Gang und die Erhöhung der griechischen Kultur die Gestalt des Landes gegen die Meere zu. Es ist eine fast durchaus gültige Wahrnehmung, daß Binnenländer später als Küsten Kultur erlangen, und daß nach dem Maße der Wasserkommunikationen — vorzüglich der Meeresberührungen — sich der Völker Geist und Leben richte. Man vergleiche z. B. Afrika mit Europa! — Nun stellt aber der Peloponnes mit seinen vielfach zerrissenen und tief ausgezackten Küsten fast die Figur des Weinlaubes vor; auch Hellas und Thessalien zeigen den mannigfaltigsten Wechsel von Vorsprüngen und Vertiefungen, Buchten und Vorgebirgen; ganz Griechenland endlich ist auf allen Seiten mit so vielen ihm natürlich angehörigen Inseln umgeben, daß man mit Wahrheit sagen kann, auf der ganzen Erde sey kein anderes Land, welches bei nicht größerem Flächenraum eine so ausgedehnte Küstenlinie, so vielfältige Berührungspunkte mit dem Meer, so zahlreiche Anfuhrten und Hafen besitze. Dieses also beschaffene, in der Mitte dreier Welttheile gelegene Griechenland, war es nicht von der Natur selbst zum thätigsten Verkehr, zum regsten Leben, zu vielseitiger Aufnahme und Mittheilung, sonach zum schnellsten Kreislauf der Ideen und Erfindungen, so wie der Waaren, zum Zusammenfluß der Völker, so wie der Kenntnisse bestimmt?

Kaum läßt sich's beim Anblick der ausgezackten griechischen Küsten und der vielen, bis nach Kleinasien hin regellos ausgestreuten Inseln bezweifeln, daß, was mehrere alte Schriftsteller behaupten, und wohin auch die von Diodor aufbehaltenen, äußerst wichtigen samothrazischen Sagen deuten, auf Wahrheit sich

Digitized by Google

gründe; daß nämlich einstens, wo nun die Fluten des ägäischen Meeres brausen, ein festes Land gewesen, welches, gewaltsam durch eine große Naturrevolution zertrümmert, in den Abgrund gesunken sei. Einzelne Felsmassen — jetzt die Inseln des Archipelagus — und zusammenhängende Gebirgsreihen — die Grundlage des griechischen Bodens überhaupt — trotzten den Wellen und überragten sie fernerhin mit zerrissenen Seiten, als Zeugen jener furchtbaren Katastrophe, wahrscheinlich derselben, wodurch das schwarze Meer den thrazischen Bosporus und den Hellespont durchbrach, und vielleicht auch das Mittelmeer durch die Säulen des Herkules mit dem atlantischen Ocean sich eine Verbindung öffnete.

Das Klima Griechenlands und der ganzen Hämus-Halbinsel ist nicht so mild, als man nach ihrer geographischen Breite vermuthen sollte, und auch gewöhnlich angenommen wird. Theils die östliche Lage, die durchaus in unserm Kontinente eine größere Kälte bewirkt, theils die hohen, oft schneebedeckten Bergkuppen des Landes bringen, wenn wir einzelne Flächen und die gegen die Mittagssonne sich öffnenden Thäler ausnehmen, eine beträchtliche Kühlung hervor, die in alten Zeiten, als noch die meisten Gebirgshöhen mit heiligen Wäldern prangten, bis zur empfindlichsten Kälte stieg. Wir lesen, daß die gallischen Völker unter Brennus die Kälte am Fuße des Parnassus (in gleicher Breite mit Valenzia) fast nicht ertragen konnten, und daß der Hebrus (in Thrazien), dessen Mündung südlicher als Rom ist, häufig zufror; ja die Ausdrücke, womit Hesiod (von Ascra in Böotien, in gleicher Breite mit Neapel) den Winter beschreibt, könnten, nach Pauw's treffender Bemerkung, beinahe für die Schilderung eines polnischen Winters gelten.

Sonach genossen die griechischen Völker, wie Hippokrates preist, das glücklichste Klima, gleich zuträglich der physischen und moralischen Stärke, denn sie hatten weder die Erschlaffung des Südens, noch — da wenigstens die Sommer sehr warm waren — die Stumpfheit des Nordens zu befürchten.

Einige Einzelnheiten von griechischen Ländern werden wir in der Geschichte derselben anführen.

Nach Griechenland fällt unser Blick auf Italien, das Mutterland des römischen Weltreichs.

Die majestätischen Alpen, deren Bogenlinie 188 geographische Meilen mißt, deren höchste Spitzen über alle Berge des alten Kontinents ragen, begrenzen im Norden das gepriesene Italien — dereinst auch Oenotria, Ausonia, Saturnia und von den Griechen Hesperia genannt. Eigentlich wird dieses Land durch den Appennin gebildet, welcher da, wo am Meere die südwest-

Digitized by Google

lichen Alpen enden, anhebt, zuerst nach Nordost, und dann weithin in südöstlicher Richtung bis an die äußersten Spizen der Halbinsel zieht. Um und an diesen rauhen Gebirgsstock hat sich der italische Boden angesezt, welcher, so wie der griechische, vielfältige Spuren von Wassergewalt zeigt, und darum auch häufige Kontraste des nackten Gesteins mit der üppigsten Frondosität darbietet. Die lang gedehnte appenninische Kette bringt über dem, als Witterungs- und Gewässerscheidungslinie, eine überraschende Mannigfaltigkeit der Klimate und der Produkte in ganz benachbarten Gegenden und für die ausübende Kriegskunst einen äußerst lehrreichen Schauplaz hervor. Viele Bäche ergießen sich von beiden Seiten des Gebirges; aber sie erreichen, nach der Gestalt der Halbinsel, zu bald das Meer, und darum sind die wenigsten schiffbar. Nur in Oberitalien, wo vom südlichen Abhang der Alpen die Gewässer zusammenströmen, bildet sich ein mächtiger Fluß, der Po, welcher, nachdem er von Norden her den Tessino, den Oglio, die Adda und den Mincio — diese alle durchfließen merkwürdige Seen — und von Süden die Trebia, mit vielen andern Bächen der Alpen und der Appenninen, aufgenommen, mit sieben Mündungen (einstens waren's nur zwei) in's adriatische Meer sich ergießt.

Die übrigen Länder Europa's, von welchen die alte Geschichte redet — wie also zumal jene der celtischen Zunge — sind theils nach ihrer Lage und Naturbeschaffenheit schon Allen bekannt, theils läßt sich die Anführung ihrer ältern Merkwürdigkeiten von der eigentlichen Geschichte nicht trennen. Das lezte ist auch der Fall bei denjenigen weiten asiatischen und afrikanischen Strecken, auf welche in der alten Welt nur noch ein dürftiges und zweifelhaftes Licht fällt, und von welchen wir — wie namentlich von den Scythen, Indiern, Sinesen und Aethiopiern — unter der allgemeinen Rubrik „Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Erdkunde" handeln, zum Theil auch einige nähere Beschreibung erst in der mittlern und neuen Geschichte geben werden.

Digitized by Google

Erster Zeitraum.

Allgemeine Geschichte von Adam bis Cyrus.

Vom Jahr der Welt 1 bis 3525. Jahr vor Christi Geburt 3983—558.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Vor der Epoche, in welche Moses den Thurmbau von Babylon setzt, können wir nichts von eigentlichen Staaten erzählen. Denn nur dunkel ist bei ihm das Daseyn wahrer bürgerlicher Vereine in der vorsündflutigen Welt angezeigt, und nach der Ueberschwemmung scheinen die Noachiden bis zu ihrer Trennung in bloß patriarchalischer Verfassung geblieben zu sein. Auch reichen die verständlichen und noch einigermaßen annehmbaren Nachrichten der Profanscribenten nicht höher hinauf; und die ersten Reiche, die im Dämmerlicht der Vorzeit für uns sichtbar werden, sind jene, die am Euphrat und Tigris und am Nil sich bildeten. Von diesen mag wohl Aegypten zuerst zur Blüte und Macht gekommen sein, aber — wiewohl es auch hier nicht an innern und äußern Stürmen fehlte, und einzelne kriegslustige Regenten aufstanden — überhaupt hat doch das ägyptische Volk sich mehr nur auf sein eigenes Land beschränkt und erst unter der letzten saitischen Dynastie häufigern Verkehr mit dem Ausland in Krieg und Frieden gepflogen. Allein damals war seine Größe

schon gesunken, und es erlag unter Necho und Psammenit (dieser Lezte erst im folgenden Zeitraum) im ungleichen Kampf gegen die aufstrebenden Monarchien Mittelasiens.

Hier hatte sich schon früher der kriegerische Geist geregt. Die Sagen von Nimrod, dem gewaltigen Jäger, und von den Weltstürmern Ninus und Semiramis u. s. w. deuten darauf hin — was ohnehin die Analogie der übrigen Geschichte lehrt — wie durch Gewalt und Schrecken die Menschen zum Staatsverein gezwungen, und kleine Horden durch Krieg und unablässig weiter greifende Anmaßung endlich übermächtig geworden sind. Zwar ist es unmöglich — bei den chronologischen und historischen Widersprüchen der Quellen — die Schicksale und wechselnden Machtverhältnisse Assyriens, Babylons und Mediens zu bestimmen; aber es scheint, daß zuerst die Assyrier weit hin — bis nach Baktrien, vielleicht bis Indien — geherrscht haben. Eine Revolution, die unter Sardanapal sich zutrug, mag den Anlaß zur allmähligen Bildung dreier getrennter Reiche gegeben haben, unter denen Neuassyrien anfangs wieder das gewaltigste war, aber durch die vereinte Macht des aufblühenden Mediens und des unter chaldäischen Fürsten neuerstarkten Babylons zu Grunde ging, worauf diese Ländermassen alle durch eine abermalige Umwälzung zu einem großen Reiche, dem medoperssischen, vereint wurden.

Die Herrschaft Neuassyriens und Neubabylons, die jezt der Perser erbte, hatte sich auch über Syrien, Phönizien, Palästina und die arabische Grenze erstreckt. Die syrischen Fürstenthümer, so wie die Reiche Juda und Israel — in welche der hebräische Staat, nach kurzer Blüte, zerfallen war — mochten ihren Ruin der Entartung des Volkes und den unablässigen Feindseligkeiten zuschreiben, wodurch sie sich gegenseitig schwächten; Phönizien, das jedoch sich später wieder erholte, war gefallen, weil natürliches Recht und wohlerworbener Ruhm, Liebe des Friedens und nüzliche Emsigkeit nicht schüzen mögen vor des gewaltigen Eroberers Schwert. Dasselbe erfuhren die minder mächtigen Völker der schönen und großen Halbinsel Kleinasien — unter ihnen die blühenden griechischen Pflanzstädte —, welche insgesammt von dem kriegerischen Lydien verschlungen wurden, und dann mit diesem dem noch stärkeren Perserreich anheim fielen. Jezt hemmte das Meer dessen weitere Ausbreitung, wohl wäre sonst auch das schlechtvereinte Griechenland seine Beute geworden. Dennoch hatten die kleinen griechischen Horden kaum angefangen, sich der Barbarei zu entwinden, noch hatten sie — die Zerstörung von Troja ausgenommen — kaum einen Beweis von Nationalkraft gegeben. Aber ein reges Leben, einen kühnen

Digitized by Google

Heldensinn hatten sie schon gezeigt, Freiheits- und Vaterlandsliebe waren unter ihnen schon hoch aufgelodert, vorübergehende und theilweise Vereine hatten sie ahnen lassen, was das gesammte Griechenvolk vermögen werde, und Sparta und Athen hatten bereits den Grund zur künftigen Größe gelegt.

Minder wichtig ist die politische Rolle, welche in diesem Zeitraum die weiter gegen Abend wohnenden Völker — in Italien, Sicilien, Afrika — spielen. Kaum wird Rom genannt, und Karthago, wiewohl bereits mächtig, entrückte die Dunkelheit seiner Geschichte unserm Blick. In noch höherem Grade hat dieses in Ansehung der weit ausgebreiteten Celten, Scythen, Aethiopier und Indier statt, mit deren vielumfassender genetischer Benennung geographische Unkunde die vier Enden der Welt bevölkerte; und China, wiewohl sein Daseyn ins höchste Alterthum erweislich hinaufsteigt, ist für das System der alten Weltgeschichte gleichsam nicht vorhanden.

Verfeinerte Staatskunst, Kombinationen einer weit hinaussehenden Politik, vielseitiges Ineinandergreifen der Nationalverhältnisse dürfen wir in dem Kindesalter der Menschheit und der Staaten nicht suchen. Jedes Volk geht so ziemlich seinen Gang für sich, unbekümmert um alle andern, die nicht in nächster und fühlbarster Berührung mit ihm stehen. Darum gibt es wohl schon einzelne, zum Theil gut berechnete, sogar künstliche Verhandlungen, aber Systeme der Politik noch nicht; und wiewohl der Handel die Berührungspunkte vermehrt — wenige Völker treiben noch großen Handel; den meisten gilt Leidenschaft für Staatsinteresse, und ihre Politik ist das Schwert.

Kultur.

Wir finden in diesem Zeitraum schon die meisten Stufen der Kultur, jedoch also besetzt, daß noch bei weitem der größte Theil der Länder von Jägern und Nomaden, sonach von Barbaren oder Halbbarbaren bewohnt wird. Klimatische und andere Einwirkungen bringen aber begreiflich eine große Verschiedenheit in den Kulturzustand der nördlichen und südlichen, so auch der dem Handelsverkehr nähern oder davon entferntern Stämme. Auch blühen durch die kleinasiatischen, griechischen, phönizischen, karthagischen ꝛc. Kolonien, selbst im Scythen- und Celtenlande und unter den Libyern manche einzelne Sitze der Verfeinerung auf. Die frühesten Wohnsitze der Kultur, freilich auch der Weichheit und Ueppigkeit, waren Indien, Aegypten und die Länder am Enphrat. Auf der syrischen Küste erhielt vorzüglich Phönizien und weiter ein großer Theil Kleinasiens

durch Handel frühe Gesittung, von da aus aber ward der Same der höheren, wiewohl erst später gereiften Kultur auf griechischen und italischen Boden gestreut.

Die unmittelbaren Anlässe zur Entstehung und Erhöhung der Kultur in einzelnen Ländern zählt die besondere Geschichte derselben auf. Ueber ihre ersten und allgemeinsten Grundlagen hier nur einige wenige Betrachtungen:

Durch äußere Umstände, meistens durch die Noth geweckt, entfaltet sich die Geisteskraft des Menschen. Der Zusammenhang der Umstände — der Natur und der Gesellschaft — wirkt fortwährend auf sie ein, leitend, gestaltend, befördernd oder hemmend. Leicht wird, was Einer ersann, Gemeineigenthum Vieler, und das nachkommende Geschlecht baut auf den durch die Vorfahren gelegten Grund. So wird unaufhörlich die Ueberlieferung reicher, und breitet sich aus, ein schwellender, vielarmiger Strom, über die Völker der Erde. Zu vielen ist derselbe noch gar nicht, oder nur in dürftigen Kanälen gelangt; oft wird durch den Gang der Ereignisse ein Arm von dem Boden abgeleitet, welchen er früher befruchtete, oder er versiegt in schlecht verwahrtem Grund. So natürlich diese allgemeine Darstellung ist, und so befriedigend die Gelehrten den Ursprung, das Wachsthum, den Charakter der Kultur und Aufklärung bei den einzelnen Nationen aus solchen gesammelten Daten zu erklären vermeinen, so sind doch außer denselben zwei weitere Potenzen wirksam, ohne welche unser Geist vielleicht noch heut zu Tage in seiner Kindheit wäre: Zufall und der Götterfunke des Genies. Viele Erfindungen (wie jene des Glases), an welche sich ganze Reihen von andern und die Vervollkommnung der wichtigsten Zweige des Wissens (als Optik, Astronomie ꝛc.) anreihen, sind nicht das Produkt der allgemeinen Verhältnisse nach Ort, Zeit und Gesellschaft, sondern eines abgerissenen Zufalls (d. h. für unser Auge) gewesen; und die günstige Verkettung der Umstände würde nur eine späte und unvollkommene Kultur hervorgebracht haben, wenn nicht einzelne überlegene Geister, welche gleichsam unmittelbar vom Himmel die Weihe zu Lehrern der Menschen erhalten, erschienen wären, und mit über das Maß der gemeinen Natur gehenden Kräften an der Erleuchtung und Veredlung ihres Geschlechtes gearbeitet hätten. Zwar Manches, was von solchen großen Volkslehrern erzählt wird, ist wohl nur Mythe, oder wenigstens schwärmerische Uebertreibung; aber sollte auch niemals ein Oannes unter den Babyloniern, ein Hermes unter den Aegyptern, ein Thoth oder Theyth in Phönizien, ein Sommona-Kodom in Ostasien gewesen seyn, so sind doch gewiß schon in vorhistorischen Zeiten hier und dort außerordentliche Genies aufgestanden,

Digitized by Google

welche, so wie Orpheus bei den Griechen, oder später Manco-Kapak in Peru, durch eine höhere, ihnen inwohnende Kraft unter rohen Völkern die Bahn der Erkenntniß brachen; und es sind fortwährend auf dieser Bahn einzelne große Geister dem übrigen Geschlecht wie strahlende Leuchten vorangegangen.

Doch nur insofern sie in Wirkung und Besitz von Einzelnen auf Viele übergehen, nur insofern sie der Tradition einverleibt werden, gehören Erfindungen, Künste und Wissenschaften der Menschheit an. Der Kanäle oder Mittel hierzu gibt es vorzüglich zwei: Sprache und Schrift; die erste, die man ein unmittelbares Werk der göttlichen Einsetzung nennen kann, die zweite eine Erfindung des Menschen, aber der Stolz seines Verstandes.

Sprache und Schrift.

Die Sprache ist so alt als die Gesellschaft, oder eigentlich, da der Mensch von jeher und überall — wenige traurige Ausnahmen abgerechnet — gesellig lebt, so alt als die Menschheit. Ihr sind wir alle Segungen der Geselligkeit, alle Blüten der Humanität und Gesittung schuldig, und es ist so wahr als schön, was Herder sagt: „Nicht die Leyer Amphions hat Städte errichtet, keine Zauberruthe hat Wüsten in Gärten verwandelt; die Sprache hat es gethan; sie, die große Gesellerin der Menschen."

Diese Sprache nun, diese wundervolle und kostbare Gabe des Himmels, wie ist sie entstanden? War sie dem Menschen angeboren, oder hat er selbst sie gebildet? Viele haben das Erste behauptet, was gegen die Analogie der ganzen Natur streitet. Wohl ist Sprachfähigkeit den Menschen angeboren, aber sie muß wie seine Anlagen und Fähigkeiten alle durch äußere Anlässe entwickelt und ausgebildet werden. Mehrere vortreffliche Schriftsteller haben gezeigt, welch ein langer Stufengang zu durchlaufen war, bis eine gebildete, regelmäßige Sprache entstand. Wir enthalten uns dieser unserem Zweck minder nahe liegenden Untersuchung.

Aber welches war die erste Sprache der Menschen? — Wir halten die Frage für unbeantwortlich. Aber genug: die erste Sprache blieb nicht die einzige, sondern es entstanden viele verschiedene Sprachen, und zwar nach den Worten Moses durch die bei'm babylonischen Thurmbau mittelst eines göttlichen Wunders erfolgte Sprachenverwirrung; nach der vernünftigen Erklärung aber als natürliche und nothwendige Folge der — damals oder wann immer geschehenen — Zerstreuung der Menschen in alle Weltgegenden. Denn nun wurden die Sprachorgane der verschiedenen Völkerschaften durch die mächtigen Einflüsse der verschiedenen Kli-

mate, der Nahrungs- und Lebensart u. s. w. verschieden gemodelt, die Ideen und Empfindungen der Völker durch tausendfältig verschiedene Umstände und Verhältnisse bestimmt, und somit auch die Sprache, oder der Ausdruck jener Begriffe und Empfindungen, mit eben so vielen Eigenheiten oder besonderen Charakteren versehen.

Da nun die Sprache das Produkt der durch Klima, Beschäftigung, Verfassung, Religion, Mode und Zufall bewirkten Denk- und Empfindungsweise der Völker ist, so ist sie für den Forscher auch eine ziemlich zuverlässige Erkenntnißquelle jener Sinnesart, ein Maßstab, wonach sich Aufklärung, Kultur und Charakter der Nationen bestimmen und vergleichen lassen.

Nicht nur Erkenntnißquelle, auch mitwirkender Grund ist die Sprache von der Kultur und dem Charakter der Nationen. Sie wirkt auf den Geist zurück, von welchem sie ausging. Erzeugt und bestimmt durch das Reich der Ideen und Empfindungen des Volkes, wird sie Werkzeug und Grundlage weiterer Ausbreitung desselben, und kann sonach befördernd oder hindernd darauf einfließen.

Aber die Sprache ist unmittelbar nur einem kleinen Kreise vernehmbar, bald verhallen ihre Töne, und was davon die mündliche Ueberlieferung in ferne Länder und Zeiten bringt, wird leicht auf diesem Wege bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die Schrift hilft diesem Mangel ab und gibt dem bis dahin wankenden Gebäude der Menschenbildung eine feste Grundlage. „Der Sterbliche, der dies Mittel, den flüchtigen Geist nicht nur in Worten, sondern in Buchstaben zu fesseln, erfand, er wirkte als ein Gott unter den Menschen.“ Herder.

Viele große Erfindungen sind aus Zufall oder einen glücklichen Gedanken entstanden. Die Buchstabenschrift war die späte Vollendung einer langsam und stufenweise fortgebildeten Idee, deren Geschichte wir mit ziemlicher Bestimmtheit nachzuweisen vermögen. Der Mensch, welcher so gerne sich und Andern Denkmale baut, welchem so manche Erinnerung festzuhalten Genuß und Bedürfniß ist, konnte wohl kein einfacheres und leichteres Mittel zur treuen Bewahrung solcher Gedächtnisse finden, als das Zeichnen oder Malen der That, der Person, des Gegenstandes u. s. w., wovon die Erinnerung bleiben sollte. Wir können nicht zweifeln, daß auch im graueſten Alterthum solche Mittel schon gebraucht worden, und daß z. B. die Aegypter und die Sineſen lange vor Erfindung ihrer Hieroglyphen- und Wörterschrift sich der Schriftmalerei bedient haben. Die Ausdehnung des Gebrauches dieſer leztern führte nun — je nach dem Maße und dem Gange der allgemeinen Nationalkultur — ihre allmählige

Vervollkommnung und Umwandlung in die eigentliche Schrift auf einem natürlichen Wege herbei.

Denn die Schriftmalerei war mühsam und langwierig und konnte unmittelbar blos zur Darstellung sichtbarer Gegenstände dienen. Also kürzte man sie ab, indem man etwa statt der ganzen Sache nur einen Theil oder einen Umstand derselben malte, und stellte die Gegenstände, die nicht ins Auge fallen, durch analoge Bilder vor.

In der Darstellung eines Gegenstandes durch einen andern, welcher durch was immer für eine Beziehung geeignet ist, die Idee des erstern hervorzurufen, besteht das Wesen der Hieroglyphe, deren Gebrauch bei keinem Volke so vereint, so vielseitig und so fortdauernd gewesen, als bei den Aegyptern. Sie ist in der Mitte zwischen Malerei und Schrift, und nimmt Theil an den Charakteren beider.

Es ist begreiflich, daß, je mehr man den Gebrauch der Hieroglyphe vervielfältigte, je entferntere Analogien man zu ihrer Bildung benützte, desto weniger sprechend und schwerer verständlich ihre Bedeutung wurde, und daß man bald durch Hülfe des Gedächtnisses mehr als der Imagination ihren Sinn erfassen mußte. Noch mehr war dieses der Fall, als man zur Erleichterung des Schreibenden die Hieroglyphe weiter abkürzte, etwa bloß den äußersten Umriß derselben hinzeichnete — was Einige die Kurrentschrift der Hieroglyphe genannt haben — und so die im Anfang natürliche oder wenigstens symbolische Bezeichnung eines Gegenstandes allmählig zur willkürlichen Marke machte. Jetzt hatte man nicht mehr die Kenntniß von den Eigenschaften des Dinges, welches zum Symbol diente, sondern eine blos künstliche Verknüpfung desselben mit dem Bezeichneten und die Hervorrufung des letztern durch das Gedächtniß nöthig, und es ging diese Schrift — wie Condillac sagt — „unmerklich" in die sinesische Wörterschrift über. In der Idee jedoch bleibt immer ein großer Schritt von der einen zur andern, indem die Wörterschrift nicht mehr das Andeuten der Gegenstände, wovon man redet, sondern das Bezeichnen der Töne ist, wodurch man sie ausdrückt.

Die Wörterschrift ist bestimmter und reicher als die Hieroglyphe, aber bei der ungeheuern Menge von Zeichen, die sie erheischt, wird sie immer entweder mangelhaft, wenn sie so viele Zeichen nicht hat, oder wenn sie dieselben hat, allzuschwer zu erlernen sein.

Es gehört sinesischer Stupor dazu, um bei einer solchen Schrift zu verharren und den — in der Erfindung allerdings schweren, aber in der Nachahmung so leichten — Schritt zur Sylben- und endlich zur Buchstabenschrift nicht zu thun. Diese

Digitized by Google

Auflösung der Worte in Buchstaben und die Bezeichnung der letztern sind eigentlich die große Erfindung, welche die wichtigste Epoche macht in der Menschengeschichte, und woran die Theilnahme einen so wesentlichen Unterschied zwischen Völkern und Volksklassen hervorbringt.

Billig fragen wir: wer denn der Urheber einer so hohen Erfindung gewesen? — Aber Niemand antwortet uns und sagt bestimmt, wem wir dafür zu danken haben. Zwar schreibt die älteste Sage sie dem phönizischen Wundermann Thauth, Thot oder Theyth zu; aber wahrscheinlich hat nie ein solcher gelebt, und er ist wohl einerlei mit dem fabelhaften Hermes der Aegypter. Doch wie immer der Erfinder geheißen, ein Phönizier ist er wahrscheinlich gewesen. Das älteste Alphabet, das wir kennen, ist phönizisch. Von diesem stammt nicht nur das Jüdische, sondern auch das Griechische (die Sage läßt es durch Kadmus nach Theben bringen), wie die Benennung, Gestalt und Folge seiner Hauptbuchstaben beweisen, und mittelbar alle abendländischen Alphabete.

II.

Detaillirte Geschichte des ersten Zeitraums.

Vorsündflutige Welt.

Offenbar ist die Erde unendlich älter als das Menschengeschlecht. Sie trägt in ihrem Innern und auf ihrer Oberfläche die untrüglichsten Spuren mannigfaltiger Umgestaltung, und es sind auf ihr unläugbar mehrere Welten oder Wesenreihen untergangen, bevor jenes Geschlecht zum Daseyn erwachte. Aus den verschiedenen Lagen und Schichten der Erdrinde, in denen, in wundervoller Abwechslung, die Spuren jetzt von Feuers-, jetzt von Wassersgewalt und jetzt Versteinerungen von Pflanzen und Thieren sich zeigen, zu welchen man vergebens ein lebendes Urbild sucht, aus den Massen von Seethieren und Seegewächsen, die auf mancher Gebirgshöhe versteinert liegen, aus den Zertrümmerungen der Berge, der Inseln und der Meergestade und aus vielen andern geognostischen Wahrnehmungen haben Naturkundige aufs Unwiedersprechlichste jene wichtigen Sätze dargethan und zugleich erwiesen, daß unsere Erde einmal — wahrscheinlich unmittelbar vor ihrer letzten Hauptumgestaltung — ein Allocean und alles Land Meeresboden gewesen. Wie aber dieser Allocean sich ver-

Digitized by Google

loren, wie allmählig aus seiner Tiefe das trockene Land emporgestiegen und auf demselben die neue vegetabilische und animalische Natur erwacht sey — darüber vermag der scharfsinnigste Forscher mehr nicht als Muthmaßungen zu fassen. Moses erzählt uns alles das genau und umständlich mit der Zuversicht des Sehers, und es läßt sich nicht verkennen, daß seine Darstellung, so populär sie im Vortrag und in Bildern ist, nach einer freiern Erklärung wirklich einen tiefen Sinn und philosophische Wahrheit enthalte. Der Geschichtschreiber jedoch überläßt solche Erklärung dem Naturforscher und Geognosten.

Auch die Entstehung des Menschen, des Herrn der Erdenschöpfung und ihres letzten Zwecks, ist sinnvoll geschildert! Aus Erde wird er geformt, denn seines Leibes Grundstoff ist Erde, aber die vernünftige Seele, die jener beherbergt, ist göttlicher Abkunft — wie ein Ausfluß des himmlischen Geistes, und diesem ähnlich. Ihm wird eine Lebensgefährtin zu Theil, die Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blute ist, damit sie auch fortan von ihm unzertrennlich und wie ein Wesen mit ihm sei. Wer mag verkennen, daß wir Alle von ihm, dem Erdmann (Adam) und von ihr, der Lebendigen (Eva), abstammen, da wir Alle die nämliche Natur und Wesenheit und Bestimmung haben.

Mit gleicher philosophischer Wahrheit wie die Entstehung ist auch die Geschichte der ersten Menschen erzählt. Ihr erster Wohnsitz war ein Garten, also ein mildes, gesegnetes Land, wie es der neugeborene Mensch — ohne Kunstfertigkeit und Erfahrung — zur Fristung seines Daseins bedurfte. Auch die geographische Lage des Paradieses wird also beschrieben, daß der unbefangene philosophische Geschichtschreiber der Menschheit darin die Stelle erkennt, wohin er selbst den Urstz unseres Geschlechtes setzt. Ein östlich von Vorderasien gelegenes Gebirgsland, welchem mehrere mächtige Ströme entfließen, also die mittlere Strecke Hochasiens, von der, nach den Forschungen der Naturkundigen, die meisten für den Menschen wichtigen Pflanzen- und Thiergeschlechter stammen, sonach vorzüglich geeignet zur ersten Heimath des Menschen selbst, so wie zum Centralpunkt seiner weitern Ausbreitung.

Aber bald verlor sich die paradiesische Unschuld. Von der Schlange verleitet, genossen unsere ersten Eltern die ihnen verbotene Frucht des Baumes der Erkenntniß und wurden dafür durch die Vertreibung aus Eden und andere physische Uebel, endlich auch durch die Verhängung der Sterblichkeit bestraft. Die Deutung dieser Mythe, welche, wie viele andere Versuche von Volkslehrern, den Zweck hat, die Erfahrung der unzähligen Uebel

Digitized by Google

in der Welt mit der Idee eines allweisen, allgütigen und allmächtigen Schöpfers zu vereinbaren, ist naheliegend. Sie erscheint nämlich hiernach als ein Philosophem, welches das physische Uebel nur als Folge und Bestrafung des moralischen Bösen darstellt. Sonach ähnlich der Büchse Pandorens und mehreren andern, eine gleiche Tendenz zeigenden Mythen verschiedener Völker. Aber die mosaische zeichnet sich abermals durch sinnvollere und wahrere Bilder aus. „Ein einziger verbotener Baum ist im Paradiese," sagt Herder sehr schön, „und dieser Baum trägt, in der Ueberredung der Schlange, die Frucht der Götterweisheit, nach der den Menschen gelüstet. Konnte er nach etwas Höherem gelüsten? konnte er auch in seinem Fall mehr getadelt werden?"

Mit trübem Blick verfolgen wir die Urgeschichte der Menschen. Ihr erstes Blatt befleckt ein gräßliches Verbrechen — Brudermord. Sollte der ehrwürdige Moses auch hier mit Treue gemalt haben? Sollten Kain und Abel, als Repräsentanten des ganzen Geschlechts, ihr feindseliges Verhältniß, als Darstellungen unseres allgemeinen Naturzustandes gelten können? — Leider muß hier ein trauriges Ja! unsere Antwort sein. Es ist philosophisch wahr und durch die Geschichte der Völker bestätigt, daß das natürliche (außergesellschaftliche) Verhältniß des Menschen zum Menschen ein Zustand des Krieges Aller gegen Alle sey. Wie konnte man kräftiger dieses Verhältniß der blutriefenden Freiheit malen, wie abschreckender es darstellen, als durch die Scene des Brudermords?

Das Gefühl der Bedrängnisse eines solchen Kriegszustandes ist es, was, nach der Lehre der Philosophie, die Menschen in bürgerliche Vereine treibt. Spuren solcher Vereine, schon in der vorsündfluthigen Welt, liegen in der Absonderung der Gewerbe, in der Anlegung von Städten, in dem Vorzuge der Kinder Gottes vor den Menschenkindern. Wohl mochten auch bald aus übel geregelter Verfassung Tyrannen empor kommen, die mit der Stärke der Faust und der Schärfe des neuerfundenen Schwertes noch das Ansehen des Herrschers verbanden und die Unterdrückung des Geschlechtes zu verewigen drohten.

Allmählig geht die symbolische Darstellung in eigentlich historische über, und eben so allmählig verwandelt sich bei Moses die Geschichte der Menschheit in jene seines Volkes und des Stammes, von welchem er ausging. Zwei große allgemeine Begebenheiten erzählt er noch, die Sündflut und die Völkerzerstreuung. Dieselben fordern einige nähere Beleuchtung.

Digitized by Google

Sündflut und Völkerzerstreuung.

Als die von der rechten Bahn abgekommene Menschheit durch groben Sinnengenuß und Mißbrauch der Gewalt in unheilbares Verderbniß zu sinken drohte, da beschloß Gott, sie durch eine allgemeine Ueberschwemmung zu vertilgen. Durch anhaltende Regengüsse und durch die berstenden Quellen des Oceans schwollen die Wasser bis über den Scheitel der Berge an und alles Lebendige ging in den Fluten zu Grunde; mit alleiniger Ausnahme Noah's, der mit seiner Familie und einzelnen Paaren von jeglicher Thiergattung auf einem Schiffe sich rettete, das er nach erhaltener göttlicher Weisung erbaut hatte.

Das noachische Schiff ließ auf dem Berg Ararat sich nieder (ob dieser Berg einer der armenischen oder der mesopotamischen Gebirgshöhen, oder der entferntere Paropamisus gewesen, lassen wir billig dahin gestellt) und die Geretteten bauten daselbst sich an. Später verließen die Noachiden, oder wenigstens ein Theil von ihnen, die Nähe jenes Gebirgs, und zogen südwestlich herab an den untern Euphrat in das weideureiche Babylonien oder in die Ebene Schinear, wo sie 153 Jahre nach der Sündflut den großen Thurmbau vornahmen, welcher, als Hinderniß der schnelleren Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde, der Gottheit mißfiel, und deßwegen durch das Wunder der Sprachenverwirrung vereitelt wurde.

Ob diese hebräischen Sagen bloße Mythen, ob sie auf wirkliche Thatsachen, d. h. auf wahre Geschichten des Stammes sich beziehend seyen, ist ungewiß. In der ersten Voraussetzung jedoch erscheinen sie als ungeeignet, und in beiden als unwichtig für die Weltgeschichte. Bei sehr vielen Völkern finden wir Ueberlieferungen von großen in der Vorzeit eingetretenen Ueberschwemmungen, und es ist auch sehr erklärbar, daß in dem Jugendalter der Erde, da der Streit der Elemente vielleicht noch nicht völlig geschlichtet, das Bett der Ströme noch nicht geregelt und hinreichend vertieft war, bald hier bald dort gewaltige Ueberschwemmungen eintraten, und daß die Ueberschwemmung einer weiten Landesstrecke, über deren Grenzen hinaus die geographische Kunde ihrer einfältigen Bewohner nicht reichte, denselben wohl als eine Weltüberschwemmung — weil sie ihre Welt betraf — erschien. Der wissenschaftliche Forscher erkennt jedoch in solchen Ueberschwemmungen nur partielle Ereignisse und verwechselt sie auch nicht mit der aus vielen Wahrnehmungen unläugbar hervorgehenden uranfänglichen Ueberdeckung der Erde mit dem Allocean, welche der adamitischen Schöpfung voranging. Er nimmt also den Noah keineswegs als

Digitized by Google

zweiten allgemeinen Stammvater der Menschen an, sondern begnügt sich mit dem ersten Stammvater Adam, wenn er überall einen solchen allgemeinen Ursprung anzunehmen geneigt ist. Auch eignet er die von Moses erzählten Nebenumstände der sogenannten Sündflut, als welche mit der Darstellung derselben, als eines göttlichen Strafgerichts, zusammenhängen, mit nichten der Geschichte an, sondern überläßt sie den Theologen.

Nothwendig verwirft er, nach solchen Ansichten, jede Bevölkerungstheorie der Erde, die sich an die Söhne Noah's, Sem, Cham und Japhet, anschließt, und er weiß, daß in den Zeiten, in welchen nach Moses Darstellung jene Söhne oder ihre nächsten Nachkommen zu setzen sind, bereits wirkliche Völker und Reiche in Asien und Afrika vorhanden waren, die also nicht von den Noachiden ihren Ursprung haben. Diese Lezten also mögen wohl Kolonien unter jene Völker ausgesendet, vielleicht auch den Bau einiger neuer Staaten veranlaßt haben; aber sie sind nicht die alleinigen Gründer derselben.

Ueber den Gang der Erde-Bevölkerung, wenn wir dieselbe — wozu ein praktisches, zumal vernunftrechtliches Interesse treibt — von einem Stammvater (nennen wir ihn unbedenklich „Adam") ableiten, lassen sich nur einige wenige, und dabei nur allgemein lautende Sätze aufstellen, welche selbst größtentheils mehr nur vernünftige Muthmaßungen als wirklich erwiesene Thatsachen sind. Sie mögen die folgenden seyn:

a) Der Ursiz der Menschen (das Paradies) wird etwa an jenen mächtigen Gebirgsstock gesetzt werden müssen, der mit erhabenem und weit ausgedehntem Rücken über dem mittlern Asien thront, und bei der Bildung der Erde aus dem Allocean früh dem Wasser entstiegen und die erste bewohnbare Fläche für Menschen und Thiere darbieten mußte. Viele Thäler senken von da sich südlich herab und entfalten, dem milden Sonnenstrahl sich öffnend, die üppigste Lebensfülle, den reichsten Pflanzen- und Thiergarten der Erde. Eines derselben — (wollen wir mit Herder u. A. bestimmt auf das gesegnete Kaschmir hindeuten, das noch heute den Namen des irdischen Paradieses trägt?) — war wohl die auserwählte Geburtsstätte, die erste Heimath der Menschen; und wenn wir die vielseitigen Beweise früher Menschenbildung in Hindostan, seine aus der grauesten Vorzeit stammenden Traditionen und Gebräuche betrachten, so sind wir wirklich versucht, das nordindische Grenzgebirge als jene heilige Stelle — wenigstens muthmaßlich — zu bezeichnen.

b) Von da, am Fuß des Gebirges nach Ost und West hinziehend, und dann dem einladenden Lauf der Flüsse folgend, mochten die Menschenkinder bald die Ebenen des südlichen und

Digitized by Google

westlichen Asiens erfüllen, mit einzelnen dazwischen leer gelassenen Strecken, die als minder fruchtbar oder als unzugänglich den Zug der Bevölkerung ablenkten.

e) Das Meer, das anfangs den Bevölkerungszug hemmte, mußte bei fortschreitenden Kenntnissen das beste Mittel der schnelleren Ausbreitung werden. Ueber den persischen und weiter über den arabischen Busen mochten die Asiaten schon frühe an die afrikanische Küste gelangen, und Aegypten hat nicht über Suez, sondern von Aethiopien (Nubien und Habesch) seine älteste und meiste Bevölkerung erhalten.

d) Weit zahlreichere Menschenschwärme aber sind über das mittelländische Meer gezogen. Von den Westküsten Asiens aus sind allmählig, mittelbar oder unmittelbar, die meisten Inseln und fast alle Küsten des Meeres und seiner tiefen Busen bevölkert worden. Jede Niederlassung wurde ein neuer Centralpunkt der weitern Verbreitung, und es haben hier Asien, Afrika und Europa durch solche Kolonien sich vielfältig und gegenseitig bereichert.

e) Auch ins innere Afrika und ins innere Europa sind diese Kolonisten allmählig von den Küsten her eingedrungen und haben da sich mit den Stämmen vermischt, die dort von Süden, und hier von Norden ihnen entgegen kamen. Denn:

f) Langsamer zwar als Südasien, aber dennoch frühe wurde auch Nordasien von Menschenstämmen durchzogen. Auch hier hatten Ströme, die von großen Gebirgsrücken gegen Norden fließen, den Pfad der Bevölkerung vorgezeichnet, wiewohl sie im unwirthbaren Klima dürftiger und zögernder vorschritt. Härtere Stämme schwärmten in der Wildniß umher, bis sie nach langem westlichem Lauf an die baltischen Gestade kamen. Hier wandten sie großentheils sich südlich, und stießen im Innern unseres Welttheiles mit jenen zahlreichen Schwärmen zusammen, die derselbe bereits von Morgen und Mittag empfangen hatte.

Ob schon in dem ersten Zeitraum alle hier angegebenen Bahnen der Bevölkerung erfüllt worden, läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht behaupten. Wie weit die historische Kunde in demselben reiche, haben wir oben bemerkt. Einzelne merkwürdige Völkerwanderungen aber, mit ihren näheren geographischen und chronologischen Bestimmungen, werden in dieser und den folgenden Perioden bei den Volksgeschichten selbst ihre geeignete Stelle finden.

Wir bemerken hier blos noch, daß freilich auch die Annahme mehrerer Stammväter mit ziemlich gewichtigen Gründen — bezogen zumal auf die auffallende genetische Verschiedenheit der Hauptracen unseres Geschlechts — vertheidigt werden mag, und daß insbesondere die Lehre von drei solcher Hauptracen, nämlich 1) dem europäisch-arabischen oder kaukasischen, 2) dem

Digitized by Google

mongolischen, 3) dem äthiopischen oder Negerstamm, und also von wenigstens drei verschiedenen Urquellen der Bevölkerung — namentlich 1) dem südlichen Abhang der Bergkette vom Himalaya bis zum Kaukasus, 2) dem Plateau Hochasiens vom Mustag zum Altai, 3) jenem der Mondgebirge in Afrika — die Aufmerksamkeit des Denkers mit vollem Recht in Anspruch nehme.

Geschichte der Hebräer.

Aelteste Geschichte bis Moses.

Zwei Jahrhunderte waren verflossen, seitdem die noachischen Stämme sich zerstreuend von Schinear auszogen, als Abram [geb. 1947] (nachher Abraham genannt, und durch Peleg von Sem abstammend) von Ur in Chaldäa oder dem nördlichen Mesopotamien südlich nach Haran und später von da nach Kanaan wanderte (2022). Noch war Kanaan nur dünne bevölkert, und es mochte der fremde Emir (so würde man heute ihn heißen) längs des Jordan und tiefer im Lande Weideplätze genug für seine zahlreichen Heerden finden. Er wurde von den Einwohnern Eber, d. i. der von jenseits (des Euphrats) Hergekommene, genannt, daher heute noch seine Nachkommen Hebräer heißen. Aber nicht nur die Hebräer — die man auch von einem räthselhaften Beinamen seines Enkels Jakob die Israeliten, und von dessen mit Nachkommenschaft vorzüglich gesegnetem Sohne Juda die Juden heißt —, sondern auch viele Stämme der Araber leiten von ihm ihre Herkunft ab. Tugend, patriarchalische Würde und Reichthum machten ihn schon im Leben berühmt, und noch wird sein Name weithin von den Völkern des Morgenlandes mit Verehrung genannt.

Seine spätern Wanderungen und Schicksale, so wie die seines Sohnes Isaak und seines Enkels Jakob, enthalten zwar einige Schilderung patriarchalischer Sitten: dennoch interessiren sie den Welthistoriker nur wenig. Einer von Jakobs Söhnen, Joseph, der durch eine Kette romantischer und wundervoller Begebenheiten Großvezier des ägyptischen Königs wurde und dieses Glück durch Weisheit und Tugend verdiente, berief Vater und Brüder mit ihren Familien nach Aegypten, wo sie in dem ihnen eingeräumten Lande Gosen (vermuthlich die um den Berg Casius und weiter hin gegen Süden gelegenen Triften und Wüsten), unvermischt mit den Aegyptern und nach eigener Sitte lebend, ihre nomadische Weise fortsetzten. Als aber ein neues Königshaus den Thron be-

Digitized by Google

stieg und die Verdienste Josephs allmählig vergessen wurden, da erwachte bei den Aegyptern der alte Haß gegen alles Hirtenvolk und eine natürliche Besorgniß über die steigende Vermehrung der israelitischen Horde. Man hielt sie an, ihr müßiges — vielleicht auch räuberisches — Nomadenleben zu verlassen, Städte zu bauen, bürgerliche Beschäftigungen nach ägyptischer Sitte zu üben, und ließ sie, die dem Allen sich ungern fügten, Abneigung, Druck und ungerechte Gewalt empfinden.

In diesen Zeiten der Bedrängniß wurde Amram, aus dem Hause Levi, ein Sohn geboren (2373). Sein Name Moses (koptisch Moudsche, ein aus dem Wasser Gerettetet) weist auf das Schicksal seiner verhängnißvollen Kindheit hin. Zum Wassertod verurtheilt und durch die Tochter des Königs den Fluten entrissen, erhielt er am Hofe eine sorgfältige Erziehung und Unterricht in allen Kenntnissen der ägyptischen Priester. Aber mehr als Erziehung zu geben vermag, hatte die Natur oder Gott ihm gegeben. Eine hohe, männliche Seele, selbstständig und freiheitliebend, und durch einheimische Kraft Tugend und Weisheit erstrebend. Einst sah er einen Israeliten durch einen Aegypter mißhandelt und tödtete diesen; er floh darauf nach Midian, wo er viele Jahre hindurch in den Thalgründen des Sinai der Heerden eines edlen Arabers wartete.

Der göttliche Ruf, der ihm alldort zur Befreiung seines Volkes ward, die Art, wie er und sein Bruder Aaron ihre Sendung am Hofe Pharao's vollbrachten, sind in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Aber wir enthalten uns billig der Berührung dieser und vieler anderer mosaischen Wunder, zumal aber solcher, welche der Erzähler aus alten hebräischen Sagen geschöpft. Bei denjenigen indessen, welche Moses als selbst erfahrene oder gewirkte Wunder erzählt, mögen wir manchmal sehr deutlich ein der Erzählung zum Grund liegendes, wirkliches Faktum entdecken, das bald durch seine eigenthümliche Beschaffenheit, bald durch die Begeisterung derer, auf die es wirkte, bald durch den dichterischen Ausdruck, wohl auch durch weise und der Zeit gemäße Politik des Erzählers sich leicht zum Wunder gestaltete.

Das Volk, welches Moses aus Aegypten führte, war in keiner Hinsicht zur Erfüllung seiner großen Plane geeignet. Er wollte ein von kriegerischen Stämmen bewohntes Land erobern, und aus den Israeliten eine Nation bilden, die frei und selbstständig und festhaltend am Dienst Jehovah's wäre. Aber die lange Sklaverei in Aegypten hatte ihren Geist niedergedrückt; der Knechtschaft gewöhnt, scheuten sie die Freiheit, die mit Entsagungen verknüpft war, und sehnten bei dem ersten Mangel sich feige nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück. Dabei waren sie übermüthig und zügel-

Digitized by Google

les wie der Sklave, der sich der Ruthe entlaufen glaubt, widerspänstig gegen den aus ihrer eigenen Mitte erstandenen Anführer, wenn er nicht täglich mit den Schrecken Jehovah's sich umgürtete, und wohl zur Durchplünderung der Länder, aber nicht zur Gründung eines dauernden Staatsvereines geschickt. Demnach gab Moses die ganze Generation auf und setzte seine Hoffnungen auf die nachwachsenden Sprößlinge, die als starke, freigeborene Kinder der Wüste, aber dennoch an Ordnung und Gesetz gewöhnt, und durch den Dienst Jehovah's zu einem Volke eng verbunden, einstens im wiedereroberten Land ihrer Väter, unvermischt und unverderbt durch andere Völker, ein selbstständiges, würdevolles Daseyn behaupten könnten. Auf diesen hohen, genialen Zweck waren alle Anordnungen Moses berechnet, und selbst die Härte, womit er die Kananiter behandelte, wird dadurch erklärbar. Doch war es der göttliche Geist, der ein Geist der Liebe und der Gerechtigkeit ist, nicht, der Moses die grausamen Gesetze gegen Kanaan eingab; aber, von seiner großen Hauptidee enthusiastisch eingenommen, verfolgte er sie — was manchen, sonst edlen Menschen begegnet — rücksichtslos für Alles, was Recht und Gefühl dagegen sprächen. Indessen sah er selbst die Vollendung seines Werkes nicht; denn als er Kanaan vergebens von der Mittagseite bestürmt hatte und dann, Edom umgehend, vom Aufgang her gegen den Jordan drang, fühlte er sein Ende herannahen. Von einem Berg herab übersah er noch das schöne Land, das seinem nunmehr erstarkten Volke zu Theil werden sollte, und ging zu den Vätern über (2493). Dreiunddreißig Jahrhunderte sind seitdem verflossen und noch lebt sein Name weithin wie keines Sterblichen Name, in der Verehrung der Völker.

Josua und die Richter.

Mit Moses Tod und der Eroberung von Palästina beginnt eine neue Periode in der hebräischen Geschichte. Denn nunmehr wird aus einem lose zusammenhängenden, unstäten Nomadenhaufen ein vereintes, ansäßiges, ackerbauendes Volk, das durch die Kraft und Selbstständigkeit, welche die mosaischen Gesetze ihm geben, jetzt erst mit Bedeutung in die Weltgeschichte eintritt.

Moses selbst zwar eroberte nur das Land, welches östlich am Jordan liegt, und da ließen sich die Stämme* Ruben, Gad und

* Von Jakobs zwölf Söhnen (Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphtalie, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin), als den näheren Stammvätern, schreib sich diese Eintheilung in Stämme her. Doch wurden statt Joseph dessen beide Söhne Ephraim und Manasse, die Jakob an Kindesstatt angenommen, als Stammeshäupter erkannt, und der Priesterstamm Levi erhielt keine abgesonderte Landesstrecke, sondern Wohnsitze durch alle übrigen Stämme.

Digitized by Google

der halbe Stamm Manasse nieder. Das eigentliche Palästina, in welchem hierauf die übrigen Stämme Sitz erhielten, wurde erst den Waffen des Josua zur Beute, der in einem sechsjährigen, blutigen Krieg den größten Theil der Kananiter vertilgte. Aber endlich ließ die Wuth der Sieger nach, und ein elender Rest von Einwohnern wurde — jedoch gedrückt und tributbar — im Lande geduldet. Das Hauptband der Vereinigung, also die Grundlage der Nationalkraft, war für die Israeliten der Jehovah-Dienst. Anstatt aber daran festzuhalten, zeigten sie eher eine Geneigtheit, sich davon loszusagen und die Idole ihrer Besiegten und ihrer Nachbarn zu verehren. Dadurch riß das Band, und sie wurden in eben so viele Völker als Stämme zertheilt, die sich gegenseitig durch innere Fehden zerfleischten. Die unterjochten Völker und die angrenzenden Stämme des feindseligen Auslandes benützten diesen Zustand der Auflösung, und ließen die unklugen Israeliten häufig die Wirkung ihrer wieder auflebenden Kraft und ihrer Rache fühlen. Sie wurden abwechselnd fast allen ihren Nachbarn dienstbar, und es mochten ihre weisen Männer mit Recht solches Unglück für eine natürliche Strafe des Abfalls vom wahren Gott erklären. So oft sie aber zu seiner Verehrung zurückkehrten, und sonach das Band der Vereinigung herstellten, so oft waren sie wieder gewaltig, und übten unter freierwählten außerordentlichen Anführern oder Kriegshäuptern (Schophetim, die man gewöhnlich, wiewohl fälschlich, Richter nennt) kraftvolle Wiedervergeltung.

Die innern Angelegenheiten der Hebräer wurden in dieser Periode durch Stammfürsten und Aelteste, mit überwiegendem Einfluß des hohen Priesters, geleitet, bis derselbe nach dem erblichen Besitz der vereinten bürgerlichen und kirchlichen Obergewalt strebte, und hierdurch das Volk mit schrankenloser Despotie bedrohte. Der Uebermuth und die Verbrechen der Söhne Eli's und Samuels öffneten dem Volke die Augen, und es verlangte einen König. Vergebens stellte ihm Samuel, als kluger, wohl auch eigennütziger Vertheidiger der Theokratie, die Gefahren des Königthums auf die eindringlichste Weise vor; es beharrte auf seiner Forderung, bis Samuel ihr endlich entsprach, und mit schlauer Politik aus einem der geringsten Geschlechter, vom unbedeutendsten der Stämme, Benjamin, einen Mann zum Könige salbte (2916), von welchem, wiewohl er durch Geist und Muth sich auszeichnete, der Priester, der ihn aus dem Staube gehoben, keine wesentliche Beschränkung der usurpirten Macht besorgen zu dürfen schien.

Die Könige.

Saul wurde als König erkannt, und es fängt mit dieser Errichtung des Königthums die dritte Periode der hebräischen Ge-

Digitized by Google

schichte an, worin der Zustand und die Verhältnisse Israels im Innern und nach Außen eine wesentliche Veränderung erfuhren. Denn jetzt erst, da eine kräftigere Centralgewalt Ordnung und Festigkeit in die Verwaltung brachte, konnten höherer Wohlstand und Cultur entstehen; jetzt erst, da zum religiösen Band sich das politische gesellte, konnte die Macht des Volkes mit Erfolg nach Außen wirken. Jedoch war beides unter der ersten Regierung nur wenig sichtbar, da sie der unselige Streit zwischen Königthum und Priestergewalt zerrüttete. Denn Samuel ließ ungern die gewöhnte Herrschaft sich entwinden, und Saul verschmähte es, eine bloße Puppe in des Priesters Hand zu seyn. Saul, weil er sich vermaß, des Priesters Befehlen, die als göttliche Befehle gelten sollten, nicht blinde Folge zu leisten, noch mehr, weil er einst bei Samuels Ausbleiben selber zu opfern wagte — wurde, wie der herrschsüchtige Priester sprach, von Gott verworfen, und es salbte auf vorgeschützten göttlichen Befehl der unversöhnliche Samuel insgeheim David aus dem Stamme Juda zum Gegenkönig. So wurden die letzten Jahre Sauls durch bürgerlichen Krieg getrübt, zu dem sich noch die Verwüstungen des auswärtigen gesellten. Der unglückliche König, nachdem er gegen die Philister, diese stets wachsamen Feinde Israels, eine entscheidende Schlacht verloren, und in derselben drei seiner Söhne, unter ihnen den edlen Jonathan hatte bluten sehen, gab sich den Tod (2929). Aber wiewohl für David das Wort des Priesters, der Ruhm vieler Großthaten und der Eifer seiner zahlreichen Stammesgenossen stritten, hingen dennoch die übrigen elf Stämme mehre Jahre lang an Sauls Sohn Isboseth, bis dieser und sein Feldherr Abner durch das Schwert von Meuchelmördern fielen, worauf David von ganz Israel als König erkannt wurde (2937).

David ehrte den Priester, wurde von demselben geehrt, und stärkte das Königthum durch solche Verbindung. Gleichwohl traf ihn — meist als Folge seiner Fehltritte — mancherlei öffentliches und häusliches Unglück. Seine Kinder entehrten sich durch Blutschande und Brudermord; zwei Söhne empörten sich gegen den zu nachsichtigen Vater, der auf seiner Flucht vor Absalon wohl den geringsten seiner Unterthanen beneiden mochte; und unter seinem Volke wüthete des Krieges Geißel und Hunger und Pest.

Abgesehen von streng moralischer Rüge, war David ein weiser und kraftvoller und, was die Hauptgestalt seiner Regierung betrifft, auch ein glorreicher König. Alle feindseligen Nachbarn Israels, Philistäer, Amalekiter, die reichen Edomiter, die Moabiter und Ammoniter, und viele übrig gebliebene Stämme der Kananiter wurden besiegt und unterjocht; durch den merkwürdigen nesibenischen Krieg kam ein großer Theil von Syrien unter seine Macht,

Digitized by Google

und er gebot von Aegypten bis an den Euphrat und gegen die armenischen Gebirge. Mit Tyrus schloß er Handelsverträge, und erhielt von da die Cedern, womit er auf Jebus (der Burg von Jerusalem, die er den Jebusitern entrissen) sich einen Palast erbaute. Die Gegend dieser Stadt ist dürftig bewässert und weiterhin zum Theil traurige Wüste. Aber die Hofhaltung des Königs zog Menschen und Schätze und stolze Pracht dahin, während die entfernten Provinzen verarmten. Ueberhaupt war die Gründung einer bleibenden Residenz von tief wirkendem Einfluß auf den Geist der Regierung und auf den Zustand des Volkes, was jedoch erst unter Salomo auffallend sichtbar wurde. Denn diesen seinen jüngern Sohn, von Bathseba, hatte der sterbende David, durch der Mutter Intriguen verleitet, zum Nachfolger ernannt, und die Ansprüche Adonai, des ältern Sohnes, verworfen.

Salomo bestieg den Thron 2969. Der Ruf der Weisheit ging vor ihm her und erfüllte das Volk mit hoher Erwartung. Er entsprach ihr nur unvollkommen und auf kurze Zeit. Nachdem er durch das Blut der Gegenpartei seine Herrschaft befestiget, unterwarf er zwar den kleinen Ueberrest der Kananiter, aber er verlor das wichtige Edom und die Perle von Davids Eroberungen, das starke Damaskus; und wenn er anfangs den Kunstfleiß seines Volkes hob, einen einträglichen äußern Handel gründete, Jerusalem mit prächtigen Gebäuden zierte, durch Aufmunterung und Beispiel die schönste Blüte der hebräischen Literatur hervorrief: so zernichtete er wieder all dies Gute durch Verschwendung, Ueppigkeit und Despotendruck. Die einfältigen Hebräer blendete der Schimmer, der seinen Thron umgab, die nie gesehene Pracht seines Jehovahtempels und andere Wunder der phönizischen Kunst. Im Ton der Begeisterung priesen sie Salomo's Weisheit: aber schmerzlich fühlten sie auch die ungewohnten Frohndienste, Auflagen und alle Schmach einer Sultansregierung. Endlich schändete sich Salomo sogar durch den verächtlichsten Aberglauben und Götzendienst. Die Priester Jehovah's fachten das heimlich glimmende Mißvergnügen des Volkes an. Jeroboam wurde zum Gegenkönig gesalbt, konnte sich jedoch noch nicht behaupten, und mußte nach Aegypten fliehen.

Theilung des Reiches in Israel und Juda.

Untergang beider.

Aber nach Salomo's Tod (3009) entbrannte bei seines Sohnes Rehabeam unkluger Härte der Aufruhr von Neuem. Weil er die unerschwinglichen Auflagen nicht mindern wollte, fielen

Digitized by Google

10 Stämme vom Hause David ab. Nur Juda und Benjamin blieben getreu; der Uebrigen wurde Jeroboam König. Hierdurch wurde der hebräische Staat auf bleibende Weise in zwei feindliche Reiche gespalten, welche den Namen Juda und Israel in engerer Bedeutung führen.

In beiden lag nach ihren innern und äußern Verhältnissen der Keim der Zerstörung. Denn da zur politischen Trennung sich noch die religiöse gesellte, so war an eine aufrichtige Aussöhnung zwischen ihnen niemals zu denken, und da beide Reiche einander so ziemlich gleich an Kräften waren, so mußte ihre dauernde Zwietracht eine gegenseitige Erschöpfung hervorbringen. Dazu kam, daß der Charakter des Volkes so wie der Höfe sich mehr und mehr verschlimmerte. Meineid und Verrath, Wuth und Unsinn und alle Laster entstellen jetzt die israelitische Geschichte.

Um eben diese Zeit erstand unter wilden Eroberern Neuassyriens und Neubabylons drohende Macht, welcher die Könige von Aegypten neidisch und besorgt die ihrige entgegenstellten. Juda und Israel, mitten zwischen den Streitenden gelegen, und durch ihre Entzweiung wie durch ihr moralisches Verderbniß schwach, mußten die Opfer dieses Kampfes werden. Auch fehlte es nicht an weisen Männern, die Dieses einsahen, und sich mit hoher Kraft und patriotischer Begeisterung gegen den Drang und das Verderbniß ihrer Zeit erhoben. Sie gingen aus den Prophetenschulen hervor, welche seit Samuel blühten, und eine Reihe ehrwürdiger und kühner Vertheidiger der Volksrechte und der reinern Gottesverehrung erzogen, die freilich auch manchmal — ähnlich hierin den Priestern des Mittelalters — ihre Stimme aus blindem Eifer und schnödem Interesse ertönen ließen. Unter ihnen zeichnete sich durch Gedankenfülle und Kraft der Darstellung vorzüglich der königliche Jesaias aus.

Nur zu bald wurden an Israel und Juda seine und der übrigen Seher Weissagungen erfüllt. Israel (auch Samaria, von der durch Amri erbauten Hauptstadt, genannt), nachdem es unter einer Reihe meist unwürdiger Könige aus verschiedenen Häusern, die größtentheils durch Empörung und Meuchelmord zum Thron gelangten, geseufzt hatte, wurde die Beute der Assyrer. Ahas, König von Juda hatte sie gegen Israel zu Hülfe gerufen, und Tiglath-Pul-Assar schleppte unter Pekah (3244) einen Theil der Israeliten in die Gefangenschaft; und als Hoseah einen Versuch zur Befreiung von der schimpflichen Abhängigkeit wagte, so ward Samaria von Salmanassar erobert und der Ueberrest Israels gefangen nach Medien geführt (3268). Das Reich hatte 254 Jahre gedauert.

Das Königreich Juda erhielt sich etwas länger, weil es nicht

Digitized by Google

so wie Israel vielfach blutigen Regentenwechsel erfuhr, sondern lauter Könige aus Davids Hause und meist in ruhiger Folge besaß, dennoch konnten dieselben den sinkenden Staat nicht retten. Abwechselnd von Aegyptern, Israelkten und Assyrern durchplündert, dann wieder einzelne Zwischenzeiten der Ruhe, der Erholung, selbst der neu auflebenden Kraft genießend, fiel endlich Juda durch die schwere Hand des babylonischen Helden Nebucadnezar (Nabokolassar), der nach dem über die Aegypter bei Karchemisch erfochtenen Sieg seine Herrschaft bis ans Mittelmeer ausdehnte. Zwei Könige, Joakim (3385) und Sedekiah (3395), vermaßen sich, durch Aegypten aufgereizt, von Babylon abzufallen. Beide litten die Strafe ihres Meineids; Jerusalem wurde erobert, der Tempel zerstört, und die Juden in die Gefangenschaft nach Babylon geschleppt.

Aus dieser gedrängten Zusammenstellung der hebräischen Geschichten geht auch die bürgerliche Verfassung dieses Volkes hervor. In allen Phasen seiner Staatsform ist die Priestermacht sichtbar: als ursprüngliche Grundlage des Nationalvereins, als fortwährendes Prinzip seiner Erhaltung, als drückende Herrschaft und als Schranke der Despotie; jedoch selbst als solche — weil nicht vom Volke ausgegangen — dem republikanischen Geiste fremd, ja nach ihrer innersten Wesenheit selbst despotisch.

Auch die Nachbarn der Hebräer, als Philistäer, Edomiter, Ammoniter und Moabiter (die Amalekiter hatte bereits Saul vertilgt), wurden von dem Strome verschlungen, der Israel und Juda zernichtete; und wiewohl ihr Schicksal minder hart als das von diesen war, so erscheint doch ihr Name — die Edomiter oder Idumäer ausgenommen — nicht mehr in der Geschichte. Im nördlichen Theile Palästina's, wo ehedessen die zehn Stämme Israels geherrscht, war indessen ein neues Volk — die Samaritaner — entstanden. Es waren dies fremde Ansiedler, mit denen sich die wenigen Israeliten vereinigten, welche dem Schwert und der Gefangenschaft entronnen waren. Dieses vermischte Geschlecht nahm auch einen vom Dienst Jehovah's und jenem der heidnischen Gottheiten gemischten Kultus an, und wurde daher von den Anhängern des reinen Judenthums als irrgläubig betrachtet. Schon erfüllte der Samaritaner wachsende Volksmenge das Land Israel, als Judäa noch wüste lag. Aber nach 70 Jahren, von der Abführung Jechonia's (Joakim's Sohn 3385) an gerechnet, als auch Babylons Thron gefallen war, gab dessen Besieger Cyrus den gefangenen Juden die Erlaubniß zur Rückkehr in das Land der Väter (3455, 528 v. Chr.), und hierdurch einem neuen jüdischen Staate den Ursprung.

Digitized by Google

Geschichte der Aegypter.

Ursprung der Aegypter und ihrer Kultur.

Wir wenden uns nach Aegypten, einem Land, das durch ganz eigenthümliche Charaktere merkwürdig, reich an Wundern der Natur und der Menschenhände und das Mutterland ist der Aufklärung und Kultur in der abendländischen Welt.

Aegyptens Bevölkerung und Kultur sind älter als die Sündflut. Hätte solche auch nach Aegypten gereicht, würde wohl schon Abraham daselbst einen eingerichteten Staat und einen üppigen Hof gefunden haben? und zwar in Niederägypten, das, selbst seinem Daseyn nach jünger als das Nilthal, nur durch die Arbeit von Jahrhunderten bewohnbar werden mochte? Also nicht Noachiden waren Aegyptens ursprüngliche Bewohner, obwohl später einige noachische Stämme dahin mögen gezogen sein — sondern die Masse der Bevölkerung stammt aus Aethiopien, wie schon Herodot's Schilderung ihres negerartigen Körperbaues beweist. Die Meinung Denon's, welcher aus dem edleren Charakter der Menschenfiguren auf den ägyptischen Monumenten folgert, daß die Kasten der Priester und der Krieger aus Asien stammen (etwa der kaukasischen Race angehören), ist, durch Annahme späterer Einwanderungen, damit einigermaßen zu vereinbaren. Ob jedoch die äthiopische Bevölkerung aus Ostindien (oder Südarabien) nach Afrika gekommen, oder einer diesem Welttheil besonders eigenen Menschenrace angehöre, ist wohl nimmer auszumitteln. In Gemäßheit unserer früher bezeugten Vorliebe für die Theorie der Abstammung von einem Stammvater müssen wir uns zur ersten Meinung hinneigen.

Dem Laufe des Nil folgend, kam also ein äthiopischer Menschenschwarm über Nubien und das Gebirge herab in das gesegnete Thal, und wenn es wahr ist, daß er hier neben andern nährenden Pflanzen auch wildwachsendes Korn antraf, so können wir leicht seine Ansiedelung daselbst begreifen. Das Felsgebirge an beiden Seiten des Nil bot in seinen Klüften und Höhlen eine bereite Wohnung den Fremdlingen dar, um so willkommener für sie, da Aegypten durchaus arm an Bauholz ist. Sie erweiterten, vervielfältigten, unterstützten diese Höhlen, und es blieb solcher älteste Charakter ihrer Baukunst, der aus der Beschaffenheit des Landes hervorgegangen, in allen ihren spätern Bauten kenntlich. Als Oberägypten allmählig bevölkert war, zog sich die wachsende Volksmenge längs des Nil weiter nach Mittel- und endlich nach Niederägypten, allenthalben den Boden benützend,

Digitized by Google

welchen der austretende Fluß düngte, und emsig befliſſen, dieſen koſtbaren Boden durch Dämme vor ſchädlicher Stromesgewalt zu ſchützen, das Nilwaſſer durch Kanäle ſo weit möglich zu verbreiten und auf künſtlichen Anhöhen trockene Wohnungen aufzuführen.

Dieſe Arbeiten alle ſetzen ſchon einen bedeutenden Grad der Civiliſation voraus; aber es könnte uns dieſer raſche Vorſchritt nicht befremden, ſelbſt wenn die Aegypter als Barbaren aus Aethiopien gezogen wären. Es ſind jedoch Gründe für das Gegentheil vorhanden; denn der Ackerbau bringt hervor und erheiſcht Kultur und gemeinſame Kraftanwendung und geſellige Ordnung. Einmal auf dieſe Bahn geleitet, wird ein Volk aus dem Gefühl der Vortheile, die es errungen, immer neue Aufmunterung zu weiterem Fortgang ziehen; Hinderniſſe — wenn ſie nicht unüberſteiglich ſind — werden ſeinen Fleiß und ſeinen Scharfſinn ſtärken, und es werden ſich Ackerbau und allgemeine Civiliſation gegenſeitig unterſtützen und erhöhen. Was Wunder alſo, daß in Aegypten, deſſen vom Fluß getränkte Felder keine weitere Arbeit als Ausſaat und Ernte heiſchen, der Ackerbau das Lieblingsgeſchäft des Volkes wurde, und daß deſſelben reicher Ertrag zu künſtlicher Vermehrung und Verwahrung der Aecker und zu bürgerlichen Einrichtungen einlud, wodurch ſeine Vortheile geſicherter und ausgebreiteter wurden? was Wunder, wenn aus dem engern, geſelligen Verein einer ſteigenden Bevölkerung die Kraft zu Rieſenwerken hervorging?

Aber bei den Aegyptern war noch ein zweites Prinzip der Kultur wirkſam — Religion und Prieſtermacht. Sie hatten einen zahlreichen, aufgeklärten Prieſterſtamm entweder ſchon aus Aethiopien mitgebracht oder frühe durch neue Einwanderung aus Möroe erhalten, und es wurde derſelbe durch die natürliche Ueberlegenheit des Genies über die Unerfahrenheit bald mit Anſehen und Gewalt bekleidet, ausſchließender Bewahrer gelehrter Kenntniſſe oder Kunſtgeheimniſſe und im eigentlichen Sinne Vormünder der Nation.

Von der erſten Niederlaſſung dieſer Prieſter zogen nun allmählig mehrere Schwärme in weitere Gegenden aus, und jeder Tempel, den ſie bauten, wurde ein neuer Centralpunkt der religiöſen und bürgerlichen Geſittung. Es entſtanden hierdurch oder auch durch andere Veranlaſſungen mehrere Reiche in Aegypten, und es liegen die beſtimmteſten Beweiſe davon vor, daß dieſes Land oft und lange in verſchiedene Staaten zertheilt geweſen. Von mehreren derſelben, auch außer den Hauptreichen Theben und Memphis, kommen deutliche Spuren vor, als von Elephantine, Heraklea, This und ſpäter von Tanis, Bubaſtus, Sais, Mendes und Sebennytus, dieſe letztern ſämmtlich in Niederägypten. — Nun konnte es freilich nicht anders kommen, als daß von dieſen Reichen abwechſelnd das eine und das andere mächtiger wurde und

Digitized by Google

wohl auch auf längere oder kürzere Zeit alle andern verschlang. Die Pracht der Hauptstädte, das Riesengroße einiger Land- und Wasserbauten setzt einen Aufwand von Kraft und Reichthum voraus, der nur dem Beherrscher von ganz Aegypten und nicht dem Fürsten eines kleinen Nomus möglich war. Wiewohl wir nun den wahrscheinlich mannigfaltigen Wechsel von Herrschaft nicht umständlich anzugeben vermögen, so erhellt doch, daß anfangs und ziemlich lange Theben vorherrschend war, daß nachmals Memphis sich erhob, und noch später auch verschiedene niederägyptische Städte theils mit, theils nach einander Residenzen waren. Auch war Aegypten mehremal die Beute fremder Eroberer, von denen die Hykfos, Hirtenkönige (vielleicht die Chefs arabischer Nomadenhorden), um die Zeit des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten (weßwegen einige sogar diese mit jenen verwechseln), und der Aethiopier Sabako insbesondere genannt werden. Denn Aegypten, das einen gesonderten Soldatenstand und ein unkriegerisches Volk hatte — Priesterherrschaft gibt Gehorsam und nicht Muth — mußte wohl dem Loos von wenigen Schlachten folgen. Dennoch erhielt sich unter vorübergehenden Stürmen der Geist der Verfassung, einer durch Priestergewalt gemäßigten Monarchie, bis auf die persische Herrschaft.

Der Priesterstand nämlich erhielt sich fortwährend, und unvermischt mit den ältern Einwohnern, als der edelste, allein wissenschaftlich gebildete, sonach vorzüglich zur Leitung des Volkes geeignete Stamm. Entweder war mit ihm zugleich ein Stamm von Kriegern nach Aegypten gezogen, oder — wahrscheinlicher — hatten diesen die Priester erst später zur Befestigung ihrer Macht und zur äußern Vertheidigung des erweiterten Reiches aus einigen einheimischen oder benachbarten Horden gebildet. Nothwendig war es, daß die Kriegerkaste — als welche die Gewalt in Händen hatte — auch Reichthümer und Ansehen erwarb. Dennoch, und wiewohl aus ihrer Mitte sogar der König — sein Titel war Pharao — gewählt wurde, behaupteten die Priester durch die natürliche Ueberlegenheit des Geistes über die physische Kraft, durch den dem ganzen Volke tief eingeprägten Charakter der Religiosität durchaus den ersten Rang, schrieben auch dem König durch ein strenges Ceremonialgesetz Weise und Ordnung seiner öffentlichen und Privathandlungen vor und richteten ihn durch das Todtengericht.

Tief unter diesen beiden herrschenden Kasten war die übrige Masse des Volks, welche abermals in mehrere Kasten vertheilt war, ohne daß wir jedoch bei den widersprechenden Berichten Herodot's und Diodor's ihre Zahl und Benennung mit Bestimmtheit angeben könnten. Nach Heerens durch innere Wahr-

Digitized by Google

scheinlichkeit sich empfehlender Darstellung waren noch vier Kasten, nämlich jene der Hirten, der Schiffer, der Gewerbtreibenden und der Dolmetscher.

Die Entstehung der beiden obern Kasten und ihre bleibende Sonderung kann uns nach dem oben Gesagten nicht befremden, und auch für jene der geringern Kasten werden sich in der Natur des Landes und einigen historischen Notizen die Erklärungsgründe finden. Die Nothwendigkeit der Wassercommunikation in dem schmalen, vom Nil durchströmten Thale, besonders in der Zeit der Ueberschwemmungen, mußte wohl die Anwohner des Flusses frühe zur Schifffahrt leiten, und leicht mochten die Stämme, welche von Alters her durch Fischfang mit seinen Gewässern vertraut waren, die nachmalige Schifferkaste bilden. Noch natürlicher war die Entstehung der Hirtenkaste; denn es gibt Gegenden in Aegypten (vorzüglich die östliche Bergregion gegen das arabische Meer hin und auch in Niederägypten mehrere Marschländer), welche gar nicht zum Ackerbau, sondern blos zur Viehzucht taugen. Die einheimischen oder eingewanderten Nomadenstämme solcher Gegenden, so weit sie den Pharaonen gehorchten, waren die Grundlage der Hirtenkaste, zu welcher nachmals auch jene ansäßigen Bauern, die sich vorzugsweise mit Viehzucht abgaben, gezählt wurden. Später entstand wohl die Kaste der Gewerbtreibenden, weil ihre Bildung schon größere Fortschritte der Civilisation voraussezt. Es scheint nicht, daß diese Kaste noch weitere Unterabtheilungen, nach den einzelnen Gewerben, gehabt habe. Zulezt kam unter Psammitich noch die Kaste der Dolmetscher auf. Denn es ließ dieser Griechenfreund eine Menge ägyptischer Kinder in griechischer Sitte und Sprache unterweisen, welche nachmals bei dem vermehrten Verkehr mit Fremden als Dolmetscher, Mäkler u. s. w. dienten, von den übrigen Kasten aber — nach dem Haß der Aegypter gegen alles Ausländische — ausgestoßen wurden und sich zur eigenen Kaste sammelten.

Dieses Kastensystem, zumal die allzu strenge Erblichkeit der Kasten, die gar keinen Uebertritt aus einer in die andere zuließ, und die ausnehmenden Vorrechte der Priester und Soldaten, wonach den niedern Kasten ein zu geringer Antheil an den Früchten des bürgerlichen Vereins zukam, begründeten eine heillose Despotie der erstern gegen die letztern, und es stand, wenn es hoch kam, die Masse des ägyptischen Volkes unter einer erträglichen Vormundschaft, jedoch unter einer solchen, welche ihm unmöglich machte, jemals zur Mündigkeit zu gelangen. Indessen war das Daseyn oder die Entgegensetzung von zwei privilegirten Ständen eine heilsame Schranke der Despotie. Hätte es keine Priesterkaste gegeben, die Krieger wären, ihren König an der Spitze, härter

Digitized by Google

mit dem ägyptischen Volke als die Mamluken mit den Kapten verfahren, und ohne die Scheu vor dem Pharao wären die Priester vielleicht schlimmer als Schamanen geworden.

Hauptdata der Pharaonengeschichte.

Der erste menschliche König Aegyptens — vor ihm regierten Jahrmyriaden hindurch Götter — wird einstimmig Menes oder Min genannt. Er soll nach Herodot Memphis gebaut haben, aber diese Nachricht ist eine Prahlerei der memphitischen Priester; wahrscheinlich wurde — nach Diodor — zuerst Theben (Luxor) gebaut (von Busiris II), und nachdem es neun Königen (worunter der weise Osymandias) zur Residenz gedient, so führte erst Uchoreus die neue Hauptstadt Memphis auf. Hierdurch litt der Glanz von Theben, Hekatompylos von seinen hundert Thoren genannt, deren Trümmer nach so mancher Umwälzung und zweitausendjähriger Unbild der Barbarei und der Witterung noch jetzt durch Pracht und Größe das Gemüth mit hoher Bewunderung erfüllen. Später kommt bei Herodot und Diodor Möris vor, der Urheber des großen Sees gleiches Namens, oder wenigstens des Schleusenwerks, das denselben mit dem Nil in Verbindung setzt.

Auf Möris, welchen Herodot 900 Jahre früher als seine eigene Ankunft in Aegypten setzt, folgt — jedoch nach Diodor sieben Menschenalter später — Sesostris oder Sesoosis, der Alexander Aegyptens. Man hat an seinem Daseyn gezweifelt, aber so viele Großthaten, die von ihm fast einstimmig erzählt werden, können nicht ganz ohne historischen Grund seyn.

Ob, wer den größten Obelisken meiseln ließ, Rhamsinit geheißen, ob durch einen Cheops, Cephren und Mycerinus die drei mächtigen Pyramiden bei Memphis erbaut worden, kann uns gleichgültig seyn. Wichtiger ist die allgemeine Deutung und Würdigung solcher Bauten. Der Ansichten gibt es hier mancherleiz aber was man auch von geheimnißvollem Sinne, von religiösen, astronomischen und andern Zwecken sage — immer bleibt dabei das Mißverständniß zwischen Mittel und Endzweck, die Rohheit der Kunst und die Sklaverei eines Volkes unverkennbar, das, geduldig wie Lastthiere, auf seines Despoten Wink so ungeheure Werke mit dem Schweiße von ganzen Geschlechtern aufführte.

Ein rühmlicheres Denkmal als jene Pyramidenerbauer stiftete sich Bochoris der Weise (Asychis der Gesetzgeber bei Herodot?) durch jene humane Gesetzgebung, deren Hauptzüge nachmals Solon in die seinige verwebte. Dennoch konnte seine Weisheit die Drangsale nicht enden, unter denen damals Aegypten seufzte, die Folge der Fehler von früheren Pharaonen und der um eben die Zeit sich

Digitized by Google

erhebenden assyrischen Macht. Innere Zerrüttungen (Auflösung des Staates von Diospolis, Stiftung neuer Dynastien in Niederägypten) gesellten sich zu äußeren Stürmen. Gegen Assyrien suchten die Pharaonen die gefährliche Hülfe Aethiopiens, dessen Fürsten hierauf 50 Jahre über Aegypten herrschten. Vergebens erwartete dieses seine Rettung von der Veränderung des Regentenstammes. Sethon, Priester des Phtha — anfangs äthiopischer Vasall, darauf Alleinherrscher — beleidigte die Soldatenkaste durch Einziehung ihres Grundeigenthums, als eben das Reich von dem assyrischen Sanherib gedrängt wurde. Die Soldaten weigerten sich zu kämpfen, und Aegypten war verloren, wenn nicht ein Wunder es gerettet hätte: wahrscheinlich dasselbe mit jener in den hebräischen Geschichten gleichfalls als Wunder Jehovahs angeführten Seuche, die das assyrische Heer aufrieb, wozu noch die Furcht Sanherib's vor dem König Aethiopiens kam. Auch die innere Zwietracht dauerte fort, und es wurde endlich Aegypten nach vieljähriger Anarchie unter zwölf Fürsten getheilt, aus denen Psammitich von Sais über die Andern durch Talent und Glück sich erhob, und durch Hülfe karischer und jonischer Söldner das gesammte Reich unter sich brachte.

Psammitich (3313, 670 v. Chr.), da er das, den Fremden ehedessen „bittere" Aegypten aufschloß, einheimische Sitten gegen auswärtige vertauschte, und fremden Miethtruppen vor der eingeborenen Kriegerkaste sein Vertrauen schenkte, erregte allgemeines Mißvergnügen, und 200,000 Mann aus dieser letzten verließen das Reich. Nie wären sie demselben nöthiger gewesen, da jetzt die Uebermacht Assyriens Aegypten zwang, sich auch zu vergrößern, oder dem Nachbar zu dienen. Necho, Psammitichs Nachfolger, hatte die Grundsätze seines Vaters und einen noch kühnern, wahrhaft große Pläne entwerfenden Geist. Mit Verschmähung der scheuen Politik der alten Pharaonen strebte er nach ausgebreitetem Verkehr mit dem Ausland, suchte, wiewohl vergeblich, beide Meere durch einen Verbindungskanal zu vereinen, und ließ — für die alte Welt ein erstaunenswürdiges und auch völlig isolirtes Unternehmen — ganz Afrika durch phönizische Seefahrer umschiffen. Fast eben so glänzend waren seine Kriegsthaten. Mit dem Thron von Juda verfuhr er nach Willkür, er schlug die Syrer, und setzte den schweren Kampf gegen Mittelasien — wo jetzt Neubabylon über den Trümmern Assyriens herrschte — eine Zeitlang glücklich fort, bis ihn bei Circesium der wilde Nebucadnezar schlug (3382, 601 v. Chr.) und hierdurch entscheidend die Macht Aegyptens beugte.

Digitized by Google

Untergang des Reiches.

Nach einigen unbedeutenden Königen bestieg der siegreiche Rebell Amasis (3415) den Thron, und war desselben nicht unwürdig. Das Reich schien von Neuem aufzublühen, doch war es nur der Schein von Wohlstand und Kraft, so ihm zu Theil ward. Mißtrauisch gegen seine Regierung, unter sich selbst getheilt, an Muth und Selbstvertrauen verarmt, konnte das ägyptische Volk der Unterjochung durch einen gewaltigen Nachbar nicht entgehen. Auch sah schon Amasis das Ungewitter heraufziehen, das sein Reich zerstören sollte. Der Eroberer Cyrus, fürchterlicher noch als Nebucadnezar, drohte Aegypten, das gegen seine Uebermacht mit Lydien sich verbunden hatte. Doch wurde die Rache erst von Cambyses gegen Amasis Sohn, den unglücklichen Psammenit, vollstreckt. Im ersten Jahr seines Reiches (3459, 524 v. Chr.), nach dem Verlust einer einzigen Schlacht, fiel das stolze Memphis, fiel der verrathene Fürst in des Wüthrichs Hände. Der Thron der Pharaonen sank.

Geschichte Mittelasiens.

Allgemeinste Charakteristik.

Von dem mannigfaltigen Wechsel der Herrschaft unter den frühe erscheinenden kriegerischen Horden Mittelasiens haben nur schwankende Sagen, entstellt durch Stolz, Leidenschaft und geographische Unkunde der einzelnen Stämme, und ohne regelmäßige Zeitbestimmung sich erhalten, und die späten Aufschreiber jener Sagen haben die Einseitigkeit, die schon in ihrem Ursprunge lag, gleichfalls nicht vermeiden können. So dürftig und unzusammenhängend sind die wenigen zuverlässigen Notizen, die auf solchem Wege zu uns gelangten, daß man kaum vor Cyrus eine eigentliche Geschichte Mittelasiens annehmen kann. Sollten wir ihren Verlust besonders bedauern? — Es scheint, daß der ewig wiederkehrende Cirkel von Jugendkraft, Glanz, Herrschaft, Weichlichkeit, Abnahme und Verfall, zu welchem ein gleiches Verhängniß alle Dynastien des Orients von Anbeginn der Geschichte bis auf unsere Tage verurtheilte, auch in jenen vorhistorischen Zeiten schon stattgefunden habe, und daß, wenn die Annalen der babylonischen, assyrischen und medischen Monarchien berichtigt werden könnten, die Weltgeschichte, die der Dynastien ohnehin so viele zählt, bloß um ein Dutzend anderer würde bereichert werden.

Alt-Assyrien.

Unter den von noachischen Stämmen vorzugsweise durchzogenen Ländern war es das Gebiet des untern Euphrat und Tigris, worin am frühesten sich eigentliche Reiche bildeten. Sey es, daß die gedrängtere Bevölkerung dort eine festere bürgerliche Ordnung erheischte, oder daß ein durch Genuß erschlafftes Volk sich leichter von einheimischen Nimroden bändigen, oder von fremden Kriegshorden unterjochen ließ. Aus dem Gebirgsland, nördlich an Sinear, mögen solche Schwärme gekommen seyn, die, was die mildere Natur in Süden und der Fleiß gesitteter Menschen geschaffen hatte, durchs Schwert sich zueigneten. Glück und Tapferkeit und Genie der Anführer bestimmten die wechselnden Machtverhältnisse der einzelnen Horden, bis Eine allmählig viele andere verschlang, und sich über die Länder — ein stets wachsender Strom — ergoß. Den Raub der Nationen häufte die siegende Horde in ihrem Lager auf, dessen Befestigung durch Wall und Graben mühselig aufzuführen man die unterjochten Völker zwang. Aus solchen Lagern erwuchsen die Hauptstädte, die ihrer ersten Anlage nach, weil sie auch Weideplätze und Felder einschloßen, von ungeheurer Größe waren. Vom Euphrat mitten durchströmt, hatte Babylon (Bab-Bel, der Hof des Herrn) in seiner regelmäßig viereckigen Gestalt einen Umfang von 480 Stadien (15 deutsche Meilen) und hundert Thore. Das noch größere Ninive (die Wohnung — Nave — des Nin) zog sich drei Tagreisen lang am Tigris hin. Ob der Bel, welcher Babylon baute, der berosische Xisuthrus oder der mosaische Nimrod gewesen, ob dieser auch Ninive gegründet, oder ob solches durch seinen Sohn Assur, dessen Name in Assyrien lebt, oder durch Ninus den Fürstensohn (Sohn Belus) geschehen, das werden wir nimmer ausmitteln. Fast einstimmig wird aber Letzterer als der Stifter der großen altassyrischen Monarchie aufgeführt (1874), welche durch ihn über Babylon und Medien und Baktrien, und durch seine große Gemahlin Semiramis (1926) noch weiter gegen Ost und Süd und bis nach Aethiopien ausgebreitet worden.

Viele hundert Jahre stand Großassyriens Thron; und es läßt sich wohl annehmen, obschon wir von ihm nur trockene Königsnamen lesen, daß er in dieser langen Periode mancherlei Erschütterungen und auch Dynastienwechsel erfahren. Die Ueppigkeit Ninias (1968) und seiner Nachfolger, die im Serail entschlummerten und das Reich durch Vezire und Satrapen regierten, ist wenigstens als Charakteristik asiatischer Regierungen im Allgemeinen wahr, so wie Sardanapal (3108, 875 v.

Digitized by Google

Chr.) von den Vielen Einer ist, die für die Fehler ihrer Vorfahren büßten.

Neu-Assyrien, Neu-Babylon und Medien.

Als der Oberpriester von Babylon, Belesis, und der medische Statthalter Arbaces durch Eroberung Ninive's ihre Empörung glücklich vollbracht hatten — Sardanapal war groß genug, um den Tod unter den brennenden Trümmern seines Palastes einer schmählichen Uebergabe vorzuziehen — ward Großassyrien in so viele Herrschaften als Satrapien zersplittert, deren gemeinschaftliche Bundesstadt Ekbatana seyn sollte. Aber bald erhob sich wilde Anarchie, aus welcher wir allmählig drei neue Reiche, Assyrien, Babylonien und Medien, hervorgehen sehen, von denen abermals (Neu-) Assyrien zuerst das mächtigste ist. Von seinen Königen sind nur Kriegsthaten aufgezeichnet, auch kommt in Namen und Zeitrechnung noch manche Variante vor. Am deutlichsten, wiewohl nicht ganz zusammenhängend, ist, was uns die Hebräer erzählen, die Zeitgenossen dieses neuen Reiches und seine hart bedrängten Nachbaren. Schon Phul (3213), der, nach hundertjähriger Zerrüttung, zuerst wieder Assyriens Macht erhob, wandte seine Waffen gegen Israel, und fortwährend blieb jezt seiner Nachfolger Streben nach Westen gegen die Küsten des Mittelmeeres gerichtet. Syrien und Israel erlagen dem ungleichen Kampf gegen Tiglath-Pul-Assar und Salmanassar (3245 u. 3263), und es wurden die Besiegten von den barbarischen Siegern wie Heerden in ferne Länder geschleppt. Auch Aegypten und selbst Aethiopien fühlten Salmanassars schwere Hand; Juda erwehrte sich ihrer kümmerlich; aber Tyrus, durch Seemacht groß, blieb Siegerin im Streit. Sanherib (3270) durchplünderte Juda, bedrohte Aegypten, verlor aber sein Heer durch eine Pest, und wurde von seinen Söhnen erschlagen. Jezt warf Medien von Neuem das assyrische Joch ab, und Assarhaddon (3280), sonst ein gewaltiger Fürst, der Babylon unterwarf und Juda demüthigte, konnte es nicht mehr bezwingen. Nach ihm nennen die Profanscribenten noch mehrere Könige, welche schweren Krieg gegen das aufstrebende Medien führten. Der Einfall einer scythischen Horde unterbrach denselben. Nach ihrer Vertilgung ward er erneuert. Der chaldäische Empörer Nabopolassar verband sich mit Medien, und Assyrien erlag der vereinten Macht. Das stolze Ninive wurde zerstört (um 3380, 603 v. Chr.) und erstand nicht wieder. Man sieht gegenüber von Mosul eine Reihe Hügel dem Strom

Digitized by Google

entlang; auf einem steht ein Dorf mit Namen Nunia. Man glaubt, diese Hügel seien die Schutthaufen von Ninive.

Hundert und neunundzwanzig Jahre nach dem Sturze Sardanapals erscheint in Babylon der König Nabonassar (3237), mit welchem Ptolemäus, der berühmte alexandrinische Mathematiker des zweiten christlichen Jahrhunderts, seinen merkwürdigen Canon der babylonischen Könige eröffnet. Aber wir kennen seine Vorfahren nicht, und wissen nicht, ob er selbst und seine nächsten Nachfolger souverain, oder Vasallen Assyriens gewesen. Später kommen im Canon die assyrischen Monarchen Assarhaddon, Saosduchin und Chyniladdan als Beherrscher Babylons vor, was wenigstens dessen damalige Unterwerfung beweist. Aber jetzt tritt der Chaldäer Nabopolassar, Statthalter von Babylon,* gegen Assyrien als Empörer auf, hilft Cyarares von Medien Ninive stürzen, und gründet das chaldäisch-babylonische Reich (3359; 624 v. Chr.). Schon lange vorher (das „Wann?" läßt sich nicht mehr bestimmen) waren diese Chaldäer aus einem nördlichen Bergland nach Babylon eingewandert. Ihr Name blieb nachmals einem einzelnen Stande. Nabopolassar, groß im Kriege, dehnte seine Herrschaft bis gegen das Mittelmeer aus. Pharao Necho zwar trieb ihn zurück; aber bei Karchemisch (Circesium) wurde Aegyptens Macht durch Nabopolassars Sohn, den fürchterlichen Nebucadnezar (Nabocolassar) zertrümmert (3382). Vor demselben fielen Jerusalem und Tyrus; er ließ in Iberien, Arabien, Aegypten und Lybien seine Fahnen wehen. Durch ihn und seine Gemahlin Nitokris soll erst Babylon jene Prachtgebäude erhalten haben, welche die Sage sonst der altassyrischen Semiramis zuschreibt.

Diese Gebäude, die große Stadt sind nicht mehr. Gelehrte Reisende haben da, wo jetzt das Städtchen Hilla steht, auf beiden Seiten des Stromes in weit zerstreuten Trümmerhaufen die Spuren Babylons erkannt.

Nabocolassar starb (3420), und eh ein Menschenalter verging, war sein Reich nicht mehr. Nur auf seines Armes Stärke war es gegründet, nicht auf Weisheit, die in ihren Wirkungen den Stifter überlebt. Daher nach kurzer Regierung einiger werthloser Prinzen, Nabonid (Daniels Belsazar?), der jüngste von Nebucadnezars Söhnen, Thron und Leben gegen Cyrus den Medoperser verlor (3446, 537 v. Chr.).

Medien (man will von Madai, Japhets Sohn, den Namen ableiten) war viele hundert Jahre lang ein Tummelplatz

* Neuere Schriftsteller halten ihn für den Anführer einer kurdischen, erst dahin eingefallenen Horde.

Digitized by Google

wilder, kriegerischer Horden, worunter — im eigentlichen Medien — neben fünf andern Stämmen auch jener der Magier war. Unter sich getrennt und gesetzlos, mußten die Meder dem Angriff einer geordneten Macht erliegen. Daher unterwarf sich frühe Altassyrien das Land, worin aber auch scythische Horden und einheimische Stämme eine gesetzlose Herrschaft übten. Erst zwei Jahrhunderte nach Sardanapals Fall erhob sich, nach Herodot, ein medisches Königsgeschlecht. Ihr Stifter war Dejoces (3288), ein Mann von gerühmter Klugheit und Gerechtigkeitsliebe, der, als nach dem Unglück Sanheribs und bei der Zerrüttung des neuassyrischen Königshauses die Meder das verhaßte Joch muthig abgeworfen hatten, darauf aber die Bedrängnisse der Anarchie empfanden, von ihnen zum Schiedsrichter und später zum König ernannt wurde. Damit er sein Volk zum Gehorsam gewöhne, hielt er für nöthig, sich mit allem Gepräng und allen Schrecken der Majestät zu umgeben. Er schloß sich in seine Burg ein, die er mit unsäglicher Pracht zu Ekbatana erbaut hatte. Mit siebenfacher Ringmauer, von verschiedenen Farben glänzend, war sie umgeben und strahlte fernehin wie ein Zauberschloß. Ein ängstliches Hofceremoniel gewöhnte die Unterthanen, zu ihm wie zu einem höheren Wesen hinaufzuschauen. Offenbar ging er zu weit: aus unbändigen Freien wurden die Meder verächtliche Sklaven.

Sein Sohn Phraortes (3328) bezwang die Perser, und kriegte wider Assyrien. Cyarares (3350) setzte diesen Krieg fort; aber da brach eine wilde Scythenhorde über die kaukasischen Gebirgspässe und überschwemmte Medien und die benachbarten Länder. Jezt mußte Cyarares sein eigenes Reich vertheidigen. 28 Jahre währte der Kampf, bis die Meder sich der verwüstenden Unholde durch blutigen Verrath entledigt hatten. Nachher halfen sie dem Eroberer Nabopolassar Ninive stürmen. So concentrirte sich allmählig die Macht des westlichen Asien. Noch war sie getheilt zwischen Babylon und Medien: doch unter ihnen konnte der Natur gemäß nicht lange die Einigkeit bestehen; wenn sie aber sich entzweiten und eines siegte, so stand dasselbe in weltherrschender Größe da.

Cyrus.

Zu dieser Größe war Medien bestimmt, doch sollte es selbst zuvor durch einheimische Revolutionen verjüngt werden. Astyages (3390), Cyarares Sohn und Nachfolger, ging seinem Verhängniß entgegen, indem er ihm ausweichen wollte. Schreckende Traumgesichte hatten ihm in seinem Enkel den künftigen Thronräuber

gezeigt; darum vermählte er seine Tochter Mandane an einen unbedeutenden persischen Großen, Cambyses, und befahl, die Frucht dieser Ehe, den neugebornen Cyrus, zu tödten. Die Menschlichkeit des königlichen Ministers, Harpagus, rettete den Knaben. Er wurde unter Hirten erzogen und wie man das Geheimniß seines Standes entdeckte, nach Persis gesandt. Als er zum Manne gereift war, munterte ihn Harpagus, dessen Schonung Astyages schrecklich bestraft hatte, zur Empörung gegen den Tyrannen auf, und verschaffte ihm durch weitern Verrath den Sieg. Cyrus bestieg den medischen Thron (3425, 558 v. Chr.), und Astyages starb im Gefängniß. Diese herodotsche Erzählung stimmt mit dem allgemeinen — durch Thaten bewährten — Charakter des Eroberers Cyrus besser überein, als die xenophontische Darstellung, nach deren Zweck Cyrus durchaus als vortrefflicher, fleckenloser Fürst und als Vorbild für andere Fürsten erscheinen muß. So viel bleibt bei allen Varianten unverkennbar, daß Cyrus — aus persischem Stamme entsprossen — der Stifter einer neuen Dynastie im medischen Reiche geworden, und daß von ihm, der da entschlossen und klug die vorhandenen Umstände nützte, eine Revolution ausgegangen, wie bis auf ihn noch keine in den Annalen der Menschheit erschienen.

Geschichte von Syrien und Phönizien.

Syrer.

Phönizier und Syrer sind zwei verschiedene, durch Abkunft, Charakter und Schicksale gesonderte Völker. Wir fassen sie dennoch in einen Abschnitt zusammen, weil sie in demselben Lande wohnten, und wenigstens am Ende das gleiche Loos der Unterjochung durch die Gewaltsherrscher Mittelasiens erfuhren.

Man hält die Syrer für Nachkommen Sems, die theils über den Euphrat, theils von Arabien her ins Land gezogen waren. Die Phönizier aber, als Geschlechtsverwandte der Kananiter, sollen von Cham abstammen, und — schon vor Abraham — von den Ufern des sogenannten rothen Meeres an die syrische Küste gewandert seyn. Später verbanden sich mit ihnen ägyptische Kolonien, auch mögen die verschiedenen Stämme des Landes, so lange sie noch nomadisch umherzogen, sich unter einander selbst auf mannigfaltige Weise vermischt haben. In vielen Hauptzügen der Sprache und Schrift, der Verfassung, Religion und Lebensweise war zwischen beiden Völkern eine auffallende

Aehnlichkeit; wiewohl die Phönizier, durch verschiedene Umstände begünstigt, bald einen großen Vorsprung vor den übrigen Syrern in Handelsruhm und in allen Künsten des Friedens gewannen, und ihr kleines, dürftiges Küstenland zu einem der merkwürdigsten auf der Erde machten.

In den ältesten Zeiten war Syrien, wie alle Länder, in viele kleine Staaten oder Gebiete einzelner Horden getheilt, die nach und nach in größere zusammenflossen, und je nachdem die innern und äußeren Verhältnisse waren, mehr oder weniger kultivirt, reich und mächtig wurden. Schon zu Abrahams Zeiten kommt Damaskus (Damasek) vor. Eben so alt mag Hamath (Epiphania) am Orontes sein. Neben ihnen bestehend, wenn gleich minder berühmt, waren später Gessur, Rehob, Ischtob u. s. w.

Zu Davids Zeiten (um 2940) streckte der König von Zobah (Nesibin) in Mesopotamien, Hadaresar, seinen Scepter über den Euphrat gegen das eigentliche Syrien aus. Der König von Damaskus war mit ihm gegen den von Hamath im Bunde; da nahm sich David des Bedrängten an, schlug die Verbündeten, und wurde nun selbst gewaltig in syrischen Ländern. Ein zweiter nesibinischer Krieg, worin auch Assyrien und Ammon gemischt waren, endete noch glorreicher für David; die syrischen Reiche verschwanden.

Aber schon unter Salomo (um 3000) erhob sich Damaskus von Neuem. Rezon warf das Joch der Hebräer ab und wurde der Stifter eines Reiches, das sich bald von Damaskus aus über ganz Syrien ausbreitete. Die Trennung der Königthümer Juda und Israel war ihm besonders günstig, und Rezons Nachfolger fochten anfangs mit Juda vereint gegen Israel, darauf gegen beide ausgesöhnte Reiche und endlich mit Israel gegen Juda. Um eben die Zeit drückte die Macht Assyriens auf Vorderasien, durch den unklugen Zwist der dortigen kleineren Staaten begünstigt. Schon Phul wurde von Syrien gegen Israel herbeigerufen, und als später diese Beiden auf Juda stürmten, so rief Ahas den furchtbaren Tiglath-Pul-Assar um Hülfe an. Er kam (3245), zertrümmerte den Thron von Damaskus und schleppte die Syrer schaarenweise nach dem fernen kaukasischen Grenzlande.

Phönizier.

Länger erhielt sich Phönizien, ein felsiges Küstenländchen, kaum 250 Quadratmeilen groß, dem aber Genie und Fleiß seiner Bewohner die meisten Küsten des vielarmigen Mittelmeeres, viele des Weltmeeres und große inländische Reiche zinsbar machte. Er-

Digitized by Google

müdet von den unablässigen Kriegs- und Verwüstungsscenen in der Weltgeschichte, verweilen wir gern bei einem Volk, welches nicht durch das Schwert, sondern durch die Werkzeuge friedlicher Kunst seine Größe baut, die sonst feindselig durch Gewalt und Furcht getrennten Menschenhaufen durch gegenseitig beförderten Lebensgenuß einander nähert, und sie durch den erleichterten Gemeinbesitz dessen, was die gemeinsame Erde und der Menschenfleiß erzeugt, in freundliche Verbindung setzt. Aber leider haben wir keine einheimischen phönizischen Annalen mehr! und die auswärtigen Geschichtschreiber, wiewohl verschiedene aus ihnen nach ihren Verhältnissen und ihrem Zeitalter zur Aufsammlung befriedigender Nachrichten allerdings wären geeignet gewesen, haben über der Aufzählung von Schlachten und Dynastienwechsel vergessen, uns eine zusammenhängende Darstellung von der Entwickelung und den Schicksalen phönizischer Industrie und Handelsgröße zu geben; wir müssen uns also mit wenigen abgerissenen oder allgemeinen Daten begnügen, deren Summe ungefähr in Folgendem besteht:

So klein Phönizien war, so machte es doch nicht einen, sondern mehrere Staaten oder vielmehr Stadtgebiete — als von Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus, Berytus, Sarephta, Tripolis — aus, welche, obschon unter ihnen Bündnisse bestanden, wohl auch zu Zeiten eine Art von Oberherrschaft der Mächtigern galt, dennoch, der Grundverfassung und den rechtlichen Ansprüchen nach, größtentheils frei und selbstständig waren. Die Oberhäupter solcher Stadtgebiete werden Könige genannt, wiewohl die meisten derselben theils nach dem Umfang ihres Reiches, theils nach der Beschränkung ihrer Macht, diese Benennung keineswegs zu rechtfertigen scheinen. Auch sind es nicht die Könige, sondern die Völker, die in Phönizien die wichtigsten Rollen spielen, und unter diesen vorzüglich die von Tyrus und Sidon. Schon zu Jakobs Zeiten bestand Sidon, und war mächtig in den Tagen Josua's, (um 2500), aber Tyrus, eine Kolonie von Sidon (um 2732), übertraf seine Mutter und ward das — fast durchgängig anerkannte — Haupt der phönizischen Städte. „Viele Völker erfreuten sich der Waaren, die es übers Meer in Fülle zu ihnen sandte, und die Könige der Erde wurden durch seine Schätze bereichert." Ezech. XXVII. 33. Von Tyrus kamen die Werkmeister, die Salomo's Tempel bauten, von hier aus wurde Karthago, die Herrscherin des Meeres, und viele andere Kolonien gegründet; Salmanassar, dem sonst ganz Phönizien huldigte, wurde von Tyrus zur See geschlagen, und der fürchterliche Nebucadnezar konnte nach 13jähriger Belagerung zwar die Mauern der Stadt, aber nicht den Muth der Einwohner bezwingen. Denn jetzt erbauten diese auf einer nahen Meeresinsel ein neues Tyrus, das sogar den

Glanz des alten verdunkelte. Dasselbe blühte fort (im folgenden Zeitraum) unter der persischen Herrschaft, bis es endlich, nach dem glorreichsten, aber unglücklichen Kampf, Alexanders M. Waffen erlag.

Von der Handelsgröße der Phönizier und auch der darauf gebauten politischen Bedeutsamkeit geben zumal ihre vielen Kolonien Zeugniß. Außer den Cykladen, Sporaden und andern kleinen Inseln des Archipelagus haben auch Cyprus, Creta und Rhodus und verschiedene Punkte der kleinasiatischen Küste Ansiedler aus Phönizien erhalten. Als aber die Macht der griechischen Stämme wuchs, da räumten ihnen die Phönizier dieses Feld, und zogen sich mehr nach Süd und West. In Aegypten, von dessen Küsten die scheue Politik der Pharaonen sie verbannte, gründeten sie eine Niederlassung im innern Lande. Ein ganzes Quartier des königlichen Memphis war von ihnen bewohnt, und das östliche Afrika ihren Karavanen zinsbar. Weiterhin wurden, in der Mitte der afrikanischen Nordküste, Utica, Karthago, Adrumetum und andere Städte gebaut, dann Sicilien, Sardinien (von Italien hielten die Griechen und Etrusker sie ab) und die balearischen Inseln wenigstens zum Theil besetzt und in dem südwestlichen Theile von Spanien eine Hauptniederlassung gegründet. Hier, in dem wunderschönen Lande (Andalusien), durch welches der gepriesene Bätis (Guadalquivir) zwischen segensreichen Ufern fließt, blühten durch Phönizier Tartessus (vermuthlich ein gemeinschaftlicher Name für mehrere Niederlassungen daselbst), Gades (Cadix), Carteja (wo jetzt Algesiras), Malacca und Hispalis (Malaga und Sevilla) und gegen 200 andere kleinere Städte (Ortschaften) auf, worin ein vermischtes Geschlecht von Eingeborenen (den Turdetanern) und Ansiedlern, die Basturi Pöni, durch seine Zahl und Gedeihen die Wohlthaten des Handels verkündete. Das Verhältniß aller dieser Kolonien zum Mutterlande scheint übrigens blos in einem freien Handelsverkehr und gegenseitiger Anhänglichkeit — nicht in Unterwerfung — bestanden zu haben.

Von Spanien aus, welches damals, nebst vielen andern Waaren, Metalle aller Art, und vorzüglich Silber in Fülle lieferte, fuhren die kühnen Phönizier weiter in den atlantischen Ocean, längs der Westküsten Europens bis zu den cassideritischen (d. i. den britannischen und forlingischen) oder Zinn-Inseln, und wahrscheinlich bis zur preußischen Bernsteinküste. Im Süden aber sind — wie einige, freilich nur dunkle Spuren und schwankende Berichte andeuten — Madeira und die canarischen Inseln von ihnen befahren und auf der Westküste von Afrika gegen 300 Ortschaften gegründet worden.

Digitized by Google

Geschichte von Kleinasien.

Ueberhaupt.

Kleinasien war einer der frühesten und erlesensten Size der Kultur, ein Tummelplaz vieler sich drängenden Volksstämme und die Hauptquelle der europäischen Bevölkerung. Aber so bestimmt dieses Allgemeine aus dem Dunkel der Vorzeit hervorgeht, so mangelhaft und verworren ist das Detail seiner ersten Geschichte. Von vielen Ländern und Völkern Kleinasiens ist gar keine Nachricht vorhanden, bei andern sind die Zeiten nicht unterschieden und durchaus die Geschichte durch Fabeln entstellt worden.

Wir ziehen aus den verworrenen Angaben oder Andeutungen, welche uns zugänglich sind, nachstehende allgemeine Ergebnisse: 1) Daß von Teukrern und Mysern im NW. der Halbinsel wahrscheinlich auch in Europa Thrazien und Mösien bevölkert worden. Die Lage des ersten Landes und die Namensähnlichkeit des zweiten unterstüzen, was davon die alten Sagen erzählen. 2) An der übrigen West- und einem Theil der Südküste wohnten, jedoch mit Phöniziern vermischt, und nach und nach durch verschiedene fremde Ankömmlinge verdrängt, zahlreiche, unter dem vielumfassenden Namen der Pelasger begriffene Stämme. 3) Im innern Lande war der Name der Phrygier weit ausgebreitet. 4) Von Osten her wanderten auch assyrische und syrische, vielleicht sogar israelitische Stämme (nach dem Fall von Samaria) ein, woraus die Kappadozier und Leukosyrer (weiße Syrer) entstanden. 5) Die Zerstörung von Troja, die durch die Herakliden verursachte Bewegung der griechischen Völker, die Einfälle nordischer Horden und endlich der Anwuchs des lydischen Reiches und sein schneller Sturz sind die vorzüglichsten näheren und entfernteren Anlässe zur vielfältigen Vermischung der kleinasiatischen Völker, zum Entstehen und Verschwinden neuer Staaten und Kolonien und zu mancherlei Wechsel der Herrschaft gewesen. In dem Gewühl dieses Völkergedränges sind für die Weltgeschichte nur einige Hauptgestalten einer nähern Betrachtung würdig. Wir wollen sie flüchtig beleuchten.

Von einigen Völkern insbesondere.

I. Phrygien. Nannakus, sein erster König, soll älter als Deukalion seyn. Seine und seiner Nachfolger Geschichte ist in Fabeln gehüllt. Dennoch geht aus diesen hervor, daß die Phrygier frühe Kultur besaßen. Die Kunstarbeit der phrygischen Webstühle

Digitized by Google

(opus Phrygium), die Erfindung des Ankers, des vierräderigen Wagens ꝛc., ihr uralter Betrieb des Bergbaues (erkennbar in der Fabel von Midas I.), ihr Geschichtschreiber Dares und der genialische Aesop beweisen Solches. Unter Midas III., der einen künstlich gearbeiteten Thron zum Geschenk nach Delphi sandte, war Phrygien besonders blühend. Nach Midas IV. unbeerbtem Tode fiel das Land an Lydien.

II. Troja (Kleinphrygien genannt, wiewohl seine Bewohner nicht phrygischen Stammes waren) blühte ungefähr 300 Jahre (von 2500 bis 2800). Es war nicht unbedeutend unter den kleinasiatischen Staaten; dennoch würde es uns wenig Interesse einflößen, hätte nicht die homerische Muse seinen Fall verherrlicht. Dreitausend Jahre sind über die Trümmer Ilions hingegangen, aber die Helden, die für und wider dasselbe stritten, leben noch in gerührter Erinnerung. Man erkennt die Stelle nicht mehr, wo die Stadt des unglücklichen Priamos stand. In seiner Gegend wurde später ein neues Troja gebaut und auch dieses ist verschwunden. Die Folgen von Troja's Zerstörung waren wichtig für Kleinasien und für Griechenland. Vielfältige Wanderungen und geänderte Machtverhältnisse der Völker in jenem, in diesem aber eine engere Verbindung unter den vielen kleinen Staaten, die nun allmählig Freistaaten wurden — endlich auch verschiedene Niederlassungen an fernen Küsten durch trojanische Flüchtlinge, waren davon die auffallendsten Wirkungen.

III. Karien, an der südwestlichen Ecke Kleinasiens. Seine Einwohner trieben Handel und Schifffahrt, verbanden aber Seeräuberei damit, wodurch sie lange den Griechen fürchterlich waren; auch fochten sie als Söldner in fremden Kriegen. Sie haben Miletus, die fruchtbare Mutter von Kolonien, erbaut, und, nachdem sie gegen die Jonier und Dorer den schönsten Theil ihres Landes verloren, gegen Krösus aber ihre Freiheit eingebüßt hatten, behielten sie dennoch auch unter der persischen Hoheit eigene Fürsten und eine wichtige Seemacht. —

IV. Ueber alle diese Länder und über ganz Kleinasien bis an den Halys erhob sich die Herrschaft Lydiens, das auch durch Fruchtbarkeit und Anmuth vor den Meisten berühmt war. Mäonien hieß es nach seinen ersten Bewohnern; die Lydier sollen spätere Ankömmlinge von ägyptischer Herkunft seyn. Die Geschichte seiner zwei ältesten Königsgeschlechter, der Atyaden und Heraliden, ist fabelhaft und wenig bedeutend. Mit den Mermnaden (3270), dem dritten Königsgeschlecht, fängt erst die würdige Geschichte Lydiens an. Gyges, der Mörder seines Herrn und Freundes Kandaules, stiftete diese Dynastie. Er eroberte Kolophon und das trojanische Land. Seine Nachfolger waren

Digitized by Google

kriegerisch wie Er. Eine merkwürdige Völkerwanderung hemmte jetzt den Anwuchs des lydischen, so wie des medischen Reiches. Die Kimmerier (Moses Gomer, wenn man so will), welche nördlich am schwarzen Meere zwischen dem Don und Dniester wohnten, fielen, durch die hinter ihnen hausenden Scythen gedrängt, in großen Schaaren über die kaukasische Landenge in Kleinasien, überschwemmten Lydien, eroberten Sardes, und wurden erst nach schwerem und langwierigem Krieg vertilgt. Indessen waren auch die scythischen Horden, die Kimmerier verfolgend, über den Kaukasus, jedoch durch dessen östliche Pässe gebrochen; hatten den Fall Ninive's aufgehalten, und Medien, ja ganz Vorderasien, 28 Jahre lang durchplündert. Allyates II. gerieth wegen eines aufgenommenen, flüchtigen Scythenschwarmes mit Cyaxares in Krieg. Allyates Sohn war der berühmte Krösus, der in schnellem Siegeslauf alles Land diesseits des Halys unterwarf, und selbst die griechischen Bundesstädte zur Anerkennung seiner Hoheit zwang. Jetzt glaubte er sich stark genug, die Rache des entthronten Astyages gegen den kühnen Cyrus zu unternehmen. Wie unglücklich er diesen Krieg geführt, und wie er durch die Erinnerung an Solons deutungsvolle Worte den übermüthigen Sieger erschüttert und sich vom Feuertode befreit habe — das ist in Jedermanns Munde. Sei es auch Fabel — sie ist lehrreicher und eindringlicher als manche Geschichte. Mit Krösus Fall hörte Lydien auf: Kleinasien war eine persische Provinz.

V. Die Geschichte der griechischen Kolonien auf kleinasiatischer Küste wird füglich mit jener der griechischen Völker überhaupt verbunden.

Geschichte der Griechen.

Ursprung und Ausbreitung.

Eine reichere Ernte, als die bis jetzt aufgeführten Geschichten, ja als alle im gesammten Alterthum — die römische ausgenommen — bietet uns die der Griechen dar. Nicht nur haben wir hier mehr und zuverlässigere Quellen — denn was ist selbst die hebräische gegen die griechische Historiographie? — auch was sie enthalten, ist vor allem Andern anziehend und lehrreich. Anstatt der Könige und Truppen, die uns sonst fast allenthalben begegnen, sehen wir hier Menschen und Völker, und zwar solche,

Digitized by Google

die nicht — wie fast durchaus im Orient — durch uraltes Gesez oder unwiderstehliche klimatische Einwirkung in trauriger Einförmigkeit Jahrtausende verleben — sondern, die aus innerer, einheimischer Kraft frei sich entwickeln, und eben darum eine lebendige und vielseitige Bildung entfalten. Hier sehen wir das große Problem freier Staatsverfassungen thätiger und glücklicher, als sonst irgendwo im Alterthum gelöst: hier endlich sehen wir die schönste und dauerhafteste Blüte der Kultur und der Wissenschaft erblüh'n. —

Zwar in den Zeiten vor Cyrus — also gerade in der längsten Periode der griechischen Geschichte — haben wir des welthistorisch Wichtigen noch nicht sehr viel zu erzählen. Die höhere Kultur der Griechen, die Verfeinerung und Befestigung ihrer republikanischen Staatsformen, die mächtigen Aeußerungen ihrer Nationalkraft — alles dies gehört erst dem folgenden Zeitraum an. Auch sind hier die Quellen noch dürftig, denn mit Ausnahme einiger Dichter haben die großen Schriftsteller Griechenlands alle erst später gelebt, und in ihren Werken sind, bei der getreuesten, umfassendsten Schilderung ihrer eigenen Zeit, meistens nur flüchtige und verworrene Andeutungen des höheren Alterthums vorhanden. — Dennoch finden wir in Homer und auch in Hesiod und in dem auf uns gekommenen Nachhall der Argonautensänger die interessantesten Belehrungen über den Zustand, die Sitten und Verhältnisse des alten Griechenland; und über diesen, zu einem allgemeinen Gemälde hinreichenden Notizen mögen wir wohl die verlorene, deutliche Kenntniß des Details von dem mythischen und heroischen Zeitalter der Griechen verschmerzen: ja es hat vielmehr dieses durch den dichterischen Nimbus und den mythischen Schleier, der dasselbe umgibt, einen eigenen Reiz und ein Interesse erhalten, das ohne jene ihm nie zu Theil geworden wäre.

Gewöhnlich werden unter Griechenland nur Peloponnesus, Hellas und Thessalien, etwa auch die in den benachbarten Meeren gelegenen Inseln verstanden; aber das Volk der Griechen (genetisch nach der Abstammung zusammengefaßt) hat sich weit über diese Grenzen nach allen Weltgegenden ausgebreitet. Nicht nur war der schönste Theil der Westküste Kleinasiens von griechischen Kolonisten besetzt; auch Unteritalien (Großgriechenland) und Sicilien wurden meist durch Griechenschwärme bevölkert; an allen Küsten des ganzen Mittel- und schwarzen Meeres waren dergleichen Niederlassungen ausgestreut, und endlich kamen durch Alexanders M. Züge griechische Sprache und Sitte und auch griechisches Blut, mittelst häufiger Einwanderung und vielfältiger Pflanzstädte, selbst über das innere Asien bis an den

Digitized by Google

Indus und Oxus. Die Schicksale der so weit zerstreuten Griechenstämme konnten begreiflicher Weise nicht in demselben Rinnsaal fließen; auch werden unter der Rubrik der griechischen Geschichte gewöhnlich nur diejenigen zusammengefaßt, zwischen denen fortwährend eine engere Verbindung bestand.

Was die ältesten Sagen der Griechen enthalten, daß der Hauptstrom der Bevölkerung für alles Land südlich am Hämus aus Kleinasien gekommen, das ließe sich, auch ohne historische Nachweisung, schon aus der Betrachtung seiner Lage erkennen. Die Natur selbst hatte den zahlreichen Stämmen Kleinasiens über die beiden Meerengen und über den dichten Sund der Inseln im ägäischen Meer den Weg nach Thrazien und Griechenland vorgezeichnet, und er wurde von ihnen schon in der grauesten Vorzeit betreten. Pelasger heißen die ersten Ankömmlinge auf griechischem Boden — eine allgemeine Benennung, die auf alle über's Meer gekommenen Stämme passen mochte, wiewohl die Sage diesen alten Pelasgern, als einem besondern Volke, bestimmte Wohnsize in Kleinasien anweist. Etwas später als diese Pelasger, welche zuerst den Peloponnes bevölkerten, dann aber auch gegen Norden zogen, erschienen die Hellenen, gleichfalls über's Meer hergekommen, aber den Pelasgern entgegen, von Norden nach Süden wandernd. Ein paar Jahrhunderte schwärmten sie namenlos umher, bis sie von Deukalions Sohn, Hellen, den Namen Hellenen erhielten, und nun allmählig die Pelasger verdrängten. Zeitbestimmung ist hier keine mehr möglich. Ehemals fabelte man wohl von einem schon um 1850 vorhanden gewesenen sicyonischen Reich. Aber Inachus, um 2130 Fürst von Argos, mag für den ältesten pelasgischen Anführer in Griechenland gelten. Deukalion aber, der nähere Stammvater der Hellenen — vor ihm nennt jedoch die Mythe noch Andere — soll um's Jahr 2470* vom Parnassus nach Thessalien gezogen seyn, und die Pelasger von da vertrieben haben. Berüchtigt ist die große Ueberschwemmung die zu seinen Zeiten gewesen.** Nach und nach verschwindet der Name der Pelasger, die sich mit Noth nur in Arkadien halten. Allenthalben sonst vermischen sie sich mit den siegreichen Nachkommen Deukalions, oder wandern aus nach Italien und nach verschiedenen Inseln, und es werden später die Bewohner Griechenlands durchaus Hellenen genannt. Homer jedoch heißt sie Achäer, Danaer, Argiver und der Name Griechen, γραικοί — der auch in den

* Nach Petav. Nach den parischen Marmorn fällt die Flut Deukalions auf 2454.

** Die alten Sagen erzählten von verschiedenen Naturrevolutionen, die Griechenland in diesen Zeiten erfuhr. Die Flut des Ogyges, des ersten pelasgischen Königs von Attica, um 2250, gehört hieher.

Digitized by Google

parischen Marmorn vorkommt, und von dem pelasgischen Gräkus, dessen Stamm vor den übrigen in Italien bekannt ward, herrühren soll — hat über alle anderen die Oberhand erhalten.

Diese uralten pelasgischen und hellenischen Horden erscheinen lange Zeit als eigentliche Wilde. Ohne Gesetze und Sitten, zogen sie unstät in den griechischen Wäldern umher, fraßen Eicheln und rohes Fleisch, kannten die Rechte der Ehe nicht, und rieben sich gegenseitig durch unabläßige Fehden auf. Die erste Dämmerung der Kultur scheint bei den Pelasgern erwacht zu seyn. Vollkommener und dauernder war die Wildheit der Hellenen.

Heroisches Zeitalter.

Diesem Zustande der thierischen Rohheit entwanden sich die Griechen erst, als neue Kolonien, die Kultur und Reichthum mit sich brachten, einwanderten, theils aus Kleinasien auf längst betretenen Pfaden, theils weiter übers Meer aus Aegypten und Phönizien. Ihre Ankunft macht Epoche in Griechenland und ist der Aufmerksamkeit des Welthistorikers werth.

Schon vor der deukalionischen Ueberschwemmung (nämlich 2426 nach Petav, oder 2401 nach den Marmorn) war Cecrops mit einer ägyptischen Kolonie aus Sais nach Attika gezogen, worin seit Ogyges Zeiten die Pelasger wild umherschwärmten. Er legte die Bergfestung Cecropia an, welche allmählig, da sie rings umher mit Wohnungen und Tempeln umbaut wurde, zur Stadt Athen, von ihrer gewählten Schutzgöttin Ἀθήνη also genannt, erwuchs. Durch Lehre und Beispiel rief er die vereinzelten Wilden der Gegend zur Geselligkeit und menschlicher Sitte, gewöhnte sie an feste Sitze, Heilighaltung der Ehen und Götterverehrung, und wurde so der eigentliche Stifter des Staates, aus welchem später ein wohlthätiges Licht in alle Länder strahlte.

Ein Paar Menschenalter nach Cecrops kam der Phönizier Kadmus nach Böotien, baute Kadmeis (für Theben das, was Cecropia für Athen), wurde der Gegend durch Kultur des Bodens und Sänftigung der Einwohner, ganz Griechenland aber durch die Mittheilung der Schreibekunst wohlthätig. Jetzt erst konnte die Civilisation feste Wurzeln schlagen.

Der Peloponnes erhielt durch Danaus (aus Chemnis in Oberägypten, 2472 oder 2909, je nach den Marmorn oder nach Petav), und mehr als zwei Jahrhunderte später, durch den Phrigier Pelops eine höhere Kultur. Was wir aber sonst von beiden Anführern und ihren Häusern lesen, ist durch Mythe entstellt, und durch Verbrechen abscheulich.

Indessen durch solche Kolonisten der Same fremder Kultur

Digitized by Google

unter die Griechen zerstreut wurde, hatten die Gesänge ihrer eigenen Dichter und die früh gegründeten Mysterien sanftere Sitten verbreitet; auch waren die Seeräuber, welche lange den Anbau der griechischen Küsten verhindert hatten, durch Minos (I. um 2550), König von Kreta, gebändigt worden. Jetzt erst konnten die Griechen die Vortheile ihrer Lage genießen, und die Künste des Friedens treiben.

Dieß sind fast die einzigen Namen, von denen der Welthistoriker Notiz nimmt, unter der großen Menge von Göttern und Helden, welche über ein halbes Jahrtausend hindurch die Blätter der griechischen Geschichte füllen. Ja man kann ihre mythische und heroische Periode, welche beide unmerklich in einander verfließen, von Inachus bis auf die Eroberungen der Herakliden zählen, und in diesem langen Zeitraum treten meist nur Götter und Götterkinder oder abenteuerliche Heroen auf den Schauplatz. Auch sind unter diese historischen Mythen, welche der Enthusiasmus der Dankbarkeit und Bewunderung, oder auch des Nationalstolzes schuf, manche astronomische und physische Mythen gemischt, und das Ganze derselben blos dem Aesthetiker und Philologen wichtig.

Zur Würdigung des welthistorischen Interesses dieser Geschichten mag auch ein Blick auf die Karte von Nutzen seyn. Ganz Griechenland, sammt den Inseln des Archipelagus, ist etwas über 2000 Quadratmeilen groß. In diesem kaum den fünften Theil von Deutschland betragenden Flächenraum kommen vielleicht hundert Völker unter sogenannten Königen (d. h. Horden unter ihren Kaziken) vor. Was können dieselben, bevor sie kultivirt und unter sich zu einem größeren Gemeinwesen verbunden sind, für ein Interesse ansprechen?? — Von ihren ersten Schritten zur Kultur haben wir geredet, laßt uns auch ihre allmählige Konzentrirung zu Einer Nationalmasse beleuchten.

Griechische Nationalverbindung.

Hier kommt nun zuerst die weite Verbreitung der Hellenen in Betrachtung. Wir sehen dieselben, von einer gemeinschaftlichen Wurzel ausgehend, in vier Stämmen die griechischen Länder erfüllen. Von Hellens Söhnen, Aeolus und Dorus, und seinen Enkeln (durch Xuthus) Achäus und Jon rührt die Benennung jener Stämme, Aeolier, Dorer, Achäer und Jonier, her, welche, ungeachtet sie unter sich selbst durch mehrere charakteristische Eigenheiten fortwährend geschieden blieben, dennoch zusammengenommen einen Hauptstamm ausmachten, der seine gemeinschaftliche Ueberlieferung und Sprache nicht nur

Digitized by Google

als Nationalgepräge und Eigenthum bewahrte, sondern auch den übrigen vielgetheilten Horden, sie hierdurch mit sich vereinbarend, mittheilte oder aufdrang. Diese Kette der gemeinschaftlichen Tradition, und mehr noch der Sprache, in der sie sich fortpflanzte, mußte die vielen — wenn gleich in ihren Uranfängen verschiedenen und bunt unter einander gemischten — Griechenhaufen, mit der Grundmasse des vorherrschenden Stammes, von dem jene ausgegangen war, zu Einer Nation — im Gegensatz der Nichtgriechen — verbunden, und, aller einheimischen Entzweiung ungeachtet, fortwährend zusammenhalten.

Bald wurde dieses natürliche Band durch positive Einsetzungen verstärkt. Der Rath der Amphiktyonen um 2480 — eine hellenische Conföderation, die alljährlich zweimal zu Delphi und zu Anthela sich versammelte —, sodann das Orakel zu Delphi und die olympischen Spiele * gehören hierher.

Als nun dazu kam, daß die Griechen — eine gleichförmige Denkweise und ähnliche Verhältnisse bewirkten es — allmählig die monarchische Regierung abschafften, und durchaus unter sich republikanische Formen einführten, so entstand hierdurch ein neues und mächtiges gemeinsames Interesse, welches alle Griechen zu natürlichen Verbündeten gegen die Könige des Auslandes machte, und sie zur gegenseitigen Vertheidigung, als zu jener der Freiheit gegen die Tyrannei, bewaffnete.

Unter der Menge dieser verbrüderten Freistaaten mußten, nach dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge, früher oder später Einige präponderirend werden, und um dieselben hernach, als um den gemeinsamen Schwerpunkt, sich die Schicksale der übrigen drehen. Besondere Zufälle begünstigen den Anwuchs von Sparta und Athen, später von Theben. Von den Interessen und Leidenschaften dieser drei, abwechselnd herrschenden, Staaten hing — vorzüglich in der folgenden Periode — das Schicksal aller andern ab, und ihre Geschichte enthält oder verdunkelt sodann die Geschichten der übrigen.

Allgemeine Geschichte der Griechen bis zur Gründung der Freistaaten.

Von dieser also gegründeten Verbindung der griechischen Stämme kommen schon in diesem ersten Zeitraum mehrere Neu-

* Die olympischen Spiele, welche von 3208 an regelmäßig alle vier Jahre gefeiert, und auch ordentlich gezählt wurden, dienen daher zur Grundlage der griechischen Chronologie, die jedoch erst von der 28sten Olympiade an bestimmt, aber auch später nicht ohne Schwierigkeiten ist.

Digitized by Google

ßerungen vor, und es wirkten dieselben stärkend auf die Verhältnisse zurück, von denen sie ausgegangen. Nur diese allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands behält die Weltgeschichte im Auge.

Dahin gehören der vielbesungene Argonautenzug, der thebanische Krieg und die Belagerung Troja's (2790—2800), nach dessen Fall sich langwierige Zerrüttungen in den griechischen Ländern erhoben, welche endlich eine ganz neue Ordnung der Dinge, sowohl was die Wohnsitze der einzelnen Stämme, als was ihre innere Verfassung betrifft, zur Folge hatten.

Hierzu gaben die Ansprüche der Herakliden die nächste Veranlassung. Herakles (Herkules), der berühmteste unter den griechischen Heroen, war von der Herrschaft über einen großen Theil des Peloponnes, die seinem Hause gebührte, verdrängt, und seinen Nachkommen durch die Pelopiden ihr Erbe völlig entrissen worden. Zu dessen Wiedererlangung machten sie schon vor dem trojanischen Krieg einen vergeblichen Versuch, und erneuerten ihn abermals nach Troja's Zerstörung. Aber erst in der fünften Generation waren die Herakliden so glücklich, durch Hilfe der Dorier (und einiger Stämme der wilden Aetolier) ihre Ansprüche geltend zu machen, und das mächtige Argos (nebst Sycion und Mycenä), dann Messenien und endlich Lakonien ihrer Herrschaft zu unterwerfen (2880).

Diese Eroberungen hatten für ganz Griechenland die wichtigsten Folgen. Vorhin waren die Achäer herrschend im Peloponnes, jetzt wurden's die Dorier in Argos, Messene und Lacedämon, die Aeolier aber in Elis. Aegialis, das Eigenthum der Jonier, eroberten die aus ihren alten Sizen verdrängten Achäer — jezt erst kam der Name Achaja auf —, und die Jonier fanden Zuflucht in Attika.

Noch lange dauerten die Schwingungen dieser großen Bewegung fort. So sehen wir noch 2913 Athen von den Herakliden heftig angegriffen, aber durch die heldenmüthige Selbstaufopferung seines Kodrus gerettet. Viele Auswanderungen, eine lang andauernde Schwäche und wiederkehrende Barbarei wurden durch diese Kriege bewirkt. Dennoch consolidirten sich gerade jetzt die Staaten in Griechenland, die bis zu dessen Untergang sich fortwährend unter gleichem Namen in wenig veränderter Begrenzung erhielten; und es erhoben sich auf den Trümmern der allenthalben gestürzten Alleinherrschaft die vielgestaltigen republikanischen Verfassungen. Leider sind über diese merkwürdige Periode gerade nur sehr dürftige Nachrichten vorhanden, und wir können blos Muthmaßungen über die Ursachen jener allgemeinen Umwälzung fassen. Aber so wie das Dunkel sich wieder aufhellt, so sehen

Digitized by Google

wir allenthalben an der Stelle der alten Fürstenthümer ruhige, jugendlich auffrebende Freistaaten.

Von den einzelnen Staaten insbesondere.

Bei diesem Uebergang von der dunkeln zur hellern Geschichte Griechenlands wollen wir mit flüchtigem Blick und zugleich einmal für allemal seine vorzüglichsten einzelnen Länder und Staaten überschauen. Später werden wir fast ausschließend die präponderirenden Staaten zu betrachten haben.

In der Mitte des Peloponnesus (Morea) erhebt sich das Hirtenland Arkadien, an Naturschönheit fast so reich, als die Schweiz, und, so wie diese, lange Zeit ein Aufenthalt der Gutmüthigkeit und der ländlichen Freude. Der Musik und der Dichtkunst schrieben die Einwohner die Sänftigung ihrer Sitten zu; aber höhere Kultur blieb ihnen fremd. Sie waren pelasgischen Stammes, und hielten, begünstigt durch ihre Gebirgslage, die fremde Eroberung ab. Ihre Neigung zum harmlosen Hirtenleben blieb immerdar vorherrschend, wiewohl sie später auch Städte erhielten. Fast jede derselben machte einen eigenen Freistaat aus.

Von der Höhe Arkadiens ergießen sich viele Bäche nach allen Weltgegenden; südlich nach Lakonien und Messenien, westlich nach Elis, nördlich nach Achaja und östlich nach Argos; auch gehen ringsum Berg- und Hügelreihen von ihr aus, bis an die äußersten Spizen des Peloponnesus.

Zwei derselben, die gegen Süden hinablaufen, schließen mit dem Busen von Lakonien das merkwürdige Thal gleiches Namens ein, worin der Eurotas zwischen Lorbeer- und Myrtenhainen floß, und das gebieterische Sparta stand. Leleges, herumirrende Menschen, hießen seine ältesten Bewohner, vom Stamm der Pelasger. Später kommen Hellenen, darauf Stammfürsten aus Perseus und endlich aus Pelops Hause vor. Die letzten wurden von den Heraklíden verdrängt. Diese Revolution gründete Sparta's Größe. —

Westlich an Lakonien liegt das fast gleich schöne, aber nur durch sein Unglück berühmte Messenien. Es wurde eine Beute der Spartaner, wiewohl die Herrscher beider Staaten vom Stamm der Heraklíden waren. Die Stadt Messene wurde erst im folgenden Zeitraum gebaut.

Den größern Theil von des Peloponnesus Westküste nimmt das dreifach getheilte Elis ein. Hier war Pylos Triphyliakos, des weisen Nestor, Reich, und Elis, welchem religiöse Verehrung statt der Mauern diente, — zwischen beiden aber Olympia,

Digitized by Google

der gepriesene Schauplaz der wichtigsten unter den griechischen Kampfspielen. Außerdem ist Elis unbedeutend.

Ein größeres Interesse erwecken Achaja und Argolis, wovon jenes den nördlichen Theil des Peloponnesus einnimmt, dieses aber eine von da aus südöstlich ziehende, beträchtliche Halbinsel bildet. In der ältesten griechischen Geschichte ist kein Land wichtiger als Argolis. Es werden von ihm oftmals alle Griechen Argiver benannt. Argos, Mycenä, Tiryns, nebst vielen andern Städten zierten das Land, worin Inachus, Danaus, Perseus, Pelops, Agamemnon u. s. w. ihre Rollen spielten. Agamemnons Enkel verloren ihr Reich an die Herakliden, und später (um 3000) nahmen die argivischen Städte die republikanische Verfassung an. Phidon, der Heraklide, gab Argos weise Gesetze. Die Argiver waren meist Feinde der Spartaner.

Achaja — anfangs Aegialos, das Küstenland, nachmals Jonia und endlich Achaja von den nach einander einwandernden Stämmen genannt — zieht sich an dem Gestade des korinthischen Meerbusens hin. Zwölf Städte, die unter sich einen eigenen Bund geschlossen hatten, blühten im eigentlichen Achaja. Aber auch das uralte, den Künsten freundliche Sycion, das lange ein besonderes Reich ausmachte, und das durch Handlung reiche Korinth auf der Erdenge, mit Häfen an beiden Meeren, Mutter von Syrakus und vielen andern Städten, der Schlüssel des Peloponnesus, wurden zu Achaja im weitern Sinn gerechnet. In Korinth war das Haus der Bachiaden mächtig. Cipselus und der weise Periander waren Tyrannen von Korinth.

Die schmale Landenge, welche den Peloponnes mit dem festen Griechenland oder Hellas [Livadien*] verbindet, ist durch ihre Lage ein überaus wichtiger militärischer Punkt. Von ihr kommt man über die berüchtigten scironischen Felsen, nach dem kleinen Megaris, das seine Freiheit gegen Korinth und Athen mit dem Muth eines Gebirgsvolkes glücklich vertheidigte.

Attika, in welches man nachher tritt, ist eines der größten, und das vergleichbar wichtigste unter den griechischen Ländern. Es bildet abermals eine eigene, nach Südosten ziehende Halbinsel. Das Land an beiden Küsten hieß ehedessen Paralia. Die traurige Gestalt dieser Küsten und der vergleichungsweise dürftigere Boden von Attika, welcher auswärtige Räuber wenig lockte, und die Einwohner zur Industrie nöthigte, war einer der Hauptgründe von Attika's früher Kultur und Stärke. Nördlich an Paralia erhob sich das minder unfruchtbare Gebirgsland Dia-

* Hellas ist der Name einer unbedeutenden Stadt in Thessaliotis. Von ihr, oder vielmehr von den Hellenen wird aber häufig ganz Griechenland, mindestens aber nur der mittlere Theil desselben, also genannt.

Digitized by Google

erta, nach der Sage der Urſiz der attiſchen Völker. Sie waren pelasgiſchen Urſprungs. Ihres Königs Ogyges (2228) und der nach ihm benannten Ueberſchwemmung, dann auch des ägyptiſchen Koloniſten Cecrops (2426), der den Grund von Athen legte, haben wir oben gedacht. Die Gegend rings um dieſe Stadt, die ſchönſte in ganz Attika, mit Oelbäumen reich geſchmückt, und durch die Bäche Cephiſſus, Iliſſus und Eridanus bewäſſert, hieß Pedion. Später wurde auch das Gebiet von Eleuſis, wo, nach der Sage, auf dem Feld Rharia die erſten Geſchenke der Ceres keimten, mit Attika vereint.

Ueber Megaris und Attika, vom alcyoniſchen bis zum euböiſchen Meere, lagen Böotien, nicht das Gebiet einer herrſchenden Stadt, ſondern faſt in ſo viel ſelbſtſtändige Gemeinweſen als einzelne Städte vertheilt, wiewohl die meiſten derſelben ſpäter einen Bund unter ſich ſchloſſen, an deſſen Spize das durch ſeines Stifters Kadmus und viele andere in der Heroengeſchichte glänzende Namen berühmte Theben ſtand. Aber mehrere Städte, und beſonders das freiheitliebende Platäa, verſchmähten ſtandhaft deſſelben Joch. Dieſe Uneinigkeit und die ſchlechte Verfaſſung der böotiſchen Republiken — ſelbſt der weiſe Korinther Philolaus, der Theben Geſetze gab, hatte die Aufgabe unvollkommen gelöst — ließen Böotien nicht zu der Macht gelangen, welche Lage und Umfang ihm anzuweiſen ſchienen. Uebel berüchtigt bei den Alten war die dumpfe, trägmachende Luft dieſes Landes, welches gleichwohl, außer vielen Heroen, einen Heſiod und Pindar, eine Corinna, einen Plutarch, einen Pelopidas und Epaminondas zeugte, und auf der Höhe des Helikon den lieblichſten Hain der Muſen beſaß.

Weſtlich an Böotien, von dem korinthiſchen Buſen bis zum hohen Oetagebirge, lagen die kleineren Länder Phocis, Doris und das dreifache Lokris. Das erſte durch den delphiſchen Tempel auf dem Parnaſſus, das zweite als der Punkt merkwürdig, von welchem aus die Heraklіden erobernd auf den Peloponneſus ſtürzten. Dorier und Phozier waren Hellenen, und ſo auch die Lokrer, von denen die Ozoler am Anfang des korinthiſchen Buſens, die Opuntier und Epiknemidier aber am euböiſchen Meere wohnten. In das Land der Leztern führte aus Theſſalien zwiſchen den ſchroffen Felſen des Oeta und dem Meer der Engpaß Thermopylä, welchen eine der höchſten Erinnerungen des Alterthums heiligt. Die Lokrer ſelbſt haben einen geringern Antheil an dem griechiſchen Ruhm.

Daſſelbe iſt von den Bewohnern Aetoliens und Akarnaniens, in dem weſtlichen Theile von Hellas, zu ſagen. Als wilde Raubhorden waren die Aetolier berüchtigt, und blieben

Digitized by Google

immer diesem Charakter getreu. Erst bei dem Verfalle Griechenlands, nach Alexanders M. Zeiten, spielen sie eine bedeutende Rolle.

Zu Nordgriechenland wird von Einigen blos Thessalien (Jannia), von Andern auch das westlich daran stoßende Epirus gerechnet. Aber die meisten Bewohner dieses leztern — worunter Chaoner, Thesproter und Molosser vorzugsweise genannt werden — waren nicht vom griechischen Stamm und galten auch lange bei den Griechen für Barbaren. Dennoch verehrten diese das alte Orakel von Dodona, und das Königsgeschlecht der Aeaciden in Epirus war griechischen Ursprungs. Erst im folgenden Zeitraum wird Epirus merkwürdig. Thessalien aber glänzt mehr in alten Zeiten hervor.

Die Ketten des Oeta, des Pindus und des Olymp schließen auf drei Seiten und auf der vierten das Meer Thessalien ein. Mehrere Gebirgsreihen durchziehen das innere Land, dessen meiste Gewässer der Peneus durch das reizende Tempe in den thermaischen Busen führt. In der Mythologie und Heroengeschichte ist Thessalien überaus wichtig. Die Titanen, Lapithen und Centauren (Pferdebändiger?), Japetus und Prometheus, ja die vorzüglichsten Anführer der beiden griechischen Hauptgeschlechter, Pelasgus (Thessalus und Gräkus seine Nachkommen) und Deukalion, weiter Achilles, Philoktet, Jason u. s. w. gehören Thessalien an, und es war lange Zeit der Tummelplatz fast aller Heroen. Um die Zeit des trojanischen Krieges bestanden zehn Staaten in Thessalien, welche zwar nach Freiheit strebten, auch fast insgesammt im Bund der Amphiktyonen waren, aber dennoch oftmals von Tyrannen — jene von Larissa und Pherä werden vorzüglich genannt — beherrscht wurden.

Von den griechischen Inseln.

Auch die Inseln an beiden Küsten und bis Asien waren durchaus von Griechenschwärmen besezt, welche die früheren Einwohner (im ägäischen Meer meist Phönizier und Karier) allmählig verdrängten.

Im jonischen Meer war Corcyra (Korfu), eine korinthische Kolonie, durch Handlung und Schifffahrt wichtig. Auch Cephalonia und Zacynthus verdienen Erwähnung.

Merkwürdiger sind die an den Ostküsten und gegen Asien gelegenen Inseln, zumal die vier großen Inseln Euböa, Creta, Rhodus und Cypern.

Euböa (Negroponte), längs der Ostküsten von Hellas gelegen, groß und fruchtbar, enthielt mehrere Freistaaten, worunter

Digitized by Google

Chalcis am Euripus, Mutter vieler Pflanzstädte, und Eretria die merkwürdigsten waren. Später konnte sich die Insel der Herrschaft Athens nicht erwehren.

Das noch größere Creta, dessen Einwohner jedoch nicht durchaus Griechen waren, blieb selbstständig und hätte vielleicht über Griechenland herrschen mögen, wenn es einig gewesen wäre. Aber seine mächtigsten Städte, Gnossos, Gortynä und Cydonia, schwächten sich durch unaufhörliche Fehden, und Creta, das unter seinen beiden Minos (2550 und 2700) blühend und fruchtbar gewesen war, das die karischen Seeräuber gezüchtigt, Athen zum Tribut gezwungen und den Ruhm der weisesten Gesetzgebung erworben hatte, verlor allmählig, wiewohl es durch Handel wohlhabend und von außen unangegriffen blieb, dennoch durch Theilung, einheimische Zwietracht und revolutionäre Stürme Glanz und Ruhm.

Auch Cypern, im pamphilischen Meer gelegen, schön und fruchtbar, wurde durch Theilung geschwächt. Neun sogenannte Königreiche zählte es, worunter Salamis das mächtigste war. Seine Bevölkerung bestand aus Griechen, Phöniziern und Afrikanern, seine Lage machte es meist von Phönizien und darauf von Persien abhängig.

Rhodus, an der karischen Küste, meist von Doriern besetzt, trieb jetzt schon ausgebreiteten Handel. Doch fällt seine Größe und die Erbauung seiner prächtigen, gleichnamigen Hauptstadt erst in die folgende Periode.

Von den griechischen Kolonien.

Aber noch viel weiter und fast über alle Küsten des mittelländischen und des schwarzen Meeres dehnte sich durch Kolonisirung der Griechen Blut und Name, Herrschaft und Sitte aus, und die nähere Betrachtung dieser Kolonien ist von vielfachem Interesse. Wir fassen hier, der Einheit willen, alle von den Zeiten des trojanischen Kriegs bis auf die macedonische Herrschaft (also auch in der folgenden Periode) gestifteten Pflanzstädte zusammen, sonach mit Ausschluß der durch Macedonien selbst angelegten Soldatenkolonien.

Durch viele und verschiedene Gründe wurden die zahllosen Auswanderungen der Griechenschwärme bewirkt. Von dem trojanischen Krieg bis auf die Festsetzung der Herakliden im Peloponnes waren unruhige, stürmische Zeiten für Griechenland. Manches gedrängte oder verdrängte Volk suchte auswärts ein besseres Glück und fand es. Aber auch nachher nicht und niemals sehen wir die Griechen ruhig. Bald waren es wüthende Kriege

Digitized by Google

unter den benachbarten Staaten, bald einheimische Revolutionen und Parteienkampf. Oft blieb den Besiegten keine andere Rettung als die Flucht ins Ausland; Viele gingen aus Unmuth, Andere als Verbannte dahin. Ja selbst nach Consolidirung der Verfassung zogen manche Ehrgeizige, die ihre Vaterstadt nicht zu revolutioniren vermochten, auf Abenteuer aus und stifteten Kolonien. Endlich wurden gar viele derselben aus Handelsgründen durch förmlichen Staatsbeschluß gegründet, zur Sicherung und Erweiterung des Handelsverkehrs, oder aus politischen Gründen zur Vermehrung der Macht, zur Entfernung einer überflüssigen Volksmenge, zur Ableitung eines drohenden Gährungsstoffes.

Unter diesen Pflanzstädten kommen billig die kleinasiatischen zuerst in Betrachtung. Sie waren dichter zusammengedrängt, als sonst keine, wurden frühe durch Industrie und Handel mächtig und wirkten durch ihre schnell reifende Kultur auf jene des Mutterlandes belebend ein. Die heraklidischen Eroberungen veranlaßten ihre Gründung. Denn als die Dorier den Peloponnes stürmten, zog ein Haufe Aeolier unter Penthilus nördlich nach Hellas und Thessalien und unter seinen Nachkommen allmählig weiter, bis wo der schmale Hellespont einen leichten Uebergang nach Asien darbot. Sie übersetzten ihn und erbauten in der fruchtbaren Provinz, die nach ihnen Aeolis genannt ward, 12 Städte, worunter Kumä und Smyrna, ließen aber auch auf Lesbos, Tenedos und Hekatonnesus (Hundertinseln) sich nieder. Mytilene auf Lesbos glänzte unter allen hervor. Pittacus, sein weiser Diktator (Aesymneta), Alkäus und Sappho verherrlichten es. Die äolischen Städte blieben frei bis Cyrus. Athen unterdrückte sie später. Auch war Smyrna — nachdem es zum jonischen Bunde getreten — schon von den Lydiern zerstört worden. Im folgenden Zeitraum lebte es schöner wieder auf.

Im Süden von Aeolis blühte der jonische Bund. Nachdem die aus Aegialus vertriebenen Jonier 60 Jahre in Attika gelebt, gingen sie auf Geheiß des delphischen Orakels und des Amphiktyonengerichts, unter Anführung der jüngern Söhne des Codrus, nach der lydischen und nordkarischen Küste, allwo sie dreizehn Städte bauten oder besetzten, die in diesem schönen Lande, unter dem mildesten Himmel und in einer zum Handel wie eigens geschaffenen Lage schnell emporkamen, reich an Gold und an Menschen wurden und wie fruchtbare Bienenstöcke weit umher ihre Schwärme sandten. Unter den jonischen Städten müssen wir vorzüglich Miletus, Phokäa und Ephesus bemerken. Die erste (so wie Ephesus schon von Karern erbaut) soll an den Ufern des schwarzen Meeres und der mäotischen See

gegen 300 Städte gegründet haben. Auch zu Land handelte sie bis ins innerste Asien; im folgenden Zeitraum ward sie durch Perser zerstört, und blühte dann abermals — wiewohl mit vermindertem Glanze — wieder auf. Phokäa, reich und mächtig durch seinen Handel im westlichen Mittelmeer, Mutter verschiedener Kolonien auf italischem, corsischem und gallischem Boden und ehrwürdig durch die Freiheitsliebe seiner Einwohner. Denn als die Persermacht unter Cyrus ganz Kleinasien überschwemmte, gedachten die Phokäer, nur dort sei das Vaterland, allwo die Freiheit, verließen ihre heimathlichen Mauern und gründeten nach verschiedenen Abenteuern an der Rhone-Mündung das bald so wichtige Marseille. Den Weinstock und Oelbaum, kostbare Geschenke für Gallien, hatten sie mitgebracht. — Erst nach dem Falle von Miletus und Phokäa erhob sich Ephesus, um später am meisten zu glänzen. Auch Tejos, wo Anakreon sang, Smyrna (von Aeolis übergetreten), das den Homer gebar, und Colophon durch seine gefürchtete Seemacht berühmt, auch das der Juno heilige Samos (Polykrates um 3450) und Chios, an Weinbergen reich — gehören zum jonischen Bund. Seine Geschichte bleibt fortwährend mit der allgemeinen griechischen verwebt.

Viel schwächer war der dorische Bund, an der Südküste Kariens, auch auf Cos und Rhodus. Eine heraklidische Kolonie aus Megara stiftete ihn um 3000. Seinen sechs Städten — worunter Cnidus und Halicarnassus — war der Tempel des Apollo Triopius, was den Joniern der Neptuns-Tempel auf Mykale.

Von diesen blühenden Pflanzstädten auf der Westküste Kleinasiens — vorzüglich von Miletus aus — wurden nach und nach weiter alle Küsten der Palus Mäotus und des schwarzen Meeres, auch der Gewässer, die ins ägäische führen, endlich auch am ägäischen Meer die thrazischen und macedonischen Küsten, leztere jedoch meistens von Athen aus, mit Kolonien besezt, deren mehrere berühmt und mächtig wurden. So in Colchis — wo in den ältesten Zeiten schon der Handel blühte — Phasis und Dioscurias; weiter Panticapäum, Theodosia (Kaffa) im taurischen Chersones; Phanagoria auf Taman und Tanais (Assov) an der Mündung des gleichnamigen Flusses. An jener des Borysthenes (Dnieper) prangte Olbia; Tyras am Dniester. Heraklea in Bythynien, Sinope, das den Diogenes erzeugte, in Paphlagonien, Trapezus in Pontus zierten die südlichen Gestade des schwarzen Meeres; Apollonia, Tomi, Salmydessus die westlichen.

Wo aber durch die beiden Schleusen des thrazischen Bos-

Digitized by Google

phorus und des Hellespont das schwarze Meer mit dem ägäischen sich verbindet, da sah man an jenem Byzanz, das später eine so glänzende Rolle spielen sollte, und ihm gegenüber das minder gut gelegene Chalcedon; weiter an der schönen Propontis Lampsakus und Cicykus auf asiatischer und Perinthus auf thrazischer Seite; am gewundenen Hellespont aber Sestus, Cardia und das den Athenern so traurige Aegospotamos; hierauf Maronea und Demokrit's Vaterland Abdera, schon am ägäischen Meer; endlich an macedonischer Küste die Athen theils als Stifterin, theils als Herrscherin angehörigen Städte Amphipolis, Chalcis, das mächtige Olynthus und Potidäa.

So wie in den östlichen Gewässern meistens von Athen aus (mittelbar oder unmittelbar) die Niederlassungen gegründet waren, so wurden sie es in den westlichen — in Unteritalien und Sicilien — meist von den Staaten des Peloponnesus.

Auf dem schönen, kornreichen sicilischen Boden war wohl Zankle — nachmals Messana — die älteste, Syrakus aber, von dem Korinther Archias erbaut (3249), die mächtigste Pflanzstadt. Seine Größe fällt jedoch erst in den folgenden Zeitraum. Auch von Gela, der Mutter des mit Syrakus wetteifernden Agrigent (berüchtigt ist dessen Tyrann Phalaris), dann von Leontini, Himera, Selinus u. s. w. wird erst später zu reden seyn.

Von den Kolonien in Unteritalien waren die ältesten Argos-Hippion, Canusium, Beneventum, zu den Zeiten des trojanischen Krieges von Argivern gestiftet; dann Kumä (2923), eine Tochter von Chalcis auf Euböa und, wie man glaubt, die Mutter von Neapolis. Sybaris, von Achäern und Trözenern gestiftet (3233), groß und volkreich, voll blühenden Handels, aber durch Ueppigkeit entnervt. Daher, obwohl es 100,000 Einwohner zählte und 25 andern Städten gebot, Croton seine Siegerin ward und Sybaris zerstörte (3443). Dreißig Jahre früher hatte dieses Croton, welches gleichfalls Achäer (von Argos) gegründet hatten (3243), durch Pythagoras eine merkwürdige Reform erhalten, die aber nicht von Dauer war. Später wurde es mit den übrigen großgriechischen Städten den Römern unterthan. Der Krieg Tarents gab dazu Anlaß. Im Innersten des schönen Golfs, von ihr der Tarentinische genannt, erhob sich voll Pracht und Anmuth die berühmte Kolonie Lacedämons. Die Parthenii, durch Verachtung ihrer unehelichen Geburt beleidigt, hatten sie gestiftet (3281). Tarent glich Sybaris an Weichlichkeit der Sitten. Zwei andere Städte, Thurii und Locri Epizephyrii, wurden durch große Gesez-

Digitized by Google

geber verherrlicht, Charondas und Zaleukus. Beide waren Zöglinge der Pythagoräischen Schule. Auch Rhegium, von Chalcis aus gestiftet, war groß und mächtig, bis die Dionysier von Syrakus gegen die Stadt und verrätherische Soldaten Roms gegen ihre Einwohner wütheten.

Unter den an den übrigen Küsten, jedoch mehr vereinzelt, ausgestreuten Kolonien bemerken wir Caralis und Olbia auf Sardinien, dann Alalia auf Corsika, durch Phokäer gestiftet. Dieselben gründeten nachher Massilia. In Spanien finden wir Rhoda, Emporium und das unglückliche Sagunt (das lezte von Zacynthus gestiftet). In Illyrien Apollonia und Dyrrhachium. An den Südküsten Kleinasiens Telmissus und Selga, das wichtige Tarsus und Mopsvestia in Cilicien.

Endlich in Afrika: Naukratis in Aegypten und Cyrene in Libyen; das zweite bildet mit vier andern Städten (Pentapolis) ein ansehnliches Fürstenthum, das gegen die Pharaonen mit abwechselndem Glücke kämpfte, später den Persern tributbar wurde, darauf die republikanische Verfassung annahm, und endlich von den Ptolemäern zur ägyptischen Provinz gemacht ward.

Geschichte Sparta's. Lykurgus.

Bei dieser Uebersicht der griechischen Provinzen und Kolonien sind wir zum Theil der chronologischen Ordnung vorangeschritten. Der natürliche Zusammenhang des Gegenstandes erheischte solches. Jezt können wir ohne verwirrende Einmischung von Partikulargeschichten den Faden der allgemeinen Schicksale der Griechen verfolgen, welcher nun allmählig — was die griechischen Hauptländer betrifft — an die Bestimmungen einiger präponderirenden Staaten geknüpft wird.

Hier tritt nun allererst Sparta vor, welches nach der heraklidischen Eroberung allmählig alle lakonischen Gemeinden sich unterwirft, und die Widersezlichkeit Einiger — wie von Helos — durch Sklaverei bestraft. Da die heraklidischen Zwillingsbrüder Eurysthenes und Prokles, welche gemeinschaftlich Sparta erobert hatten, nach der Weisung des Orakels, zusammen als Könige erkannt wurden, so regierten auch von ihren Nachkommen, den Agiden und Eurytioniden, immer je zwei und zwei zugleich. Bei einer solchen Dyarchie fehlte natürlich die Einheit und sonach die Kraft der Verwaltung, und ward daher das Bedürfniß einer festen Gesetzgebung um so fühlbarer. Das kostbare Geschenk einer solchen gesezlichen Verfassung erhielt Sparta durch den

großen Lykurgus (3100, 883 v. Chr.), dessen Name und dessen Gesetzgebung jedoch eine sehr übertriebene Verehrung alter und neuer Zeiten zu Theil ward. Sein Werk nämlich trägt allerdings den Stempel der Genialität, und ist ein bewundernswürdiges Meisterstück des Tiefsinns und der Consequenz, weit minder freilich der ächten gesetzgebenden Weisheit. Recht und Humanität brechen gleichmäßig darüber den Stab, wie aus nachstehenden Andeutungen hervorgeht.

So viel ist allernächst unverkennbar, daß die Sorgfalt Lykurgs sich nur auf die eigentlichen Spartaner erstreckte. Nur unter diesen bestand die Republik; ihr Verhältniß gegen die übrigen Bewohner Lakoniens war despotisch, gegen die Heloten aber (und später gegen die ihnen gleich geachteten Messenier) zugleich tyrannisch. Die spartanische Bürgergemeinde war im Grunde demokratisch organisirt, jedoch mit einer Mischung von Aristokratie. Die gesetzgebende Gewalt und die Wahl der Magistrate gebührte der Ekklesia — der Versammlung der Bürger, mit Ausnahme derjenigen, welche zu arm waren, um zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zu steuern. Die Geschäfte wurden vorbereitet, einige auch abgethan durch den auf Lebenszeit gewählten Rath der Alten, Gerusia, der aus 28 Personen, die über sechszig Jahre zählten, bestand. Auch die beiden sogenannten Könige hatten darin, doch Jeder nur eine Stimme. Sonst waren dieses die — jedoch beschränkten und verantwortlichen — Vollstrecker der Gesetze, als Nachkommen Herkules — sonach Jupiters — die Vorsteher der Religion, und im Krieg von Amtes wegen die Anführer der Armee. Ihnen und der Gerusia zur Seite, oder eigentlich über ihnen, standen die fünf Ephoren, die Verwalter der wichtigsten Staatsgeschäfte, die Vorsitzer des Rathes und der Ekklesia und die Richter der Könige. Nur die kurze (einjährige) Dauer ihres Amtes beschränkte ihre Macht. Dennoch ging später das Ephorat in eine wahre Oligarchie über.

Jedoch nicht in der Organisation der Republik lag, was die Verfassung Sparta's von allen andern alten und neuen Verfassungen auszeichnet; in dem Geiste lag es, der jenen Formen eingehaucht war, und welchem das ganze System der Gesetze und Sitten diente. In Sparta waren die politischen und bürgerlichen Gesetze, das öffentliche und das Privatrecht und alle Sitten und Gebräuche im Krieg und im Frieden zu einem fest zusammenhängenden, nach einem Princip entworfenen, durch eine Grundidee beseelten Ganzen verbunden. Ein Staat, worin der Privatwille dem öffentlichen nicht nur untergeordnet, sondern immerdar mit ihm derselbe wäre, worin die Bürger keine per-

Digitized by Google

sönlichen Neigungen und Interessen, sondern einzig und allein patriotische hätten, worin sie sich niemals als selbstständige Wesen für sich, sondern nur als Glieder des Gemeinwesens dächten und fühlten — dies scheint die herrschende Idee in Lykurgus kühnem Meisterwerk zu seyn. Daher suchte er, und dieses sind die nähern Zwecke seiner Gesetze, unter den Bürgern eine vollständige Gleichheit hervorzubringen, die natürlich selbstsüchtigen Neigungen durch eine unaufhörlich dagegen ankämpfende Erziehung zu unterjochen, und den Spartanern nebst dem Willen auch die Kraft zur Erhaltung des theuern Gemeinwesens zu geben. Zwar der Unterschied der Edlen und Gemeinen, selbst in dem Schooße der ächt dorisch-spartanischen Geschlechter dauerte fort. Unter jenen waren die beiden königlichen Häuser, und überhaupt das Geschlecht der Heraklіden, die vornehmsten. Aber dieser Unterschied hatte keinen politischen Einfluß. Alle Bürger waren gleich vor dem Gesetze, alle mochten zu den obersten Würden — die königliche ausgenommen — gelangen, alle gaben ihre Stimmen zu deren Besetzung, und Wer sie erhielt, blieb Beamter des Volkes. Aber zumal gegen den Unterschied des Vermögens, der, trotz allen demokratischen Formen, die gehässigste und gefährlichste Ungleichheit gebiert, richtete Lykurgus seine vorzüglichste Sorge; und da er die Unzugänglichkeit aller bloß heilenden Mittel gegen ein solches Uebel erkannte, so suchte er mit der Wurzel es auszureißen. Darum bewog er seine Mitbürger — ein erstaunenswürdiger Sieg — allem Eigenthum, woraus irgend eine bedeutende Ungleichheit hätte entspringen mögen, und sonach einem der geschätztesten Vortheile des bürgerlichen Vereins zu entsagen, damit das Band der Gesellschaft um so fester geschlungen würde. Also hörte das Privateigenthum über Grund und Boden auf; — und die bewegliche Habe — denn diese konnte unmöglich Gemeineigenthum sein — wurde aufs Aeußerste beschränkt. Jenes — das Land — wurde in so viele Theile vermessen, daß jedem Spartaner, auch jedem Lakonier, ein zu seinem und seiner Familie Unterhalt hinreichendes Stück zur Nutznießung konnte zugeschieden werden. Aber er selbst durfte es nicht bauen — der Industrlöse wäre sonst reicher als der Träge geworden — die Heloten mußten es thun; und damit auch der Begriff des Reichthums nicht aufkomme, wurde alles Gold und Silber verbannt, eisernes Geld eingeführt, und der Spartaner durch strenge Gesetze zur größten Einfachheit in Wohnung, Geräthschaften, Kleidung und Nahrung verbunden. Nicht nur der Ackerbau, auch andere mechanische Künste, noch mehr aber spekulative und schöne Wissen-

Digitized by Google

schaften waren ihm verboten. Nur Bürgersinn verlangte das Vaterland von ihm, und starke Arme und ein ungetheiltes Herz.

Aber woher nahm Lykurgus solche Bürger voll Selbstverläugnung, voll brennender Vaterlandsliebe und lebendiger Kraft? — Dafür sollte die Erziehung sorgen, die mit der Geburt, ja vor derselben schon anfing, und durch das ganze Leben währte. Die spartanischen Mädchen wurden auf Männerart unter steten Leibesübungen und abhärtenden, freilich auch die Geschämigkeit tödtenden, Spielen zu tüchtigen Müttern starker Kinder herangezogen. Eine Menge, zum Theil auch harter und unsittlicher, Vorschriften über die Wahl der Gatten, über das eheliche Verhältniß und die ehelichen Rechte sollten dem Staat lauter wohlgeschlossene Verbindungen und kräftige Geburten sichern, und wenn dennoch schwache Kinder zur Welt kamen, so mußten sie sterben. Jene, die man stark genug für ihre spartanische Bestimmung fand, übernahm, nachdem die ersten Jahre unter der mütterlichen Pflege verstrichen waren, der Staat als sein Eigenthum zur öffentlichen und gleichförmigen Erziehung, deren Grundsätze Frugalität, Abhärtung, Kriegsgeschicklichkeit und frühe Einflößung patriotischer Gefühle waren. Daher die unaufhörlichen, gymnastischen Uebungen, die Prüfung durch Hunger, Durst und körperlichen Schmerz, die Anfeuerung der Jugend zum regsten Wetteifer, die Einschärfung des unbedingten Gehorsams gegen jeden ältern Bürger, des stillen Hinhorchens auf die überall, selbst während der kurzen Mahle, ertönenden Lehren der patriotischen Tugend, endlich die Vorschriften eines bescheidenen, klugen, würdevollen Benehmens. Solche Erziehung — den einzelnen Stufenaltern angepaßt — währte das ganze Leben fort. Die öffentlichen Mahlzeiten (Sissitien) waren für Alt und Jung. Der öffentlichen Aufsicht entging der angesehenste Bürger, der strengen Rüge das Feinste Vergehen nicht. Ueber alle Handlungen wachte das Gesez. Die Jagd, die Kriegsübungen, die gymnastischen Spiele wurden blos durch wirkliche Feldzüge unterbrochen, und man hielt diese für minder anstrengend als jene. Unablässig und auf jedem Wege kamen dem Spartaner Erinnerungen der Pflicht, Aufforderungen der Tapferkeit, Lehren der Tugend, Anlässe der Kraftäußerung entgegen. So lernte er sich selber beherrschen, aber dem Gesetze folgsam seyn; so wurde er stark, gelenk, immer schlachtfertig, voll unbeugsamen Muthes; und seine Seele, welcher für keine andere Leidenschaft ein Spielraum gelassen war, gab sich ungetheilt und schwärmerisch der Liebe des Vaterlandes und der Freiheit hin.

Diese Verfassung nun hat allerdings die größten Wunder gewirkt, sie hat die stärksten Naturtriebe unterjocht, die heroischsten

Thaten erzeugt, die tapfersten Krieger, die enthusiastischsten Patrioten, selbst die heldenmüthigsten Weiber gebildet; sie hat Sparta zum Haupt Griechenlands erhoben und nach einer unerschütterten Dauer von mehr als fünfhundert Jahren auch in ihrem Verfall und zuletzt in ihren Trümmern noch Ehrfurcht geboten. Gleichwohl muß sie vom rein humanen, wie vom ächt staatsbürgerlichen (den Zweck der Staatsgesellschaft ins Auge fassenden) Standpunkt der unbefangenen Prüfung eher monstruös als vortrefflich erscheinen.

Fürs Erste hat Lykurgus Seele zur Anerkenntniß der Menschenwürde und des Menschenrechtes sich nicht erhoben. Würde er sonst die Freiheit von 10,000 und den erträglichen Zustand von 30,000 Bürgern auf das Elend und die empörendste Unterdrückung mehrer Hundert Tausende gebaut haben? Die Schmach und harte Sklaverei der Heloten war unzertrennlich von einer Verfassung, welche diese Menschengattung zum Eigenthum des Staates erklärte, auf ihre Arbeit die Erhaltung der herrschenden Race gründete, ihre Habe dem Muthwillen, und ihr Leben gleich jenem von Jagdthieren der Grausamkeit einer kampflustigen Jugend preis gab. Auch bei andern Völkern treffen wir leider Sklaven und frevelhaft sogenanntes Sklavenrecht an: — aber nirgends, wie hier, war solcher Frevel in die Constitution selbst so innig verwebt, nirgends zu einer so schauderhaften Uebertreibung gebracht.

Wir fragen weiter: Was hat Lykurgus für das auserlesene, freie spartanische Volk gethan? — Der Spartaner opferte seinem Staat Eigenthum, Gemächlichkeit und wahren Lebensgenuß; er entsagte der bürgerlichen Emsigkeit wie der häuslichen Freude, verschmähte den Dienst der Musen wie die Pflege rein menschlichen Gefühles, und nahm zum Ersatz für Alles — soldatischen Stolz und patriotischen Schwindel. Hatte er so nicht den Zweck versäumt um des Mittels willen? Kriegsübungen und patriotische Gespräche erschöpfen des Menschen Bestimmung nicht, und unverkennbar ist, daß der Spartaner bei der pünktlichen Befolgung von Lykurgus Gesetzen traurige Lücken in Kopf, Herz und Beschäftigung fühlen, und daß die gewaltsam unterdrückte Natur früh oder spät sich rächen mußte.

Sie hat sich gerächt, und aus dem Schooß der lykurgischen Verfassung sind die schrecklichsten Auswüchse hervorgegangen. Der folgende Zeitraum wird hiervon das Gemälde liefern.

In Folge der lykurgischen Verfassung wurden die Spartaner, ihres beschränkten Gebietes ungeachtet, allen Nachbarn rings umher furchtbar, während sie selbst jedem, an Volkszahl auch überlegenen Feinde trotzten. Die beide messenischen Kriege waren

Digitized by Google

die erste auffallende Probe von Sparta's schwellender Stärke, aber auch von seiner Härte und seinem soldatischen Uebermuth.

Der erste dieser Kriege — dessen Anlaß ein schreiendes Unrecht der Spartaner war — wird durch die blutige That des messenischen Königs Aristodemus, der seine eigene Tochter aus patriotischem und religiösem Fanatismus schlachtete, ausgezeichnet. Die Götter versöhnte dieses schreckliche Verbrechen nicht, und nach der Einnahme von Ithome (3261) mußten sich die Messenier zu dem erniedrigendsten und drückendsten Frieden bequemen, welcher freilich nicht länger als ihre Erschöpfung dauerte. Mit dem hohen Interesse, welches der Heroismus, wenn er gegen ungerechte Uebermacht kämpft, in unserm Gemüthe erweckt, lesen wir die Thaten des edlen Aristomenes, des Helden im zweiten messenischen Kriege (3299). Er vertheidigte das Bergschloß Ira 11 Jahre gegen die spartanische Macht, bahnte sich, als durch neue Verrätherei die Festung fiel, mit dem Schwert den Weg durch die feindlichen Schaaren, und gründete mit seinen freiheitliebenden Gefährten nach vielfältigen Abenteuern endlich auf sicilischem Boden eine neue Heimath, Messana. — Die übrigen Messenier wurden den Heloten gleich gemacht. Vor einem ähnlichen Schicksal sicherte Arkadien die natürliche Festigkeit seiner Gebirge, und Argos seine entferntere Lage auf einer eigenen Halbinsel, die nur wenige Angriffspunkte darbot. Gleichwohl wurde lezteres hart bedrängt, und erfuhr mehr als einmal die Härte und Hinterlist der spartanischen Kriegsmanier. Vorzüglich war es König Kleomenes I., welcher durch Ränke und Waffen die Macht Lacedämons also erhob, daß sie als die Erste in Griechenland durchaus erkannt ward.

Geschichte Athens. Solon.

Wir wenden uns nach Athen, Griechenlands edelster Stadt, an deren Namen sich viele hohe und freundliche Erinnerungen knüpfen. Von Cecrops (2426), ihrem Erbauer, und welcher den ersten Samen der Kultur auf attischen Boden streute, hieß sie Cecropia. Theseus (2754) erhob sich zum Haupt aller attischen Ortschaften. Das Leben dieser Fürsten, voll von Großthaten und Verbrechen, kann als allgemeine Charakteristik der griechischen Heroen gelten. Dennoch war bei ihm das Edle vorherrschend, und das durch ihn erstarkte Athen, dem er die Grundlage einer republikanischen Verfassung gab, mochte mit gerechtem Stolz sich die Stadt des Theseus nennen.

Von ihm an mußten die Könige sich mit der Würde des Feldherrn und obersten Richters begnügen. Die gesezgebende

Digitized by Google

Gewalt war dem Volke ertheilt, jedoch mit großer Uebermacht des Adels, durch welchen die beiden andern Volksklassen, die Bauern und die Gewerbsleute, häufig gedrückt wurden. Die Nachfolger Theseus hießen gleichwohl Könige, bis nach des heldenmüthigen Kodrus schöner Dahingebung (2913) der Thron, welchen Keiner mehr mit gleichem Ruhm besitzen zu können schien, erledigt blieb, und an die Stelle der Könige Archonten traten. Ihre Reihe eröffnet Medon, Kodrus Sohn. Ungeachtet anfangs ihre Macht lebenslänglich und erblich, wie jene der Könige war, so beschränkte doch nach Alkmäons, des 13ten lebenslänglichen Archonten, Tod (3227) der Wille des Volkes ohne Widerstand ihr Amt auf 10 Jahre, ja später gar (3297) auf ein Jahr, und bekleidete selbst jedesmal neun Männer zugleich mit dieser Würde.

Indessen fühlten jezt die Athener den Druck der aristokratischen Gewalt, und der Mangel geschriebener Gesetze begünstigte die Willkür. Das Volk trug dem Archon Drako die Verfassung eines Gesezbuches auf. Er schrieb ein solches (3361, 622 v. Chr.), aber mit Blut, wie die Athener sagten, und darum erhielt es sich nicht. Neue Verwirrung erhob sich und heftiger Parteikampf zwischen den Demokraten und Aristokraten schwächte den Staat so sehr, daß das kleine Megara ihm Salamis zu entreißen vermochte. Aus dieser gefahrvollen Lage trat Athen neugeboren und kräftig hervor durch seinen Bürger Solon, dessen Name billig unter jenen der Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Zur Beschwörung der nächsten Gefahr erließ er die Sisachtia (3390, 593 v. Chr.), jene berüchtigte Verordnung über die Zernichtung der Schulden, die zwar allerdings dem strengsten Rechtsbegriff entgegen, aber ein durch die Noth gebieterisch erheischtes Rettungsmittel war. Die ganze Gesezgebung, die er nachmals — von seinem Vaterland hiezu beauftragt — entwarf, verräth den die Menschen und die Umstände berücksichtigenden Geist, wie er denn selbst von seinen Gesezen sagte, sie seien nicht die besten an sich, sondern nur für das Volk Athens. Uebrigens hatten sie nicht, wie die lykurgische Verfassung, die politische Freiheit zum ausschließenden Zweck: sondern sie sollten, während sie diese Freiheit mit den Formen einer durch Aristokratie gemäßigten Demokratie schüzend umgaben, zugleich auch das bürgerliche Glück der Athener mit Rücksicht auf ihre Lage und ihren Charakter möglichst befördern, und denselben Wohlstand, Kultur und Humanität verleihen. Von seinen politischen Gesezen besteht die Summe in Folgendem:

Solon wollte die Freiheit, d. h. die Herrschaft des Volkswillens, nicht des Pöbelhaufens, auch nicht des ungeleiteten, oft thörichten und leidenschaftlichen, sondern des überlegten und durch Vernunftgründe bestimmten Volkswillens. Daher hielt

Digitized by Google

en die Formen der reinen Demokratie für gefährlich und zog vor, sie durch einen Zusaz aristokratischer Bestimmungen zu mäßigen. Also wurde die höchste Gewalt, d. h. das Recht der Gesezgebung und der Wahl der Magistrate, das Recht der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündnisse, über die Auflagen und über alle großen Staatsinteressen — der Nationalversammlung gegeben. Sie bestand aus allen wirklichen Bürgern von Athen, die theils in der Stadt, theils in den attischen Ortschaften (deren 174 waren) wohnten und ungefähr 20,000 Köpfe zählten. Sie waren schon vor Solon in Stämme (vier an der Zahl) und diese in Geschlechter getheilt. Solon behielt diese Eintheilung bei, aber er ließ durch dieselbe noch eine andere, nach Klassen, laufen, deren er vier nach der Stufenfolge des Vermögens bestimmte. Nur aus den drei ersten konnten die Magistratspersonen (Gerichtsbeisizer jedoch aus allen) gewählt werden. Indessen hatte das Gesez für die Wählbarkeit zu wichtigen Aemtern noch besondere Eigenschaften vorgeschrieben; unter gleich qualificirten Personen und bei leicht zu versehenden Aemtern entschied das Loos, das jedoch die Prüfung nicht ausschloß.

Selbst die Glieder des großen Rathes wurden durchs Loos, und zwar alljährlich, ernannt. Es bestand dieser nach Solons Einsezung aus 400 Personen, 100 aus dem Stamm, welche wenigstens 30 Jahre alt und durchaus unbescholten waren. Während dem Laufe des Jahres standen die Klassen des Senats (die Deputirten eines Stammes machten eine Klasse aus) der Reihe nach an der Spize der Geschäfte. Die Glieder der jedesmal dirigirenden Klasse hießen Prytanen, und wurden im Prytaneum auf Staatskosten unterhalten. Sonst erhielt jedes Rathsglied täglich ein Drachma. Die Prytanen theilten sich wieder in kleinere Kollegien, welche abermals der Reihe nach zum Vorsiz kamen. Ihre Glieder wurden Proedri genannt, und welcher aus ihnen — worin man täglich wechselte — dem Senat präsidirte und das Staatssiegill führte, hieß Epistates.

Von diesem Senat wurden die laufenden Geschäfte besorgt, auch konnte er für sich allein Verordnungen erlassen, die jedoch nicht länger als er selbst, d. h. bis zum Ablauf des Jahres, kräftig blieben. Sein wichtigstes Recht aber bestand in dem Vorschlag der Gesezе; denn nur über die im Senat durchgegangenen Vorschläge durfte das Volk beliberiren. Auch führten die Senatsglieder den Vorsiz in der Volksversammlung und leiteten deren Berathschlagung. Bei dieser wurden Reden für und gegen die Vorschläge gehalten und durch förmliche Stimmengebung oder durch Erhöhen der Hände votirt.

Was aber der große Rath vorgeschlagen und das Volk be-

Digitized by Google

schlossen hatte, bedurfte noch der Genehmigung des Areopags, um als Gesetz zu gelten. Der Areopag war eine uralte, schon von Cecrops oder dessen erstem Nachfolger herrührende Einsezung und ursprünglich bloß ein peinliches Tribunal, welchem aber Solon unter Beibelassung seiner richterlichen Gewalt noch einen politischen Wirkungskreis verlieh, indem er ihn zum allgemeinen Oberaufseher des Staates und zum Wächter der Gesetze machte.

Durch die Aufstellung aller dieser Gewalten wurde die aristokratische — oder oligarchische — Macht der Archonten von Grund aus erschüttert; dennoch behielt Solon sie bei als Organ der Vollstreckung, zum Theil auch als richterliche Gewalt.

Ein charakteristischer aber heilloser Punkt in der athenischen Verfassung war, daß dem Volke neben der gesetzgebenden auch die richterliche Gewalt in höchster Instanz und in den den Staat selbst angehenden Fällen zustand. In Sparta waren die höchsten Magistrate die Gerusia, die Könige und die Ephoren, auch die höchsten Richter, aber in Athen war es die Ekklesia selbst. Für die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten jedoch in bürgerlichen und peinlichen Sachen waren eigene Richter, und zwar — was abermals charakteristisch ist — in außerordentlicher Menge bestellt. Außer den Archonten und dem Areopag, von denen wir bereits sprachen, gab es in Athen noch vier peinliche und sechs bürgerliche Gerichte.

Der Ostracismus (das Scherbengericht), vermöge dessen, wer immer durch Macht und Ansehen, selbst durch Verdienst, seinen Mitbürgern verdächtig oder der republikanischen Gleichheit gefährlich schien, ohne weitern Grund, und ohne daß er sich vertheidigen durfte, auf 10 Jahre konnte verbannt werden, wenn 6000 Stimmen es verlangten, war nicht sowohl ein Ausfluß der richterlichen Gewalt, als überhaupt der politischen Machtvollkommenheiten des athenischen Volkes. Mehrere Republiken, z. B. Syrakus, wo solches Petalismus hieß, hatten eine ähnliche Einsezung.

Noch größeres Lob als die politischen verdienen die bürgerlichen Gesetze Solons.

Kein Gesezgeber hat humanere Zwecke und liberalere Ansichten als Er gehabt. Er wollte keine Helden, keine exaltirten Wesen, sondern Menschen bilden. Die Athener sollten zwar auch freiheitliebend und tapfer, aber zugleich verfeint, emsig, wohlhabend, rechtlich und gesittet seyn. Solon ließ sich in alle Details der einzelnen Beschäftigungen und Künste ein, und sorgte für alle Bürgerklassen mit gleicher Liebe und Einsicht. Selbst an den Sklaven ehrte er die Menschenwürde, so sehr es der Ton der

Digitized by Google

Zeiten erlaubte, und schärfte die Naturpflichten zwischen Gatten, Eltern und Kindern, so wie die allgemeine Menschenliebe, Dankbarkeit und andere Tugenden durch positive Verordnungen ein. Die Strafen waren gelinde, so wie sie ein Vater und nicht ein Zuchtmeister verhängt. Dennoch wurden seine Gesetze befolgt, denn man liebte sie. Er hatte Nachsicht mit den Schwächen der menschlichen Natur, und duldete, was ohne schädliche Strenge nicht zu unterdrücken war; aber er griff die Hauptquelle der Vergehungen, den Müßiggang, bei der Wurzel an, und erklärte — weil von dem Beispiele der Obern das Meiste abhängt — die Trunkenheit eines Archonten zum Halsverbrechen.

Fast alles Große und Gute, was aus Athen hervorgegangen, kann man als eine Frucht der solonischen Gesetze betrachten, und was sich Böses und Mißgestaltetes daselbst erzeugte, war meist die Abweichung von ihrem Geiste.

Noch lebte Solon, als Pisistratus sich zum Alleinherrscher in Athen aufwarf (3424, 559 v. Chr.), ein Mann von großen Gaben, und der, als nach wiederholtem Wechsel von Verbannung und Triumph endlich seine Macht befestigt war (3439), mit Milde und Weisheit, wohlthätig den Künsten und durchaus nach liberalen Grundsätzen regierte. Aber was für einen Ersatz konnte Pisistratus den durch seine Herrschsucht Gemordeten geben? womit konnte er den Ueberlebenden die geraubte Selbstständigkeit bezahlen? Ihnen, die nun nicht mehr durch eigene Kraft und unter dem Schutz des Gesetzes, sondern durch die Gnade eines Herrn glücklich waren? —

Pisistratus folgten seine Söhne, Hippias und Hipparchus, (3457), Männer von vorzüglichen Anlagen, und — Hipparchus wenigstens — von freundlicher Gemüthsart. Aber ihn riß die Liebe zum schönen Harmodius zur Gewaltthat hin, welche der Beleidigte und sein Freund Aristogiton blutig rächten. In dem Gedränge eines Volksfestes wurde Hipparchus getödtet und Hippias, dessen unkluge Strenge die aufgebrachten Gemüther vollends entflammte, mit Hilfe der Spartaner verjagt (3474, 509 v. Chr.) Er floh an den persischen Hof. Die alten Parteien zerrütteten nun Athen auf's Neue. Dennoch freute es sich der wiederhergestellten Freiheit. Aber die Spartaner gereute es, ihrer Nebenbuhlerin dieses kostbare Gut errungen zu haben, und die unwürdigen Zöglinge Lykurgus, von elendem Neid angetrieben, suchten durch Ränke und durch Gewalt die Oligarchie und selbst des vertriebenen Hippias Herrschaft in Athen wieder einzuführen. Den Kampf um diese einheimischen Angelegenheiten unterbrach der persische Krieg.

Digitized by Google

Geschichte Italiens.

Etrusker. Lateiner.

In dem nördlichen und größten Theile Italiens war der Hauptstamm der Bevölkerung gallischen Ursprungs, daher auch die Römer das Land Gallia cisalpina nannten. Im untern Italien hatten sich allmählig viele griechischen Kolonien niedergelassen, von denen die frühere Kultur dieser Gegend und der Name Großgriechenland herrührt. — In dem mittlern Italien aber vermischten sich gallische und iberische mit griechischen Stämmen, und wahrscheinlich auch mit verschiedenen asiatischen und afrikanischen Kolonien. Ihre Einwanderung fällt jedoch in dunkle, zum Theil vorhistorische Zeiten, und es ruht überhaupt auf ihrer Abstammung und auf ihren Schicksalen sogar noch in späteren Zeiten ein undurchdringliches Dunkel. Doch würden wir, selbst wenn wir deutlich sähen, an dem Treiben dieser halbrohen Stämme nur wenig Interesse und Belehrung finden. Nur ein Volk zieht unter den vielen italischen Stämmen durch seine frühe Bildung und einen eigenen merkwürdigen Charakter die Blicke des Welthistorikers auf sich. Die Etrusker sind dieses Volk. Von ihnen demnach und dann von den Lateinern, aus deren Schooße die Römer entsprangen, müssen wir einige Kenntniß nehmen.

Die Etrurier, Etrusker, Tusker, später auch Tyrrhener, wahrscheinlich von einer zu ihnen gekommenen pelasgischen Kolonie, genannt, waren wohl der Hauptmasse nach ein nordischer, Europa zugebildeter, man glaubt iberischer, Stamm. Sie herrschten einst von der Tiber bis in die Alpen, hatten ihre Kolonien über Süditalien und die kleineren Inseln des Mittelmeeres ausgebreitet, und waren schon zu den Zeiten des trojanischen Kriegs durch Handel und Schifffahrt und durch ihre Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge berühmt. Ihre Religionsform ist die Grundlage der römischen geworden, ihr Alphabet ist in allen europäischen Alphabeten kenntlich. Früher als die Griechen haben sie die Grundsätze einer freien Verfassung aufgefunden, früher als diese eine rechtliche und humane Gesetzgebung besessen, früher endlich alle mechanischen und schönen Künste betrieben. Dennoch hat ihre Kultur nie die spätere griechische erreicht. Ihr düsterer Nationalcharakter und politische Unfälle verhinderten es. Das reiche Po-Thal wurde ihnen durch die Gallier entrissen. Bellovesus mit sieben Stämmen zog

Digitized by Google

von der Rhone aus über die Alpen, schlug die Etrusker, und erbaute Mailand. Ein Theil der Geschlagenen verbarg sich in die Gebirge Hohenrhätiens. Später wurden die südlichen Niederlassungen eine Beute der Samniter; und endlich stürzte der wilde Römer auf das durch friedlichen Sinn und Luxus geschwächte Volk. Zwölf verbundene Gemeinwesen bildete es damals im eigentlichen Tuscien. Die Oberhäupter derselben hießen Lucumonen, unter denen Porsenna den Römern fürchterlich war. Aber von beiden Seiten, hier von den mächtigen Galliern, dort von den unermüdeten Römern gedrängt, und innerlich nicht fest vereint, mußten die Etrusker erliegen. Auch werden wir sie in der folgenden Periode durch Rom unterworfen sehen.

Südlich von Hetrurien war Latium, ein Tummelplatz vieler einheimischer Stämme und fremder Kolonisten. Die Sagen von Saturnus und Janus, Picus und Faunus sind bloße Mythen, welche gleichwohl auf frühe Anfänge der Kultur in diesem Lande deuten. Sie machte bedeutende Fortschritte, als eine arkadische Kolonie unter Evander (2740) dahin zog, und an der Tiber die Stadt Pallantium baute. Die Sage will, daß von Latinus, Janus Sohn, das Volk unter den Namen der Lateiner erhalten, und daß unter seiner Regierung (2800) Aeneas mit seiner Schaar flüchtiger Trojaner herbeigekommen, Latinus Tochter Lavinia gefreiet und Lavinium gebaut habe. Von Aeneas Söhnen soll nach derselben Sage, und zwar von Ascanius, die Stadt Alba Longa gegründet worden, von Aeneas Sylvius aber das Königsgeschlecht der Sylvier ausgegangen seyn, dessen Sprößlinge mehr als vierhundert Jahre über die Gegend herrschten.

Erbauung Roms. Rom unter Königen.

Aus ihrer Reihe wurde, der Sage nach, Numitor durch seinen Bruder Amulius vertrieben, durch die wunderbar erhaltenen Zwillingsenkel Romulus und Remus aber wieder eingesezt, und sodann von den beiden Brüdern die Stadt Rom auf dem ihnen von dem dankbaren Großvater geschenkten Gebiete an der Tiber erbaut.

In dem Jahre der Welt 3230, im dritten Jahr der sechsten Olympiade, und im sieben hundert drei und fünfzigsten vor der christlichen Zeitrechnung, soll die Erbauung geschehen seyn, und zwar auf dem palatinischen Berge. Da aber sowohl dieser als der kapitolinische schon früher durch griechische Kolonisten besezt waren, so scheint es, daß statt Erbauung nur Erweiterung der Stadt durch eine neue von Alba Longa aus-

Digitized by Google

gezogene Nixverlassung zu verstehen sey. Dürftig war die Anlage noch immer, aus einer wenig zahlreichen Schaar von rohen Hirten und Jägern bestehend, die sich kaum gegen die kleinen Völkchen umher zu behaupten vermochte. Die römischen Schriftsteller selbst erzählen, daß Romulus durch Errichtung eines Asyles, und daher Zusammenfluß von Flüchtlingen und gesetzlosen Uebelthätern, die Zahl seiner Bürger vermehrt und durch den Raub der Sabinerinnen denselben Weiber verschafft habe. Der schon geendete Krieg mit den Sabinern gab Rom die erste Grundlage der Kraft.

Romulus gründete seinen Staat auf Ackerbau und Krieg, und gab ihm eine innere Einrichtung, wovon die Hauptzüge bis in die spätesten Zeiten kenntlich geblieben sind. Nach dem Geiste seiner Zeit und seines Volkes konnte er nicht wohl die unumschränkte Macht behaupten. Daher umgab er sich mit einem aus den Angesehensten seines Volkes gewählten Ausschuß oder Senat von hundert Männern (patres, wie ihre Standesgenossen Patrizier, genannt), welcher mit ihm gemeinschaftlich die Regierungsgewalt ausüben, doch in den wichtigsten Dingen die höchste Entscheidung der ganzen Gemeinde (d. h. der Gesammtheit der, in Tribus und Curien getheilten, politisch freien Bürger) einholen sollte. Indessen machte durch Romulus Herrschsucht — er hatte derselben seinen eigenen Bruder und später seinen Thronkollegen durch Vertrag, den Sabinerfürsten Tatius, geopfert — und durch die unaufhörlichen Kriege mit den benachbarten Gemeinden, welche die Römer an den militärischen Befehl eines Einzigen gewöhnten, die Monarchie bedeutende Fortschritte, bis die eifersüchtigen Senatoren die aufkommende Tyrannei in Romulus Blut erstickten.

Die von Romulus zu Krieg und Raub herangezogene Horde bedurfte der Sänftigung, wenn sie zur bürgerlichen Gesellschaft werden sollte. Die Gesetze des weisen Numa Pompilius (3270, 713 v. Chr.), eines Sabiners, der nach einem unruhigen Zwischenreich erwählt ward, erzeugte so wohlthätige Wirkung. Die Götterfurcht, die er seinen Bürgern einflößte, ist Jahrhunderte lang das wichtigste Triebrad der römischen Staatsmaschine, eine Stütze der Verfassung und des bürgerlichen Gehorsams und die Aegide des reinen, unschuldvollen Privatlebens der Römer, wornach vornehmlich sein schönes Streben ging, geblieben. In dreiundvierzigjähriger friedlicher Verwaltung sah er auch die Künste des Friedens und alle Segnungen desselben gedeihen und erstarken, und mochte mit dem lohnenden Bewußtseyn hinübergehen, ein humanes, großes und dauerhaftes Werk vollbracht zu haben.

Das Schicksal selbst schien sich die Erhöhung Roms zur an-

Digitized by Google

gelegenen Sorge zu machen, da es ihm eine — in der Geschichte aller andern Völker unerhörte — Reihe von sieben tatenvollen Fürsten nach einander, und zwar mit solchem Wechsel der Anlage und des Charakters gab, wie es den jedesmaligen Bedürfnissen Roms am entsprechendsten war. Auch gehörte dieses außerordentliche Verdienst aller römischen Könige und zugleich die lange Dauer ihrer Regierung zu den stärksten Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit ihrer Geschichte. Aber eben so bedenklich ist es, sie für bloße Fiktion zu erklären. Die Zweifel dauern übrigens noch durch einige Jahrhunderte der Republik fort. Tullus Hostilius (3313, 670 v. Chr.) führte jetzt die Römer abermals zum Kampf und Sieg. Alba Longa, die erste der lateinischen Städte, und von wo aus Rom gegründet worden, erlag jetzt der Macht seiner aufstehenden Kolonie; es wurde zerstört und der Ueberrest seiner Bürger dem siegenden Staate einverleibt.

Ancus Martius (3345, 638 v. Chr.), Tarquinius Priscus (3370, 613 v. Chr.) und Servius Tullius (3497, 576 v. Chr.) waren die weiter folgenden Könige. Gleich groß im Krieg und im Frieden, erweiterten sie die Macht und erhöhten die Polizirung, den Wohlstand und selbst den Glanz ihrer volkreichen Stadt. Der Lezte gab ihr eine veränderte Verfassung. Bis auf Ihn nämlich war die Plebs, oder der Inbegriff der gemeinen Freien — als ohne Stimmrecht in den Curien — politisch unmündig gewesen. Servius bildete sie zum eigenen Stand durch Einführung einer neuen Art von Comitien, nämlich der Centuriat-Comitien, worauf alle Freien stimmen, aber vermittelst einer weise ersonnenen Eintheilung nur eines verhältnißmäßigen Gewichtes der Stimmen sich erfreuen sollten. Zum Verständniß dieser Dinge ist vor allem die deutliche Unterscheidung zwischen Curien, Centurien und Tribus nothwendig:

Die Curien machten blos die patrizische Gemeinde, „den großen Rath der patrizischen Geschlechter“ aus; die Centurien waren die Nationalgemeinde, oder die Vereinigung der beiden Hauptstände, des Adels und der Gemeinen, zu einer Gesammtheit; die Tribus endlich waren die rein plebejische Gemeinde.

Es müssen jedoch hier die alten oder ursprünglichen, der Sage nach schon von Romulus errichteten, drei Tribus von den neuern, d. h. von Servius Tullius geschaffenen, dreißig Tribus (4 städtische und 26 ländliche, welche zwar später durch den Landverlust an Porsenna eine große Verminderung erfuhren, allmählig aber wieder stiegen, und in der Gesammtzahl auf 35 gebracht wurden), wohl unterschieden werden. Die ersten waren eine nach Stämmen, die zweite eine nach Bezirken oder Regionen

gemachte Eintheilung des Volkes, und zwar jene des um die patrizischen Geschlechter gesammelten, diese des plebejischen Volkes.

Jeder der drei romulischen Stämme oder Tribus (der Tities, Ramnes und Lucres) war in 10 Curien getheilt, jede Curie enthielt eine bestimmte Anzahl (wahrscheinlich 10) Geschlechter. Ein Geschlecht bestand nicht eben aus einer Familie, sondern aus einem Inbegriff freier, durch einen ererbten, gemeinschaftlichen Namen, welcher jener des edelsten oder ursprünglich vorherrschenden Hauses ist — verbundener Familien. Aus diesen Geschlechtern der Stämme — und zwar anfangs blos aus jenem der Lucres (oder Priester?), dann aber auch aus jenem der Ramnes (Krieger?), endlich, was durch Tarquinius Priscus geschah, auch aus dem dritten, der Tities (daher patres *minorum* gentium) — wurden aus jedem 100 (also zusammen 300) Männer ausgehoben zur Bildung des Senats, wie des Ausschusses oder engeren Rathes des edlern Volkes. Doch konnte derselbe in wichtigen Dingen nicht handeln ohne Genehmigung des großen Rathes, d. h. der Curien, und zwar aller Tribus, selbst schon in derjenigen Zeit, da nur noch eine derselben im Senat repräsentirt war, vielmehr also in der Zeit der folgenden Könige, da auch die Repräsentanten der beiden andern Stämme darin Stimme führten.

Stimmgebend in den Curien waren aber alle — aber auch nur die — adeligen (edelfreien) oder patrizischen Bürger, unter welchen zumal die Ritter hervorglänzten (entweder diejenigen, deren größeres Vermögen sie zum edelsten Kriegsdienst, auf eigenen Rossen, befähigte, oder überhaupt die patrizische Jugend, vielleicht auch ein eigener Stamm, ein kriegerischer Adel neben dem priesterlichen). Ausgeschlossen aber waren, wenn auch nicht die — allerdings zu den Geschlechtern mitgehörigen — Klienten; doch ganz gewiß die, von den Klienten ursprünglich wesentlich verschiedenen, Plebejer, d. h. die Klasse der gemein freien — dem Verband der altrömischen Gentilität nicht angehörigen — Grundeigenthümer, welche nämlich aus den in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden — zumal Lateinern — allmählig erwuchs, und bis auf Tarquinius Priscus Zeit ohne alle politische Berechtigung blieb.

Dieser König aber und sein gleich weiser Nachfolger Servius Tullius erkannten die Gerechtigkeit und die Räthlichkeit der Aufnahme des Plebs auch in die Gemeinschaft des politischen Rechts, und bewirkten dieselbe. Der Erste, indem er jeden der 3 alten Stämme oder Tribus einen zweiten unter gleichem Namen, aber gebildet aus den angesehneren und reicheren ple-

hetischen Familien, zugesellte, und hierdurch die Zahl der Ritter verdoppelte: Dieser, indem er die gesammte Plebs zum politischen Stand erhob, und beide Stände mit dem Band einer gemeinsamen Verfassung umschlang.

Sie wie nämlich die patrizischen Geschlechter in 30 Curien vertheilt da standen, also wurde jetzt die Plebs gleichfalls in 30 Tribus vertheilt. Aber diese plebejischen Tribus bedeuteten keineswegs Stämme, sondern Bezirksgenossen. Eine Tribus also bildeten ursprünglich diejenigen in's römische Bürgerrecht aufgenommenen Fremden, welchen in einer der 4 Regionen der Stadt oder der 26 ländlichen Regionen umher Landeigenthum angewiesen war. Die Nachkommen der ursprünglichen Mitglieder mit den allmählig neu Aufgenommenen setzten dann die Vereinigung fort.

Die also in den Curien und Tribus einander gegenüber stehenden beiden Stände wurden zur Nationalgemeinde vereinigt in den Centurien. Servius Tullius nämlich theilte die Gesammtheit der Bürger in sechs Klassen nach der Stufenleiter des Vermögens. Aus den 6 Klassen zusammen wurden nun 193 Centurien gebildet, jedoch so, daß die erste Klasse (in welcher vor Allen die in 18 Centurien vertheilten Ritter stimmten) deren 98, die übrigen mit einander nur 95 zählten (die 2te 22, die 3te 20, die 4te 22, die 5te 30, die 6te aber nur 1), wornach die erste Klasse allein, wenn sie einstimmig war, gegen alle andern entschied. Aber auch die Lasten des Staates (Steuer und Kriegsdienst oder Bewaffnung) waren nach demselben Verhältniß getheilt, und die sechste Klasse, worin, neben den ärmern Plebejern, auch die meisten Klienten, als Nichteigenthümer, — weil sie blos erbunterthänige Nutznießer waren — diente gar nicht im Kriege, wiewohl sie, wenigstens zum Theil, eine mäßige Steuer entrichtete.

So glaubte Servius alle Parteien befriedigt zu haben. Dennoch blieb es unvergessen, daß er der Sohn einer Sklavin sey, und in den Augen des stolzen Adels mochte die weiseste und wohlthätigste Verwaltung den Flecken der niedern Geburt nicht tilgen. Er wurde ermordet in einer Verschwörung, an deren Spize sein Schwiegersohn Tarquin und seine Tochter Tullia standen.

Sonach war Tarquinius durch Verbrechen zum Thron gelangt (3451, 532 v. Chr.). Aber wir dürfen bei dieser und bei der folgenden Erzählung, so wie bei der Benennung Superbus, nicht vergessen, daß sie ursprünglich von den Feinden des tarquinischen Hauses herrührt, welche durch Leidenschaft und Interesse gereizt waren, ihn im gehässigsten Lichte darzustellen, um seine Vertreibung zu rechtfertigen. Auf keinen Fall lassen sich die Herrscher-

Digitized by Google

gaben dieses Fürsten verkennen, welcher durch Waffen und Unterhandlungen die Macht Roms beinahe verdoppelte, die Stadt mit wichtigen Gebäuden zierte, und den Bürgern eine höhere Polizierung gab. Auch war der Anlaß zu Tarquins Vertreibung nicht seine eigene Härte, sondern die Missethat seines Sohnes, der in der edlen Lucretia, die er schändete, jeden Gatten und Vater kränkte, und sie alle zur Vertheidigung der heiligsten Rechte aufrief. Den stolzen Patriziern, um deren Ansprüche es eigentlich bei dieser Revolution sich handelte, mochte der tragische Anlaß willkommen seyn, der ihre Sache populär machte, und ihnen das Volk als ein williges Werkzeug in die Hände gab. Was aber auch die geheimen Triebfedern dieser merkwürdigen Umwälzung gewesen seyen: immer müssen wir die Ordnung und die Ruhe und edle Mäßigung bewundern, womit bei so aufgeregten Gemüthern die neue Ordnung der Dinge bestimmt ward (2475, 508 v. Chr.). Ohne Blutvergießen, ohne irgend eine gewaltthätige Handlung schaffte das souveräne Volk die königliche Regierungsform ab, verbannte Tarquins Haus aus Rom — doch sollte sein Privateigenthum ihm bleiben — und gab sich eine republikanische Verfassung.

Geschichte von Karthago.

Gründung Karthago's.

Der längste und wichtigste, wiewohl an bestimmten Nachrichten der ärmste Theil der karthagischen Geschichte von Gründung der Stadt bis auf die sicilianischen Kriege fällt noch fast ganz in die erste Periode. Er enthält in vier Jahrhunderten (von 3098 bis 3504) die allmählige Ausbreitung der Macht Karthago's in Afrika und in fremden Insel- und Küstenländern, die Festsetzung seiner innern Verfassung, der Grundsätze seiner Politik, seines Handels und seines Kriegssystems. Die allgemeinen Notizen, die hierüber vorliegen, sind meistens auch für die späteren Zeiten, jene der langwierigen sicilianischen (von 3504 bis 3720) und dann der römischen Kriege (von 3720 bis 3838) giltig.

Hundert und zwei und dreißig Jahre vor Erbauung Roms (3098, 885 v. Chr.) ward an der nordafrikanischen Küste, gegenüber von Sicilien, durch eine tyrische Kolonie, Karthago (Carthadath, die neue Stadt) gegründet. Die Sage nennt die Erbauerin die königliche Dido, welche, der Raubsucht

ihres Bruders Pygmalion listig entronnen, eine Freistätte an der schönen Küste suchte, die bereits durch ältere phönizische Pflanzstädte ihrem Vaterlande befreundet war. Aber glücklich gewählt vor allen war die Stelle, auf der Karthago emporstieg.

Karthago, dem nicht ein Beschluß des Mutterstaates, sondern die Auswanderung einer mißvergnügten Schaar die Entstehung gegeben, behauptete sofort ein freies Verhältniß, und benützte seine vortreffliche Handelslage ohne andere Beschränkung, als die seiner anfänglichen Schwäche. Sein kleines Gebiet hatte es von den alten Bewohnern des Landes durch friedlichen Kauf erworben und mußte lange dafür einen jährlichen Tribut entrichten. Aber allmählig erhob sich die Macht Karthago's über die Stämme der Eingeborenen bis zum See Triton hinauf und westlich bis zum Flusse Tusca, östlich aber bis über die größere Syrte zur cyrenischen Grenze. Sie waren ehevor wilde Nomaden gewesen, jetzt wurden sie — wiewohl widerstrebend — zum Ackerbau geführt.

Jenseits des Tusca bis zum atlantischen Meer schwärmten die freien Numidier herum, welche zwar durch Handelsverkehr und als Söldner dem karthagischen Interesse manchmal dienten, aber dennoch ihre Unabhängigkeit und ihre nomadische Lebensweise fortwährend behaupteten. Nur an der Küste, und zwar bis an die Säulen des Herkules, zog sich eine fast unabgebrochene Kette von karthagischen Castellen und Städtchen hin — meist die metagonitischen genannt —, durch welche die Mutterstadt wenigstens die Herrschaft der Gestade und einen gesicherten Landweg nach Spanien erhielt.

Auch die unmittelbar phönizischen Pflanzstädte auf der ganzen nordafrikanischen Küste, als das sidonische Leptis, im Syrtenland, dann das mächtige Utika — beide noch vor Karthago gegründet —, Adrumetum, Hippo, Klein-Leptis, Tysdrus und viele andere, die größtentheils in ungewissen Zeiten erbaut sind, traten allmählig mit ihrer stärkern Schwester in eine engere Verbindung, wodurch sie, wiewohl unter Beibehaltung des Namens und des Rechtes der Selbstständigkeit, meist in Abhängigkeit geriethen und häufig als wirkliche Unterthanen behandelt wurden.

Macht. Handel und Verfassung.

Die Grundlage, das allbelebende Prinzip der karthagischen Republik war Handel. Krieg und Eroberung sollten blos zu dessen Schutz und Erweiterung dienen. Nachdem es durch die Unterwerfung der nächsten Umgebungen seinen — früher prekären — Zustand befestigt und seinem Kunstfleiß die nöthigen Grundstoffe durch

Digitized by Google

einheimische Produktion gesichert hatte, sehen wir es nach dem ausgebreitetsten Verkehr zu Land und zu Wasser streben, seine Flotten in unbekannte Meere, seine Karavanen durch den Sand der Wüste schicken; aber was die politische Vergrößerung betrifft, durchaus in Unterhandlung und Krieg jenen Charakter der Mäßigung behaupten, welcher auf freiwillige Ergebenheit mehr als auf erzwungenen Gehorsam baut und den unschuldigen Handelsgewinn den Erpressungen des Herrschers vorzieht. Gesicherte Handelsstraßen, bequeme Märkte, erweiterter Verkehr sind die einzigen Zwecke seiner Eroberungen, die sich demnach meistens auf leicht zu behauptende Küsten- und Inselländer oder auf einzelne Niederlassungen beschränken. So erwarben sich die Karthager nach und nach die balearischen und pythiusischen Inseln, Korsika — um welches sie mit den Phokäern kämpften —, das fruchtbare Sardinien, einen Theil Siciliens, Malta und andere kleine Inseln des Mittelmeeres; so traten sie mit der phönizischen Pflanzstadt Gades auf spanischer Küste in Verbindung und legten daselbst verschiedene Kolonien an. So gründeten sie auch außer den Säulen des Herkules an den Westküsten von Afrika bis zum Senegal ihre Niederlassungen, besetzten die canarischen Inseln und Madeira und drangen im Norden bis an die britische und preußische Küste.

Zur Behauptung so vieler zerstreuten Besitzungen, zur Aufrechthaltung der bereichernden Handelsgröße war freilich eine strenge Politik nöthig, welche die Kolonien schon gleich bei der ersten Anlage zu einem Zustand der Schwäche bestimmte und durch fortwährende Beschränkung ihr Aufstreben zur Selbstständigkeit hemmte, welche die geographischen Entdeckungen sorgfältigst als Staatsgeheimnisse bewahrte und alle auswärtige Concurrenz im Handel wachsam hintanhielt.

Aber durch alle Klugheit und Vorsicht konnte der karthagische Staat sich nicht geben, was die Natur ihm versagt hatte — eine Basis, groß und stark genug für das weitläufige Gebäude. Wohl war die Stadt Karthago stärker als jede einzelne ihrer streng bewachten Kolonien, aber vor der feindseligen Vereinigung Mehrerer mochte sie billig erzittern; wohl gehorchten ihr weithin die libyschen Stämme, aber die Gemüther blieben ihr abgeneigt; man haßte die fremde Gebieterin, welche die Vertauschung der freien Nomadensitte mit dem dienstbaren Ackerleben erzwungen. Wohl brachten Land- und Seehandel reiche Schätze ein, aber die Flotte und die Armee und die Beschützung so weit zerstreuter Nationen fraßen sie auf. Wohl mochte man Söldner kaufen, so lange die Goldquellen flossen und die Barbaren sich feilboten; aber da hatte man Truppen ohne Eifer und Treue,

und die in Zeiten der Noth oft selbst die gefährlichsten Feinde wurden. Daher, wiewohl Karthago nach außen groß und herrisch erschien, wankte es auf eigener Grundfeste. Zwei Welttheile waren ihm zinsbar, und wenn eine mäßige Feindesmacht nach Afrika kam, so entstand ein Kampf auf Tod und Leben. Solche Kämpfe werden wir Karthago im folgenden Zeitraum mehreremal bestehen und endlich auf eine schreckliche, wiewohl glorreiche Weise erliegen sehen.

Die Verfassung Karthago's scheint eine aus Aristokratie und Demokratie gemischte gewesen, jedoch ohne förmliche Grundgesetze, blos allmählig aus ererbter Sitte und aus der Wirkung der Umstände hervorgegangen zu seyn. An der Spitze der Verwaltung standen die Könige, Suffeten mit der phönizischen Benennung geheißen, von den Römern öfters mit den Consuln, von Aristoteles aber mit den spartanischen Königen verglichen, woraus man schließt, daß ihrer zwei zugleich und ihr Amt lebenslänglich gewesen. Doch war es nicht erblich, sondern wurde durch Volkswahl ertheilt. Auch die Feldherren wurden gewählt. Diese Wahl stand dem Volk in seinen Versammlungen zu, woselbst auch jene Angelegenheiten der Gesetzgebung und Regierung entschieden wurden, über welche der Senat und die Suffeten sich nicht vereinigen konnten. Im Fall solcher Vereinigung aber hing es von ihrer Willkür ab, die Sache noch ans Volk gelangen zu lassen. Gerichtsbarkeit hatte das Volk nicht. Es gab einen Adel in Karthago, welcher jedoch kein eigentlicher Erbadel, sondern nur eine stillschweigende Verbrüderung von Optimaten-Familien, d. h. von solchen gewesen zu seyn scheint, welche durch Reichthum, Popularität und Verdienst vorzugsweise in den Besitz der hohen Aemter sich gesetzt hatten, und aus welchen bisweilen eine einzelne durch Glück und Talent über alle andern sich hinaufschwang. Ackerbau war der Reichthum, Kriegs- und Staatswürden der Stolz des Adels. Aus ihm wurde wohl auch der, vorzüglich mit den auswärtigen Angelegenheiten beauftragte, Senat gebildet, dessen Glieder zahlreich und lebenslänglich und nach Polybius in zwei Kammern getheilt waren. Deputirte aus demselben wurden oftmals den Feldherren zur Seite gesetzt, und ein Ausschuß von hundert Männern übte eine bis zur Despotie gehende Staatsinquisition gegen Diejenigen aus, welche durch ehrgeizige Projekte — oder auch durch hervorragendes Verdienst — die Verfassung zu gefährden schienen. Hierdurch wurde auch die Ruhe erhalten, und Karthago war viel weniger, als die übrigen Republiken, von innern Stürmen bewegt.

Digitized by Google

Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Weltkunde.

Aethiopier. Insbesondere der Staat von Meroë.

Wir fassen hier eine Menge Völkerschaften zusammen, verschieden an Abkunft, Sitte und Schicksal, und über ungeheure Länderstrecken verbreitet; Aethiopier, Celten, Scythen, Indier und Sinesen. Aber gemein ist ihnen die Entfernung vom eigentlich historischen Schauplaz und darum auch von der historischen Kunde. Die ersten vier Namen sind nicht einmal wahre Volksnamen, sondern bezeichnen blos im Allgemeinen oder geographisch die — unter sich viel getheilten — Stämme, welche in Süd, West, Nord und Ost von der Grenze der genauern Erdkunde bis in unbestimmte Fernen hausten. Auch sind von ihnen, begreiflich, keine zusammenhängende Geschichten, sondern nur äußerst dürftige, fragmentarische Nachrichten vorhanden, welche indessen bei den Indiern durch später erforschte, einheimische Quellen eine sehr kostbare Bereicherung erhielten. Die Sinesen aber sind den Alten ganz unbekannt geblieben, und wir können das Wenige, was wir aus sinesischen Quellen über ihren ältesten Zustand erforschten, schicklich als einen kurzen Anhang der indischen Geschichte beifügen.

Aethiopien, trotz dem geheimnißvollen Schleier, der es umgibt, und vielleicht gerade dadurch, erweckt ein eigenthümliches, auch dem Welthistoriker nicht fremdes Interesse, und es wird solches durch die wunderbaren Sagen, die von ihm bei den kultivirtesten Nationen schon im grauesten Alterthum im Schwang waren, noch bedeutend erhöht.

Diese ruhmvollen Sagen beziehen sich jedoch nur auf das Land, welches bei Ptolemäus Aethiopia supra Aegyptum heißt, und das heutige Nubien, Habesch und Adel sammt deren nächsten Grenzländern begreift. Was weiter nach Süden und was nach Westen jenseits der Sahara liegt, das bleibt — wiewohl die afrikanischen Völker, und insbesondere die Karthager, Vieles davon, vermöge ihres Handels, kannten — für die übrige Welt vollends ein Fabelland. Aber auch in dem ober Aegypten gelegenen Aethiopien blieb manche Gegend unerforscht, und von andern kommen nur schwankende Bestimmungen und mährchenhaft klingende Namen vor. Unsern Blick ziehen blos die Troglodyten, die Makrobier und vor Allen die Bewohner von Meroë an.

Die Troglodyten (Höhlenbewohner) hausten in der

Gebirgskette, welche Habesch im Süden begrenzt und dann längs des arabischen Meerbusens hinzieht. Unzählige natürliche Höhlen sind in diesem Gebirge; die nomadischen Stämme auf seinem Rücken erweiterten dieselben und fanden darin eine Zuflucht gegen die Sonnenhize und gegen die periodischen Regen.

Tiefer im Süden, und wahrscheinlich in der Nähe des Vorgebirges Guardafui, wohnten die räthselhaften Makrobier, die Nachbarn des Weihrauchlandes, welche, nach Herodots Nachrichten, etwas Kultur und mehr Gold als Eisen besaßen, stolz auf ihre starken Bogen waren, und der Eroberungssucht des Perfers Cambises glücklich entgingen.

Aber alle diese Länder verdunkelt der Ruhm von Meroë, dem ehrwürdigen Size uralter Kultur, Handlung und Gottesverehrung. Durch die beiden Ströme Astaboras (Takazze) im Westen und Astapus (Bahar el Abiad, eigentlich ein Nilarm) im Osten wird eine große Flußinsel gebildet, welche das heutige Königreich Senaar in Nubien und einen nördlichen Theil von Abyssinien ausmacht, und einst der Staat von Meroë war. Hier hatte sich früher eine mächtige Priesterkaste gebildet. Dienerin des Ammon (Jupiter) und Dionysos (Osiris, Bachus), welche durch Aberglauben und gewinnreichen Handel über die Völker herrschte, eine Hieroglyphenschrift und verschiedene wissenschaftliche Kenntnisse besaß, und durch Aussendung von Kolonien ihren wohlthätigen Einfluß erweiterte. Theben in Oberägypten, Ammonium (Siwah) in der libyschen Wüste, Axum und Azab in Abyssinien (das Letztere am Meere, wo die kürzeste Ueberfahrt nach Arabien ist) waren die merkwürdigsten jener Verpflanzungen, insgesammt wichtige Handelsplätze und auserlesene Size von wenigstens vergleichungsweise höherer Menschenbildung. Zwischen dem Staat von Meroë und dem von Aegypten bestand fortwährend eine enge Verbindung, durch die Verwandtschaft der herrschenden Kaste erzeugt, und meistens friedlich durch Handelsverkehr, oft aber auch kriegerisch durch Waffen unterhalten. Sabako, der über Aegypten herrschte, Tirhaka, vor welchem Sanherib floh, waren wohl Könige von Meroë, und die Kriegerkaste, die unter Psammitich mißvergnügt aus Aegypten zog, fand eben da eine freundliche Aufnahme.

Celten.

Der große celtische Volksstamm enthält begreiflich mehrere untergeordnete in sich, wovon nach der Meinung verschiedener Gelehrten die Vasken und Galen, welche im Grunde eine Nation sind, die ältesten gewesen, nachher aber durch die von

den Scythen vertriebenen und westlich gezogenen Kimerier (Kymren) dermaßen beschränkt und fortgetrieben worden, daß ihnen einerseits blos noch Spanien und das zunächst den Pyrenäen gelegene Gallien blieb (allwo sie unter dem Namen der Iberer, Celtiberer, Biscayer, Euscaldunac, Aquitaner erschienen), anderseits aber ein Theil von ihnen (unter dem Namen der Caledonier, Deukaledonier, Gael) nach Hochschottland und Hibernien zog, und hierdurch sich auf beständig von seinen Brüdern trennte. Zwischen den Vasken und Galen befanden sich sonach die eingedrungenen Kymren, welche — außer einigen Provinzen Germaniens — vorzugsweise das nördliche Gallien (wo sie später den Namen der Belgen führten) und Südbritannien besezten, im mittlern Gallien aber durch Vermischung mit den älteren Stämmen die nachmals im strengern Sinne sogenannte celtische Nation bildeten. Die Vertreibung der Kimmerier durch die Scythen fällt um 3350; hiernach läßt sich auch ihre Einwanderung in Gallien beiläufig bestimmen. Wann aber und auf welchem Wege die Vasken und Galen — welche beide wir auch schon in Italien antrafen — nach Gallien gekommen, und ob sie da oder dort älter seyen, darüber, wie über alle frühen Verhältnisse der celtischen Völkerschaften, bemühen die Gelehrten sich umsonst, in's Klare zu kommen. Auch kann der Gewinn solcher Forschungen niemals bedeutend seyn. Denn bis zur ersten Quelle können wir niemals zurückgehen. Wer waren nämlich diese Kimmerier selber, von denen die Belgen und südlichen Briten stammen, oder die Mäoner (Ascanii mediterranei), von welchen nach Gatterers Hypothese die Galen und Vasken herkommen? — Sollen wir uns hier mit Gomer und Aschkenaß in der noachischen Stammtafel behelfen? — Weiter ist deutlich, daß die Hauptmasse der Nationen in den meisten europäischen Ländern nicht von den ältesten eingewanderten Stämmen herrühre. Andere Schwärme rückten nach, von ganz verschiedener Abkunft, und bunt durch einander gemischt. Allmählig wurden die Ureinwohner verdrängt, aufgerieben oder hin und her zerstreut, so daß — wie Sprache und Sitte zeigen — meist nur in einigen Ecken und Winkeln der Länder ihre ächten Ueberreste mehr vorhanden sind. Darum genüge uns vorerst, zu wissen, daß die Celten, wie alle europäischen Völker, aus Asien stammen, und schon in vorhistorischen Zeiten nach Europa gewandert sind. Ein Weiteres von ihnen haben wir erst in den folgenden Zeiträumen zu erzählen.

Digitized by Google

Scythen.

Bei den Scythen ist dieses zum Theil bereits in diesem Zeitraum der Fall, denn von ihnen ging jetzt schon eine Umwälzung aus, die über Europa und Asia sich erstreckte. Unermeßlich ist das Land, worin die Scythen hausten. Wir treffen Scythen fast im ganzen Norden unsers Continents, von den Karpathen bis zum Altai an. Die Nachrichten Herodots, der nur 100 Jahre nach Cyrus schrieb, müssen uns hier zur vornehmsten Quelle dienen. Er unterscheidet die europäischen und asiatischen Scythen, zwischen denen in der Mitte die Sarmaten (Sauromaten, Nordmeder), in den astrakanischen Steppen vom Don bis zur Wolga wohnten. Auch die europäischen Scythen stammten aus Asien. Durch die Massageten, ihre Geschlechtsverwandten, vertrieben, waren sie von der Ostsee des kaspischen Meeres über die Wolga nach dem heutigen Rußland gezogen, und hatten sich nördlich an den daselbst ausgebreiteten Kimmeriern festgesetzt. Neunhundert Jahre sollen sie neben diesen gewohnt haben, bis endlich (3351) ein Theil der Letztern, den scythischen Angriffen zu entgehen, nach Kleinasien in die Halbinsel Sinope floh, und ein anderer Theil seine merkwürdige Wanderung ins westliche Europa nach Germanien und Gallien antrat. Den Einbruch der den flüchtenden Kimmeriern nachsetzenden Scythen in Oberasien haben wir in der Geschichte Mediens und Lydiens erzählt. Nach ihrer Rückkehr in Scythien finden wir diese mächtige Nation von der untern Donau bis an den Tanais und nördlich bis gegen den See Ivan und Mohilow ausgebreitet, aber in verschiedene Stämme getheilt. Unter ihnen sind berühmt die sogenannten königlichen Scythen am untern Don. Die Taurier in der Krimm scheinen Ueberreste der Kimmerier zu seyn. Unter ihnen und unter den Scythen an der Nord- und Westküste des schwarzen Meeres hatten sich griechische Kolonien von Miletus angesiedelt. Westlich an den Scythen wohnten die goldreichen Agathyrsen am Krapak und die Neuren in Lithauen; nördlich aber in den Gegenden von Moskau und Smolensk die Melanchlänen und Androphagen. In diesen, mit rohen Fellen bekleideten, menschenfressenden Barbaren Herodots haben unsere Gelehrten die Bastarnen, die zum germanischen Volksstamm gehören, erkannt.

Unter den asiatischen Scythen, welche die spätern Geographen meist in die dies- und jenseits des Imaus (Mustag) theilen, nennt Herodot die Argipäer. Sie wohnten am Fuß

Digitized by Google

eines hohen Gebirges (des Ural, wo jetzt die Kirgisen), und glichen, ihrer Beschreibung nach, den heutigen Kalmücken. Ihnen gegen Osten waren die fabelhaften Issedonen (Soongaren). Viele andere Horden schwärmten in den uralischen Ländern und in denjenigen herum, welche der Oxus und der Jaxartes durchströmen. Alle Horden aber in den ungeheuren Steppen jenseits des Jaxartes hießen den Persern mit einem allgemeinen Namen Saken: unter ihnen waren die Massageten das Hauptvolk. Jenseits dieser Massageten und der Argippäer hört die Erdkunde Herodots auf, wiewohl er bereits von den im Norden liegenden „unersteiglichen Gebirgen" (der Kette des Altai) und den jenseits derselben wohnenden Menschen, „welche sechs Monate im Jahre schlafen," (wer erkennt hier nicht die langen sibirischen Nächte? —) die dunkle, ihm jedoch unglaublich scheinende Sage vernommen. Diese ausgebreitete Kenntniß des Scythenlandes war einzig die Wirkung des Handels, welcher, vorzüglich von den griechischen Pflanzstädten am Ufer des schwarzen Meeres, nach dem tiefsten Norden und Osten geführt wurde.

Indier.

Weit unvollkommener war die Kunde von Indien, wiewohl es gerade dessen Erzeugnisse waren, welche den Karavanenzug nach Osten lenkten. Die Entfernung des Landes, und die schon an der Grenze oder noch diesseits derselben liegenden Stapelplätze seiner Waaren machten die genauere Erforschung desselben schwer und entbehrlich. Herodot, der sonst so Vieles weiß, ist äußerst dürftig in seinen indischen Nachrichten. Ihm gilt Indien für das letzte, bewohnte Land in Osten; aber kaum kennt er seine nächsten Grenzprovinzen, und was er von ihren Bewohnern erzählt, ist unbestimmt und mährchenhaft. Auch die spätern Schriftsteller wissen nicht viel mehr, als die Eintheilung Indiens in das dies- und jenseits des Ganges gelegene, nebst einigen abgerissenen geschichtlichen Notizen, und zwar abermal nur für die westlichen Grenzländer, aufzuführen. Die Sagen von den Zügen eines Bacchus, Herkules, Sesostris und anderer Heroen nach Indien deuten zum Theil auf die Ideen der Gefahr und Mühseligkeit hin, die man mit einer Reise nach Indien verband, zum Theil sind sie von indischen Mythen selber abgeleitet. Semiramis soll von einem indischen Könige geschlagen, und auch sonst noch zwischen den Assyrern und Indiern gekämpft worden seyn. Ein Weiteres lehren uns für diesen Zeitraum die ausländischen Schriftsteller nicht. Aber wir haben aus der Vergleichung und Zusammenstellung der übrigen Völkergeschichten, aus geologischen Betrach-

Digitized by Google

tungen, endlich auch aus den in neuern Zeiten bekannt gewordenen, einheimischen — indischen — Büchern wenigstens einiges Licht über den frühesten Zustand des Landes und Volkes und über die ihm gebührende Stelle in der Geschichte der Menschheit geschöpft. Wir wissen, daß Indien — zunächst dem wahrscheinlichen Urstz unseres Geschlechtes gelegen — eines der am frühsten bevölkerten, und wohl das allererst kultivirte Land gewesen; daß es nicht nur durch seine köstlichen Erzeugnisse, welche frühzeitig für die meisten Völker Gegenstände des luxuriösen Genusses, zum Theil des Bedürfnisses wurden, sondern auch, und vielleicht mehr noch, durch die von ihm ausgegangenen — sowohl auf Handelswegen, als auf jenen der Auswanderung verbreiteten — Lehren und Ueberlieferungen mächtig auf Kultur, Religion und Lebensweise der vorzüglichsten alten — sonach mittelbar auch der neuen — Nationen gewirkt habe.

Von den religiösen Ideen der Hindus werden wir an einem andern Orte (in der Religionsgeschichte) sprechen. Ihre Verfassung wollen wir hier berühren. Sie war gebaut auf das Kastensystem, welches von jeher in Indien herrschte, und nach der Meinung des Volks auf einem heiligen Grunde ruht. Denn Brama — ein Hauptgott der Indier — schuf nach der Mythe aus seinem Haupt, dem Sinnbild der Weisheit, die Lehrer derselben und seine Priester, die Braminen; aus seiner Brust oder seinen Armen, dem Sinnbild der Stärke, die Kschetris oder Krieger; aus seinem Bauche, dem Sinnbild der Nahrung, den Bise (Waischi) oder Ackersmann; aus dem Fuß, dem Sinnbild der Unterwürfigkeit, den Schouder oder Handwerker. Hierzu kamen noch die Burun-Sunker oder Krämer und endlich die Tschandalas — auch Parias genannt —, welche noch niedriger als die Schweinhirten in Aegypten standen, und ungestraft von den Braminen, die der bloße Anblick jener entweihte, getödet werden durften. Nicht nur die Mythologie, auch die Geschichte Indiens weiß von einem Brama, dem weisen Vezier des uralten Königs Krischen, dessen Sohn die Eintheilung in vier Hauptstämme gesetzlich machte. Die Ufer des heiligen Ganges waren der ursprüngliche Sitz dieser Einrichtung, welche sich allmählig fast über ganz Indien ausbreitete. Sonst war dasselbe in viele Reiche getheilt, und der König allenthalben aus der Kriegerkaste. Aber weit erhaben über diese und höher an Rang und Ansehen, als selbst die ägyptischen Priester, waren die Braminen. Nicht nur Gesandte oder Vertraute der Gottheit, Götter selbst schienen sie zu sein nach der tiefen Ehrfurcht, die ihnen gezollt wurde, und nach ihrem eigenen Stolze. Dennoch war ihre Regierung nicht hart. Abgerechnet den Druck, worunter die unglücklichen Parias seufzten, abgerechnet die Unmöglichkeit

Digitized by Google

einer höhern Geistesbildung bei dem leidenden Gehorsam, lebten die Hindus ein ruhiges, harmloses, glückliches Leben, in friedlichem Genuß der Schätze ihres Bodens und der Erzeugnisse ihres Kunstfleißes und Handels.

Indien nämlich, welches die Natur mit den kostbarsten und gesuchtesten Erzeugnissen, als den feinsten Kleidungs- und Färbestoffen, Gewürzen und Spezereien, Edelsteinen und Perlen, zum Theil ausschließungs-, zum Theil vorzugsweise versehen, war schon in den ältesten Zeiten das Ziel des wichtigsten Handels. Die Völkerschaften, welche nach ihrer Lage am besten geeignet waren, mit Indien unmittelbar oder mittelbar zu verkehren oder seine Produkte entlegeneren Nationen zuzuführen, alle diejenigen, die nach diesen Produkten lüstern waren, kamen hierdurch in enge und vielseitige Verhältnisse, um welche sich der interessanteste Theil der alten Handelsgeschichte dreht.

Indien selbst, stolz auf seine natürlichen Reichthümer, und bei seiner frühen Industrie auch der frühern Kunstwaaren nicht sonderlich bedürfend, scheint nach außen keinen andern als Passiv-Handel geführt zu haben. Dem Fremden kam es zu, langwierige und gefahrvolle Reisen dahin zu thun, und durch Darbringung von Gold und Silber (der Indier verlangte wenig Anderes) die indischen Kostbarkeiten zu erkaufen; nur daß ihm etwa dieselben bis an die Grenze nach bequem gelegenen Stapelstädten entgegen geführt wurden. Gegen Westen waren nördlich Baktra, wohin meist die Bewohner von Klein-Tibet oder Belurland die Waaren brachten, und südlich Ceylon (Taprobane) und die gegenüberliegende Küste der vordern Halbinsel — wohin Phönizier, Babylonier und Araber schifften — die vorzüglichsten Stapelplätze. Auch ging aus dem mittlern Asien über Prophthasia, Arachotus und Ortospana eine Handelsstraße nach den Ländern des Indus, auf welcher man gleichfalls nicht tief in's Innere drang.

Durch diese Kanäle bezog Indien für seine einheimischen Schätze den Tribut von drei Welttheilen: hochasiatisches (von der Wüste Kobi) und äthiopisches Gold, spanisches Silber, arabisches Räucherwerk, babylonische und phönizische Kunstwaaren.

Sineſen.

Auch was wir von den Sineſen wissen, ist meist aus ihren eigenen aber spät bekannt gewordenen Quellen geschöpft. Griechen und Römer kannten Sina nicht. Was sie Serica und Sinarum terra nennen, ist — jenes wahrscheinlich die kleine Bucharei

Digitized by Google

und dieses Cochinchina. Bei den Syrern und Arabern kommt die erste deutliche Meldung des Landes vor, welches sie Dschina nannten. Doch uralt ist das sinesische Reich, wenn gleich seine Prahlereien von Jahrmillionen lächerlich sind, und seine heiligen Bücher mehr nur Mythen, astronomische Cykeln und Philosopheme als Geschichte enthalten. Wuwang, der mit einer Kolonie von Westen kam (um 2862), war nicht der Stifter der sinesischen Nation, habe er auch Einfluß auf ihre Kultur geäußert. Von der Wüste Kobi oder Schamo — welche zusammenhängt mit dem großen Gebirgsrücken Mittelasiens — kam eine mongolische Horde — freilich in vorhistorischen Zeiten, aber dennoch gewiß, wie ein Blick auf die Karte und die Vergleichung der Schädel zeigt, — herab in das weite, wohl bewässerte Land, das ringsum von Meeren oder von hohen Gebirgen und Wüsten begrenzt, ausgedehnt genug, um die größte Volksmenge zu fassen, und reich genug an allen Naturerzeugnissen, um keines andern Landes zu bedürfen, bald eine eigene Welt für sich bildete, und der ganz abgesonderte Schauplatz eines eigenen Ganges der Menschenkultur ward. Ein wenig erfreulicher Schauplatz! Denn es erhob sich allmählig aus den vielen kleinern Staaten, in welche Sina lange getheilt war, die Herrschaft eines Einzigen über das weite Reich, eine Universalmonarchie in der sinesischen Welt, eine Niedertretung aller Freiheit und alles Rechts durch die Erhabenheit des Einen. Denn der Kaiser ist das Bild Gottes auf Erden, der Sohn des Himmels, der heilge und erhabene Beherrscher (Tien, wie Gott selbst genannt) und der oberste, ja gewissermaßen der einzige Priester des Reiches. Wenn aber in andern Staaten die Despotie durch Religion gemäßigt wurde, so erhielt sie in Sina gerade hierdurch ihre fürchterlichste Stärke, denn der Kaiser ist zugleich das Familienhaupt des großen sinesischen Volkes, und die nach mongolischer Sitte bestehende väterliche Despotie (welche jedoch im eigentlichen Familienkreise durch das Naturgefühl gemäßigt, bei der Ausbreitung über ein weites Reich aber zur schrankenlosen Tyrannei wird) erhält hier noch den Charakter der Heiligkeit. Der Despot wird nicht nur gefürchtet, sondern angebetet; gegen ihn sind alle im Volk in gleicher Erniedrigung, und unter dem Volk selbst gilt kein anderer Rang, als der Abglanz der kaiserlichen Majestät.

Von dieser Zeit an scheint die Kultur des Volkes stille gestanden, und seinem Charakter jene Werthlosigkeit und Apathie eingedrückt worden zu seyn, welche sogar die Möglichkeit eines weitern Fortschrittes aufhob, und die Sinesen, wiewohl sie an Kunstfertigkeit und Erfindungen und selbst an Schriftgelehrsamkeit — freilich nur eine unbehilfliche Schrift! — vor vielen andern Völkern einen bedeutenden Vorsprung errungen hatten, für Jahrtausende zu dem

Digitized by Google

beklagenswertheſten und ſchmählichſten Zuſtand verdammte. Früher als dieſe traurige Ordnung der Dinge eintrat, war in Sina ein großer Mann aufgeſtanden, der durch Lehre und Beiſpiel mächtig auf alle folgenden Zeiten wirkte. Confut-ſee (Confucius) hieß der Weiſe (um 3450) (ein Zeitgenoſſe von Pythagoras), welcher, durch Verdienſt weit mehr als durch ſeine — gleichwohl erlauchte — Geburt erhoben, als erſter Miniſter des Fürſten von Lou (Shan-tong) den Staat, die Sitten, die Religion verbeſſerte, und, da ihn die wandelbare Hofgunſt ſeiner ſtrengen Tugend wegen vertrieb, als Flüchtling und Verbannter noch Tauſende von Schülern zog, auch, wiewohl verfolgt im Leben, nach ſeinem Tod eine bleibende Verehrung, ja ſelbſt Altäre und Tempel erhielt. Aber was vermag die Stimme eines Weiſen gegen den Geiſt der Zeit und den Gang der Natur? — Viel Gutes hat er geſtiftet im Einzelnen, aber den Charakter der Nation — den genetiſchen und kimatiſchen — konnte er nicht beſiegen, und es iſt im Ganzen viel wunderbarer, daß unter dem Sineſenvolk ein Confucius erſchien, als daß er daſſelbe nicht umbildete.

Digitized by Google

Zweiter Zeitraum.

Allgemeine Geschichte von der Gründung des persischen Reiches bis zu dem Umsturz der römischen Republik,

oder

von Cyrus bis Augustus.

Vom Jahr der Welt 3425 bis 3953 oder: 558 bis 30 vor Christus.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Eine große Revolution eröffnet die Periode, das erste eigentliche Weltreich entsteht, und breitet seine Macht aus über weite Länder von drei Erdtheilen. Vom Indus und Oxus über ganz Mittel- und Vorderasien, und diesseits der Meerengen bis zum hohen Olymp, in Afrika bis zur libyschen Wüste gebot der persische Großkönig. Ein Sieg hatte Cyrus das medische, ein anderer das lydische, ein dritter das babylonische Reich unterworfen. Jetzt war keine Macht mehr, die sich mit Persien hätte vergleichen dürfen. Jedes überwundene Volk gab neue Mittel und Streitkräfte her, um noch andere zu überwinden. Es fiel das stolze Aegypten; Thrazien, Macedonien huldigten, Indien zitterte. Aber die armen Scythen, durch ihre Wildnisse gedeckt, trotzen dem furchtbaren Reiche, und das kleine

Griechenland demüthigte, erschütterte, untergrub es. Der orientalische Despotismus mit seinem traurigen Gefolge, Serail- und Satrapenregierung, hatten aus ihm einen Koloß auf thönernen Füßen gemacht. Der ungeheuere, schlecht verbundene Staat — durch Empörung in den Provinzen und Zwist im Königshause unablässig zerrüttet, ohne anderes Erhaltungsprinzip als das Schrecken, seinen eigenen Völkern meist eben so verhaßt, als den Fremden — mußte zu Grunde gehen durch langsame, innere Auflösung, oder schnell zusammenstürzen durch einen energischen Angriff von Außen. Das Verhängniß hatte das Leztere beschlossen. Der macedonische Held Alexander zerstörte plözlich das wankende Reich.

Die Kriege gegen Persien waren das vorzüglichste Mittel zur Erhebung Griechenlands gewesen. Die gemeinschaftliche Gefahr hatte seine vielen Stämme zur engern Vereinigung gebracht, der glückliche Erfolg hatte ihr Selbstgefühl erhöht und Nacheiferung einen allgemeinen Heldenmuth erzeugt. Frei im Innern, ruhmgekrönt und gesichert von Außen hätten sie ein glückliches und edles Volk werden, und auf friedlichen Wegen durch Handel und Kolonien immerdar weiter sich ausbreiten mögen, wären sie einig unter sich, einfach in Bedürfniß und Sitte und treu der Tugend, dem Palladium der Freiheit, geblieben. Oder hätten sie auch einen mäßigen Primat unter sich gegründet, die Wahrung des allgemeinen Interesses, die Leitung der allgemeinen Kraft einer gesetzlich organisirten Centralgewalt übertragen, sie wären zwar etwas weniger frei im Innern, aber nach Außen um so furchtbarer worden. Keines von beiden geschah. Der Primat, welchen Sparta zuerst und darauf Athen besessen, war weder gesezlich bestimmt, noch durchgängig anerkannt, kraftlos fürs Allgemeine, tyrannisch auf Einzelne wirkend, verhaßt, ein Zunder der Eifersucht und die Quelle verwüstender Kriege. Zum zweitenmal schwang sich Sparta über den Trümmern der athenischen Größe zur Herrschaft auf, und mißbrauchte sie mehr als zuvor. Der allgemeine, wohlverdiente Haß und Thebens durch zwei Helden plözlich gebaute Macht erniedrigten Sparta, aber nach Epaminondas Tod sank auch Theben zurück. Hätte es der persischen Regierung nicht völlig an Weisheit und Kraft gefehlt — Griechenland, dessen Staaten, durch Leidenschaft blind, abwechselnd um ihren Beistand buhlten, wäre die Beute des großen Königs geworden. Was dieser träg versäumte, that eine kleine benachbarte Macht, Macedonien, welche Griechenland ohne vielen Widerstand unterjochte, und, mit demselben vereint, ein neues Weltreich stiftete.

Zu solcher Größe hatte der Geist und die Beharrlichkeit eines

Mannes, Philipps II., den Grund gelegt; sein Sohn Alexander baute sie auf, und nach dessen Tod ging sie in Trümmer. Alexanders Eroberungen hatten allerdings einen andern Charakter, als jene der asiatischen Hordenführer. Er zog aus, sich die ganze Erde (im strengen Sinn des Wortes) zu unterwerfen; aber nur — so erklärte er feierlich, und verblendete Schriftsteller rühmens ihm nach — um sie glücklich zu machen. So lange er lebte, verfolgte er, über Trümmer und Leichen wandelnd, dieses glänzende Ziel, und die Frucht seiner Siege war — eine unbändige Soldatendespotie. Als er starb, zerfiel das ungeheure Reich, das keine andere Basis, als den Herrschergeist des Stifters hatte; seine Feldherren rissen in wildem Kampf, jeder nach dem Maß seines soldatischen Verdienstes, die bluttriefenden Stücke des Erbes an sich; und bald waren, außer mehreren kleinern Staaten, die mächtigern Reiche Neumacedonien, Syrien, Aegypten und die wiedergebornen griechischen Bundesrepubliken neben einander in feindseliger Stellung da. Die fortwährende Zwietracht dieser macedonischen Staaten, verbunden mit innerer Zerrüttung, machte es ihren Feinden leicht, sie über'n Haufen zu werfen. Die kriegerischen Parther eroberten alle Länder jenseits des Euphrats, und was westlich dieses Stromes in drei Welttheilen lag, wurde eine Beute der Römer.

Kein anderes Reich, in alten und neuen Zeiten, ist dem römischen zu vergleichen. Mühsam hatte sich anfangs die Stadt des Romulus ihrer kleinen, feindseligen Nachbaren erwehrt, in schwerem und langwierigem Kampfe hatte sie die Herrschaft Italiens errungen, aber dann, als diese Grundlage gebaut, als in zwei blutigen Kriegen die Macht Karthago's, der einzig noch furchtbaren Rivalin, gebrochen war, schwang Rom sich auf Sturmesflügeln zur Weltgebieterin auf. Es ist nicht schwer, theils in der innern, bürgerlichen und religiösen Verfassung dieser herrischen Stadt, theils in ihren Staatsmaximen, dann in ihrer kunstvollen, arglistigen, immer wachen Politik, vorzüglich aber in dem schlau geregelten Verhältniß zu den Besiegten, welche man meist unter dem Namen der Bundesgenossen zu Werkzeugen von immer neuen Siegen zu machen verstand, endlich in der innern und äußern Lage aller Mächte, mit denen Rom nach und nach auf den Kampfplatz trat, die unmittelbaren Gründe einer bis auf unsere Tage ganz beispiellosen Vergrößerung zu finden, welche alle Umgebungen des weiten Mittelmeeres, die schönsten, volkreichsten, kultivirtesten Länder der drei alten Welttheile und eigentlich fast Alles, was damals bekannt und zum großen, welthistorischen Völkersystem gehörig war, verschlang, und sonach die Menschheit der Willkür und den Leidenschaften einer Stadtgemeinde

oder ihrer Rottenführer unterwarf. Aber gerade in dem Zusammentreffen aller dieser innern und äußern Umstände, welche dergestalt vorzubereiten nicht in menschlicher Kraft und Weisheit lag, besteht — was wir Verhängniß heißen. Keinem Staat, nachdem Rom einmal so furchtbar angewachsen, war mehr möglich, seine Selbstständigkeit zu behaupten. Mochte Macedonien die Unklugheit seiner lezten Könige, Syrien den eiteln Dünkel seines Antiochus anklagen, Griechenland seine einheimische Zwietracht, Numidien die Verbrechen seines Jugurtha, Aegypten endlich die völlige Entartung des Hofes und des Volkes als befördernde Ursache ihres Ruins beweinen: — was half dagegen Pergamum der treu bewahrte Bund mit Rom, was Mithridat von Pontus sein unbeugsamer Muth? Was nüzte den Karthagern ihre heroische Dahingebung? Was den Spaniern die Kraft eines Viriathus, Numantia's edle Verzweiflung und die hartnäckigste Vertheidigung vieler natürlich fester Lagen? — Konnten die tapfern Gallier dem Glück und dem Genie eines Cäsars widerstehen?? Es war beschlossen von des Geschickes Mächten, daß Rom das Haupt der Welt und die Gründerin einer neuen Ordnung der Dinge werde. Aber die Wohlthaten — Aufklärung und Civilisation —, die von ihm auf viele Völker flossen, wurden theuer, durch Ströme von Blut und Vernichtung der Nationalität erkauft; und Rom selbst wurde seiner Herrschaft nicht froh. Je ausgedehnter ein Staat ist, desto energischer, desto conzentrirter muß seine Regierung seyn. Die Gebieterin der Welt konnte schon als solche nicht Republik mehr bleiben. Inneres Verderbniß, Mangel des Gleichgewichts der Gewalten, Uebermaß des Privatreichthums, einzelne herrische Charaktere u. s. w. beschleunigten den Untergang der Freiheit. Von Faktionen stürmisch bewegt, durch langwierige Bürgerkriege zerfleischt, von allen Schrecknissen der Anarchie und der Wuth siegender Parteien heimgesucht, fand Rom zulezt in der schrankenlosen Macht eines Einzigen ein vergleichungsweises Glück. Mit der Schlacht bei Actium erlosch auf lange Zeit in den schönsten und wichtigsten Ländern der Erde der Name, der Begriff der Freiheit.

Weit lebhafter, weit mannigfaltiger, als im vorigen Zeitraum, war jezt der Völkerverkehr. Aber den verbreiteten Handel abgerechnet, waren es meist feindselige Verhältnisse, die aus den vermehrten Berührungspunkten entsprangen. Im Orient ist vielfältiger Wechsel der Herrschaft. Aber meist gibt blos das Schwert, ohne Künste der Politik, die Entscheidung. Nur einzelne Regierungen und später der Einfluß Roms machen Ausnahmen davon. Im Abendlande dagegen bleibt durch die Menge der Staaten, durch ihr regeres Leben, durch ihre compli-

cirten Verhältnisse der äußern Politik nicht minder als der innern ein weites Feld geöffnet. Die vielen griechischen Republiken, neben einander in den mannigfaltigsten Lagen bestehend, von äußern Feinden immerdar bedroht, und hierdurch genöthigt, sich in Bündnisse zu sammeln, aber jede ihr eigenes Interesse behaltend, und gegen die übrigen stets eifersüchtig und wachsam, welch ein Tummelplaz der ausübenden Staatsklugheit für die Griechen selbst und für ihre Feinde! — Auch waren die Griechen und später die Macedonier allerdings in der Politik vortreffliche Meister; aber die kalten Vorschriften derselben, wiewohl man sie gründlich kannte, wurden häufig hintangesezt aus Leidenschaft und Verblendung. Selten war dieß bei den Römern der Fall, deren Politik durchaus die feinste, beharrlichste, siegreichste, aber freilich auch die ungerechteste, ränkevollste und verwerfenste von allen war. Die Eroberung der Welt war noch mehr das Werk des Senats als der Legionen und die römischen Unterhändler gefährlicher als die Feldherren. Es gibt kaum eine Staatsverhandlung der hochverfeinten neuen und neuesten Zeiten, zu der nicht in der römischen Geschichte ein Vorbild oder Seitenstück zu finden wäre. Und so sind auch die — größtentheils mißlungenen — Plane und Combinationen der Feinde Roms, ihre oft unklugen, oft unglücklichen Bestrebungen, ihre Vereinzelung und beschränkte Selbstsucht, ihr Mangel an Consequenz, Festigkeit und Zusammenhalten ein lehrreicher, warnender und erklärender Spiegel.

Summe der Kulturgeschichte.

Allmählig gewinnt die Kultur eine schönere Gestalt, und breitet sich aus über die Länder der Erde. Zwei Völker, Griechen und Römer, sind es vorzüglich, welche den Ruhm unter sich theilen, Stifter und Beförderer dieser wohlthätigen Revolution gewesen zu seyn. Das eine, bei welchem die Kultur als einheimische Pflanze sich üppig entfaltet; das andere, bei welchem sie zwar als fremde, aber wohlgepflegte Frucht gedeiht. Auch wird ihr Same, von dem einen durch Unterricht, von dem andern durch Machtgebot, weiter ausgestreut, und keimt ringsum vielversprechend auf: aber nicht, um alsogleich zu reifen, sondern, um (wie wir in der Folge sehen werden) nach vorübergegangenem langem Winterfrost und Stürmen, späten Geschlechtern noch eine nährende Ernte zu bringen.

Daß die Kultur eine einheimische Pflanze in Griechenland gewesen, ist in dem Sinne zu verstehen, daß, wenn auch

Digitized by Google

der Same dazu von Außen kam, er sich doch in griechischem Boden und nach der Natur desselben auf eine andere und schönere Weise entwickelte, als solches im alten Mutterlande geschehen. Hiervon mögen, außer den auf klimatische Beschaffenheit und auf die örtliche Lage sich gründenden Ursachen, als die allerwichtigste die Freiheit genannt werden, sie, die Mutter und Pflegerin alles Großen und Schönen. — Kein Volk der alten Welt, selbst das römische nicht, hat so viel Sinn dafür als das griechische besessen. Nicht nur die Verfassungen waren frei; die Denk- und Empfindungsweise war es, schon unter den Kaziken, bevor noch Republiken aufkamen. Daher ist die griechische Kultur weder eine aufgedrungene, noch eine nachgebildete, sondern eine — durch fremde Lehre zwar veranlaßte und beförderte, aber — selbstthätig entwickelte, nach dem eigenen Volkscharakter geprägte Kultur gewesen, voll Kraft und Leben. Keine Anlage, weder der Seele noch des Körpers, blieb unentwickelt, keiner war die Form der Entwicklung vorgeschrieben; jeder Bürger, jede Gemeinde war selbstständig, und aus dem bunten Gemisch persönlicher und Volkscharaktere ging als allgemeiner Charakter die Regsamkeit, Vielseitigkeit, das stolze Selbstgefühl und das rivalisirende Streben nach Vervollkommnung hervor.

Die griechische Kultur jedoch war nicht rein und nicht ohne große Gebrechen, überhaupt mehr ästhetisch als rationell; für den Genuß des Lebens und die freie Regsamkeit der Kräfte vortrefflich, jedoch mit parteiischer Begünstigung des Schönen vor dem Nützlichen und weder dem Welt-Bürgersinn noch der wahren Moral gedeihlich; ein anziehender Abdruck des freudig erblühenden Jünglingsalters. Darum wäre es wohl thöricht, ihre Rückkehr oder Nachbildung unter Uns zu wünschen. Wir können nicht mehr Griechen sein, „aber freuen wollen wir uns wenigstens" — wie ein geistvoller Schriftsteller sagt — „daß es einmal Griechen gegeben, und daß, wie jede Blüthe der menschlichen Denkart, so auch diese ihren Ort und ihre Zeit zur schönsten Entwicklung fand."

Wie weit die griechische Kultur durch Kolonien, Handel und Eroberung sich ausgebreitet, ist aus der politischen Geschichte erkennbar. Doch nicht allenthalben, wo Griechen hinkamen, wurde der gleiche Grad der Kultur herrschend. Klimatische Umstände, Einwirkung fremder Sitten oder politische Verhältnisse bewirkten manche Verschiedenheit; ferne Kolonien, ringsum von Barbaren umgeben, konnten nicht gleichen Schritt mit dem Mutterlande halten, und insbesondere sind die macedonischen Soldatenkolonien niemals das geworden, was früher die republikanischen Niederlassungen der Griechenschwärme. Auch

Digitized by Google

konnte alle Macht der ägyptischen, syrischen ꝛc. Könige — selbst wenn sie den besten Willen hatten — nicht hervorbringen oder erhalten, was der Freiheit bedurfte, um zu gedeihen. Dagegen hat die Ausbreitung der griechischen Sprache noch weit über die Grenzen ihrer politischen und Handelsherrschaft auch jene der griechischen Kultur und Wissenschaft gefördert. Die griechische Zunge ist weitaus die reichste an geistigen Schäzen der alten Welt.

Aber den ausgebreitetsten und andauerndsten Einfluß haben griechische Aufklärung und Gesittung durch die Römer erhalten, welche ihre eigene Rohheit gegen griechische Kultur vertauschten, und diese weit umher in ihre eroberten Länder zu einigem Ersaz für die früheren Mißhandlungen trugen.

Erst seit dem zweiten punischen Krieg und der Eroberung von Syrakus fing die höhere Kultur der Römer an. Die Unterwerfung Macedoniens, Griechenlands, Kleinasiens begründete den genauesten Verkehr mit den Völkern der griechischen Zunge; jezt wurde die kriegerische Wildheit durch der Muse Lied besänftigt, das stolze Latium nahm Unterricht von den Besiegten an, und griechische Kultur — freilich modificirt durch den römischen Charakter — gedieh auf gallischem, ja später auf britischem Boden. Die Ausbreitung der römischen Sprache, eine Folge der großen Ausdehnung der politischen Macht, brachte der Kultur und Geistesbildung großen Gewinn, und machte auch die vereinzelten Erwerbungen zum bleibenden Gemeingut Aller.

Bei den Römern waren, wie bei den Griechen, Klima, Freiheit, Beschränkung der Priestermacht und einheimische Kraft des Genies der Geisteskultur hold; das Glück des vortrefflichsten Unterrichts kam dazu: aber niemals haben sie ihre Lehrer erreicht, während die Griechen die ihrigen so weit übertrafen. Es ist nicht schwer, auch hiervon die Ursachen zu entdecken:

1) Es gab nur ein Rom, der griechischen Staaten waren viele; zwar meistens kleine, doch jeder voll eigenen Lebens, selbstständig, regsam und wetteifernd. Daher die Vielseitigkeit der Bildung, und dennoch ein gemeinschaftlicher Reichthum. Die römische Kultur konnte nicht anders als einseitig werden, einzig bestimmt durch den Ton der vorherrschenden Stadt, welchem Latium, Italien und endlich eine Welt besiegter Länder gehorchten.

2) Rom war eine Stadt des Krieges. Auf diesen war die Größe, ja das Daseyn derselben gebaut; alle Gesezе, alle Staatseinrichtungen, auch die Sitten und Gebräuche gingen auf militärische Größe: der Gipfel des Ruhms war der Triumph. Die Künste des Friedens mögen aber nicht gedeihen unter dem

Digitized by Google

Geräusche der Waffen, und es flieht aus Feldlagern die schönere Gesittung.

3) Auch schien dieselbe den Häuptern des Staates kaum der Pflege werth, sogar gefährlich. Wie sehr hat nicht der ältere Cato noch gegen griechische Künste geeifert! — Also Nichts von Anstalten zur Beförderung der Kultur, von Benüzung oder Erhöhung eines thätigen Wetteifers, von öffentlichen Spielen im Sinne der griechischen Spiele. Tapferkeit, politische Tugend und Römerstolz, weiter brauchte man Nichts.

4) Selbst die Religion der Römer diente einzig und allein dem Staate. Man gab allerdings im Gegensaz der griechischen poetischen Religion jene der Römer eine kalt prosaische nennen. Nicht Dichter, nicht einmal Priester; Staatsmänner hatten sie entworfen, sie in Glaubenssäzen und Gebräuchen systematisch geordnet und durchaus zur politischen Maschine gemacht. Daher ließ sie das Herz kalt, gab der Imagination keine Flügel und keine Begeisterung der Kunst.

5) Weiter geschah in Rom durch die Macht der Umstände der Uebergang von der Rohheit zur Verfeinerung allzuschnell, und zwar gerade in der Zeit, als durch den reißenden Lauf der Eroberung ungeheuere Schäze und mit ihnen alle Leidenschaften und Laster in die vom Glück berauschte Stadt zogen. An die Stelle der alten Simplicität kam jezt urplözlich — nicht etwa der feinere attische Lebensgenuß, sondern asiatische Schwelgerei; nicht das Edle, Erhebende der Kunst, sondern das Luxuriöse derselben wurde gesucht; es trat die Civilisation im Geleit der Korruption, ja der tiefsten Verworfenheit ein. Auch die Griechen waren in Verderbniß gesunken, aber erst nachdem sie eine schöne Kulturperiode verlebt hatten, und es blieben die Spuren und Wirkungen derselben noch in den spätesten Zeiten zurück.

Endlich verloren die Römer bald nach Einführung der Kultur ihre Freiheit, nachdem sie zuvor die Schrecknisse der wüthendsten Bürgerkriege erfahren. Wie hätte in solchem Land die Musen und Grazien sich ansiedeln, oder die ihnen dort erbauten Tempel zum Lieblingsaufenthalt wählen mögen? — Kultur und Wissenschaft waren in Rom nie mehr, als ein alter Abglanz der griechischen.

Digitized by Google

II.

Detaillirte Geschichte. — Geschichte der Perser.

Errichtung des Reichs. Cyrus.

Cyrus, der Stifter des Perserreichs, entsprossen dem edelsten der persischen Stämme, den Pasargaden, und dem erlauchten Hause der Achämeniden, wurde durch Talent und Glück das Haupt der Nation. Vor ihm war dieselbe noch wenig berühmt gewesen; doch kannte man sie als ein tapferes, unverdorbenes Volk von einfältiger, naturgemäßer Sitte. Es hatte die Hoheit Assyriens und nachmals Mediens erkennen müssen; gleichwohl lebte es, durch seine Berge und seinen Muth geschützt, in geringer Abhängigkeit, nach alter, einheimischer Weise. Es war in 10 Stämme, drei der Krieger, drei der Ackerleute und vier der Hirten, getheilt, und mochte 120,000 wehrbare Männer zählen. Cyrus (er hieß zuvor Agradatus, nahm aber, als er zum Haupt aller Stämme sich ernennen ließ, von Chor [die Sonne] den Ehrennamen Khores — Cyrus — an) führte sie plötzlich zum Sieg und zur Herrschaft (3425, 558 v. Chr.). Bei Pasargada schlug er die Meder, in den Gefilden von Sardes die Lydier, Babylon nahm er durch List. Nichts widerstand ihm. In wenigen Jahren war Mittelasien und Vorderasien sein. Jezt nahm er mit seinen Pasargaden die weichern Sitten der Besiegten, vornehmlich der Meder,* an, umgab durch Einführung des medischen Hofceremoniels seinen Thron mit erhöhtem Glanze, und verlieh, durch die Begünstigung der magischen Priesterkaste, Zoroaster's Lehre eine gesicherte und erweiterte Herrschaft, auch der eigenen Macht eine religiöse Beschränkung. Die Freilassung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft haben wir schon oben erwähnt. Die lezte Scene seines Lebens wird von Xenophon und Herodot so widersprechend als die ersten erzählt.

Noch immer schwoll der Strom der persischen Macht; sie siegte. Cambyses, welcher dem Vater im Hauptreich gefolgt — sein Bruder, Smerdes, sollte über Baktrien herrschen — brach in Aegypten ein. Eine Schlacht — bei Pelusium — eine kurze Belagerung — von Memphis — und in Trümmern lag

* Diese Meder behaupten unter den besiegten Völkern fortwährend den ersten Rang. Auch wurde das Reich gewöhnlich das medopersische genannt.

Digitized by Google

der Pharaonen Reich. Auch Ammonium in der libyschen Wüste; auch Aethiopien jenseits der todten Steppe gelegen, selbst Karthago im fernen Abendland sollten dem Perser gehorchen. Aber von den Heeren, die dahin zogen, begrub eines der Sand, das zweite rieb der Hunger auf, und gegen Karthago versagte Tyrus seine Flotte. Cambyses erkannte betroffen, daß er nicht allmächtig sei, und wüthete jezt in Aegypten gegen Menschen und Götter. Daher entstand bitterer Haß in den Gemüthern der Aegypter wider die persische Herrschaft, und Aegypten war, so lange das Perserreich währte, fast unabgebrochen der Schauplaz der Empörung.

Nachdem Cambyses seinen Bruder, seine Schwester und Gattin, viele treue Freunde und Diener — mitunter auch Schurken, doch selbst diese auf tyrannische Weise — getödtet hatte, so entspann sich gegen ihn eine gefährliche Verschwörung. Die Magier standen an deren Spize, entweder um ein medisches Haus oder einen aus ihrer eigenen Mitte auf den Tyron zu bringen. Sfendadates, eines vornehmen Magiers Bruder, gab sich für Smerdes aus — als sei er der Hinrichtung glücklich entronnen — und erhielt, weil man den König haßte, zahlreichen Anhang. Cambyses, auf dem Zug gegen ihn, stürzte unversehens in sein eigenes Schwert. Die Perser huldigten dem Betrüger (3462).

Aber bald ermannten sie sich zur Rache. Sieben persische Große conspirirten gegen den König, und ermordeten ihn (3463). Nach einer merkwürdigen Berathschlagung über die künftige Form des Reiches, wo die Regierung der Stammeshäupter und selbst die eines ganzen auserlesenen Stammes zur Sprache kam, wurde gleichwohl die Alleinherrschaft beliebt, und die Person des Monarchen durch's Loos bestimmt. Es traf Darius (bei den Persern Darab) aus dem Geschlecht der Achämeniden, des Hystaspes (Gustasp) Sohn, und Statthalter in Persien.

Darius Histaspis. Verfassung.

Darius I. rechtfertigte die Entscheidung seines guten Glücks oder seiner List durch eine weise und kraftvolle Verwaltung. Unter ihm erst, wiewohl schon Cyrus die despotische Gewalt des Königs und das Ansehen des herrschenden Stammes der Perser, und unter diesen der Pasargaden befestigt hatte, bekam das Reich eine eigentliche Organisation, indem er es in 20 Satrapien eintheilte, die Tribute genauer bestimmte, bürgerliche und militärische Gewalten ernannte, und, wozu zwar schon Cyrus den Grund gelegt, eine regelmäßige Kommunikation der Provinzen mit dem Hoflager durch eine Art von Posten erhielt. Freilich

wurde auch unter ihm die Serailregierung, mit allem Verderbniß, was sie für Hof und Volk mit sich führt, vollkommen ausgebildet und die Nation durch Sklaverei und Weichlichkeit entnervt.

Die persische Verfassung beruhte auf dem Grundsaz (d. h. auf der unverschämten Anmaßung an einer, und dem verworfenen Anerkenntniß auf der andern Seite), daß der König nicht nur Herr, sondern unumschränkter Eigenthümer des ganzen Landes und seiner Einwohner sey. Hiernach war er über alle Gesezе erhaben, mochte über Personen und Sachen nach Gefallen verfügen, alle Leistungen und Tribute der Völker als sein Privatgut betrachten, und durch das übermüthige Schaugepränge, ja selbst durch die Formen der Anbetung, seine gefürchtete Majestät verkünden.

Doch war diese Majestät nur Wenigen sichtbar, und flößte nur den nähern Umgebungen Schrecken oder Ehrfurcht ein. Das Schicksal der Völker lag allernächst in der Hand der Satrapen, welche mit einem fast königlichen Pomp und unumschränkt — als Stellvertreter des Despoten — in den Provinzen herrschten. Die gedrückten Bewohner derselben hatten nicht nur die (seit Darius einigermaßen regulirten) Steuern und die schweren Geschenke an den König nebst der üppigsten Verköstigung eines zahlreichen und prachtvollen Hofstaats, sondern auch die theuere Erhaltung der schwelgerischen Statthalter und ihres glänzenden Gefolges zu bestreiten; dann auch die Verpflegung der Truppen und aller Derjenigen, denen der König eine Anweisung auf einzelne Ortschaften oder Bezirke verliehen. Auch was ihnen übrig blieb an Habe, und ihre Person selbst wurde unabläßig gefährdet durch Gewaltthat oder willkürliches Recht.

Selbst unter gutmüthigen Königen übten die Günstlinge, die Verschnittenen, die Weiber eine freche Tyrannei. Denn der Monarch, meist schon in früher Jugend durch die Serail-Erziehung verderbt, dann entnervt durch Wollüste und durch steife Hofettkette gefesselt, war nicht viel mehr als eine Puppe in seiner Sklaven Hand.

Die Thronfolge war unbestimmt; doch erkannte man überhaupt das Recht des regierenden Hauses. Gewöhnlich erklärte der König nach eigener Auswahl einen seiner Söhne zum Nachfolger (Cyrus theilte das Reich); doch gab die Erstgeburt einiges Vorrecht. Viele Intriguen und Verbrechen wurden hierdurch veranlaßt; die heftigsten Leidenschaften wütheten im Serail; Verschnittene und Weiber vergaben den Thron des Cyrus, und fast jede Thronbesteigung wurde durch Bruder- oder Verwandtenmord befleckt.

Die natürlichen Folgen des Despotismus, Schwäche und

Digitized by Google

Zerrüttung, waren, so lange Darius herrschte, noch wenig sichtbar. Er bezwang mit starkem Arm das rebellirende Babylon und Barca, eroberte die indischen Grenzländer, und legte ihnen einen Tribut von 360 Talenten auf. Minder glücklich bekriegte er zwar die europäischen Scythen zwischen dem Don und der Donau — ihr Land stritt für sie —; aber auf demselben Zug unterwarf er sich Thrazien und Macedonien. Jezt herrschte er gewaltig in drei Welttheilen, das Perserreich stand auf seiner höchsten Höhe. Ein wenig mächtiges Volk, klein an Zahl, aber stark durch Geist und Muth, stürzte es, und Darius selbst begann den Krieg, der die Grundfesten seines Thrones erschüttern sollte.

Schon Cyrus hatte die griechischen Kolonien in Kleinasien theils als Zubehörde des lydischen Reichs, theils als eigene Eroberungen an sich gebracht. Aber diese blühenden Städte verloren das Andenken ihres Ursprungs und den Freiheitsdrang der Griechen nicht. Von Miletus, dem Haupte Joniens, brach, als des Darius Unternehmen gegen die Scythen gescheitert war, auf Histiäus Anstiften eine weit um sich greifende Empörung aus, welche nach anfangs glücklichem Erfolge — die Empörer hatten sogar Sardes, den Siz des Satrapen, verbrannt — mit der Besiegung aller Städte und der Zerstörung von Miletus endete. Die Unterstüzung, welche Athen — erbittert über den Schuz, den der vertriebene Hypias bei dem Satrapen Arthaphernes gefunden — und das kleine Eretria auf Euböa den Joniern geleistet, gab Darius einen willkommenen Anlaß zum Angriff auf Griechenland. Die Unfälle, welche in diesem Krieg die persischen Heere trafen, erzählen wir in der Geschichte der Griechen. Besiegt durch die Waffen, überwand jedoch Darius seine Feinde durch Großmuth. Die edle Behandlung der gefangenen Eretrier, welche er wohl als Sühnopfer für seine Herolde und für Sardes hätte schlachten mögen, verräth eine Herzensgüte, die an einem Despoten und Krieger Bewunderung verdient, und deren kein Grieche damals wäre fähig gewesen. Darius hoffte, durch erneuten Krieg eine rühmlichere Rache zu nehmen, und starb während der langwierigen Vorbereitung.

Xerxes. Verfall des Reiches.

Sein Sohn Xerxes sezte die Rüstungen fort. Nicht nur die Perser und die königlichen Miethtruppen — alle unterworfenen Völker sollten in diesem zur Nationalangelegenheit erklärten Kriege streiten. Nach Herodots Angabe wurden dergestalt nicht weniger als 5,283,220 Menschen zusammengetrieben,

Digitized by Google

und wir mögen, troz dem Mährchenhaften dieser Darstellung, wenigstens so viel glauben, daß Xerxes Heer zahlreich genug war, um Griechenland zu überschwemmen, und ganz Europa Unterwerfung zu drohen.

Aber was ist diese Masse ohne den beseelenden Geist! — Xerxes war der Führung eines solchen Heeres nicht gewachsen, und einem solchen Heere war überhaupt kein Geist einzuhauchen. Daher, je größer die Masse, desto schrecklicher die Verwirrung, desto unheilbarer das Mißgeschick, desto vollständiger der Ruin. Die persische Heeresmacht, selbst wo die Ueberzahl siegte, durch die Großthaten ihrer Feinde gedemüthigt, und wo sie besiegt ward — es geschah solches in den Haupttreffen zu Wasser und zu Land — auf's Fürchterlichste hingewürgt, wich auf immer aus Griechenland und Europa. Auch ihre Verbündeten, die Karthager, hatten ein ähnliches Schicksal auf Sicilien erfahren, und so war die ganze Unternehmung, die mit einem bis dahin unerhörten Aufwand von Kräften veranstaltet worden, auf die schmählichste Weise verunglückt. Die Griechen fochten hinfort mit der Ueberlegenheit eines stolzen Selbstbewußtseyns, die Perser wurden durch demüthige Erinnerung niedergedrückt. Der König selbst entsagte den Kriegs- und Staatsgeschäften, und suchte den Unmuth über seine gescheiterten Plane durch Sinnengenuß zu ersticken. Von Xerxes an erscheint die eigentliche Serailregierung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit.

Als Xerxes nach 20jähriger Herrschaft durch Artabanus, den Hauptmann seiner Leibwache, erschlagen worden (3510), sezte des Königs zweiter Sohn Artaxerxes I. Longimanus (Ahasverus?) durch Hinrichtung des Verräthers, aber auch durch jene seiner eigenen Brüder, auf dem Thron sich fest. Der cimonische Friede (3535, 448 v. Chr.), wodurch nach 51jährigem Kampfe die Griechen nebst andern glorreichen Bedingnissen die Befreiung ihrer Brüder in Kleinasien und auf den Inseln erhielten, war ein demüthiges Eingeständniß von Persiens Schwäche. Nur eine Hoffnung blieb dem Reiche, welches den Waffenruhm und das Selbstvertrauen verloren — die Uneinigkeit seiner Feinde; und es sah Artaxerxes selbst noch den Ausbruch und fachte an die Flamme des großen peloponnesischen Krieges.

Sie wüthete fort unter der ganzen Regierung Darius II. (Nothus) (3560). Er schloß mit Sparta ein Bündniß gegen Athen, und sah den Fall dieser Stadt, welche die Sieger der Perser, Miltiades, Themistokles und Cimon, gezeugt. Innere Zerrüttung und fast unaufhörliche Satrapenkriege hinderten den König, das Elend der Griechen vollständiger zu nüzen, und so tief sank der soldatische Geist in dem Reiche des Cyrus,

daß nunmehr griechische Miethtruppen den Kern der persischen Armeen bildeten. Daher geschah, daß selbst die feigen Aegypter das Joch abwarfen, und sich bis auf den wilden Ochus unter eigenen Königen erhielten, die nur dem Schein nach die persische Hoheit erkannten.

Artaxerxes Mnemon. Darius Codomannus.

Unter Artaxerxes II. und III. (Mnemon und Ochus) gibt das Reich wieder einige Blicke der Macht von sich. Die Regierung Mnemons (3579), dessen Gaben gerühmt werden, trübten die Ränke der grausamen Parysatis, der Königin Mutter, die für den jüngern Sohn, Cyrus, eine leidenschaftliche Vorliebe hegte. Cyrus, von dem unvorsichtigen Artaxerxes in der schon durch den Vater erhaltenen Würde eines Satrapen und Befehlshabers der Truppen in Kleinasien bestätigt, erhob die Fahne gefährlichen Aufruhrs, und drang mit einem starken Heer — dessen Kern in 13,000 Griechen unter dem Spartaner Clearchus, bestand — bis nach Cunaxa in Mesopotamien. Hier fand Cyrus im Schlachtgetümmel den Tod von des Bruders Hand. Sein Heer zerstäubte oder ging zu Artaxerxes über; nur die Griechen (zehntausend zählte noch ihr Schlachthaufe) blieben unbesiegt, und kehrten, wiewohl ihre Feldherrn durch Verrath gefallen, unter neugewählten Führern, worunter der vortreffliche Xenophon, im Angesicht der persischen Myriaden durch einen erstaunenswürdigen Zug aus dem Herzen des Perserreichs, mehrere hundert Meilen weit, durch feindseliges, meist unbekanntes Land, ohne Unterlaß mit allen Bedrängnissen der Natur und des Krieges kämpfend, nach dem Hellespont zurück.

Diese Vorgänge erregten die Erbitterung beider Nationen aufs Neue. Die Spartaner — damals die anführende Macht in Griechenland — führten den erneuten Krieg mit überlegener Stärke. Sie griffen das Perserreich an, und Dercyllidas und nach ihm der große Agesilaus machten in Kleinasien so schnelle Eroberungen, daß das Schrecken ihrer Waffen bis nach Susa drang. Vielleicht würde Agesilaus schon jetzt gethan haben, was zwei Menschenalter später Alexander vollbrachte, hätte nicht für Artaxerxes die einheimische Zwietracht seiner Feinde gestritten. Der Spartaner Herrschaft war verhaßt in Griechenland, und der Perserkönig ermunterte die übrigen Griechen zum Abfall. In diesem Kriege ernteten der Athenienser Kanon, als persischer Admiral, zur See, und Agesilaus, der sein Heer zurück aus Kleinasien nach Griechenland geführt hatte, zu Lande (bei Koronea) die vorzüglichsten Lorbeeren. Aber so sehr zog Sparta die einhei-

mische Herrschaft dem auswärtigen Sieg, die Tyrannei dem Ruhm vor, daß es durch Antalcidas einen übereilten Frieden mit den Persern schloß (3597, 386 v. Chr.), wodurch diesen die griechischen Kolonien in Kleinasien, die 62 Jahre zuvor der cimonische Friede befreit hatte, nebst mehreren Inseln, und selbst das große Cypern, neuerdings unterworfen, die europäischen Griechen aber —, wenn gleich dem Namen nach frei — der Herrschaft Sparta's überlassen wurden. Artaxerxes genoß die Früchte dieses schändlichen Friedens ohne weitere Störung bis an seinen Tod.

Artaxerxes III., Ochus, folgte ihm, ein Wütherich ohne Gleichen (3618). Ein großer Aufstand war in Phönizien ausgebrochen, die Aegypter unterstützten denselben. Mit einem fürchterlichen Heer rückte Ochus gegen die Empörer. Sidon brannte sich auf in wilder Verzweiflung; die übrigen Städte baten um Gnade, und auch Aegypten unterwarf sich der überlegenen Macht. 64 Jahre lang hatte dieses — unter 9 Königen — einen Schimmer von Freiheit genossen, jezt kehrten die Tage des Cambyses wieder; es flossen Ströme von Blut; die Schäze des Landes wurden geraubt, die Heiligthümer geschändet und selbst die Götter gewürgt. Aber Bagoas, der ägyptische Eunuch, welcher Günstling des Königs geworden, wurde Apis Rächer, vergiftete Ochus, und mißhandelte noch die Leiche in heiliger Wuth. Auch seine Söhne wurden geschlachtet bis auf den Jüngsten, Arses (3646), welchen etwas später das nämliche Schicksal traf.

Der Bösewicht Bagoas berief jezt zur Krone den einzigen noch übrigen Sprößling von Hystaspis Hause, den unglücklichen Darius Codomannus (3648). Derselbe, nach den Schilderungen der Schriftsteller ein gutmüthiger Fürst, erlag dem Verhängniß, welches unausweichlich jezt über Persien hereinbrach. Schon unter Ochus hatte sich das Gewitter zusammengezogen. Die getrennten, ausgearteten und daher jezt minder furchtbaren Griechen waren plözlich unter der macedonischen Herrschaft vereint, ihr sonst unstäter Sinn und ihre durch innern Zwist sonst hingehaltenen Kräfte nach einer gemeinschaftlichen äußern Unternehmung, Bekriegung der Perser, gerichtet worden. Die verbundene Macht Macedoniens und Griechenlands unter einem so erfahrenen, der Herrschaft und des Krieges kundigen Führer, als Philipp II., war an sich selbst schon dem großen, aber innerlich kranken Reiche des Cyrus überlegen. Dies natürliche Mißverhältniß wurde vergrößert, als nach Philipps Ermordung dessen Sohn Alexander M. das ganze Gewicht seines Genies und den Impuls seines Feuerkopfs in Macedoniens Wagschale legte. Am Granikus, bei Issus und in den Gefilden von Arbela wurde, was auch die Anstrengungen der Perser waren, der Beschluß des

Schicksals erfüllt. Der Thron des Cyrus fiel. Sein Sturz jedoch kann uns nicht betrüben. Wenig hatte dieses Perserreich der Menschheit genützt. In ihm war der Despotismus fest begründet und zur ungeheuren Ausdehnung gebracht worden. Die Völker hatten alle männliche Tugend gegen leidenden Gehorsam, das rege Gefühl des Lebens gegen todte Apathie vertauscht, und in der abgöttischen Verehrung des Sultans war mit ihrer Selbstachtung auch ihr Werth erstorben.

Geschichte der Griechen.

Eintheilung.

Diese Geschichte zerfällt auf die natürlichste Weise in drei durch ganz verschiedene Charaktere sich auszeichnende Perioden: die erste — von den ältesten Zeiten bis zu dem Perserkriege — stellt uns in einer langen Folge von Jahrhunderten das rohe, schwache, vielgetheilte und meist monarchisch beherrschte Griechenland dar. Doch ist auch die Entstehung der Freistaaten und die Gründung der spartanischen Präpotenz noch in ihren Grenzen enthalten. Wir haben sie (als zum ersten welthistorischen Zeitraum gehörend) bereits behandelt. Die zweite Periode, vom Anfang des Perserkriegs (3484, 499 v. Chr.) bis zur Schlacht bei Mantinea (3621, 362 v. Chr.), zeigt uns das durch die gemeinschaftliche Gefahr und durch die abwechselnde Uebermacht einzelner Staaten vereinte (wiewohl fortwährend uneinige), männlich starke, der bürgerlichen Verfassung nach freie, glorreiche Griechenland. Die dritte endlich, von der Schlacht bei Mantinea bis zur Zerstörung von Korinth (3838, 145 v. Chr.), enthält die abermalige Trennung, die Unterjochung und — nach kurzem Wiederaufleben — die vollendete Erdrückung des griechischen Volkes. Die beiden leztern Perioden sind der Gegenstand der folgenden Erzählung.

Die Perserkriege.

Wir haben schon früher die Haupturſachen sowohl, als die nähern Anlässe des großen griechisch-persischen Krieges Krieges erklärt. Dieser Krieg ist an sich selbst und in seinen Folgen vom höchsten welthistorischen Interesse. Hätten die Perser gesiegt, so wäre die Blüthe der griechischen Kultur in ihrem ersten

Entfalten zerknickt, und aus dem unermeßlichen Perserreich entweder ein Schauplaz fortwährenden barbarischen Getümmels, oder — wenn es hoch kam — ein westliches Sina geworden. Alsdann hätte kein Phidias und kein Praxiteles den Marmor beseelt, kein Pindar hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides süße Thränen entlockt. Kein Herodot, kein Xenophon hätten mit ferntönenden Stimmen große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles hätten Schäze der Weisheit gegraben, kein Sokrates, kein Epaminondas durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der Römer — wäre er aufgekommen gegen die Persermacht — hätte keine Sänftigung durch die Muse Lieder erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht civilisiren mögen, und — es wäre denn, daß ein freundliches Geschick auf einem ganz andern Weg, doch immer viel später, dies Wunder gewirkt — selbst die neue Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen beiden gelegenen Nacht, durch so viele Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So Vieles lag daran, daß bei Marathon, bei Salamis und bei Platäa die Freiheit siege.

Aber auch, wäre gar kein Krieg der Perser gewesen, hätte die gemeinsame Gefahr die Griechen nicht zur Vereinigung gezwungen, Begeisterung und hohes Selbstgefühl bei ihnen geweckt und jede Kraft entfaltet, dann hätten sie das Größte nicht geleistet, und wohl nur langsam, vielleicht niemals, die Bahn des Ruhms erfüllt, deren Schranken sich jezt plözlich für sie aufthaten.

Der Krieg des Darius.

Von Eroberungssucht und Rachbegierde getrieben, sandte Darius Hystaspis — Cyrus einziger würdiger Nachfolger — seine Myriaden, zuerst unter Mardonius und, als dieselben durch Sturm mißhandelt, und von den Thraziern aufgerieben worden, vermehrte Schaaren unter Datis und Artaphernes zur Unterjochung Griechenlands aus. Die meisten Gemeinden desselben hatten schon den vorausgegangenen persischen Herolden gehuldigt. Sparta und Athen und wenige andere wiesen die Aufforderung höhnend zurück. Da erschienen die Perser in Eubäa, welches sie leicht eroberten, und bald nachher in den attischen Gefilden. Hippias war mit ihnen. Rettung schien unmöglich. Sparta hielt die Entfernung und religiöses Vorurtheil von schneller Hilfe ab. Alle übrigen waren vom Schrecken gelähmt, nur Platäa sandte tausend Streiter. Aber Athen

Digitized by Google

hatte sich eilig zum Kampfe gerüstet. Neuntausend tapfere Männer zogen aus unter 10 Hauptleuten, nach den Stämmen, und lagerten sich den Persern entgegen in der, einerseits vom Gebirg, anderseits vom Meer begrenzten, marathonischen Fläche. Miltiades, einer der zehn Feldherren, gab das Zeichen der Schlacht (3494, 489 v. Chr.). Zum erstenmal erfuhren die erstaunten Perser, welches die Gewalt einer hohen Begeisterung, und um wie viel mächtiger die moralische Kraft, als die einer unbeseelten Masse sey. Sie überließen den Griechen den schönsten Sieg, den jemals ein Volk errungen, flohen auf ihre Schiffe, und eilten, als ein auf Athen selbst versuchter Angriff durch Miltiades schnellen Rückmarsch vereitelt war, beschämt in ihre Heimath zurück.

Der große Miltiades erfuhr bald nachher die Wirkung des republikanischen Neides. Der Sieger bei Marathon, der Retter Athens und Griechenlands, starb im Kerker.

Themistokles und Aristides wurden die Führer des Volkes. Der Erste, welchem die Thaten des Miltiades die Nachtruhe raubten, der Zweite, welcher die Tugend so eifrig liebte, als sein Nebenbuhler den Ruhm.

Die Intriguen von Themistokles Partei brachten während der persischen Waffenruhe die Verbannung des Aristides durch den Ostracismus (das Scherbengericht) zuwege. Eine glorreiche Verbannung, da man anerkannte, daß der Verwiesene blos durch hervorleuchtende Gerechtigkeit die Republik beleidigt. Aber bald, als die Schaaren des Xerxes nahten, wurde Aristides zurückberufen.

Indessen hob sich Athen unter Themistokles Leitung, sowohl durch glückliche Kriege, als durch einheimische Kultur. Sparta litt an innerer Verwirrung: doch galt es für die erste unter den griechischen Städten. Schon regte sich zwischen beiden eine gefährliche Eifersucht; aber die Ausbrüche derselben verschob der neue Perserkrieg.

Krieg des Xerxes.

Die Rüstungen des Großkönigs, um die marathonische Schmach zu rächen, blieben den Griechen nicht unbekannt. Viele verzagten; aber Sparta und Athen, deren Häuptern das Ungewitter vorzüglich drohte, suchten und hofften Rettung durch ein allgemeines Nationalbündniß der Griechen zur gemeinsamen Vertheidigung und durch äußere Hilfe. Ihre Bemühungen hatten geringen Erfolg. Einige Staaten hielt eigene Furcht, andere hielten warnende Orakelsprüche von der Hilfeleistung ab. Privatleidenschaften hinderten den griechischen Verein. Dennoch blieben die beiden

Digitized by Google

Hauptstaaten zur Vertheidigung entschlossen. Die Spartaner waren ein Volk von Helden, und die Athener wurden durch die marathonischen Trophäen, und durch den Feuereifer des Themistokles zu gleicher Höhe erhoben.

Jezt wälzten sich die ungezählten Schaaren des Xerres heran. Sieben Tage und sieben Nächte zogen die Bewaffneten über die Brücke, welche der König über den Hellespont geschlagen; einen Monat brauchte der Troß. Eine ungeheure Flotte folgte den Bewegungen des Landheeres. Noch immer schwoll der Strom. Thrazier, Macedonier, Pöonier schlossen sich an das Heer ihres Gebieters. Langsam, aber unwiderstehlich, ergoß sich dasselbe über die Fluren Thessaliens, bis wo zwischen dem Oetagebirge und dem Meer ein schwieriger Engpaß — Thermopylä von seinen warmen Quellen genannt — nach Locris führt. Hier hatte sich — auf Befehl des zu Korinth gehaltenen Bundestages — Leonidas, der Spartaner König, mit 7000 Streitern gelagert, um den Barbaren den Eintritt in Hella's zu wehren. Aber ein Verräther, Epialtes, zeigte ihnen einen Fußsteig über's Gebirge, der sie in den Rücken der Griechen führte. Jezt sandte Leonidas seinen Schlachthaufen zurück, auf daß derselbe nicht unnüz verblute. Aber er selbst, und mit ihm dreihundert Spartaner nebst einigen hundert Männern von Thespiä und Theben, weihte sich dem Tod in hoffnungsloser Schlacht. Nach verübten Wundern der Tapferkeit starben, von den Myriaden der Feinde erdrückt, die Helden alle, „um dem vaterländischen Gesezе zu gehorchen," und um in späten Zeiten noch durch das Beispiel ihrer Dahingebung zu großer That zu begeistern (Juni 3504, 479 v. Christi).

Diese glorreiche Selbstaufopferung wirkte mehr als ein Sieg. Vergebens überschwemmten die Perser Hellas. Die Bürger Athens, auf Themistokles Rath, verließen ihre Häuser und Tempel, und suchten auf Schiffen ihr Heil. Nur wenige schwache Greise blieben zurück. Bald erschienen die Perser, würgten sie, und legten Theseus Stadt in Asche.

Indessen war die griechische Flotte, die ein glänzendes Treffen bei Artemisium bestanden, nach dem Ereigniß bei Thermopylä in die Bucht von Salamis gekommen. Eurybiades, der Spartaner, befehligte sie; die meisten Schiffe waren Athens, und Themistokles durch die Ueberlegenheit seines Geistes im Kriegsrath der Erste. Sein Werk war der große Sieg, den die Griechen in dieser merkwürdigen Meerenge gegen die furchtbarste Uebermacht und zum schmählichen Ruin der Feinde erfochten (23. Sept. 3504, 479 v. Chr.). Erschüttert durch diesen Schlag, flüchtete der Perserkönig mit der Hauptmacht eiligst über den Hellespont nach

Digitized by Google

Asien, ließ jedoch in dem nördlichen Hellas eine auserlesene Kriegsschaar unter Mardonius zurück, dreimal überlegen an Zahl der gesammten griechischen Macht, und im Grunde furchtbarer, als die ungelenke, übergroße Masse, womit Xerxes angegriffen.

Bei Platäa wurde die entscheidende Schlacht geliefert (23. Sept. 3505, 478 v. Chr.). Die Griechen hatten ein ansehnliches Heer zusammengebracht. Pausanias, Vormund des jungen Spartanerkönigs, war Oberfeldherr; Aristides führte die Athener. Gemeinsinn und Wetteifer der Griechen wirkten gleiche Wunder. Auch die Perser fochten nicht unrühmlich. Aber sie erlagen dem Schwert ihrer Feinde, welche von Patriotismus und Rache glühten. Mardonius fiel; die Beute war unermeßlich; die Macht der Barbaren wurde aufgerieben — gleichviel ob einige Tausend mehr oder weniger entkamen — und niemals hat mehr ein Perserheer den griechischen Boden betreten.

An dem Schlachttage von Salamis hatten auch die Karthager, Xerxes Verbündete, bei Himera auf Sicilien durch Gelon, Fürsten von Syrakus, eine völlige Niederlage erlitten. Gleicherweise gesellte sich nach den griechischen Berichten dem Sieg von Platäa ein an demselben Tage bei dem jonischen Vorgebirge Mykale erfochtener Seesieg bei. Leotychides, der Spartaner, und der athenienſiſche Xantippus schlugen dort die Perserflotte mit solcher Entscheidung, daß die Jonier hierdurch Muth bekamen, das längst verhaßte Joch der Barbaren abzuwerfen, und in den allgemeinen Bund der Griechen gegen den König zu treten.

Cimonischer Friede.

Jezt änderte sich der Charakter und die Gestalt des Krieges. Es war nicht länger ein Vertheidigungskrieg für die Griechen, sondern ein Angriffs- und Rachekrieg. Die Befreiung aller griechischen Kolonien von der persischen Herrschaft wurde nächster Zweck, zu dessen Ausführung auch Angriffe auf andere persische Provinzen, Unterstüzung von Empörern u. s. w. dienen mußten. Die Häupter der Griechen wünschten die Verlängerung eines Krieges, welcher der Anlaß ihrer engern Nationalverbindung gewesen war, und dieselbe fortdauernd stärken konnte. Auch persönliche Interessen fanden dabei ihre Befriedigung. Doch nahm natürlich bei der längern Dauer des Kampfes seine Heftigkeit ab. Die Verdrängung der Perser von Cypern und dann von Byzanz durch Pausanias und Aristides; mehrere glückliche Unternehmungen Cimons gegen verschiedene persische Besitzungen; ein glorreicher

Digitized by Google

doppelter Sieg desselben zu Wasser und zu Land an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien (3515, 468 v. Chr.); weiter eine mehrjährige Unterstützung der unter dem lybischen Inarus gegen Persien rebellirenden Aegypter, die, nach einem anfangs günstigen Erfolg, für die athenische Hilfsflotte ein verderbliches Ende nahm, und darauf nach einigem Stillstand zwei glänzende Siege, die abermal Cimon bei Cypern (3535, 448 v. Chr.) erfocht, sind die wichtigsten Ereignisse dieses Krieges, welchen unmittelbar nach den cypernschen Siegen der mit Recht nach dem Helden, so ihn errungen, benannte Friede schloß. Wenn wir den Anfang des Krieges von der Empörung der Jonier gegen Darius Hystaspis rechnen, so hatte derselbe über 50 Jahre gedauert.

Vermöge dieses ewig merkwürdigen cimonischen Friedens erkannte Artaxerxes Longimanus, der Sohn jenes Xerxes, welcher ganz Griechenland Fesseln zugedacht, die Freiheit aller im Umfang seines Reichs, also vornehmlich auf kleinasiatischer Küste, gelegenen griechischen Kolonien. Kein persisches Kriegsschiff sollte mehr in den griechischen Wassern erscheinen, kein persischer Heerhaufe sich auf drei Tagreisen den jonischen Küsten nahen.

Innere Geschichte der Griechen. Primat Athens.

Wir wenden uns zu den einheimischen Angelegenheiten der Griechen. Nach der Vertreibung der Perser war Athen wieder schnell, und schöner als zuvor, aus der Asche emporgestiegen. Seine Bürger, voll Kraft und Selbstgefühl, strebten jezt nach höheren Dingen. Themistokles zumal erhob ihren Geist und ihre Kraft.

Bis dahin waren die Spartaner das anführende Volk in Griechenland gewesen. Selbst Athen hatte ihren Vorrang erkannt. Jezt ging die „Hegemonie" allmählig auf das leztere über. Die Zöglinge Lykurgus hatten von jeher durch ihren soldatischen Troz beleidigt, man vergab ihnen, so lange ihre Sitten Achtung geboten. Als aber Pausanias, der Sieger bei Platäa und Eroberer von Byzanz, anfing, sich das Ansehen eines Herrschers zu geben, und durch seine, eines Satrapen würdige, Pracht den republikanischen Anstand höhnte; als dagegen die Bescheidenheit des Atheners Aristides und die Leutseligkeit Cimons (des edlen Sohnes von Miltiades) im schneidendsten Kontrast erschien; als endlich gar Pausanias — wiewohl zu seinem eigenen Verderben — verrätherische Plane gegen Griechenlands Freiheit entwarf: so begehrten die verbündeten Staaten, hinfor

Digitized by Google

unter Athens und nicht mehr unter Sparta's Leitung zu stehen. Es wich auch dieses der Nebenbuhlerin, da die Zeitumstände ein gewaltsames Widerstreben verboten; aber es behielt gegen das ruhmgekrönte Athen Neid und Rache im Herzen.

Der erste Urheber solchen Ruhmes, Themistokles, fiel später in bösen Verdacht, wurde verbannt aus Athen, das durch ihn groß geworden, geächtet in ganz Griechenland, das er gerettet, und fand nur Zuflucht in Persien, welches noch von seinen Streichen blutete. Der erstaunte Artaxerres übte Großmuth an dem Flüchtling, und wies ihm zum Unterhalt die Einkünfte dreier Städte an.

In Athen waren jezt Aristides und Cimon Führer des Volkes, und niemals hat es vortrefflichere gegeben. Es ist eine schöne und seltene Erscheinung, die reinste Tugend vereinbart mit glänzendem politischen Talent anzutreffen.

Man hatte beschlossen, daß zur Fortführung des Perserkriegs eine Bundeskasse durch die Beiträge der Alliirten gebildet und unter der Oberaufsicht Athens in dem durch die Religion geheiligten Delos sollte verwahrt werden. Durch ein allgemeines Compromiß wurde Aristides ernannt, die Beiträge zu bestimmen, und alle fanden seine Bestimmungen gerecht. Viele Jahre verwaltete er den öffentlichen Schaz, und starb so arm, daß seine Leiche auf Gemeindekosten mußte bestattet werden. Seine Nachfolger erfüllten, wie Plutarch sagt, ihre Stadt mit Schäzen und Kunstwerken: er suchte sie reich an Tugend zu machen.

Der liebenswürdige Held Cimon nahm ihn in vielen Dingen zum Muster. Er glich Aristides an Talent und Bildung, an Patriotismus und umfassender Kenntniß der Geschäfte. An Kriegsruhm übertraf er ihn noch. Aber Aristides Mäßigung und hohe Sitteneinfalt hatte er nicht. Die Siege, die er für Athen erfocht, ließ er auch zur eigenen Bereicherung dienen. Das geschmackvolle, den Künsten freundliche Leben, das er in Palästen und reich geschmückten Gärten führte, war — ungeachtet er auf die liberalste Weise alle Bürger zum Mitgenusse rief — dennoch der republikanischen Sitte gefährlich; und die Bundesgenossen, denen er das Uebergewicht Athens auf eine strenge Weise zu empfinden gab, mochten in das vielstimmige Lob seiner Tugend den Mißlaut gerechter Klage mischen.

Denn Athen, von seinem Ruhm berauscht, und seine Kräfte fühlend, wandelte allmählig den Ton des anführenden Staates in jenen des Herrschers um, strafte den Widerstand als Empörung und legte den europäischen Festlands- und Insel-Griechen zum Theil ein härteres Joch auf, als jenes war, von welchem die kleinasiatischen befreit werden sollten.

Digitized by Google

Doch kann nicht geläugnet werden, daß, so lange Athen vorherrschte, Griechenland, ungeachtet mancher einzelnen Bedrückung, dennoch im Ganzen glücklich und glorreich gewesen, daß Athen das Herbe seiner Herrschaft durch Emporbringung des Handels, der Künste und Wissenschaften versüßt und in seinem Schooß solche Talente, solche Tugenden und so glänzende Charaktere erzeugt hat, daß ihre Betrachtung uns meist mit dem Mißbrauch seiner Macht versöhnt.

Perikles.

Unter diesen Charakteren zieht vorzüglich Perikles unsere Blicke auf sich, einer der größten Männer, die jemals ein Gemeinwesen gelenkt. Schon damals, als Cimon im Zenit seines Ruhms war (um 3515), fing der Einfluß des Perikles an; nach Aristides Tod (3523) erhielt er die oberste Leitung der Geschäfte, und behielt sie sein Leben lang, so daß er durch vierzig Jahre, meist ohne Theilnehmer, über das unruhigste und unbeständigste Volk der Welt die höchste Gewalt behauptete. Er besaß dieselbe nicht als Inhaber obrigkeitlicher Würden — wie er denn niemals weder Archon, noch Mitglied des Areopags war — sondern als Feldherr, oder vielmehr als simpler Demagog, durch die bloße Ueberlegenheit seines Geistes und die freiwillige Folgsamkeit seiner Mitbürger.

Perikles, ungeachtet er aus einem der edelsten Geschlechter stammte, begünstigte gleichwohl die demokratische Partei, wie es gewöhnlich die nach Herrschaft strebenden Männer in Republiken thun. Schon früher war unter Aristides Verwaltung gegen die solonischen Gesetze verfügt worden, daß auch die unterste Bürgerklasse von den höchsten Staatswürden nicht ausgeschlossen sey. Jezt war die Demokratie fast allein noch durch die Macht des Areopags beschränkt. Perikles nahm demselben allen politischen Einfluß, und machte jene hierdurch vollkommen.

Die Volksmacht wurde endlich, und zumal durch die Bezahlung, die man bei den Versammlungen erscheinenden Bürgern reichte, in Herrschaft des Pöbels verwandelt, und also Perikles für alles Uebel, welches aus dieser natürlich floß, für die endlose Verwirrung und die schrecklichen Verbrechen verantwortlich, welche die spätere Geschichte Athens entstellen. Aber so lange Er das Ruder hielt, waren dergleichen Folgen nicht sichtbar. Auch hat Perikles seine Macht niemals weder zu Privatzwecken mißbraucht, noch durch unwürdige Mittel behauptet. Seine Zwecke und Maßregeln waren groß, weise für das Wohl und den Ruhm Athens berechnet und, ungeachtet der parteiischen Vorliebe für

dieses, dennoch auch — abgerechnet einzelne Ungerechtigkeiten und Härten — für ganz Griechenland durch Erhöhung der Macht und Kultur und die unter ihm, so schön als nie zuvor und nachher selten, erblühte Kunst und Wissenschaft wohlthätig. Bei dem Gemälde dieses großen Mannes dürfen wir nicht vergessen, daß er den Frieden liebte. Gleichwohl besaß er ein ausgezeichnetes Feldherrntalent, wie seine glücklichen Züge gegen Euböa, den thrazischen Chersones und Samos, seine Siege über die Böotier und Spartaner und mehrere Erfindungen im Kriegswesen zeigen; aber sein Herz war gefühlvoll und daher, wenn er kriegen mußte, auch seine Taktik schonend für Menschenblut.

Es war ein Unglück — aber ein unvermeidliches bei der Rivalität des ehrgeizigen Strebens und der Verschiedenheit der politischen Ansichten — daß Cimon und Perikles Feinde waren. Jener war Aristokrat und Freund der Spartaner; dieser in beiden Stücken ihm durchaus entgegen. Cimon, der Macht der Volkspartei unterliegend, wurde durch den Ostracismus verbannt. Aber schon im fünften Jahr der Verbannung wurde er zurückgerufen. Er kam, stiftete Versöhnung unter den Griechen, führte ihre vereinte Macht gegen den persischen Großkönig, und starb, als er den Sieg erfochten, der Artaxerxes zum Frieden nöthigte.

Nach Cimons Tod stellte sich sein Schwager, der ältere Thucydides, als Vorfechter der Aristokraten, Perikles entgegen. Auch Er erlag in dem ungleichen Kampf, und wurde verbannt.

Der peloponnesische Krieg.

Kaum hatten die Schaaren des Xerxes Griechenland verlassen, als unter den Bewohnern desselben die einheimische Zwietracht, welche die allgemeine Gefahr auf eine Zeit unterdrückt hatte, von Neuem und heftiger erwachte.

So erhob sich eine fast unabgebrochene Reihe innerer Kriege in dem Vaterland der Solone, Miltiades, Leonidas und Aristides. Das Herzblut der Griechen, das Mark ihrer Kräfte wurde in einheimischen Fehden vergeudet, und nach Cimon sind fast alle griechischen Helden nicht im auswärtigen Kampf, sondern im Kampf gegen Griechen groß geworden.

Von diesen Kriegen im Einzelnen zu reden, wäre unnüz. Wir wenden uns dem großen und allgemeinen Sturme zu, in welchen sie endlich übergingen, und welcher die schönen Tage Griechenlands schloß. Es ist dieses der peloponnesische Krieg.

Sparta konnte Athen es nicht verzeihen, daß selbes ihm die Hegemonie entwunden; und Athen kannte keine Grenzen seiner Herrschaft mehr. Hierüber entstand eigentlich der Krieg. Der

unmittelbare Anlaß kann uns gleichgültig seyn. Die Spartaner liehen allen Beschwerden der kleinern Staaten ein geneigtes Ohr, wollten die Befreier von Griechenland seyn, da sie dessen Herren nicht seyn sollten, forderten Rechenschaft von Athen über angeblich verübtes Unrecht, und erklärten den Krieg, als ihr Urtheil verworfen ward (3553, 430 v. Chr.).

Fast alle griechischen Staaten ergriffen Partei, die meisten für Sparta. Der ganze Peloponnes war auf dessen Seite — Argos und einen Theil Achaja's ausgenommen —; im festen Griechenland aber hielten's die Megarenser, Lokrer, Phocier, die meisten Böotier und ein Theil der Akarnanier mit ihm. Sechszig tausend Peloponnesier überschwemmten schon im ersten Feldzug das attische Gebiet. Dagegen waren Platäa, dann Chios, Lesbos, Corcyra, Zacynthus mit Athen verbündet. Viele andere Inseln, wie Euböa, Samos, fast alle Cykladen und Sporaden gehorchten demselben, und das große Gebiet von Attika selbst, nebst den vielen eigenen Kolonien und tributären Provinzen weit hin in Jonien, am Hellespont, in Thrazien und Macedonien boten ihm reiche Hilfsquellen dar.

Die ersten Kriegsjahre wurden auf eine ziemlich gleichförmige Weise mit Verwüstungen Attika's durch die Peloponnesier und mit gegenseitiger Verheerung der lakonischen und anderer feindseliger Küsten durch athenische Flotten hingebracht. Perikles, nach einem weisen Plane, vermied eine entscheidende Schlacht, und baute seine Hoffnung auf die Flotte und die auswärtigen Hilfsquellen. Aber eine fürchterliche Pest wüthete in Athen. Eine zahllose Schaar von Flüchtlingen aus ganz Attika war dahin zusammengeströmt, die Contagion wurde schrecklich vervielfältigt und die Blüte der Bevölkerung durch einen qualvollen Tod dahingerafft.

Die Athenienser, im schmerzlichen Gefühl dieser Noth, klagten Perikles als deren Urheber an. Der lang verehrte Volksführer wurde seiner Würden entsezt und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Zu diesem unverdienten Mißgeschick gesellte sich häuslicher Kummer. Die Pest entriß ihm zwei Söhne, worunter Einer sein Liebling. Da fühlte das Volk Mitleid und Reue über die Mißhandlung des Helden. Man gab ihm seine Würden zurück, die er nicht lange mehr genoß. Er starb im dritten Jahre des Kriegs. Nach einer vieljährigen Verwaltung des öffentlichen Schazes ließ er weniger Vermögen zurück, als er von seinem Vater geerbt, und der Erwerber einer fast unumschränkten Macht über das rührigste Volk mochte mit Wahrheit von sich rühmen: „daß seinetwegen nicht ein Bürger in den Fall gesezt worden, Trauerkleider anzuziehen."

Digitized by Google

Der Kampf dauerte fort mit aller Wuth, welche die gewöhnliche Begleiterin einheimischer Kriege ist, und hier noch geschärft durch die Leidenschaften des in den meisten Staaten vorherrschenden Pöbels. Auf Lesbos, welches von Athen abgefallen war, von Seite dieses Athens, in Platäa von Seite Sparta's, wurden die blutigsten Gräuel verübt. Eine schreckliche Verwilderung riß ein.

Die Spartaner, mißtrauisch gegen die Ueberzahl der Heloten, luden einige Tausend derselben in die Stadt, als wollten sie ihnen das Bürgerrecht ertheilen. Die Ceremonie der Befreiung ging vor sich, und während derselben ermordete man die Heloten.

Eine Anzahl der edelsten Spartaner war auf Sphakteria gefangen worden, und der atheniſche Pöbel dürstete nach ihrem Blut. Dagegen hatten die Athener Amphibolis gegen Brasidas verloren. Diese Stadt wieder zu gewinnen, zog Kleon, ein Gerber seines Gewerbes, aber beliebter Staatsredner, mit einem Heere dahin. Ein Treffen wurde geliefert, worin Kleon und Brasidas blieben, aber die Athener großen Verlust erlitten. Dies machte sie geneigt, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben, welche die um das Loos ihrer gefangenen Mitbürger besorgten Spartaner thaten. Nicias, ein einsichtsvoller, kriegserfahrener, aber sanfter, ächt griechisch denkender Bürger, bestärkte sie in diesen Gesinnungen, und es wurde ein nach seinem Namen benannter Stillstand auf 50 Jahre geschlossen (3561, 422 v. Chr.), welcher jedoch weder allgemein noch dauernd war.

Alcibiades.

Denn die unausgeglichenen Interessen verschiedener Bundesgenossen, die Allianz Athens mit Argos, Mantinea und Elis, vorzüglich aber die schändlichen Intriguen des Alcibiades, brachten bald dessen Bruch zuwege (3565). Dieser außerordentliche Mann fing jetzt seine merkwürdige Rolle an. Von vornehmer Abkunft und Perikles Neffe, reich, talentvoll, gebildet durch eine treffliche Erziehung und die Lehren des Sokrates, schön und liebenswürdig, aber eitel, frivol, wollüstig, nach Ruhm und nach Herrschaft dürstend, schien er in sich alle Tugenden und alle Laster in vollem Maße zu vereinen, und gleich geschickt zu seyn, einen Staat glücklich zu machen und ihn zu verderben. Das Verhängniß Griechenlands schien an die Person dieses einen Mannes geknüpft, und mehr als einmal wurde blos durch das Gewicht seines Talents die Schale Athens oder Sparta's zum Sinken gebracht. Aber sein Einfluß beschränkte sich nicht auf die Leitung

der großen Geschäfte; er drang in alle Verhältnisse des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und brachte durch die Macht und den Mißbrauch eines gefährlichen Beispiels in Sitten und Grundsätzen und in der gesammten Denk- und Handlungsweise der Athener eine merkwürdige, meist verderbliche Umwälzung hervor.

Die wichtigste Unternehmung des ganzen peloponnesischen Krieges, und welche zugleich die Grundlage der endlichen Katastrophe wurde — der Angriff der Athener auf Sicilien — war Alcibiades Werk. Die Egestaner baten um Hilfe gegen Selinus und Syrakus. Alcibiades unterstützte die Bitte mit schwärmerischem Eifer. Er sah bereits im Geist Syrakus und mit demselben ganz Sicilien der Macht Athens unterworfen. Karthago und Großgriechenland würden dann bei so gewaltig vermehrten Streitkräften eine leichte Eroberung seyn und der Peloponnes keinen fernern Widerstand wagen. Die entzündbare Jugend Athens ergözte sich an so glänzenden Aussichten, und, was auch der bedächtliche Nicias und mit ihm viele ältere Bürger dagegen sprachen, die Unternehmung wurde durch entschiedenes Stimmenmehr beschlossen und mit enthusiastischem Eifer ins Werk gesezt. Noch nie zuvor hatte eine europäische Stadt eine solche Flotte ausgerüstet, als jezt unter Nicias, Alcibiades und Lamachus Anführung, von den sanguinischen Wünschen der Bürger geleitet, aus dem Hafen des Piräus nach Sicilien steuerte.

Sicilien.

Die Urgeschichte dieser hoch merkwürdigen Insel ist äußerst fabelhaft und nur so viel bekannt, daß sie sehr frühe bevölkert worden. Von den Sikulern, welche aus Mittelitalien dahin gezogen, soll sie den Namen tragen. Sonst hieß sie auch Trinacria, von ihrer dreieckigen Gestalt. Die Einwanderungen der kleinasiatischen, phönizischen und vorzüglich der griechischen Kolonien ist in spätern Zeiten geschehen. Diese griechischen Kolonien lagen meist in der Osthälfte der Insel. Auf der westlichen Hälfte siedelten sich die Karthagienser an und drängten jene. Heftige Erschütterungen entstanden aus ihrem Bemühen, sich die ganze Insel zu unterwerfen. Wohl wären sie über die vereinzelten Städte Sieger geworden, hätte nicht das mächtige Syrakus ihren Fortgang gehemmt.

Diese berühmte korinthische Kolonie war frühe durch Handel groß und durch Künste verherrlicht worden. Die Grundlage ihrer Verfassung war aristokratisch, aber es erhoben sich oftmals Tyrannen, große Fürsten zum Theil, denen sie vorzüglich

Digitized by Google

die Erhöhung ihrer Macht verdankte. Der edle Gelon, Fürst von Gela und nachmals Herrscher von Syrakus, eröffnet ihre Reihe (3503). Seines Sieges bei Himera über die Karthager, die Verbündeten des Xerxes, haben wir schon oben gedacht.

Seine Brüder, Hiero (3511), ein Freund der Wissenschaften — Simonides, Pindar und andere große Geister zierten seinen Hof —, und hierauf Trasybulus (3527) folgten ihm. Der Lezte wurde verjagt. Syrakus nahm jezt eine demokratische Form an und strebte, neu gestärkt durch die Freiheit, noch freudiger auf. Viele Kolonien gingen von ihm aus; mehrere Städte, selbst das reiche Agrigent, wurden bezwungen, und Sicilien schien so viel von Syrakus als von Karthago um seine Unabhängigkeit befürchten zu müssen.

In dieser Lage war die Insel, als Athen den Angriff entwarf (3570). Es konnte auf zahlreichen Anhang unter den Neidern von Syrakusens Macht zählen, und Alcibiades, im Unterhandeln so geschickt, als tapfer im Krieg, hätte wohl die Unternehmung, deren Folgen unermeßlich seyn mußten, zum glücklichen Ende gebracht, und dann wäre vielleicht Athen statt Rom Weltherrscherin geworden.

Aber kaum war der erste Schritt zur Ausführung, durch Eroberung von Katana, geschehen, als gegen Alcibiades schwere Anklage wegen Gottlosigkeit und die Ladung vor's Volksgericht erging. Ein Schiff wurde abgefertigt, den Beklagten heim zu bringen; aber Er entkam, floh nach Argos und von da, als er die Nachricht seiner Verurtheilung vernahm, nach Sparta, Rache gegen seine Mitbürger im Herzen.

Indessen war Nicias vor Syrakus gerückt. Schon dachten die Belagerten auf Uebergabe, als Gylippus, der Spartaner, ihnen neuen Muth und Hilfe brachte. Viel und von beiden Seiten rühmlich wurde gestritten. Aber ein feindliches Geschick vereitelte alle Anstrengungen der Athener. Wiederholt zu Wasser und zu Lande geschlagen, traten sie endlich, nach dem Verlust der Flotte, den Rückzug zu Lande an. Noch war ihr Heerhaufe gewaltig durch die Zahl, aber muthlos und durch Leiden entkräftet. Gylippus hatte die Pässe besezt. Der Zug war eine andauernde Schlacht. Beim Fluß Asinarus, in dessen Fluten sich die von Durst erschöpften Krieger stürzten, kam es zur schrecklichen Entscheidung. Jenseits und ringsum stand der Feind. Jezt allgemeiner Angriff. Vergebens suchte Nicias seine Reihen zu ordnen; die Athener, in dumpfer Dahingebung, ließen sich schlachten; bis ihr Feldherr, vom Schmerz übermannt, Gylippus zu Füßen sank, und nicht um sein eigenes Leben, aber um das Leben seiner unglücklichen Mitbürger bat. Gylippus, erschüttert,

Digitized by Google

hieß die Seinen ablassen vom Morden, und schleppte den Ueberrest des atheniſchen Heeres — ſiebentauſend an der Zahl — gefangen nach Syrakus. Die Volkswuth drohte ihnen allen den Tod, und mit Mühe brachten es die gemäßigtern Bürger dahin, daß ſie als Sklaven verkauft wurden; aber der redliche Nicias mußte ſterben. — Dieß war das Ende einer Unternehmung, die mit ſo glänzenden Hoffnungen begonnen, und worauf Athen drei Jahre lang ſeine äußerſten Kräfte verwandt hatte! —

Syrakus ſelbſt genoß die Früchte ſeines Sieges nicht. Es wurde jezt, heftiger als je, von innern Unruhen zerrüttet. Hermokrates, der Feldherr, und Diokles, der Geſezgeber, waren die Anführer der beiden Hauptparteien. Aber ſoldatiſche Macht behielt endlich die Oberhand über geſezliche Weisheit, und der General Dionyſius gelangte zur Herrſchaft (3579).

Unglück der Athener. Wiedererhebung.

Alle Schrecken häuften ſich jezt über die Athener. Sie waren ohne Flotte und ohne Landheer, ihre Kaſſe war erſchöpft, ihre Bundesgenoſſen — vorzüglich Euböa, Chios, Lesbos, Milet — bei der Betrachtung dieſer Hilfloſigkeit, fagten ihre Pflicht auf, die Peloponneſier drohten in Attika einzubrechen, und nahe bei der Stadt ſelbſt hatten die Spartaner Decelia beſezt. Alle Bewegungen ihrer Feinde wurden von Alcibiades geleitet. Selbſt die perſiſchen Waffen ſuchte er gegen Athen aufzuregen, während in dieſer unglücklichen Stadt eine brauſende Gährung war, und mehreremal nach einander die Form der Regierung, und mit ihr Perſon und Zahl der Machthaber geändert wurden.

Da zerfiel Alcibiades, bisher die Seele des ſpartaniſchen Rathes, mit dem König Agis, und ward durch die Verfolgung, die ihm ſolches zuzog, zu dem Gedanken der Rückkehr in's Vaterland gebracht. Jezt mäßigte er den Eifer der Satrapen von Kleinaſien, und ſuchte ſie vielmehr zu Gunſten Athens umzuſtimmen.

Schon längſtens hatte man hier das ihm gethane Unrecht bereut; man rief ihn zurück. Aber Er, der ſich indeſſen an die Spize der neu ausgerüſteten Flotte geſtellt hatte, ſchlug zuerſt die Feinde in verſchiedenen glänzenden Treffen, eroberte die wichtigſten Pläze am Hellespont, machte eine unermeßliche Beute, und zog dann im herrlichſten Triumph durch die Reihen jubelnder Bürger in die gerettete Vaterſtadt. Auch Thraſylus und Thraſybulus hatten für dieſelbe glücklich geſtritten. Sparta begehrte abermal den Frieden, welchen Athen im Siegesrauſch trozig zurück wies.

Digitized by Google

Alcibiades führte die Flotte von Neuem gegen die Feinde, an deren Spize jezt Lysander stand; ein kriegserfahrener, doch zugleich ränkevoller, gewissenloser Mann, der sowohl in öffentlichen als in Privatgeschäften alle Rücksichten der Ehre und des Rechtes der Politik aufopferte. Durch kriechende Bewerbung erschlich er die Freundschaft des jüngern Cyrus, Statthalters in Kleinasien, und eine reiche Geldhilfe. Alcibiades ging nach Jonien, um Subsidien zu erheben. Da wurde während seiner Entfernung Antiochus, sein Stellvertreter, von Lysander geschlagen, und Er deßhalb von dem wüthenden Volke abermal verurtheilt und zur Selbstverbannung nach Thrazien genöthigt. Zehn Feldherren, unter denselben Konon, ersezten ihn. Ein glänzender See-Sieg bei den Arginusen erhob von Neuem den Muth Athens.

Fall Athens. Lysander.

Endlich, im 27sten Jahr des Krieges, gab die Schlacht bei Aegospotamos (3579, 404 v. Chr.) die Entscheidung. Lysander überfiel und zerstörte daselbst die Flotte und das Landheer der Athener. Dreitausend Gefangene wurden nach der Schlacht kaltblütig getödtet. Hierauf unterwarf Lysander ringsum die Seeplätze, die noch Athen gehorchten, schickte alle Bürger desselben dahin zurück, und diese unglückliche Stadt, mit Menschen überfüllt, von Nahrungs-, so wie von Vertheidigungsmitteln entblößt, sah sich bald zu Wasser und zu Land belagert von einem erbarmungslosen Feind. Sie bat um Frieden; aber Sparta gewährte ihr solchen nur unter den schwersten Bedingungen. Die einst weitgebietende mußte jeder auswärtigen Besizung entsagen; die Herrscherin des Meeres durfte nur noch zwölf Galeeren halten; die übermächtige Nebenbuhlerin Sparta's sollte nun für dasselbe in allen Kriegen als unterworfene Bundesgenossin streiten, und ihre stolze Schuzwehr, die langen Mauern und die Festen des Piräus sollten zertrümmert werden. Lysander, mit frechem Uebermuth, ließ unter dem Klang musikalischer Instrumente dieselben niederreißen, und dann, um die Bande Athens zu befestigen, schaffte er die alte Verfassung ab, und gab alle Gewalt an dreißig Männer — mit Recht die „dreißig Tyrannen" genannt — welche, so konnte er hoffen, als durch Ihn erhoben, auch nach seinem und Sparta's Interesse regieren würden.

Solches war den Grundsäzen gemäß, welche seit langer Zeit beide Parteien befolgt hatten. Wo immer Athen durch seinen Einfluß oder seine Waffen mächtig war, da wurde die Volksherrschaft begünstigt, und wo Sparta siegte, da sezte es eine Optimaten-

Regierung oder Oligarchen ein. Diese — wiewohl schlau und nur zu gut berechnete — Politik vermehrte die Erbitterung, indem sie zum Kampf der Waffen noch jenen der Meinungen gesellte, und erhöhte das Elend der Völker, da sie die Schrecken des innern Krieges mit denen des äußern paarte.

Die dreißig Tyrannen, nachdem sie durch eine spartanische Besazung und durch Bewaffnung einer Anzahl ergebener Bürger — schändlich genug, daß sich dergleichen fanden — ihre Herrschaft gesichert hatten, ließen die Athener alle Schmach und alles Elend der härtesten Sklaverei empfinden. Jeden wohlhabenden, jeden rechtlichen Bürger traf ihre Verfolgung; verloren war, wer ihr oder ihrer Anhänger Haß oder Verdacht getroffen; man hörte von nichts als von Verbannung, Güterraub, Hinrichtung und schamloser Gewaltthat. Die Bessergesinnten, die Edleren des Volkes verließen in Schaaren das preisgegebene Vaterland; aber Sparta hatte verboten, die Flüchtlinge aufzunehmen. Sie irrten unstät herum; kaum fanden einige in Theben und in Megara eine kümmerliche Freistätte. Nur Einer (Theramenes) war unter den 30 Tyrannen, der Recht und Menschlichkeit ehrte; er wurde auf Kritias Geheiß zum Tod geschleppt.

In dieser Bedrängniß warfen Einige ihre Blicke auf den längst verbannten Alcibiades. Auch er in der Ferne beschäftigte sich mit Planen der Rettung. Vergebens hatte er die Feldherren am Aegos gewarnt; jezt gedachte er den Perserkönig für Athen zu bewaffnen; aber Lysanders Wachsamkeit und Pharnabazus Verrath erstickten den Anschlag in seinem Blut.

Glücklicher war Thrasybulus, der ohne fremde Hilfe, durch die Entschlossenheit weniger Bürger, die Befreiung des Vaterlandes vollbrachte. An der Spize einer kleinen bewaffneten Schaar, welche Lysias, der Redner, gesammelt, brach Thrasybulus mit andern Verbannten in Attika, schlug die Söldlinge der Tyrannen, zog in Athen ein, und bewirkte die Absezung der Dreißig. Als aber die Zehnmänner, die an ihre Stelle kamen, nicht besser verfuhren, und Sparta sich mit bewaffneter Macht der Oligarchen annahm, so brachte doch Thrasybulus durch Muth und Klugheit, und begünstigt durch des spartanischen Königs Pausanias Mäßigung, die Abschaffung aller Tyrannei zuwege und, zum Trost über den Verlust der Macht, die Herstellung der alten Verfassung.

Dieses Ende nahm die Herrschaft Athens, fünf und siebenzig Jahre nach der Schlacht bei Salamis, welche ihr den Anfang gegeben. Viel Großes hatte diese Stadt in solcher Zeit vollbracht. Das Reich des Geschmacks und der Weisheit, und damit den Ruhm der Hellenen, hat sie auf ewig begründet, die Macht des

Perserkönigs gebrochen und Griechenland — wenn sie gleich selbst es drückte — wenigstens von fremder Herrschaft befreit.

Primat Sparta's.

Die Geschichte der spartanischen Uebermacht, von der Schlacht bei Aegospotamos bis zu jener bei Leuktra, stellt uns, in 34 Jahren, eine fast unabgebrochene Reihe von Frevels und, bei fortwährendem Glanz der Waffen, das Sinken des edlern Ruhms der Griechen und die Grundlegung ihres Verderbens dar.

Denn nicht mehr war es jenes alte Sparta, welches manches Böse durch eben so viel Gutes ausglich, und uns mit seiner Rohheit und seinem soldatischen Troz durch die ehrwürdigen Tugenden der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit, der reinen Freiheits- und Vaterlandsliebe versöhnte. Es hatte nun, bereichert durch vielfache Kriegsbeute, durch Erpressungen und Tribute, zu den Lastern der Rohheit auch jene der Korruption angenommen, ja dieselben gesteigert; die, lange Zeit durch Lykurgs Gesezе gewaltsam unterdrückten, Leidenschaften hatten sich endlich Luft gemacht, und übten jezt, wie ein wilder Strom, welcher den einzwängenden Damm durchbrochen, eine schrankenlose Wuth.

Hierzu kam, daß auch der Geist der Verfassung — ungeachtet das Gerüste blieb — sich geändert hatte. Die Ephoren waren übermüthig und wahre Oligarchen geworden. Die Könige, so wie das Volk und die Bundesgenossen, zitterten vor ihnen. Die beschränkte Dauer ihres (einjährigen) Amtes trieb sie zu desto emsigerem Raube an. Sie waren unersättlich: Alles, selbst das Leben der Bürger, verkauften sie (indem sie Geld statt Truppen von den Bundesgenossen nahmen, und dafür die eigenen Bürger doch um geringeren Sold, anwarben), und ihr Beispiel autorisirte eine allgemeine schamlose Bestechlichkeit und selbst gewaltsame Erpressung.

Vom spartanischen Charakter schien Nichts zurückgeblieben zu seyn, als die gefühllose Härte. Die angeblichen Befreier Griechenlands wurden dessen Tyrannen. Widersezlichkeit gegen ihren Befehl, oder auch nur geäußerte Abneigung, galt für todeswürdiges Verbrechen. Achthundert Mylesier ließ Lysander schlachten, weil sie sein Mißfallen auf sich gezogen, und die von Sparta errichteten Decemvirate in den meisten Städten waren Schreckensregierungen, wie jene der dreißig in Athen.

Man weiß nicht, ob die Griechen in diesem Zeitpunkt mehr Mitleid oder mehr Verachtung verdienen. Denn allenthalben fanden die Spartaner eben so bereite Gehülfen, als geduldige

Schlachtopfer ihrer Tyrannei. Dem bluttriefenden Lysander, welchem Menschenrecht, Wort und Eid nur Spielwerk waren, errichtete man Altäre, und Sokrates wurde getödtet.

Neuer Perserkrieg. Friede des Antalkidas.

Selbst der Waffenruhm der Griechen wird jezt befleckt, da sie ihn meist in ungerechten, schändlichen Kriegen erwerben. Die Sieger von Salamis und Platäa wurden persische Soldknechte, bald um einen Empörer zu unterstüzen, bald um gegen ihre eigenen Brüder zu fechten.

Der Zug der 13,000 griechischen Söldner im Dienste des Cyrus, Statthalters in Kleinasien, gegen seinen rechtmäßigen König und Bruder, Artaxerxes, gehört hieher. Aber wir haben davon schon in der persischen Geschichte gesprochen.

Auch von dem dadurch veranlaßten weitern Kriege, von den ungerechten Triumphen eines Dercyllidas und eines Agesilaus ist daselbst geredet.

Dieser leztgenannte spartanische König hatte seine Erhebung Lysandern zu danken; aber er machte sich bald von dessen Einfluß los, und veranlaßte hierdurch den herrschsüchtigen Mann, einen verrätherischen Plan zu schmieden. Dieser wurde jedoch entdeckt, bevor er reif war, und Lysander entging der Strafe nur durch den Tod, welchen er in einem Treffen gegen die Thebaner fand.

Denn während Agesilaus glorreich in Asien kämpfte, war in Griechenland der innere Krieg wieder aufgelodert. Zu spät sahen die kleineren Staaten ein, daß durch den Sturz Athens ihr Schicksal verschlimmert und die Hegemonie an ganz schamlose Despoten gekommen sey. So lebhaft war dieses Gefühl, daß über demselben alle besondern Verhältnisse und Feindschaften vergessen wurden, und selbst Theben und Korinth mit Athen gemeinsame Sache machten!

In verschiedenen Treffen hatte Sparta mit Nachtheil gestritten. Da rief es zum Schuz der einheimischen Gewalt den Agesilaus von seiner Siegesbahn in Asien ab. Er gehorchte dem Ruf, flog auf die Gefilde von Koronea, schlug die Feinde in einer äußerst hartnäckigen Schlacht (3590), und befestigte dadurch die spartanische Herrschaft.

Aber zur See hatte dieselbe bereits der Athener Konon vernichtet. Dieser geschickte Admiral hatte den Perserkönig zur Ausrüstung einer Flotte gegen die gefürchteten Spartaner vermocht. Konon führte sie an und errang bei Knidos über die Feinde seines Vaterlandes einen entscheidenden Sieg. Triumphi-

Digitized by Google

rend lief er in den Piräus ein und stellte, mit persischem Gelde, die durch Lysander zerstörten Werke wieder her.

Noch sieben Jahre wurde, mit abwechselndem Glück, gestritten. Die Perser neigten sich wieder auf spartanische Seite. Athen blühte durch Iphikrates und Chabrias von Neuem auf. Da schlossen die Spartaner mit Persien den berüchtigten, nach dem Unterhändler Antalkidas benannten Frieden (3597, 386 v. Chr.), welcher das demüthigendste Gegenstück zum glorreichen cimonischen ist. Denn die asiatischen Griechen, welche der frühere Friede befreit hatte, wurden jezt aufs Neue den Persern unterworfen. Von den Inseln sollte Lemnos den Athenern gehören, die übrigen Griechen aber frei seyn.

Durch diesen Frieden behaupteten dieselben die Präponderanz in Griechenland. Aber — was ein warnendes Beispiel für alle Zeiten seyn könnte — ein gar zu freches Attentat entriß ihnen die Gewalt für immer. Auf einem Zug gegen das emporstrebende Olynth überfiel Phöbidas, mitten im Frieden und ohne alle Reizung, das durch innere Zwietracht zerrüttete Theben und besezte die Burg Kadmeis (3606). Sparta ordnete in Theben eine oligarchische Regierung, welche, neben andern Gewaltthaten, auch 400 der besten Bürger verbannte. Unter diesen war Pelopidas, der, wie früher Thrasybulus zu Athen gethan, doch mit geringern Hilfsmitteln, die Vaterstadt von den Tyrannen befreite und die Spartaner aus Kadmeis vertrieb.

Dies war der Anfang des Krieges, der Sparta von seiner Höhe herabstürzte. Die Athener verbanden sich mit Theben. Viel, zu Wasser und zu Land, wurde gestritten. Timotheus, Konons Sohn, erwarb sich Ruhm, mehr aber Pelopidas, der zum erstenmal in dem Treffen bei Tegyra die Furchtbarkeit der thebanischen Waffen zeigte.

Durch die Vermittlung des Perserkönigs kam jezt ein Friede zwischen den Griechen zu Stande, nur Theben wurde davon ausgeschlossen.

Das ganze Gewicht der spartanischen Macht fiel nun auf dasselbe; ein starkes Heer unter dem König Kleombrotus brach in Böotien ein, aber die Schlacht bei Leuktra (3613, 370 v. Chr.), wo mit viermal kleinerer Macht Epaminondas und Pelopidas einen glänzenden Sieg errangen, endete Sparta's verhaßte Herrschaft.

Epaminondas und Pelopidas. Thebens Größe.

Theben hatte bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Außerhalb war es fast ohne Einfluß, innere Zwietracht fraß seine

Kräfte auf, und ohne Scheu trat ihm Sparta auf den Nacken. Da erschienen zwei Männer, Pelopidas und Epaminondas, befreiten, erhoben ihr tief gefallenes Vaterland, schlichteten den Bürgerzwist, errangen den anerkannten Primat über das böotische Volk, bildeten dessen Jugend zum wohlgeordneten Schlachthaufen, schufen näher um sich eine unüberwindliche Heldenschaar (die heilige Schaar der 300 thebanischen Jünglinge, welche die kluggenährte patriotische Begeisterung, durch Ruhmbegierde und schwärmerisches Freundschaftsgefühl erhöht, insgesammt zu Helden machte), und dann — mit gewaltigen Schlägen — stürzten sie die gefürchtete Herrschaft Sparta's nieder, gaben Thessalien, gaben Macedonien Gesetze, und machten den thebanischen Namen über ganz Griechenland groß. Als sie aber dieses vollbracht und ihre — durch ein strenges Geschick zu sehr verkürzte — Heldenbahn glorreich erfüllt hatten: da erwachte Theben von dem stolzen Traum der Herrschaft, und seine Größe sank, wie ein Gebäude, dessen Grundpfeiler gewichen, in sich selbst zusammen.

Nach der Schlacht bei Leuktra fiel Epaminondas mit großer Macht in den Peloponnes. Sparta, welches kurz vorher noch weithin geboten, konnte jezt kaum seine eigenen Mauern vertheidigen. Die Blüthe seiner Jugend war getödtet und die unterjochten Völkerschaften, die Bundesgenossen, fielen ab. In diesem Sturm bewies sich Agesilaus als Held, würdig gegen Epaminondas zu streiten. Mit aller Kriegskunst und Anstrengung konnte dieser sich Sparta's nicht bemeistern. Die Athener schlossen einen Bund mit der alten Feindin, und die stolze Siegerin am Aegos bewilligte Athen die gemeinschaftliche Anführung. Epaminondas wich im Rückzug dem Heer des Iphikrates aus und verließ den Peloponnes. Genug hatte er Sparta gedemüthigt. Den zurückberufenen Messeniern hatte er das Land ihrer Väter wieder gegeben, und von zwei Seiten, durch das neu erbaute Messene und durch den starken Waffenplaz Megalopolis (in Arkadien), die lakonische Macht für die Zukunft bedrängt.

Epaminondas und Pelopidas wurden bei ihrer Rückkehr vor ein Blutgericht gestellt, weil sie die Gewalt über die vom Gesez bestimmte Zeit geführt. Mit Mühe entgingen sie der Verurtheilung. Jezt war sechs Jahre hindurch eine Art Waffenruhe in Griechenland. Pelopidas indessen, von den Völkern Thessaliens gerufen, that mehrere glänzende Züge gegen Alexander, den Tyrannen von Pherä. Aber auf dem lezten fand er den Tod. Früher hatte er in Macedonien eine Thronstreitigkeit durch sein Machtwort geschlichtet. Bei dieser Gelegenheit war der junge Philipp als Geisel nach Theben gebracht wor-

Digitized by Google

den. Durch den Umgang mit Epaminondas bildete sich dort das Genie dieses Prinzen aus, welches später für ganz Griechenland, und insbesondere für Theben, sehr verderblich wirken sollte.

Eine Fehde zwischen Tegea und Mantinea veranlaßte jezt einen neuen Zug des Epaminondas in den Peloponnes. In der Nähe von Mantinea wurde die denkwürdige Schlacht geschlagen, welche über Thebens oder Sparta's Größe entscheiden sollte (3621, 362 v. Chr.). Epaminondas' vortreffliche Schlachtordnung errang den Sieg. In dem Augenblick, als er ihn festhalten wollte, traf ihn ein feindlicher Speer. Man trug den Sterbenden in sein Gezelt, und als er vernommen, daß sein Schild geborgen und der Feind geflohen sey, da zog er das Eisen freudig aus der Wunde, und die Heldenseele entfloh. So starb der „Erste der Griechen," nach Cicero's Urtheil.

Griechenland, durch Macedonien unterjocht.

Nach der Schlacht bei Mantinea schlossen die meisten Staaten Frieden. Nur Sparta und Theben söhnten sich nicht aus, aber Schwäche hinderte sie an der Fortsezung des Krieges.

Agesilaus, welcher die Erniedrigung seines Vaterlandes gesehen, ja veranlaßt hatte, entfloh dem Anblick derselben durch einen abenteuerlichen Kriegszug nach Aegypten, auf welchem er starb.

Athen führte einen dreijährigen Krieg gegen die abtrünnigen Bundesgenossen, als Chios, Kos, Rhodus und Byzanz. Die guten Feldherren Iphikrates und Timotheus mußten, weil es ein charakterloser Pöbel wollte, dem nichtswürdigen Chares weichen. Viel Blut wurde umsonst vergossen. Die Bundesgenossen blieben frei.

Das Verhältniß der griechischen Staaten war jezt demjenigen ähnlich, welches vor den Perserkriegen gewesen. Die Hegemonie hatte aufgehört. Vereinzelung, unter dem Namen der Freiheit, war das System. Gleichwohl, da Griechenland noch denselben Länderumfang und dieselbe Volkszahl und bei seinem erhöhten Wohlstand sicher noch mehr Streitkräfte als zur Zeit des Xerxes besaß, auch unter seinen Staaten noch dieselben politischen Bande, mit Ausnahme der Hegemonie, wie früher bestanden: so hätte es nach Außen auch eben so stark als damals seyn mögen, wenn nicht zwischen jezt und damals der wesentliche Unterschied obgewaltet hätte, der zwischen Jugend und Altersschwäche, oder zwischen dem Zustand einer sich erst bildenden Vereinigung und jenem der anfangenden Auflösung ist. Die Ideen des Vaterlandes, der Freiheit, des edlen Ruhmes hatten ihre begeisternde Ge-

Digitized by Google

grhwart verloren; an ihre Stelle waren niedrige Selbstsu erbärmlicher Sinnengenuß, Uebermuth, Neid und eingewurzel Haß getreten; die Erinnerung der Vorfahren bewirkte lee Stolz, keine Nacheiferung; über den noch frischen Gräbern Helden wandelte ein entartetes Geschlecht.

Dazu kam, daß das Verhängniß diesem alternden Griechel land in dem jugendlich kräftigen, benachbarten Macedoni und dessen großem Fürsten Philipp den furchtbarsten Feind ge Die Unterwerfung Griechenlands war vom Augenblick der Thro besteigung Philipps das Ziel seines Strebens, welches er n unerschütterlicher Beharrlichkeit und vieljähriger, nie ermattend Arbeit verfolgte, und endlich erreichte. Abwechselnd Schmeichel und Drohung, List und Gewalt, Gold und Eisen anwenden wußte er die Griechen selbst als Werkzeug zum Verderben d Griechen zu gebrauchen. Mit den Schätzen einer Stadt erkauf er sich Anhänger in der zweiten, mit dem Blute des einen Vo kes die Unterjochung des andern; und als in dem herabgewü digten, entzweiten, verrathenen Griechenland noch einmal d Flamme des Gemeingeistes, durch dringende Noth geweckt, en vorloderte, noch einmal das Losungswort „Vaterland und Fre heit" in der Griechen Reihen tönte, da zertrat sie die sieggewohn Phalanx in Chäronea's leichenvollem Felde (3646, 337 v. Chr.

Mit dieser Katastrophe beginnt die Herrschaft Macedonien Mit seiner Geschichte ist jezt auch die griechische verbunden.

Macedonische Geschichte.

Aelteste Geschichte.

Die älteste Geschichte Macedoniens, so wie des b nachbarten Traziens, ist dunkel und wenig interessant. D Kultur, welche sehr frühe hier gedämmert — Orpheus w aus Trazien — verlor sich wieder, und Jahrhunderte lan herrschte völlige Barbarei. In Macedonien sollen, als Kar nus, ein Heraklide, von Argos dahin zog, und in Edessa s festsetzte (3170), gegen 150 Horden herumgeschwärmt seyn. Sei Eroberungen bildeten nach der Sage die Grundlage eines Re ches, welches schon durch Perdikkas, seinen Urenkel (3271 ansehnlich vergrößert wurde; und — bis zur römischen Herrscha — 650 Jahre dauerte. Darius Hystaspis unterwarf sich Ma

Digitized by Google

cedonien und Thrazien auf seinem scythischen Zuge. Beide Länder wurden wieder frei durch die Siege der Griechen. Die Kolonien dieser lezten vermehrten die Bevölkerung und den Flor. Perdikkas II. (3548) nahm, auf kluge Weise, Antheil am peloponnesischen Krieg gegen Athen. An Archelaus Hof (3571) wurden Euripides Tragödien gespielt. Das Land erhob sich aus der Barbarei, Städte wurden gebaut, Heerstraßen angelegt, der Ackerbau blühte. Aber später wütheten langwierige, innerliche Kriege, besonders unter den Söhnen des Amyntas II. (3614). Illyrier, Thrazier, Athenienser, Thebaner mischten sich in dieselben; Pelopidas führte den jüngsten Prinzen, Philipp, als Geisel nach Theben. Dieser, als die beiden ältern Brüder gestorben und neue Kronprätendenten aufgestanden waren, entwischte von Theben und wurde von den Macedoniern anfangs zum Vormund seines jungen Neffen Amyntas III., bald darauf aber — weil das Bedrängniß der Zeiten einen kraftvollen Herrscher erheischte — zum König erklärt (3625).

Philipp II.

Als Philippus den Thron bestieg, war Macedonien in der äußersten Zerrüttung, von innerer Zwietracht zerfleischt, und bald der Spott und die Beute der Nachbaren. Zwanzig Jahre später stand es da in lebendig aufstrebender Stärke, voll jugendlichen Muthes und Gedeihens. Weithin war seine Herrschaft ausgebreitet über die barbarischen Nationen, vom adriatischen bis zum schwarzen Meer und über des Hämus waldige Höhen bis zu den Fluten des Ister. Der persische Großkönig, welcher ehedessen Macedonien zu den geringsten seiner tributbaren Länder gezählt, betrachtete bereits dessen schwellende Größe mit ahnender Besorgniß.

Die thrazischen, illyrischen, dardanischen Stämme, die Philipp allererst besiegte, dienten dem König durch ihre kriegerische Jugend zu weiterer Eroberung. Eine kostbare Erwerbung war das Land zwischen dem Strymon und Nestus, dessen Bergwerke — im Pangäus — ihm jährlich tausend Talente ertrugen. — Aber alles das und auch die Eroberung der Küstenstädte Amphipolis, Pydna, Potidäa und des mächtigen Olynth war nur Vorbereitung zur Erfüllung des Hauptplanes — der Unterwerfung von Griechenland.

Das Griechenvolk war freilich tief gesunken. Seine Söhne besaßen keinen Gemeinsinn, keine Vaterlandsliebe mehr. Es hatte sich die republikanische Strenge in Weichheit und Ueppigkeit aufgelöst, engherziger Egoismus den Eifer fürs allgemeine Wohl

Digitized by Google

verdrängt, einheimische Zwietracht die edelsten Kräfte verzehrt. Die Griechen vermochten nicht mehr frei und selbstständig zu seyn, weil sie aufgehört hatten, es zu verdienen. Gleichwohl war dieses Volkes Besiegung ein gigantisches Unternehmen für den Fürsten Macedoniens, dessen Vorfahren es sich zur Ehre gerechnet hatten, in die Liste der athenischen Bürger eingetragen zu werden, und dessen Thron eine geraume Zeit von der Gnade Thebens abhing. Es konnte in dem Gemüth der Griechen, was Vaterlandsliebe nicht mehr that, durch kleinere, näher liegende Interessen bewirkt werden; ja, es mochten die Feuerworte eines Demosthenes auch den Trägsten zu männlichen Entschlüssen begeistern, und ein Augenblick der Eintracht unter dem Griechenvolk mußte Macedoniens Macht in ihrem Entstehen zertrümmern. Diesen gefürchteten Augenblick hintanzuhalten, war Philipps angelegenste Sorge, und daß es ihm gelang, der Triumph der politischen Gewandtheit, der Beharrlichkeit und einer undurchdringlichen Verstellung. Da der Name und der Einfluß eines Barbaren gehässig war, so suchte er sich für einen Hellenen geltend zu machen und durch Sprache und Sitte als solchen zu bewähren. In allen Städten gewann er Anhänger, besonders unter den öffentlichen Rednern, indem er sie durch Schmeichelei oder Geschenke bestach, oder auch durch Darleihen, die er nahm, und ihr Interesse mit dem seinigen verknüpfte. Er streute Mißtrauen und Zwietracht unter die griechischen Völker, hielt die einen durch Versprechungen und Einräumungen kleiner Vortheile hin, beschäftigte die andern durch Erregung einheimischer Fehden, und wiegte sie alle durch scheinbare Mäßigung in gefährliche Sicherheit ein. Wo er sich in die griechischen Angelegenheiten mischte, da that er's gerufen, als Vermittler, Schützer oder Vollstrecker der öffentlichen Beschlüsse.

So wurde er von den Stammhäuptern der Thessalier, den Aleuaden, gegen Lykophron, den Tyrannen von Pherä, zu Hilfe gerufen. Er besiegte diesen (3632), und gebot nun selbst in Thessalien. Bald nachher baten ihn die Thebaner um Beistand gegen die Phocier, und öffneten ihm hierdurch die Thore von Hellas.

Dieser heilige Krieg — er heißt also, weil er wegen der Interessen eines Gottes geführt ward — gab den nähern Anlaß zu Griechenlands Verderben. Die Thebaner hatten aus alter Feindschaft ein Straferkenntniß der Amphiktyonen gegen die Phocier, welche einige Aecker Apollo's bebaut hatten, erwirkt und hierdurch die Erstern zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht, die delphischen Tempelschätze zu rauben. Dergestalt erlangten sie die Mittel zum beharrlichsten Widerstand. Zehn Jahre währte dieser

Digitized by Google

mit fanatischer Wuth geführte Krieg. Athen und Sparta stritten für die Phocier; sie selbst wurden durch die drei Brüder Philomelus, Onomarchus und Phayllus, welche nach einander als Heerführer den Heldentod starben, zur Tapferkeit entflammt. Das ermattete Theben rief den lauernden Philipp herbei. Er kam, erdrückte die Phocier, und erhielt zum Lohn, nebst dem Ruhm eines religiösen Fürsten, die zwei Stimmen im Rath der Amphiktyonen, welche die Gottesräuber bis dahin geführt, und damit einen gesezlichen Einfluß in die griechischen Geschäfte (3640).

Aber zwei Männer hielten ihn in seiner Laufbahn auf, Demosthenes und Phocion; der Erste durch die Begeisterung, die er von der Rednerbühne herab dem Volke ertheilte, durch den Späherblick, womit er die Absichten Philipps erkannte, und die Unermüdlichkeit, mit welcher er denselben entgegen arbeitete; der Zweite — der Retter von Perinthus und Byzanz — durch hohes Feldherrntalent und altgriechische Tugend.

Ein zweiter heiliger Krieg führte die endliche Katastrophe herbei. Die Lokrer von Amphissa, die sich des vom delphischen Apoll angesprochenen Hafens von Cirrha bemächtigt hatten, wurden von den Amphiktyonen geächtet. Philipp erhielt den Auftrag der Achtsvollstreckung. Er zog durch den Thermopylen-Paß, und — nicht länger schien ihm Verstellung nothwendig — bemächtigte sich des festen Elatea. Die Griechen erwachten aus ihrem Schlummer und — zagten. Da brachte Demosthenes siegende Beredsamkeit eine Allianz zwischen Theben und Athen zu Stande, ungeachtet des wechselseitigen Hasses. Auch die Achäer, die Korinther und andere Völker eilten herbei zur Vertheidigung der Freiheit. Es war ein lezes Aufwallen des Patriotismus. Bei Chäronea in Böotien trafen die Heere auf einander (3646, 337 v. Chr.). Die Schlacht war blutig. Philipps Besonnenheit erhielt den Sieg über die ungestüme Hize der Griechen. An diesem Tag ging die Freiheit Griechenlands unter. Die Mäßigung des Königs vollendete die Unterwerfung. Nur gegen Theben wurde einige Strenge geübt; Athen erhielt einen guten Frieden. Die Abgeordneten aller griechischen Staaten sollten nach Korinth kommen, um dort die Anträge des Siegers zu vernehmen.

Es war geschehen. Weiterer Widerstand schien unmöglich. Jezt triumphirten überall die Freunde Macedoniens; die Patrioten verstummten, ihre Hoffnung der fernen Zukunft übergebend; und die Menge, betäubt und muthlos, erwartete von des Siegers Gnade ihr Heil. Dennoch wagte es Philipp nicht, sich König der Griechen zu nennen, wohl wissend, daß das Volk mehr an Namen und Formen, als an der Sache hängt: aber zum Heerfüh-

Digitized by Google

rer der Griechen ließ er auf dem korinthischen Reichstag sich ernennen, gegen die Perser, welche der Nation erblicher Haß verfolgte. Nur Sparta hatte den Tag nicht beschickt.

Schon waren die Heere versammelt, schon zagte der Hof zu Susa — da trat das Schicksal in die Mitte, und raffte den König weg. Mitten unter seinen Freunden und Dienern, umgeben von Verwandten und Lieblingen, traf ihn an einem der Freude und Versöhnung geweihten Tag das tödtliche Schwert, welches seine eigene Gattin dem Mörder gereicht, und sein Sohn nicht entwunden hatte (3648, 335 v. Chr.).

Alexander der Große.

Dieser Sohn, Alexander, auf welchem wenigstens der Verdacht des Vatermordes lastet, hatte schon in früher Jugend die bewundernden und sorgenden Blicke der Nationen auf sich gezogen durch früh reifenden Herrschersinn und flammende, in That und Rede sich aussprechende, Ruhmsucht. Selbst sein Vater hieß ihn, mit prophetischem Geiste, sich ein anderes Reich suchen, Macedonien sey für ihn zu klein; und es mochten die Völker in den Thränen, die der junge Alexander bei den Nachrichten von Philipps Siegen vergoß, weil der Vater ihm selbst Nichts mehr zu erobern übrig lassen würde, ahnend jene Ströme von Blut und Thränen erblicken, welche seine Größe sie kosten würde. Als Philipp starb, ergriffen, als hätte die allgemeine Losung der Freiheit ertönt, die besiegten Völker die Waffen, um Macedoniens verhaßte Herrschaft zu stürzen.

In so drohender Lage waren Viele, die Alexandern riethen, das Ungewitter durch Gelindigkeit und Nachgeben zu beschwören. Aber Er, die ganze Wichtigkeit des Augenblickes fühlend, verwarf die furchtsamen Rathschläge, und beschloß, die einheimischen und auswärtigen Empörer vereinzelt durch plötzliche Gewalt und Schrecken zu lähmen, ehe sie Zeit gewännen, zu seinem Verderben sich zu vereinigen. Also zog er mit seinen Getreuen schnell und furchtbar umher, zerschmetternd, was sich widersetzte, aber Gnade anbietend den Reuigen. Die Nachkommen der Sieger von Marathon und Platäa suchten jetzt ihr Heil in eiliger Unterwerfung. Sie priesen sich glücklich, daß Alexander sich begnügte, so wie früher sein Vater, Feldherr der Griechen gegen die Perser zu heißen. Als aber der König weit weg von dem beruhigten Griechenland zur Unterwerfung der kühnern Barbaren zog, so brach eine abermalige Empörung, vornehmlich in Theben, aus, welche jedoch Alexander durch überraschend schnelle Rückkehr und Eroberung Thebens dämpfte. Unter Trompetenschall wurde diese

unglückliche Stadt — andern zum schreckenden Beispiel — zerstört; und, mit Ausnahme von Pindars Geschlecht, alle Einwohner getödtet, oder als Sklaven verkauft.

Jezt kannte die wegwerfende Schmeichelei der Griechen keine Grenze mehr. Alexanders Ernennung zum Oberfeldherrn wurde mit Jubel erneuert und nun rasch die Hand an's blutige Werk gelegt.

Die Vertheidigungsanstalten der Perser waren ohne Energie und Zusammenhang. Statt den Hellespont zu vertheidigen, stellten sie sich am Granikus auf (3650, 333 v. Chr.), und wurden leicht überwältigt durch den ersten Ungestüm des macedonischen Helden. Kleinasien war der Preis des Sieges und die von den Städten Joniens ausgerüstete Flotte eine wichtige Verstärkung.

Darius, seinem Verhängniß folgend, hatte die persische Macht in die cilicischen Engpässe geführt, vergessend, was einst bei Marathon und was bei Salamis Verderben über die zusammengedrängten Schlachtschaaren gebracht. Er sah die Zertrümmerung des Heeres, gab sein reiches Lager, gab seine Familie dem Sieger preis, und floh, voll Schmerz und Betäubung, in's Innere seines Reiches.

Unaufhaltsam zog Alexander durch die blühenden Küstenländer Syrien, Phönizien, Palästina, hinab bis an die ägyptische Grenze. Nur Tyrus, die Königin des Meeres, welche sich unter dem persischen Scepter einer gelinden Beherrschung erfreute, durch ihre Flotte und durch die insularische Lage stark, beschloß, zu widerstehen. Ihre Eroberung, nach siebenmonatlichem, fürchterlichem Kampf, war der Triumph der Kriegskunst und unbeugsamen Beharrlichkeit; aber das schaudervolle Loos, das nun über die Stadt und die edlen Tyrer erging, vielleicht der abscheulichste Flecken in Alexanders bluttriefender Geschichte.

Die unermeßlichen Opfer, die jezt Darius, um Frieden zu erhalten, anbot, wurden von dem übermüthigen Sieger mit Hohn verworfen und, nach Eroberung von Gaza, Aegypten, das von jeher die Perser haßte, leicht bezwungen (3652). Mit Mühe und Gefahr pilgerte jezt Alexander durch den libyschen Sand zur berühmten Oase, wo der uralte Tempel Jupiter Hammons stand, dessen Priester ihn für des Gottes Sohn erklärte (3653).

Von Aegypten, wo er seinem Ruhm das herrlichste Monument durch Erbauung Alexandriens gesezt, brach der Unersättliche endlich nach Mittelasien auf. Auf den Ebenen von Arbela geschah der lezte, entscheidende Schlag (3654, 329 v. Chr.). Er ließ sich voraussehen. Gleichwohl ist in der Art, wie den Darius das Unglück traf, und in der Vollendung desselben abermals das Ver-

hängniß sichtbar. Das Herz der persischen Staaten, das königliche Babylon, und Susa, mit den Schätzen Asiens erfüllt, und — nach kühn durchbrochenen Gebirgspässen — auch die ehrwürdige Persepolis fielen jezt in des Siegers Gewalt. Hier war es, wo der berauschte Alexander, auf der athenischen Buhlerin Thais Mahnen, das heiligste Nationaldenkmal der Perser mit Feuer zerstörte.

Die schnelle Eroberung der nördlichen Provinzen (Medien, Parthien, Hyrkanien, Margiana und Aria), wohin Darius nach seiner Niederlage sich geflüchtet, zeigte, daß Alexander nicht nur zu siegen, sondern den Sieg auch zu nüzen verstand. Darius erlitt einen traurigen Tod durch des Verräthers Bessus Hand. Das unaufhaltsame Vordringen Alexanders hatte die Ausführung des Bubenstücks beschleunigt. Die Verfolgung und nachmalige Hinrichtung des Bessus (3656) oder Artaxerxes IV., wie sich der Usurpator nannte) war das Werk der Politik und der Feindschaft, nicht der Gerechtigkeitsliebe. Alexander selbst war nicht nur Thronräuber, sondern bereits auch zum Mörder herabgesunken: er hatte der Folter des Philotas beigewohnt und dessen Vater Parmenio, seinen treuesten Freund und Diener, banditenmäßig tödten lassen. Bald darauf ermordete er Klitus, seinen Milchbruder und Retter, mit eigener Hand. Die Hize des Rausches und Klitus Frechheit mögen dieses Verbrechens Zurechnung mildern; aber Kallisthenes Hinrichtung (3657) – die Rache wegen verweigerter Anbetung — ist ein ewig empörender Frevel.

Das Verlangen, den Ruhm der alten Heroen, von deren Zügen nach Indien die Sage ging, zu übertreffen, trieb Alexandern zum Angriff auf dieses entfernte Land. Nachdem er die Evergeten, Arachosier, dann die Völker von Baktrien, Sogdien und Paropamisus bezwungen, zog er mit seinen schon längstens kriegsfatten Macedoniern in das volkreiche Nord-Indien (Panjab) ein. Dessen Einwohner, die Vorfahren der heutigen Seiks und Maratten, gehörten zur indischen Krieger-Kaste. Daher ist ihre tapfere Gegenwehr begreiflich. Die Allianz mit dem König Taxiles erleichterte jedoch Alexanders Vordringen. Er ging über den Indus, dann über den Hydaspes (Behat oder Chelum), schlug den heldenmüthigen Porus, welchen er dann sich zum Freund machte, und weiter über den großen Acesines (Schenaub) und Hydraotes (Rauvi) bis zum Hyphasis (Bejah), nahe an der Scheidungslinie der großen Flußgebiete des Indus und Ganges. Schon verschlang er im Geist die Schäze des jenseitigen Indien, als die entschlossene Weigerung seiner Soldaten, weiter zu gehen, ihn zur Rückkehr zwang (3658). Mißvergnügt trat er den Rückweg durch

Digitized by Google

das Land der Mallier (Multan) zum Hydaspes an, fuhr dann auf diesem Fluß in den Acesines, von diesem in den Indus und auf dem lezten bis zum Weltmeer, alle Nationen an beiden Ufern bezwingend. Nun ließ er die Flotte unter Nearchus die interessante Fahrt von der Mündung des Indus bis zum persischen Meerbusen thun, und ging mit dem Landheer durch die Sandwüsten von Gedrosien und Carmanien nach Persis und von da nach Babylon zurück. Drei Viertheile der Truppen wurden durch Hunger und Krankheiten aufgerieben; nach überstandener Noth aber der Zug der Weltstürmer durch unabgebrochene Bacchanalien geschändet.

In Babylon gab Alexander den Abgeordneten und Statthaltern der Provinzen und den Gesandten ferner Völker Gehör, schaffte — wie er Solches auch auf der Reise gethan — viele Mißbräuche der Verwaltung ab, ertheilte Belohnungen und Strafen, und entwarf große Plane für die Zukunft, sowohl in Beziehung auf die Organisirung seines Reiches, als auf die Erweiterung desselben.

Man weiß nicht genau, welches die Plane gewesen. Aber so viel läßt sich erkennen, daß er alle Theile seines unermeßlichen Reiches zu einem fest zusammenhängenden Ganzen bleibend verbinden wollte.

Griechische Feinheit, Kunst und Wissenschaft sollten am Indus und Orus und in den hyrkanischen Wäldern gedeihen, und — wie ließ sich sonst das große Ganze zusammenhalten? — Griechen und Macedonier sollten wie Perser gehorchen lernen. Die Hauptstadt des Reiches sollte Babylon seyn, die uralte Königsstadt, in der Mitte der damals bekannten Welt gelegen, und durch diese Lage geeignet, auf Wasser- und Landwegen mit den fernsten Völkern in leichter Verbindung zu stehen.

Aber diese Segnungen der Civilisation, des Wohlstandes, der Aufklärung sollten nicht auf den Umfang Eines — wenn auch großen — Reiches beschränkt bleiben; es sollten vielmehr alle Völker der Erde zur Theilnahme an denselben berufen werden. Die möglichst weite Ausbreitung des Handels und zuverlässiger noch die Waffengewalt und Eroberung sollten die große Idee verwirklichen, und Alexandern zugleich zum Weltherrscher machen.

In diesem Sinne soll Alexander sich vorgenommen haben, nach vorläufiger Eroberung Arabiens, welches allernächst zur Rundung seiner Staaten gehörte, mit einer mächtigen Flotte von dem rothen Meer aus ganz Afrika zu umschiffen, auf jenen Wegen, welche einstens phönizische Piloten unter Necho's Auspicien befahren, alle Nationen dieses Welttheils zu bezwingen, dann aber durch die gadetanische Straße in's Mittelmeer zu

Digitized by Google

steuern, auch dessen Bewohner, vorzüglich Karthager und Römer, huldigen zu lassen, und endlich, nach vollbrachter Welteroberung, vom Niedergang her in's väterliche Reich zurückzukehren, von welchem er ostwärts ausgezogen.

Aber ihm war vom Schicksal Nichts weiter zu wirken vergönnt. Im zwei und dreißigsten Jahr seines Alters starb der macedonische Held, am Trunk, an Gift oder an Erschöpfung, und sein unvollendetes Werk ging unter den heftigsten Erschütterungen in Trümmer.

Zersplitterung des alexandrischen Reiches.

Nach Alexanders M. Tode herrschte durch drei und zwanzig Jahre in allen Ländern seines weiten Reiches Verwirrung und Blutvergießen. Von den Völkern und ihren Interessen kömmt — einige Bewegung in Griechenland und etwa die Anhänglichkeit der Babylonier an Seleukus ausgenommen — in dieser langen Zeit nicht das Mindeste vor. Wir sehen nichts als Generale und Soldaten, welche über die Theilung einer herrenlosen Heerde sich zanken, und in diesem Streit sich selbst unter einander, sowie die Heerde mit unsinniger Wuth zerfleischen. Es gibt wenig so klägliche Zeiten in der Geschichte.

Alexander hatte eine zahlreiche Familie (meist Seitenverwandte, dann seine Mutter Olympias, auch einige Wittwen, worunter Roxane, welche erst nach des Königs Tod den eigentlichen Erben, Alexander Aegäus, gebar) hinterlassen. Niemand darunter war geeignet, die Zügel des Reiches in diesen drangvollen Zeiten zu führen. Das einzige Band, welches die alexandrischen Staaten zusammenhielt, war die Armee. Diese aber hing zunächst an ihren Generalen, welche — im Bewußtseyn ihrer Macht — es verschmähten, unmündigen oder blödsinnigen Personen oder Weibern zu gehorchen. Es blieb Nichts übrig, als die Theilung des Reiches unter diese Machthaber. Aber wie hätte sie friedlich geschehen können zwischen leidenschaftlichen, herrschsüchtigen Menschen, die an die Entscheidung des Schwertes gewohnt waren? — Daher, obgleich anfangs aus gegenseitiger Scheu oder aus einem Rest der Ehrfurcht für das königliche Haus den Angehörigen Alexanders der Name der Herrschaft und den Generalen bloß die Statthalterschaft der Provinzen ertheilt wurde, bald nachher die blutigsten Kriege losbrachen, und unter den heftigsten Erschütterungen das ganze alexandrische Haus, als um des Hauptes Schuld zu sühnen, durch Mörder und Henker vertilgt wurde.

Die wichtigsten der alexandrischen Generale waren: Perdik-

kas, Antipater und dessen Sohn Kassander, Ptolomäus, Seleukus, Lysimachus, Antigonus mit seinem Sohn Demetrius und Eumenes.

Durch gemeinschaftliche Verabredung wurde anfangs Perdikkas — welchem Alexander sterbend seinen Siegelring übergeben — zum Reichsverweser ernannt. Philipp Arrhidäus, Alexanders Halbbruder, welcher später Eurydicen, seines Vaters Nichte, heirathete, sollte gemeinschaftlich mit Roxanens neugebornem Sohne König seyn. Den Generalen wurden Provinzen ertheilt. Aber bald entstand bürgerlicher Krieg, und Perdikkas wurde von seinen eigenen Soldaten erschlagen (3662).

Hierauf wurde Antipater, welchem schon Alexander die Verwaltung der europäischen Provinzen anvertraut, an Perdikka's Stelle gesezt (3663). Dieser einsichtsvolle Regent starb in demselben Jahr, und übertrug durch eine leztwillige Verfügung die vormundschaftliche Gewalt nicht seinem Sohne Kassander, dessen leidenschaftliche Gemüthsart er scheute, sondern seinem Waffenbruder Polysperchon. Aber Kassander erklärte sich als Feind Polysperchons und der zu dessen Beistand herbeieilenden Olympias. Philipp Arrhidäus und seine Gemahlin Eurydice hielten's mit ihm. Allein Olympias besiegte sie, und ließ Beide hinrichten; wurde aber selbst von Kassander erwürgt (3668), welcher nachher (3674) auch den unmündigen Alexander und dessen Mutter Roxane umbrachte.

In Asien hatte Antigonus, der Temenide, Kleinasien als Provinz erhalten. Unermüdet durch Ränke und Waffen strebte er nach Erweiterung der Herrschaft. Er besiegte zuerst Eumenes, den einzigen Freund des alexandrischen Hauses, und tödtete ihn. Jezt zog der Mörder gegen Seleukus, welcher Babylon verwaltete. Dieser floh nach Aegypten, wo Ptolomäus befahl, und bewog diesen zu einem Bündniß, welchem auch Kassander in Macedonien und Lysimachus in Thracien beitraten. Ein mehrjähriger blutiger Krieg verwüstete die Länder. Ptolomäus erhielt einen großen Sieg, und Seleukus, durch die Liebe des Volkes unterstüzt, eroberte Babylon wieder (3672). Dennoch behielt Antigonus durch seine und seines Sohnes Demetrius, des Städtebezwingers (Poliorcetes), Tapferkeit und Kriegskenntniß die Oberhand, und diktirte (3673) einen Frieden, der ihm seine meisten Eroberungen ließ. Aber bald brach ein neuer Krieg aus, worin Antigonus und Demetrius anfangs glänzende Siege erfochten, aber zulezt von ihren verbündeten Feinden bei Ipsus, einem phrygischen Städtchen, eine völlige Niederlage erlitten (3638). Der 84jährige, tapfere, aber rohe und nimmersatte Antigonus verlor hier die Herrschaft Asiens

und das Leben. Demetrius floh, um die Trümmer seiner Macht in Griechenland zu retten. Die siegreichen Generale theilten unter sich den Raub, und da sie zugleich (mit Ausnahme Kassanders) den selbstständigen Titel der Könige annahmen, so hörte nun auch der Schein der Verbindung der alexandrischen Staaten auf; die getrennten Massen consolidirten sich zu eigenen Reichen, welche jedoch, ungeachtet der nationellen Verschiedenheit ihrer Unterthanen, durch die Herkunft ihrer Regentenhäuser, durch die Beibehaltung einiger Hauptzüge der macedonischen Verfassung und Sitte und durch ihre vielen gegenseitigen Berührungen in Krieg und Frieden sich als ein zusammenhängendes Staatensystem darstellen.

Neue Reiche.

Zu denselben gehören nun vorzüglich: 1) Macedonien und Griechenland, welche beide unter sich noch in einem besondern Zusammenhang stehen, also, daß ihre Geschichte auch in Verbindung erzählt werden muß. 2) Das große syrische Reich, gestiftet von Seleukus (welcher Nikator von seinen vielen Siegen heißt), und die Hauptmasse des alten Perserreichs enthaltend. Der parthische und der wieder auflebende jüdische Staat sind losgerissene Stücke davon. 3) Das ägyptische Reich, durch Ptolomäus Lagi gegründet, das längst dauernde von allen. 4) Mehrere kleinere, vorzüglich kleinasiatische Reiche, deren Geschichte füglich die einiger benachbarter Staaten, welche durch das gemeinschaftliche Schicksal der Unterwerfung unter Rom in einer gewissen Verbindung stehen, angehängt wird.

I. Neu-Macedonien und Griechenland.

Antipater. Die Unfälle Macedoniens.

So sehr Philipp und Alexander die Griechen vor allen besiegten Völkern ausgezeichnet und mit weiser Schonung ihnen Namen und Form der alten Verfassung gelassen hatten; so wurde doch der Verlust der Unabhängigkeit und die Befleckung des Nationalruhms schmerzlich gefühlt, und war der heftigste Haß gegen die fremde Herrschaft in den Herzen der meisten Griechen lebendig. Als Alexander siegreich in's Herz von Asien drang, fing er die griechischen Abgeordneten auf, welche mit Darius ein Bündniß unterhandeln sollten, und bald ward ihm die Nachricht eines im

Peloponnes ausgebrochenen Aufstandes. Agis II., König von Sparta, von alter Größe träumend, wagte, gegen Antipater, welchen Alexander als Statthalter der europäischen Provinzen zurückgelassen, in die Schranken zu treten. Aber seine zusammengeraffte peloponnesische Kriegsschaar wurde bei Megalopolis (3654) zerstäubt und Agis getödtet.

Es war eine geheime Gährung in den griechischen Städten. Die erlittene Schmach schien einige Funken des alten Geistes geweckt zu haben. Die Menge war fast allenthalben für die Freiheit, die Reichern und Vornehmern für Macedonien, oder doch für kluge Mäßigung und Fügung in die Zeitumstände. Da erscholl die Nachricht von Alexanders Tod, und die Griechen, mit fast einmüthigem Enthusiasmus, ergriffen die Waffen. Nur Böotien und Sparta, die noch von frischen Schlägen bluteten, dann Achaja und Argos, durch die macedonische Besazung in Korinth bedroht, blieben ruhig. Demosthenes Reden ertönten überall, und vergrößerten den Brand. Athen war an der Spize, Leosthenes Feldherr. — Es schienen die Zeiten des Themistokles zurückzukehren. Antipater, mit aller Macht, die er sammeln kann, eilt herbei, wird geschlagen und in Lamia belagert. Leonnatus führt ein Hilfsheer aus Asien herüber, und verliert Schlacht und Leben (3663). Athen ist voll Jubel; nur Phocion, tiefer in die Lage der Sachen blickend, weissagt Unglück.

Auch war bereits Leosthenes vor Lamia geblieben, und Kraterus mit vielem Kriegsvolk zum Entsaz der Festung herangerückt. Die Griechen erlitten eine blutige Niederlage, und Antipater, so schlau als tapfer, trennte den Bund, und schrieb den einzelnen Staaten die Friedens- oder Unterwerfungspunkte vor. Athen insbesondere drang er — wie einst Lysander — eine aristokratische Regierung auf, und forderte die Auslieferung der Volksführer. Unter denselben war Demosthenes, der, als er auf der Flucht eingeholt ward, einen freiwilligen, des Redners der Freiheit würdigen Tod nahm. Phocion, der Vermittler dieses Friedens, kam an die Spize der Regierung.

Antipaters Tod gab das Signal zu neuen Stürmen. Denn Polysperchon, sein Nachfolger, bemerkend, daß die von Antipater eingesezten aristokratischen Gewalten meist an dessen Sohn Kassander hingen, erklärt sich für die demokratische Partei, welche nun in vielen Städten, wiewohl unter heftigen Stürmen, die Oberhand erhielt. Dieß geschah auch in Athen, wo jezt der edle Phocion ein Opfer der Volkswuth wurde (3666).

Der Triumph der Demokraten war nicht von Dauer. Kassander war Polysperchon überlegen, und befestigte seine Herrschaft durch

Vermählung mit Theſſaloncie, Alexanders M. Schweſter. Er ſchloß, ſo weit ſein Anſehen reichte, die Maſſe von der Herrſchaft aus, und übertrug die Regierung Athens dem edlen und weiſen Demetrius von Phalera, deſſen zehnjährige Verwaltung vielleicht die glücklichſte Periode in der atheniſchen Geſchichte iſt.

Aber der 3673 geſchloſſene Friede, wornach den griechiſchen Städten die Freiheit zugeſichert war, brachte eine neue Umwälzung. Jeder wollte Griechenland befreien, um ſelbſt darin zu herrſchen. Demetrius (Poliorcetes) kam den Uebrigen zuvor, erſchien vor Athen, wurde „Gott der Erretter“ genannt, und Demetrius Phalereus, der gütigſte Regent, welchem die Schmeichelei 300 Statuen errichtet hatte, entging nur durch ſchnelle Flucht einem ſchmählichen Tod.

Nach der Schlacht bei Ipſus verſchloß Athen demſelben Demetrius (Poliorcetes), welchen man kurz zuvor zum „Oberfeldherrn des durch ihn befreiten Griechenlands“ ernannt hatte, die Thore, wurde von ihm erobert, und fiel von Neuem ab; welcher häufige Wechſel ſich nur durch den Kampf zweier Parteien in derſelben Stadt erklärt.

Indeſſen hatten ſich über Macedonien die Schrecken des innern und äußern Krieges gehäuft. Kaſſander war drei Jahre nach der Schlacht bei Ipſus geſtorben (3686); und gleich nach ihm ſein älteſter Sohn Philipp I. Die beiden andern, Antipater und Alexander, zankten ſich um die Krone. Ihre Mutter Theſſaloncie, die allein noch übrig war von Alexanders M. Geſchlecht, fiel, wie ſie den Jüngſten unterſtützte, durch Antipaters Schwert! Der Gottloſe fand bald ſeinen Tod an Lyſimachus Hof (in Thrazien), wohin er geflohen. Alexander bat die zwei länderſüchtigen Fürſten, Pyrrhus von Epirus und Demetrius, den Städtebezwinger, um Hilfe, erhielt ſie, und wurde von dem Leztern ermordet (3690). Antipaters Haus war nun erloſchen, und Demetrius, demſelben verſchwägert und ein Temenide, erhielt die macedoniſche Krone.

Nicht weiſer gemacht durch ſein früheres Unglück, rüſtete ſich Demetrius zu neuen Eroberungen, und verlor darüber Macedonien. Verzweiflungsvoll that er jezt einen Einfall in Kleinaſien, wurde von Seleukus, ſeinem Schwiegerſohn, zur Uebergabe genöthigt, und ſtarb nach dreijähriger, jedoch leichter Gefangenſchaft (3699). Wenige Fürſten ſind durch Charakter und Schickſal ſo intereſſant als Er.

Lyſimachus und Pyrrhus zankten ſich um Macedonien. Der erſte ſiegte. Aber in Folge von häuslichen Zerwürfniſſen, worein Seleukus Nikator ſich miſchte, entſtand Krieg wieder Dieſen, und es lieferten ſich in dem Gefilde von Korupedion die

beiden einzig noch lebenden Generale Alexanders — einer 77, der andere 80 Jahre alt — eine blutige Schlacht (3702), Lysimachus verlor sie mit dem Leben. Seleukus, im Begriff, die Herrschaft Asiens mit dem Thron Macedoniens zu vereinbaren, wurde durch den ägyptischen Prinzen Ptolemäus Ceraunus ermordet.

Dieser blieb, nach zwei Jahren, in der Schlacht gegen eine ungeheure Schaar von Galliern, die unter Belgius in's Land gefallen waren. Ein anderer Haufe stand unter Brennus. Es war ein unerhörter Schrecken und eine grenzenlose Verwüstung. Man weiß nicht, was die Veranlassung dieser merkwürdigen Auswanderung gewesen. Die Gallier, nach abermaligen Siegen und schwer vom Raube, richteten jezt ihren Zug gegen Griechenland und drangen unter blutigen Gefechten bis Delphi, wo ihnen die religiöse und patriotische Begeisterung der Griechen eine fürchterliche Niederlage beibrachte (3708). Brennus, in Verzweiflung, gab sich, mit Vielen seines Heeres, den Tod. Der Ueberrest der Gallier ging nach Thrazien, von da nach Kleinasien, sezte allvort sich fest, und gab dem eroberten Lande den Namen Galatien.

Antigonus Gonatus und sein Haus.

Auf den erledigten Thron Macedoniens schwang sich jezt Antigonus von Gonni, Demetrius des Städtebezwingers edler Sohn. Macedonien, von anhaltenden Drangsalen erschöpft, und von frischen Wunden blutend, empfing ihn als Retter (3706). Doch mußte er noch mit Pyrrhus und dessen Sohn Alexander kämpfen. Zweimal wurde er vertrieben, kam wieder, und behauptete sich bis an seinen Tod. Er war ein durchaus lobenswürdiger Fürst, Wiederhersteller des Reichs und Ahnherr aller folgenden Könige.

Demetrius II. (3742), hierauf dessen Vetter Antigonus II. Doson (3752), dann Demetrius Sohn, Philipp II. (3663), endlich Perseus (3806), sind die Könige, deren Regierung die dritte Periode der macedonischen Geschichte bildet, wenn wir die erste von Karanus bis Alexander M. und die zweite von diesem bis Antigonus Gonatus rechnen. Der Traum der Weltherrschaft war nun verschwunden, das Kaiserthum Macedonien war abermal zum mäßigen Königreich geworden, welches nach einer langen Reihe der schrecklichsten Bedrängnisse mühsam eine neue Konsistenz erwarb. So wie ehemals, war es jezt wieder in unrühmliche Fehden mit den benachbarten barbarischen Stämmen verwickelt, und der Preis von des großen Philipps Thaten, Griechenland, zum zweitenmal sein höchstes Ziel. Als es aber, auf ähnlichen Wegen, durch Politik und

Digitized by Google

Waffen demselben nahe gekommen, so entriß ihm der Römer Schwert die Frucht seiner Anstrengungen, und zertrümmerte den macedonischen Thron.

Die Eidgenossenschaften der Achäer und der Aetolier.

Demselben Verhängniß erlag fast gleichzeitig das nach langen Drangsalen endlich durch die Gunst der Umstände und die Leitung einiger großen Männer zu einem abermaligen — wiewohl kurzen — Glück erblühte Griechenland. Die beiden jetzt entstehenden neuen Eidgenossenschaften der Aetolier und der Achäer gehören zu den interessantesten Partien der griechischen Geschichte.

Schon in den alten Zeiten der Freiheit hatten unter den Aetoliern sowohl als unter den Achäern Bündnisse bestanden. Aber neben den blühenden Hauptstaaten Griechenlands konnten jene wegen ihrer Rohheit, und diese wegen ihrer Schwäche sich wenig bemerklich machen. Unter der macedonischen Herrschaft waren alle Staaten zu gleicher Erniedrigung verurtheilt. In vielen Städten waren kleine Tyrannen. Jezt erneuerten vier von den zwölf alten achäischen Gemeinden ihren durch den Drang der Zeiten unterbrochenen Bund (3698). Ihr Werk, das auf Eintracht, Gleichheit und Freiheitsliebe gegründet war, gedieh und erstarkte. Nachdem die übrigen Städte Achaja's zum Bunde getreten, brachte Aratus (3733) seine Vaterstadt Sycion, die er von ihren Tyrannen befreit hatte, das wichtige Korinth, dessen macedonische Besazung er heldenmüthig vertrieben, das nahe Megara und selbst Athen, die Zierde Griechenlands, zu demselben, und verstärkte ihn fortwährend durch — meist peloponnesische — Städte, deren Tyrannen er bald durch List, bald durch Waffen besiegte.

In dem gallischen Kriege hatten die ätolischen Stämme sich Ruhm erworben. Es gab solches Anlaß zur festern Schließung ihres alten Bundes und zur Erweiterung desselben. Dieses ungeschlachte Volk, nur im Krieg und Rauben geschickt, und, troz der griechischen Abkunft, von ächt barbarischer Sitte, erhielt hierdurch Macht und Einfluß. Niedrige Eifersucht machte den ätolischen Bund zum Feind des achäischen, und seine Rohheit gab ihn den Intriguen der auswärtigen, feinern Politik preis.

Auch Sparta, welches damals durch eine einheimische Revolution von Neuem erstarkte, war des achäischen Bundes Feind. In dieser Stadt herrschten wohl noch die alten, lykurgischen Formen, aber länger nicht mehr deren Geist. Zugleich war die Macht der Ephoren in tyrannische Oligarchie ausgeartet. Der junge König Agis III., der lezte der Eurytioniden, beschloß das

Wagestück einer Reform, damit bei wiederhergestelltem Grunde auch die spartanische Größe sich wieder erhebe. Allein das Unternehmen scheiterte. Agis wurde auf Befehl der Ephoren ergriffen, in's Gefängniß geworfen und erdrosselt.

Aber seines Feindes Leonidas Sohn, Kleomenes III., trat jezt in des Gefallenen Fußstapfen, und führte das Wagestück aus. Mit dem nämlichen Heldenmuth, wie Agis, ausgerüstet, besaß er mehr Schlauheit und Menschenkenntniß, aber weniger Rechtlichkeit und Gefühl. Ein glücklich geführter Krieg gegen die Achäer, in deren Bund zu treten Sparta sich geweigert, vermehrte Kleomenes Ansehen, und lenkte die Blicke des Volkes auf die äußern Geschäfte. Beim Heimkehren von einem glänzenden Zuge ließ Kleomenes durch vorausgeschickte Soldaten die sorglosen Ephoren ermorden, und forderte das bestürzte Volk zur Wiederherstellung der lykurgischen Einsezungen — besonders was die Gleichheit des Vermögens und die Erziehung betreffe — mit Nachdruck und günstigem Erfolge auf. Das Schrecken der spartanischen Waffen schien mit dieser politischen Wiedergeburt zurückzukehren. Kleomenes drängte die Achäer so sehr, daß sie an dem waren, sich jede Friedensbedingung und selbst die Erklärung des spartanischen Königs zum achäischen Oberfeldherrn, d. h. also zum Gebieter, gefallen zu lassen.

In dieser äußersten Gefahr entschloß sich Aratus, das vieljährige Bundeshaupt der Achäer, zu einem verzweiflungsvollen Schritt. Er rief Antigonus (Doson) von Macedonien um Hilfe an (3757, 226 v. Chr.), und um der einheimischen Despotie zu entgehen, gab er das so schön befreite Vaterland der auswärtigen Herrschaft preis.

Mit unverhaltener Freude versprach Antigonus die begehrte Hilfe; aber er ließ sich vorerst als Pfand der Treue die Feste Korinths, den Schlüssel des Peloponnesus, überliefern. Ein macedonisches Heer zog über den Isthmus. Die achäische Macht stieß zu demselben. Kleomenes raffte seine Streitkräfte zusammen, bewaffnete die Heloten, und wagte bei Sellasia den entscheidenden Kampf. Aber die Phalanx durchbrach die spartanischen Reihen, und eine fürchterliche Niederlage begann. An diesem Tage fiel die Blüthe der dorischen Bevölkerung (3762, 221 v. Chr.), und zum erstenmal — seit der heraklidischen Zeit — zog ein fremder Sieger in die Straßen von Sparta. Kleomenes floh nach Aegypten, und fand daselbst bald den Tod. Sparta erholte sich nie mehr. Faktionen, auch einzelne Tyrannen (unter ihnen ist zumal Nabis berüchtigt), geißelten das entwürdigte Volk.

Aratus freute sich des Sieges nur wenig; denn er sah jezt

den Macedonier herrschen. Zwar Antigonus starb bald, aber sein Nachfolger Philipp II. war noch gebieterischer.

Hierzu kam ein neuer Krieg mit den Aetoliern, veranlaßt durch die Räubereien der lezten im Peloponnes (3765). Aratus führte den Krieg nicht glücklich, und ward daher bei Philipp um Unterstüzung.

Philipp leistete die Hilfe, und mit gutem Erfolg. Er führte den Krieg meist nach den Rathschlägen des Aratus, welcher zur zweiten Rolle tauglicher als zur ersten schien. Aber die freimüthige Vertheidigung der Rechte seines Vaterlandes machte ihn dem König verhaßt, und dieser vergiftete ihn.

Nach Aratus wurde Philopömen achäischer Strategus, ein Mann, der für sein Vaterland war, was Epaminondas für Theben gewesen. Auch hatte er sich diesen Helden zum Vorbild gewählt und war der lezte große Grieche. Der Krieg gegen die Aetolier wurde erneuert (3772), und Philipp zwang sie, obschon auch Rom mit ihnen verbündet war, zum nachtheiligen Frieden (3778).

Macedonien und Griechenland von Rom unterworfen.

Die Einmischung Roms änderte plözlich alle Verhältnisse. Aber wie daraus einerseits durch Schlauheit und Gewissenlosigkeit Roms, anderseits durch Unklugheit und Entzweiung Macedoniens und Griechenlands das Verderben der beiden lezten hervorgegangen, muß seine umständlichere Erzählung in der römischen Geschichte finden.

Nur summarisch möge hier bemerkt werden, daß Philipp, welchen die Römer während des zweiten punischen Krieges durch trügerische Aeußerungen der Friedensliebe hingehalten, bald nach dessen Endigung die Schwere ihres Armes empfand, und nach der bei Cynoscephalä erlittenen Niederlage sich zum härtesten Frieden bequemen mußte (3784); daß später sein Sohn Perseus bei Pydna (3816) ein noch schwereres Loos erfuhr, und endlich in einem dritten Kriege, welchen Andriskus erhob, Macedonien zur römischen Provinz gemacht ward (3835, 184 v. Chr.). Weiter, daß von den Griechen zuerst die Aetolier — als zum Lohn für die geleisteten Dienste — gleich nach dem syrischen Kriege zur Unterwerfung gezwungen (3795), die Achäer aber, welche lange Zeit unter des trefflichen Philopömen und, nach dessen tragischem Ende, unter Lykortas Anführung mächtig und geehrt gewesen, durch eine Kette politischer und militärischer Operationen von Rom ins Verderben gestürzt und endlich durch die

Digitized by Google

roberung Korinths (3838, 145 v. Chr.) ihres politischen Daseyns völlig beraubt worden.

Mit dieser Katastrophe hörte die Freiheit Griechenlands für immer auf; aber es behielt auch in seiner Erniedrigung eine ruhmvolle Herrschaft über seine Sieger, indem es die Ueberlegenheit des Geschmacks und der Wissenschaft behauptete.

II. Syrien.

Seleukus Nikator und sein Haus.

Seleukus, von seinen vielen Siegen Nikator geheißen, hatte durch Eroberung Babylons (3672) seine Herrschaft über das innere Asien gegründet, nachher aber, als durch die Schlacht bei Ipsus (3683) des Antigonus Macht zertrümmert war, dieselbe bis ans Mittelmeer ausgebreitet. Schon früher hatte er vom Euphrat bis an den Indus und Orus geherrscht und in einem glänzenden Zug gegen den indischen König Sandrokotus seine Waffen bis an den Ganges getragen. Die Erwerbung der Länder des Antigonus, als Syriens (wovon jedoch Cölesyrien nebst Phönizien und Judäa dem Ptolemäus zufielen), Armeniens und Kappadociens, erweiterte die Grenzen des seleucidischen Reiches und beschleunigte vielleicht dessen Untergang.

Seleukus wurde durch Besiegung des Lysimachus bei Korupedion (3702) auch in Kleinasien, Thrazien und Macedonien herrschend, aber gleich nachher fiel er durch Meuchelmord. Er war nebst Ptolemäus der würdigste von Alexanders Generalen; nicht nur Krieger, sondern auch Freund der Friedenskünste und des Handels, und Städte-Erbauer. Sein Haus hat über das syromacedonische Reich bis zum Untergang desselben geherrscht.

Aber bald wurde an den Seleuciden das Verhängniß der asiatischen Dynastien erfüllt. Sie sanken in Unwerth und Thatlosigkeit, das Reich in Entkräftung. Innere Empörungen und äußere Stürme richteten es zu Grunde.

Schon unter Antioch II. (3722), Seleukus Enkel — verworfene Schmeichelei nannte ihn den Gott — fiel Parthien und Baktrien ab; andere Provinzen wurden durch eine Fehde mit Aegypten und alle durch eine schlechte Verwaltung zerrüttet. Einige weitere Nachfolger sind des Nennens nicht werth.

Unter Antioch III. (3760), den man — vergleichungsweise

Digitized by Google

— den Großen heißt, schien die syrische Macht wieder aufzublühen. Denn ungeachtet er gegen Aegypten unglücklich bei Raphia focht, erwarb er sich doch durch Besiegung mehrerer Empörer und durch glückliche Kriege, einerseits gegen Indien, anderseits in Kleinasien und Thrazien Ruhm. Auch griff er zum zweitenmal Aegypten — bei der Minderjährigkeit von dessen König — mit Erfolg an. Aber hierdurch, und durch der Aetolier und Hannibals Aufhezung, entstand nun ein Krieg mit Rom, welcher nach des Königs Niederlage bei Magnesia (3794) einen harten Frieden — die Abtretung von ganz Vorderasien bis an den Taurus — und den unheilbaren Ruin des Reiches nach sich zog.

Seleukus Philopater (3797), „der Steuereinnehmer" genannt, weil er die Landesabgaben zur Bezahlung der rückständigen Contributionen nach Rom senden mußte, wurde ermordet.

Sein Bruder Antiochus VI. Epiphanes (nachmals Epimanes, der Unsinnige, geheißen) eroberte fast ganz Aegypten, gab es aber auf die Drohung eines römischen Gesandten zurück, und erregte darauf durch Plünderung der Tempelschäze und Religionsdruck den Abfall der Juden.

Nach ihm wird die syrische Geschichte durch völlige Werthlosigkeit, zum Theil auch Verworfenheit der Prinzen, durch schnell auf einander folgende Revolutionen, Mordthat, Thronenraub und Bürgerkrieg geschändet, und der Staat, durch die Eroberungen der Parther auf das Land westlich am Euphrat beschränkt, sank in die tiefste Ohnmacht. Tigranes, König von Armenien, welchen mit Hintansezung der Seleuciden die erschöpften Syrer endlich zum Herrn wählten (3889), beruhigte zwar das Reich und gab ihm wieder einige Kraft; aber der mithridatische Krieg stürzte Tigranes, und Syrien wurde — nachdem noch ein paar Seleuciden vergebens aufzukommen gestrebt — eine römische Provinz (3918, 65 v. Chr.).

Bei dem Verfall des seleucidischen Reiches bildeten sich aus den losgerissenen Theilen desselben mehrere andere Reiche, als Baktrien, Parthien, Armenien, Judäa und mehrere andere.

Das parthische Reich.

Unter Antioch dem Gott entstanden durch Abfall des baktrischen Statthalters Theodot (3725) und die Empörung des Arsaces (eines Achämeniden, von Artaxerxes Mnemon abstammend, wie er sich rühmte) [3728 oder 3734] die Königreiche

Baktrien und Parthien. Das erste, nachdem es etwas über hundert Jahre gedauert, zerfiel durch die Angriffe der hochasiatischen Nomadenvölker und Parthiens überlegene Macht (3848). Dieses, welches anfangs nur die Gegend um Hekatompylos begriff, wurde durch fortwährendes Glück gegen die ausgearteten Seleuciden so mächtig, daß es bald alles Land vom Euphrat bis zum Indus und Oxus umfaßte.

Erst von dem großen Sieg über Seleukus Kallinikus, welchen (3746) Arsaces II. gewann, rechneten die Parther ihre Unabhängigkeit. Freilich wurde dieselbe anerkannt von Antioch dem Großen (3774), welcher auch Hirkanien abtrat. Aber erst Arsaces IV. (oder Mithridates I.) [3810] machte Parthien durch Eroberung von Medien, Persien und allen Ländern östlich am Euphrat und durch einen glorreichen Kriegszug an den Hydaspes zum Weltreich.

Bald nachher kamen die Parther in Verhältnisse mit Rom, während nach dem Sturze des baktrischen Reiches, welches Vormauer gewesen, die scythischen Horden ungestraft von Nordosten her die Länder verwüsteten. Gegen Tigranes und Mithridat M. behaupteten die Parther mühsam die Naturgrenze des Euphrat. Durch den Ausgang des mithridatischen Krieges wurden sie Nachbaren der Römer und diese daher auch ihre Feinde. Den ersten Krieg erhob der habsüchtige Crassus, welchen sammt seinem Heere der parthische Surenas (Oberfeldherr) bei Carrhä erschlug (3931). Von da an bis auf Augustus herrschte vom Euphrat bis an's Mittelmeer das Schrecken der parthischen Waffen. Die Bürgerkriege in Rom verhinderten die Kraftanstrengung nach Außen. Antonius Legat, Ventidius, führte einen glücklichen Vertheidigungskrieg gegen die Parther; aber Antonius selbst, als er gegen Arsaces XV. (Phraates IV.) [3947] zog, hätte beinahe Crassus Schicksal erfahren.

Innere Unruhen hinderten die Parther an der Verfolgung ihrer Vortheile; und Phraates, dessen Nebenbuhler Tiridates nach Rom geflohen, war froh, durch Rückgabe der gegen Crassus erbeuteten Fahnen von August den Frieden zu erkaufen.

Der Hauptstamm der parthischen Nation war scythischen Ursprungs, ein rauhes Bergvolk, wie die meisten Völker, welche Revolution in Mittelasien bewirket. Die Könige wurden alle aus dem Geschlecht des Arsaces (Aschak bei den Morgenländern), aber ohne bestimmte Ordnung der Erbfolge, ernannt. Ihre Macht wurde durch den Adel beschränkt. Dieser allein war die Nation, die Menge war leibeigen. Faktionen und Thronstreitigkeiten waren bei solcher Verfassung unvermeidlich. Empörungen der Satrapen (achtzehn Satrapien zählte das Reich im Zeitpunkt seiner

Größe) und die Einfälle der jenseits des Oxus hausenden Nomadenschwärme veranlaßten fortwährende Erschütterungen: die Lage der Hauptstädte aber (Seleucia und Ktesiphon) an der westlichen Grenze des Reiches (am Tigris, wo nun die Trümmer von Madain) gab, sobald Rom der Nachbar wurde, das Herz des Staates dem Schicksal weniger Schlachten preis.

Armenien.

Von Armenien lesen wir, daß von Hajk und von seinem Nachkommen, Aram, die Landesnamen Hajka und Armenien herrühren, daß in alter Zeit meist Assyrien und Medien über dasselbe geherrscht und auch die persische und macedonische Hoheit — ungeachtet der einheimischen Vasallenkönige — sich darüber erstreckt habe.

Von Syrien, welchem bei der Zertrümmerung des alexandrischen Reiches Armenien zugefallen, riß sich dasselbe nach Antiochs M. Unglück bei Magnesia, unter seinen Statthaltern Artaxias und Zariadres (dieser in Klein-, jener in Großarmenien), los (3794), und behielt durch den ganzen Zeitraum eigene Beherrscher, aus den Häusern jener Empörer. Die kleinarmenischen Könige waren meist von Rom abhängig (ja ihr Land wurde unter Kaiser Vespasian eine römische Provinz); aber unter den Großarmenischen spielt Tigranes I. (3889) eine merkwürdige Rolle. Er herrschte auch über Kleinarmenien, Kappadocien, Syrien, Cilicien, und nannte sich König der Könige. Aber der Krieg Mithridats, seines Schwiegervaters, riß ihn in's Verderben. Ihm und seinen Nachfolgern blieb nichts als das eigentliche Armenien und eine gefahrvolle Lage zwischen den beiden Hauptmächten, Parthien und Rom. Beide betrachteten diese Provinz als Vormauer und strebten nach deren Besitz. Um kein Land in der Welt ist so hartnäckig gestritten worden. Nach langem, blutigem Wechsel der römischen und parthischen Hoheit übergab 412 nach Christi Geburt Tigranes VI. sein Land den Persern (den Wiederherstellern der parthischen Macht), aber endigte auch dadurch den schrecklichen Kampf nicht.

Judäa. Die Makkabäer.

Judäa, wiewohl neben den Hauptmächten politisch unbedeutend, zieht doch auch jezt noch durch eine ganz eigenthümliche Merkwürdigkeit den Blick auf sich.

Die Erlaubniß, welche Cyrus den Juden zur Rückkehr in's Land ihrer Väter gegeben (3455, 528 v. Chr.), benützten nur

42,000 Personen; die übrigen — und zwar die reichern — zogen ihre neue Ansiedelung in Babylonien der verödeten Heimath vor. Jene, unter Anführung Zorobabels, eines Sprößlings vom alten Königsstamm, und des Hohenpriesters Josua, begannen mit Eifer die Wiederherstellung des Tempels und der heiligen Stadt. Nach langem Kampf mit den Samaritanern, welche für sich einen eigenen Tempel zu Garizim aufgeführt, ward endlich unter Darius Histaspis Ruhe. Jezt erst, und als unter Esra und Nehemia andere Kolonien nachrückten, fing das allmählig erstarkende Volk an, sich einer ordentlichen Verfassung zu erfreuen. Die Oberhoheit blieb dem Perserkönig, die nähere Aufsicht dem syrischen Satrapen. Aber die innern Angelegenheiten wurden nach den Gesezen und Sitten der Väter durch den Hohepriester und das allmählig sich bildende Synedrium verwaltet, und die Juden, obgleich Unterthanen eines despotischen Reiches, genossen dennoch eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit und Glückes. Daher erklärt sich der Widerwille, womit die Juden Alexandern huldigten. Aber auch von ihm erfuhren sie eine gelinde Behandlung.

Nach Alexanders Tod wurde Judäa von Antigonus und Ptolemäus, dann von den Seleuciden und Ptolemäern zerrissen. Viele Juden wurden schon vom ersten Ptolemäus nach Aegypten geschleppt, Andere dahin gelockt, und nach der Schlacht bei Ipsus (3683) die ägyptische Herrschaft in der ganzen Gegend begründet. Aber hundert Jahre später, unter Antioch M., wurde Judäa eine syrische Provinz, freute sich anfangs dieses Wechsels, bis es den Druck des räuberischen und fanatischen Antiochus Epiphanes erfuhr. Gegen ihn empörten sich unter des Priesters Mathathias und seiner heroischen Söhne Anführung die zur Verzweiflung gebrachten Juden (3816), und es erstand von Neuem ein selbstständiges jüdisches Reich.

Denn der graue Held selbst, mit einer kleinen, entschlossenen Schaar, und nach ihm die hochherzigen Brüder Judas, Jonathan und Simon schlugen in vielen Treffen die Angriffe der Syrer zurück, erhoben durch ihre Großthaten den Muth der Nation, die sich allmählig ganz ihrer Leitung unterwarf, besonders als die Hoheprieſterwürde an Jonathan kam. Die schreckliche Zerrüttung des syrischen Reiches begünstigte die Unternehmungen der Makkabäer (so hieß Mathathias Geschlecht von Judas Beinamen Makkab, „der Hammer"). Auch wird es das asmonäische — wovon mehrere Deutungen vorliegen — genannt, und Simon erhielt (3841) unter dem Titel eines Ethnarchen (Fürsten) die völlige Befreiung von dem bisher bezahlten Tribut und der seleucidischen Herrschaft. Sein Sohn Hyrkan befestigte

die abermals gefährdete Freiheit, und verstärkte seine Macht durch Unterwerfung der Samaritaner und Idumäer.

Die Nachfolger dieses tapfern Fürsten nannten sich Könige; auch wurde bei der schnell steigenden Bevölkerung des durch glückliche Kriege fortwährend erweiterten Landes die Macht so groß, als zu Davids und Salomo's Zeit, der Reichthum der Hauptstadt noch größer. Aber der Kampf der Pharisäer und Sadducäer, zweier unversöhnlicher, anfangs blos religiöser, darauf auch politischer Parteien, erfüllte den Staat mit beständiger Zerrüttung, und Roms schwellende Größe ließ bald keine Hoffnung der Selbstständigkeit mehr.

Zwietracht im königlichen Hause beschleunigte den Ruin. Der Streit zweier Brüder, Hyrkan und Aristobulus, um die Krone veranlaßte durch Unterstüzung der Römer die Erhebung des Idumäers Antipater, Hyrkans gleich staatsklugen als tapfern Ministers. Er vererbte die Macht auf seinen Sohn Herodes. Dieser besiegte mit römischer Hilfe die Parther, welche Aristobulus Sohn, Antigonus, auf eine blutige Weise zum Herrn von Judäa gesezt hatten, und diesen Nebenbuhler selbst, und befestigte dergestalt über den Trümmern des asmonäischen Hauses seine, des Idumäers, Herrschaft (3947, 36 v. Chr.). Jedoch nur durch der Römer Gnade war er König, und sonach in Judäa nur noch der Name eines Staates übrig.

III. Aegypten.

Die ersten Ptolemäer.

Was uns im vorigen Zeitraum zur Geschichte Aegyptens hinzog, die Eigenthümlichkeit seines Volkscharakters und die besondere Gestalt seiner Verfassung, Religion und Sitte, hat nun größtentheils aufgehört. Aegypten hatte mehr der persischen Herrschaft in wiederholten Empörungen (unter Darius Hystäspis, Artaxerxes I. und Darius II. bis Ochus) seinen Eifer für Nationalität und seinen Haß gegen auswärtige, aufgedrungene Einrichtung bewiesen: aber Alexander hatte in der Gründung einer neuen Hauptstadt das Mittel zur friedlichen Umformung der Nation gefunden. Denn von Alexandrien, dessen Bevölkerung mehr aus Macedoniern, Griechen, Juden und andern Fremdlingen, als aus Eingeborenen bestand, und welches frei blieb vom Einfluß der Priesterkaste, ging allmählig ein neuer Ton unter das Volk aus; und die alte Weise wurde um so sicherer verdrängt, da kein

direktes Gesez und keine verhaßte Gewalt zum Widerstreben aufforderten. In der ganzen Periode der ptolemäischen Herrschaft ist kaum einmal vom ägyptischen Volk die Rede. Die Revolutionen der Hauptstadt und des regierenden Hauses machen seine Geschichte aus.

Ptolemäus, der angebliche Sohn des Lagus, war der Stifter der Königsfamilie, welche dreihundert Jahre lang, von Alexanders Tod bis nach Oktavianus Sieg bei Aktium, über Aegypten herrschte. Dieser weiseste, mächtigste, klügste unter den alexandrischen Feldherren, dehnte seine Macht durch Unterhandlung und Waffengewalt über Judäa, Cölesyrien, Phönizien, Cyprus und einen Theil der kleinasiatischen Küste, in Afrika aber über Cyrene, das benachbarte Libyen und das äthiopische Grenzland aus. Den also erweiterten Staat verwaltete er mit Kraft und Güte, verherrlichte die Hauptstadt durch prächtige Bauwerke, hob die Wissenschaften und den Handel, nach dem großen Plan Alexanders, welcher Aegypten zu dessen Hauptsiz zu machen gedachte, und sezte seine Regierungsgrundsäze fest, welche ihren Hauptzügen nach von allen seinen Nachfolgern, selbst den sonst unwürdigern, beobachtet worden, und die Quelle eines dauernden Wohlstandes in seinem Reiche gewesen sind.

Vierzig Jahre währte seine Herrschaft, und nach ihm weiter durch sechzig Jahre, unter seinem Sohn und Enkel Philadelphus (3700) und Evergetes (3737), genoß Aegypten ein gleiches Glück. Doch war Philadelphus fast ausschließend auf die Friedenskünste bedacht: Evergetes war auch Held und Eroberer. Hierdurch wurden — was auch der vorzüglichste Zweck seiner Kriege war — neue Handelstraßen geöffnet, die alten gesichert und die großen Anstalten, welche schon Philadelphus in Aegypten selbst für den Welthandel getroffen, in einer viel weitern Sphäre wirksam gemacht.

Von Evergetes Tod (3763) bis 3954, da Aegypten eine römische Provinz ward, in fast 200 Jahren, besaß nicht ein würdiger Prinz den Thron, und es verlohnt sich der Mühe nicht, ihre Beinamen (Ptolemäus hießen sie alle), ihre Folge und das Detail ihrer Schicksale anzuführen. Wir bemerken im Allgemeinen nur so viel: daß Alexander M. nach der Zerstörung von Tyrus die Stadt Alexandrien in Niederägypten erbauet, ist schon oben erzählt. Unfern der westlichen Nilmündung, auf einer zwischen dem Meer und dem See Mareotis sich hinziehenden Landenge, erhob sich diese große, prächtige, volkerfüllte Stadt. Fünf Häfen (wovon einer am mareotischen See) nahmen die Handels- und Kriegsschiffe auf. Das arabische Meer, zu welchem vom Nil ein kurzer Landweg, auch ein Kanal führte, auf der einen, und das

vielarmige Mittelmeer auf der andern Seite berührend, war Alexandrien durch die Natur selbst zum Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den Morgen- und Abendländern, zum Stapelplaz des Welthandels bestimmt. Kein herrlicheres Denkmal hat sich je ein König gesezt. Denn als die macedonischen Reiche bis auf die lezten Trümmer zernichtet waren, dauerte doch in einer langen Folge von Jahrhunderten und unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Herrschaft die Handelsgröße Alexandriens fort, bis die Entdeckung des Wasserweges nach Ostindien alle Verhältnisse änderte.

Die Ptolemäer erkannten die Vortheile solcher einzigen Lage, und vermehrten sie durch zweckmäßige und prächtige Anstalten. Dahin gehören die Errichtung des Leuchtthurms auf der Insel Pharos, welche die Häfen deckte, die Vollendung des schon von den Pharaonen angefangenen Kanals nach dem rothen Meere, die Anlage trefflicher Straßen dahin, insbesondere nach Berenice und später nach Myoshormos, die Verbesserung dieser und anderer Häfen, die Abschickung erforschender Gelehrten (wie Megasthenes und Dionysius) nach Indien u. s. f. Dabei wurden auch die alten Handelsverbindungen Aegyptens fortgesezt, erweitert und mit griechischer Thätigkeit betrieben.

Weitere Geschichte bis zur römischen Herrschaft.

Aber der ungeheure Reichthum Alexandriens, die Folge des Welthandels, erzeugte schon frühe den Geschmack einer verschwenderischen und üppigen Hofhaltung. Außer dem Einfluß, den solches ansteckende Beispiel auf die Sitten des Volkes hatte, wurde dadurch der Grund zur physischen und moralischen Verkrüpplung der regierenden Familie gelegt, welche, da ihre Glieder meist unter sich selbst heiratheten, um so schneller zur völligen Ausartung herabsank. Thatlosigkeit, Wollust und, bei vermehrtem Einfluß der Weiber, alle Erbärmlichkeit, mitunter auch die Schrecken der Serailsregierung, Volksdruck, Zwietracht im Königshaus, Thronenraub und Brudermord bezeichnen den Charakter und die Verwaltung der spätern Ptolemäer. Gleichwohl, da meist nur die Hauptstadt der Schauplaz solcher Zerrüttung, das übrige Reich aber in Ruhe und Friede war; da ferner bei der glücklichen Lage Alexandriens der äußere Handel, so wie die einheimische Industrie sich fortwährend erhielten, und, was die ausschweifende Schwelgerei vergeudete, reichlich ersezten: so konnte auch die elendeste Regierung Aegypten seinen Wohlstand und selbst seine Kraft nicht rauben.

Die meisten Kriege führte Aegypten gegen das syrische Reich. Die anfängliche Freundschaft zwischen Seleukus und Ptolomäus

scheiterte gleich nach Antigonus Besiegung an der Theilung von desselben Ländern. Außer Judäa, Phönizien und Cölesyrien glaubte Ptolomäus noch das übrige Syrien und einen Theil Kleinasiens ansprechen zu dürfen, während Seleukus und seine Nachfolger selbst nach den Ländern des Libanon gelüstete, dessen Wälder Aegypten für seine Marine unentbehrlich waren. Familienstreitigkeiten vermehrten die hierdurch erweckte Feindschaft, und Philadelphus, Evergetes, Philopator, Epiphanes, Philometor führten darüber blutigen Krieg. Die Erstern fochten mit überlegenem Glück; aber Antioch M. entriß dem jungen Epiphanes jene wichtigen Länder. Damals schien Aegypten verloren. Die Vormundschaft Roms, welche die Aegypter für ihren minderjährigen König erbaten, rettete das Reich; und auch später, als Epiphanes gleichfalls unmündiger Sohn, Philometor (3803), gegen Antiochus Epiphanes in gleicher Gefahr schwebte, trieb der Römer Machtwort den Sieger zurück. Von jezt an konnte das bereits gestürzte Syrien Aegypten nicht mehr gefährlich sein.

Aber dafür nahmen die Verhältnisse mit Rom einen gefährlicheren Charakter an. Die Ptolemäer, als Schüzlinge der Römer, hatten ihre Unabhängigkeit verloren, und mochten der völligen Unterjochung nimmer entgehen. Schon um 3900 wurde Cyrenaica und 3926 Cypern, welche Länder ägyptischen Prinzen gehörten, zu römischen Provinzen gemacht — und der folgsame Auletes zum König Aegyptens gesezt.

Auletes Sohn, Dionysius, der mit seiner Schwester Kleopatra gemeinschaftlich regieren sollte (3933), verdrängte dieselbe. Er ermordete den großen Pompejus, seinen und seines Vaters Wohlthäter, damit er des pharsalischen Siegers Gnade gewänne. Cäsars Edelmuth und die Reize der Kleopatra vereitelten seine Hoffnung, und Dionysius verlor im Kriege gegen Cäsar, welcher für Kleopatra gesprochen hatte, sein Leben. Sein jüngerer Bruder Ptolomäus XIII., das Kind, mit welchem jezt Kleopatra den Thron theilen sollte, ward von derselben vergiftet. Nach Cäsars Tod trug auch Antonius die Fesseln dieser Buhlerin. Die unumschränkte Herrschaft, welche sie zehn Jahre lang über den lezten übte, war die Ursache seines Verderbens. Nachdem Oktavian bei Aktium gesieget, gaben sich Antonius und Kleopatra den Tod, und Aegypten wurde eine römische Provinz (3954, 29 v. Chr.)

Digitized by Google

IV. Kleinere Reiche.

Es ist hier von Thrazien, Pergamum, Bithynien, Paphlagonien, Kappadocien, Galatien, Pontus, Epirus und Rhodus zu reden.

Lysimachus hatte nach Alexanders Tod aus Thrazien und den gegenüberliegenden kleinasiatischen Ländern ein Reich gestiftet. Nach Lysimachus Tod (3702) zerfiel dasselbe. Eingewanderte Galler und einheimische Nationen — als Odrysier, Besser ꝛc. — auch auswärtige Mächte — als Macedonien und Syrien — theilten sich in das Land, welches nach Perseus Unglück allmählig unter verschiedenen Titeln eine römische Beute wurde.

Ein losgerissener Theil von Lysimachus Reich war Pergamum. Philetärus, ein Verschnittener, stiftete es durch Abfall von jenem tyrannischen König. Eumenes I. und Attalus I. erweiterten ihr Gebiet so ansehnlich, daß es der Benennung eines Königreiches nicht unwürdig schien. Eumenes II. (3786) erhielt von Rom, als Preis der gegen Antioch M. geleisteten Dienste, das Land bis an den Taurus, welches der syrische König eingebüßt. Pergamum war nun in Kleinasien die herrschende Macht. Aber da dieselbe, ohne natürliche Basis, bloß auf der Römer Gnade beruhte, so konnte sie nicht von Bestand seyn, Attalus II. und Attalus III. hatten auch keinen andern als der Römer Willen; der lezte, ein blödsinniger Mann, vermachte ihnen sein Reich.

Bythinien, so wie Paphlagonien und Kappadocien, waren zwar persische Vasallenreiche, aber sie entgingen, da sie nicht auf Alexanders Wege lagen, den macedonischen Waffen. Unter den Königen Bythiniens ist Prusias II. wegen seiner niederträchtigen Ergebenheit gegen die Römer, und Nikomedes III. als derjenige merkwürdig, welcher ihnen sein Reich vermachte.

Es geschah solches bald nach dem mithridatischen Kriege, welcher auch über Kappadocien und Paphlagonien die römische Herrschaft gründete.

Der Name Galatien rührt von den Galliern her, deren Verwüstungen in Thrazien, Macedonien und Griechenland wir oben erzählten, und welche nachmals unter vielfältigen Abenteuern Wohnsize in Kleinasien erhielten. Ob diese Schaaren aus dem eigentlichen oder aus dem cisalpinischen Gallien oder aus Pannonien (wo schon längstens die gallischen Stämme der Scordiscer, Boier und Tauriscer hausten) gekommen, ist streitig. Es war ihre Sitte, den Fürsten umher als Miethtruppen zu dienen, und dabei sich selbst Land und Beute zu erstreiten. So wurden sie von den Meetengen bis an den Taurus furchtbar, und wären wohl

allda herrschend geblieben, hätte nicht Attalus sie nach blutigem Kampfe besiegt (3744).

Jezt wurden sie auf das Land zwischen dem Sangarius und Halys von Bithynien und dem schwarzen Meere bis nach Phrygien, Kappadocien und Pontus beschränkt. Hier wohnten sie, in drei Hauptstämme, der Trocmer, Tolistobojer und Tectosager, und 12 Kreise, Tetrarchien, getheilt, und bildeten eine Art von Eidgenossenschaft, deren gemeinschaftliche Angelegenheiten, mit Beibehaltung der Unabhängigkeit jeder einzelnen Nation, ein allgemeiner Landtag verhandelte. Auch diese einzelnen Nationen hatten eine republikanische Verwaltung, da ihre Tetrarchen (jede Nation hatte 4) nur Volksbeamte und durch einen großen Rath beschränkt waren.

Der Eintritt der Römer in Kleinasien macht auch für Galatien Epoche. Als Alliirte oder Söldner Antiochs M. wurden die Galater von dem Consul Manilus bekriegt, erhielten jedoch einen billigen Frieden. Als Mithridat sie unterjocht hatte, wurden sie von Sulla wieder befreit. Zu den Zeiten des zweiten Bürgerkriegs spielte der Tetrarch Dejotarus eine wichtige Rolle. Selbst Cäsar fand räthlich, ihn zu schonen, wiewohl er von Pompejus Partei gewesen (so wie er später an Brutus hielt). Nach ihm werden zwar noch einige Tetrarchen genannt, aber schon waren im Grunde die Römer Herr, wenn gleich erst 26 nach Christus Galatien förmlich zur Provinz erklärt ward.

Pontus war ein persisches Vasallenreich, und kurze Zeit auch den Macedoniern unterworfen, bis Mithridat III., der Achämenide, es nach der Schlacht bei Ipsus zum selbstständigen Königreich machte. Es ist nur durch seinen König Mithridat M. (VI. Eupator) [3858] für die Weltgeschichte merkwürdig. Er war der heftigste, unversöhnlichste, gefährlichste Feind der römischen Welteroberer, und daher der Theilnahme und Bewunderung aller Gutgesinnten werth. Seinen Riesenkampf mit Rom werden wir unten erzählen. Hier bemerken wir blos, daß, als nach dreimal erneuertem, immer mit Kraft und Ruhm, aber auch immer mit Unglück geführtem Krieg, zum Verlust aller Hilfsquellen auch noch die Empörung zweier Söhne gekommen, der heldenmüthige Greis durch Selbstentleibung einen Seiner würdigen Tod nahm (3921). Jezt war Pontus eine römische Provinz.

Auch in Epirus tritt nur eine Hauptgestalt hervor — Pyrrhus der Aeacide. Unter den vielen großen Feldherren seiner Zeit war Keiner über ihm, und bei dem vielfältigen Wechsel seiner Schicksale möchte man sagen, daß immerdar das Glück ihn verfolgt, und er sich selbst durch Geist und Muth wieder erhoben habe; wenn nicht auch sein Unglück meist eine Folge seines Ueber-

muths und seiner Herrschsucht gewesen wäre. Nicht weniger als dreimal, gegen Demetrius, gegen Lysimachus und gegen Antigonus Gonatas, gewann und verlor er Macedonien; er streckte nach Italien, Sicilien, Karthago seine Hände aus, und starb, auf einem Kriegszug in den Peloponnes, in Argos durch die Hand eines Weibes (3712). Seine Nachkommen regierten noch bis 3780, da Epirus eine republikanische Form annahm. Jezt war es ein Spielball Macedoniens und darauf der Römer, welche es einige Zeit nach Perseus Besiegung zur Provinz machten (3838, 145 v. Chr.).

Die Stadt Rhodus wurde im peloponnesischen Kriege gebaut, und herrschte bald über die ganze Insel. Sie selbst blieb, mit geringer Unterbrechung, selbstständig bis zum Ende der Periode, und groß durch Handel und Seemacht. Sie zwang Byzanz, den Zoll aufzuheben, welchen dieses auf die Durchfahrt in's schwarze Meer gelegt (3761). Später erwarb sie durch Allianz mit Rom gegen Philipp und Antioch ansehnliche Länder. Aber Cassius demüthigte sie, und wiewohl Antonius sie für frei erklärte, blieb sie doch der That nach unterthan.

Digitized by Google

Römische Geschichte.

Erste Abtheilung.

Von der Stiftung der Republik bis auf die punischen Kriege.

Wichtigkeit der römischen Geschichte. Eintheilung.

Rom ist die Hauptgestalt, wenn gleich nicht die erfreulichste, der alten Welt. An die Schicksale und Interessen dieser herrischen Stadt wurden durch das Verhängniß viele Jahrhunderte lang die Bestimmungen des vorzüglichsten Theiles der Menschheit geknüpft. Anfangs durch Waffengewalt und Politik, alsdann durch Gesetze, Kultur und Sitten, hierauf durch Priestermacht und zulezt noch durch seine Sprache, hat Rom über die Welt geherrscht und der Völker Verehrung in unabgebrochener Folge genossen. Die Geschichte Roms ist in einem bedeutenden Zeitraum die Geschichte der Welt. Viele der wichtigsten Bestimmungen unseres heutigen Zustandes rühren von der Stadt an der Tiber her, und kaum gibt es eine europäische Nation, deren Geschichte verständlich wäre, ohne jene Roms. Es enthält dieselbe weiter den reichsten Schaz von großen Charakteren und von imposanten Schauspielen, die eindringlichsten Beweise von der Macht des Menschen und jener des Schicksals. Sie ist endlich ein fortlaufender Commentar der Politik und des Staatsrechtes und ein erklärendes Gegenstück der Umwälzung der neuesten Zeit. Billig widmen wir ihr vor anderen Geschichten eine sorgfältige Untersuchung und ein größeres Maß der Ausführlichkeit.

Wenn wir die Geschichte Roms mit einem allgemeinen Blicke betrachten, so mögen wir leicht in derselben drei Hauptperioden unterscheiden, von denen die erste bis zur Besiegung des Königs

Pyrrhus, die zweite bis zum Untergang der Republik und die dritte bis zum Untergang des Reiches geht.

Die erste Periode, welche von der Erbauung Roms (3230, 753 v. Chr.) eine Reihe von 482 Jahren, halb unter Königen, halb unter Consuln, umfaßt, stellt die Entstehung des Staates, die mühe- und gefahrvolle Ausbreitung seiner Macht über Italien, zugleich die Festsezung seiner Constitution, seiner politischen und Kriegsmaximen und überhaupt die Grundlegung seiner Herrschaft, dabei die schöne Zeit unverderbter Sitten und republikanischer Tugend dar.

Die zweite, von der Unterwerfung Tarents (3712, 271 v. Chr.) bis zur Schlacht bei Aktium (3953, 30 v. Chr.), enthält in halb so langer Dauer (241 Jahren) die Eroberung der Welt und den Umsturz der republikanischen Verfassung. Sie zerfällt in zwei Theile, deren Grenzpunkt die Zerstörung Karthago's und Korinths (3838, 145 v. Chr.) ist. In der ersten Hälfte wird, ungeachtet der schon beginnenden Verworfenheit der römischen Politik, in Privatcharakteren bei roher Außenseite noch Würde, Rechtlichkeit und Mäßigung, in der Gemeinde Ordnung und Herrschaft des Gesezes bemerkt. Es ist der glänzendste Zeitpunkt der Römertugend. In der zweiten ist im Geleit der Verfeinerung der schnell einreißende Sittenverfall, als Wirkung des schwellenden Reichthums, sichtbar. Ohne bedeutende Aenderung in den Formen wird der Geist der Verfassung wesentlich geändert. Der Patriotismus weicht der Selbstsucht; das Gesez erliegt der Uebermacht einzelner Bürger und die Republik — nach Außen immer noch furchtbar und triumphirend, aber durch innere Kriege schrecklich zerrissen — fällt als Beute dem glücklichsten und verschmiztesten Räuber anheim.

Die dritte Periode, von der Dauer eines halben Jahrtausends, zeigt bei anfänglichem Wechsel guter und böser Zeiten das im Ganzen unter der unumschränkten Macht ermattende Leben der verderbten römischen Welt. Darauf, bei immer steigendem Despotendruck, die lange Verwüstung innerer und äußerer Kriege, endlich die Theilung des Reichs und im Westen seinen völligen Sturz (476 nach Christus). Auch die dritte Periode wird — durch Commodus Regierung (von 180—193) — in zwei Theile geschieden, deren erster die noch andauernde Kraft, der zweite den Verfall des Reiches enthält.

Aus der angegebenen Zeitbestimmung ist klar, welche dieser Hauptperioden oder ihrer Theile in den gegenwärtigen zweiten, und welche in den ersten und dritten welthistorischen Zeitraum gehören.

Digitized by Google

Erste Kriege der Republik.

Der vertriebene Tarquinius, durch einen geheimen Anhang in Rom selbst und durch die auswärtigen Besitzungen seines Hauses stark, versuchte dreizehn Jahre lang, durch List und Gewalt, die Wiedererlangung der Herrschaft. Alles schlug fehl. Die Verschwörung wurde entdeckt, und unter den Theilnehmern derselben auch des Konsuls Brutus Söhne auf den Befehl des unnatürlichen Vaters, und vor seinen Augen schmählich getödtet. Der Schreckensmann selbst fiel im Treffen gegen die Tarquinier, welches gleichwohl keine Entscheidung gab.

Gefährlicher war der Angriff des Lucumo von Clusium, Porsenna, welcher mit großer Macht und ungewarnt herbeikam, seinen Freund Tarquinius wieder einzuführen. Der Heldenmuth der Horatius Cocles und Mucius Scävola rettete — wie es heißt — die Stadt.

Viele andere Kriege folgten, meist gegen lateinische Städte, welche den bedrängten Zustand Roms zur Wiedererlangung der Selbstständigkeit zu nüzen vermeinten, und überhaupt gegen alle Nachbarn, geringfügiger Grenzstreitigkeiten wegen. Die Lateiner, nach ihrer Niederlage am See Regillus (3487, 496 v. Chr.), kehrten zur Anerkenntniß der Hoheit Roms zurück. Die übrigen Völker wurden gleichfalls besiegt, und erhielten einen mehr oder minder harten Frieden.

Innere Streitigkeiten. Fortschritte der Demokratie.

Wir wenden uns zu den einheimischen Dingen. Die Rivalität der Patrizier und Plebejer ist der Punkt, um welchen sich der wichtigste Theil von Roms innerer Geschichte dreht. Die Abschaffung des Königthums war unmittelbar blos den Patriziern vortheilhaft gewesen. Sie hatten ohnehin, als die Reichern, selbst in den Centuriat-Comitien (s. oben) die Oberhand, und nur die Vermittlung des Königs schüzte bisher die Plebs gegen ihren Druck. Nunmehr aber traten an die Stelle des Königs zwei jährlich zu wählende patrizische Consuln. Bei solchem Zuwachs an Macht behaupteten die Patrizier nicht nur ihre alten, schon von Romulus Einsezung, d. h. von der ursprünglichen Verfassung Roms, herrührenden Vorzüge, sondern vermehrten sie noch durch steigenden Reichthum und stolze Usurpation. Vergebens hatte Valerius Publicola, Brutus College im Consulat, die Volkssouverainetät geehrt und selbst durch Gesetze — als durch das berühmte, nach ihm benannte, de provocatione ad populum — der Plebs eine Schuzwehr gegen die Tyrannei gegeben.

Ihre Wirkung wurde vereitelt und sein Beispiel nicht nachgeahmt. Aber unwillig trugen die Plebejer das Joch, das man ihnen auflegte, zumal die Härte, womit patrizische Gläubiger dürftige Schuldner behandelten. Sie weigerten sich, gegen die Feinde zu fechten, und veranlaßten hierdurch schon im fünften Jahr nach Tarquins Vertreibung die Ernennung des ersten Diktators (3480, 503 v. Chr.). Der Diktator hatte alle Majestätsrechte zu üben, selbst jenes über Leben und Tod der Bürger. Von ihm galt keine provocatio ad populum. Aber er sollte seine Gewalt alsogleich nach geendeter Gefahr, und nie später als nach sechs Monaten niederlegen. Durch diese Diktatur ist die Republik oftmals gerettet, zulezt gestürzt worden.

Eilf Jahre später, während eines Krieges mit den Volscern (3491, 492 v. Chr.), brachte die abermalige Mißhandlung eines plebejischen Schuldners gefährliche Bewegungen hervor. Erbittert über die Nichterfüllung der Zusagen, welche man im Augenblick der Noth gemacht, lagerten sich die siegreichen Truppen auf dem Mons sacer, drei Meilen von Rom, und zu ihnen hinaus strömte fast der ganze Stand der Plebejer, des Vorhabens, für sich allein eine eigene Stadt zu gründen, und die Gemeinschaft der harten Patrizier auf immer zu fliehen. Die ruhige Entschlossenheit Jener vermochte Diese zum Nachgeben, und außer der Schuldenerlassung wurde der Plebs die Ernennung eigener Vorsteher (oder Vertreter) aus ihrer Mitte bewilligt, deren Person heilig und deren „Veto" zur Entkräftung der Staatsbeschlüsse vollgiltig wäre. Zuerst wurden nur 2, darauf 5 und — 36 Jahre nach der ersten Ernennung — 10 Tribunen — aus jeder Volksklasse, die Proletarier ausgenommen, zwei — alljährlich gewählt.

Durch die Einführung des Tribunats wurden die Verhältnisse wesentlich geändert. Die Plebs, bis dahin auf Vertheidigung beschränkt, ging nun angriffsweise unter gesezlichen Vorstehern zu Werk, planmäßig und mit solchem Vortheil, daß aller Widerstand der Patrizier den Sieg nur aufhalten, aber nicht verhindern konnte.

Gleich im zweiten Jahr ihrer Aufstellung (3492) führten die Tribunen die comitia tributa ein, auf welchen — als damals noch allein darauf erscheinend — die Plebs dominirte. Auch der Anlaß, aus welchem dieses geschah — der Streit mit Coriolan, welchen die Tribunen vor das Volksgericht riefen — war herabsezend für den Adel, und hätte beinahe Verderben über den Staat gebracht.

Kein Jahr verging mehr ohne heftigen Streit. Zwar floß kein Blut dabei, weil Waffen zu tragen in der Stadt verboten

Digitized by Google

war, aber die Gemüther wurden erbittert und das Wohl des Vaterlandes oftmals dem Staatsinteresse geopfert. Die Tribunen wetteiferten in Angriffen auf die Patrizier; und diese vertheidigten ihr Besitzthum mit aller Hize, welche die Vereinigung der kostbarsten Privat- und Staatsinteressen einflößen mußte. Gleichwohl waren die Störungen des Gemeingeistes nur vorübergehend. Der Bürgersinn lebte fort in den Gemüthern, und die Rivalität der beiden Stände sprach sich oft durch patriotischen Wetteifer aus. Die Vejenter, Volsker, Aequer und andere Feinde fühlten die Schwere des römischen Armes; ein Triumph folgte auf den andern; die Bürgerzahl mehrte sich, und die Macht des Staates schwoll durch Unterwerfung, Einverleibung und Bündniß.

Unter den innern Bewegungen waren keine heftiger, als welche über die agrarischen Gesetze entstanden. Das alte Mißverhältniß des patrizischen und plebejischen Grundeigenthums war durch eine parteiische Vertheilung der eroberten Ländereien und durch habsüchtiges Zugreifen des Adels beständig vermehrt worden. Der Consul Sp. Cassius (3498) schlug eine billigere Vertheilung der Gründe, sowohl zu Gunsten des Plebs, als auch der Bundesgenossen, vor. Der Senat arbeitete diesem Entwurfe kräftigst entgegen. Sp. Cassius wurde als Verräther erklärt, welcher durch Popularität nach der Herrschaft strebte, und nach geendetem Consulat durch einen Beschluß der patrizischen Gemeinde oder der Curien zum Tode verurtheilt. Wir lesen, daß sein eigener Vater das Urtheil vollzog. Aber die Bewegung hörte dadurch nicht auf.

Noch galten die comitia centuriata als Regel, und die neu aufgekommenen nach den Tribus für Ausnahme. Der Tribun Volero (3511) sezte die Verfügung durch, daß alle eigentlichen Volksangelegenheiten, insbesondere die Wahl der Tribunen, auf den lezten sollten verhandelt werden. Gleichwohl erkannte der Adel die Beschlüsse, welche auf denselben ergingen, noch nicht für Gesetze. Man hieß sie Plebiscita, nicht Populiscita, weil bisher nur die Plebs, nicht das gesammte Volk, auf die Mahnung der Tribunen erschien.

Von großen Folgen war der Vorschlag des Tribuns Terentius Arsa, durch eine geschriebene Gesetzgebung der Willkür der Consuln zu steuern, und den von den Patriziern bisher verheimlichten Rechtsgrundsäzen Publicität zu geben. Während des mehrjährigen Streites darüber gerieth Rom durch äußere Kriege in die größte Gefahr, und verdankte zweimal seine Rettung dem edlen Quinctius Cincinnatus, einem Manne von wahrhaft großem Charakter.

Digitized by Google

Decemvirn. Völliger Sieg der Demokratie.

Endlich siegte Terentius. Der Senat willigte in das schriftliche Gesez. Man ließ eine Gesandtschaft nach Griechenland gehen, um dessen Gesetze, vorzüglich die solonischen, kennen zu lernen, und daraus das für Rom Passende entnehmen zu können. Die Sammlung und Redaktion ward einer Kommission von zehn Männern übertragen, welche mit Suspendirung aller übrigen Magistrate und der lex Valeria de provocatione, also mit diktatorischer Gewalt, bis zur Vollendung dieses Geschäfts regieren sollten. Die zehn Männer waren Patrizier, an ihrer Spize Appius Claudius.

Während einer zweijährigen, anfangs kraftvollen und beliebten, Verwaltung brachten die Decemvirn die berühmten Gesetze der 12 Tafeln (im ersten Jahr 10, im zweiten 2) zu Stande. Nachdem dieselben von den Centurien gebilligt waren, wurden sie in Metall gegraben, und auf dem Forum aufgestellt (3533, 450 v. Chr.). Viele Verfügungen darin waren altem Herkommen entnommen, das Ganze charakterisirt eine rohe Zeit.

Man verlängerte das Amt der Decemvirn. Appius Claudius, welcher sich neue Collegen — unter diesen einige Plebejer — gegeben hatte, zog die Larve ab, und tyrannisirte das Volk. Das Jahr verstrich; die Zehnmänner legten ihre Gewalt nicht nieder. Sie verloren dieselbe durch frevelhaften Mißbrauch. Zum zweitenmal wurde Rom durch die Mißhandlung eines Weibes frei. Aber Lukreziens Rächer waren eigennüzige Patrizier gewesen; die Rächer Virginia's waren Plebejer. Diese, stolz auf ihren Sieg, und durch die Consuln Valerius und Horatius unterstüzt, erließen nun die wichtige Erklärung, daß Plebiscita Gesezeskraft für's ganze Volk hätten, sonach als populiscita zu achten seyen (3535) Die Demokratie hatte gesiegt. Appius Claudius gab sich im Kerker den Tod.

Hiernächst wurde die Abschaffung des in den 12 Tafeln gesezten Verbotes der Wechselehen zwischen Patriziern und Plebejern ertrozt (3538, 445 v. Chr.), und unter Anderm vom Tribun Canuleius die Zulassung der Plebejer zum Consulat verlangt. Achtzig Jahre dauerte der Streit über diese Forderung. Wenn der Senat in die Enge getrieben war, se ließ er gar keine Consuln wählen, sondern übertrug drei oder sechs Kriegstribunen die consularische Gewalt. Auch Plebejer waren dieser Würde fähig; gleichwohl gelangten sie selten dazu. In diese Zeit fällt die Errichtung des Censoren-Amtes (3541). Frühen hatten die Consuln und Diktatoren den Census gehalten. Jezt — da die Geschäfte sich häuften — thaten Solches die Censoren, welche mit

dieser Besorgung das wichtige Sittengericht verbanden. Ihr Amt dauerte 18 Monate.

Unter den Kriegen, die während dieser innern Bewegungen geführt wurden, ziehen zwei, nämlich der gegen Veji und dann der gallische unsern Blick auf sich.

Das mächtige Veji, eine der ersten Städte Hetruriens, wurde erst nach zehnjähriger Belagerung erobert. Der Sold, den man jetzt den Truppen zu zahlen anfing, machte länger dauernde Unternehmungen möglich. Camillus, der Sieger von Veji, unterwarf auch die Stadt der Falisker (3588). Derselbe war der Held des gallischen Krieges.

Ein Schwarm sennonischer Gallier, welche schon länger in Oberitalien hausten, zog unter Brennus Anführung gegen Clusium in Hetrurien, neue Wohnsitze begehrend. Die römischen Gesandten, die den Frieden vermitteln sollten, beleidigten das Völkerrecht. Brennus schwur Rache. Am Allia erlitt der Römer Heer, von Kriegstribunen befehligt, eine völlige Niederlage (3594, 389 v. Chr.) Die Stadt wurde eingenommen und verbrannt. Mit Noth hielt sich das Kapitol durch Wachsamkeit der junonischen Gänse — wie die Legende erzählt — und durch Manlius Muth. Aber Camillus, welcher damals, durch die Tribunen vertrieben, in Ardea lebte, sammelte ein Heer, schlug die Gallier, und strafte den Uebermuth, womit Brennus die Römer im Kapitol behandelte, durch völlige Vernichtung. So erzählt der patriotische Livius. Als der Sturm vorüber war, wurde die Stadt wieder gebaut. Camillus bewirkte diesen Entschluß, nicht ohne Mühe; denn Viele hatten vorgeschlagen, nach Veji zu ziehen.

Aber die alte Zwietracht herrschte in dem wieder erbauten Rom. Persönliche Leidenschaft und Standesvorurtheil sprachen lauter, als patriotisches Gefühl. Die Patrizier opferten den Retter des Kapitols, den populären Manlius, ihrer Wuth, weil er Verräther an seinen Adelsgenossen schien. Die Gleichstellung der beiden Stände, das Einzige, was die Plebejer wollten, und wodurch allein die Nation erstarken konnte, war ihnen ein Greuel.

Die Kraft und Ausdauer einiger großer, von ihrem Recht durchdrungener Plebejer errang endlich jenen hohen Preis; und in dem Mährchen von Fabius Ambustus eitler Tochter lesen wir blos die ohnmächtige Erbitterung der überwundenen Aristokraten. Die Tribunen Licinius Stolo und L. Sextius erneuerten die Forderung der Zulassung der Plebejer zum Consulat. Hartnäckig war der Widerstand des Senates. Er wußte selbst einige Tribunen auf seine Seite zu ziehen. Aber jene beiden Volksführer erhielten sich zehn Jahre in ihrem Tribunat, hinderten

die Wahl der übrigen Staatsbeamten, standen fest, selbst gegen den großen Diktator Camillus, und erstritten endlich nach den heftigsten Bewegungen und mehrjähriger Anarchie das Consulat für ihren Stand (3618, 365 v. Chr.). Zwar erhielt Camillus noch für eine Weile die richterliche Macht durch die Errichtung der Prätur, und die polizeiliche durch jene des curulischen Aedilen-Amtes in den Händen des Adels; aber vor dem Verlauf eines Geschlechtsalters hatten die Plebejer die Fähigkeit zu allen Staatswürden, als der Diktatur, Censur und Prätur, und ein Geschlechtsalter später auch jene zum Priesterthum erlangt, und zulezt wurde sogar verfügt, daß alljährlich einer der beiden Consuln ein Plebejer sein müsse.

Ein anderes und gleich wichtiges Gesez, als jenes über das Consulat, wurde von demselben Licinius vorgeschlagen und siegreich durchgeführt, das berühmte Ackergesez. Von dem Gemeinland der Republik (ager publicus) (das Privateigenthum also blieb unberührt durch diese merkwürdige Verordnung) sollte kein Bürger mehr als 500 Morgen nuznießlich besizen. Was gegenwärtig Einzelne mehr besäßen, sollte vom Staat eingezogen und unter die Plebejer in kleineren Loosen von 7 Morgen zum unbeschränkten oder wahren Privateigenthum vertheilt werden. Nach großem Widerstand bestätigte endlich der Senat auch diese verhaßte Rogation, und beide Stände beschworen das Gesez, welches gleichwohl nie vollständig und überhaupt nur auf kurze Zeit in Ausübung kam (Licinius selbst soll es gebrochen haben), jedoch in viel späterer Zeit noch, als man es wieder erweckte, die heftigsten Bewegungen erzeugte.

Die Verordnung, daß plebiscita als populiscita gelten sollten, wurde noch mehrmals (lege Publilia und lege Hortensia) wiederholt und der Härte der Gläubiger gegen die Schuldner durch Abschaffung der grausamen Rechte gesteuert, welche das Zwölftafelngesez Jenen ertheilt hatte.

Senat, Ritter und Volk. Optimaten.

Ungeachtet der nunmehr hergestellten politischen Gleichheit der patrizischen und plebejischen Geschlechter dauerte noch die Absonderung der drei Ordnungen, des Senats, der Ritter und des Volks (ordo senatorius — amplissimus; equestris — splendidissimus und popularis, dieß lezte Wort in engerer Bedeutung oder im Gegensaz der beiden andern genommen)* fort. Hier-

* Eigentlich begriff Populus alle drei Ordnungen, oftmals auch die Bürgerversammlung ohne den Senat, wie in der bekannten Formel S. P. Q. R.

durch, und durch noch andere Umstände, wurde die Demokratie beständig beschränkt.

Der Senat, welcher gewöhnlich 600 Glieder zählte, war überhaupt das höchste Staatskollegium. Alle wichtigern Regierungsgeschäfte trugen die Consuln dem Senate vor; ja selbst diejenigen, welche zum Vortrag ans Volk geeignet waren, wurden zuerst im Senat verhandelt; und wiewohl das Volk in spätern Zeiten das Recht behauptete, auch ohne Mittheilung des Senats zu berathschlagen und zu entscheiden, so wurde doch die Bestätigung des Senats für nöthig erachtet, um den Beschluß zum Gesez zu erheben. Von dem noch später errungenen Entscheidungsrecht ohne den Senat machte es selten Gebrauch. Insbesondere war die Leitung der äußern Angelegenheiten dem Senat anvertraut; und in den größten Verbrechen, als Hochverrath, Verschwörung, auch Mord und Giftmischerei, stand ihm die höchste Gerichtsbarkeit zu. Anfangs wurde der Senat nur aus patrizischen Geschlechtern ergänzt; später geschah es meist aus den Rittern, und auch Plebejer gelangten dazu, da jede höhere Magistratur — von der Questur angefangen — den Eintritt in den Senat, und zwar auf lebenslang, gab. Doch wurde zum vollständigen Genuß der senatorischen Rechte die Eintragung in die Liste — daher patres conscripti — durch die Censoren erfordert. Wer auf derselben oben an stand, hieß princeps senatus. In spätern Zeiten wurde die Zahl der Senatoren sehr vermehrt, aber das Ansehen des Senates — was oft der Zweck der Machthaber war — durch den Unwerth seiner Glieder verringert.

Die Ordnung der Ritter rührt der Sage nach, wie jene des Senates, von Romulus Einsezung her, welcher 300 der tapfersten Jünglinge aus der Tribus für den Dienst zu Pferd gewählt und zu seiner Leibwache bestimmt habe. Wahrscheinlich bestand dieselbe damals überhaupt aus den reichern patrizischen Jünglingen, und welche hiernach zu Pferd dienen mochten. Tarquinius der Alte vermehrte ihre Zahl durch Aufnahme von gleichviel plebejischen Rittern. Aber nicht die Abstammung von diesen ersten Rittern (celeres), nicht der Kriegsdienst als Reiter, sondern der Census verlieh nachmals die ritterliche Würde, zu welcher ein Vermögen von quatringenties H. S. (gegen 17,000 Thaler) erforderlich war. Nach dem bei den alten Republiken häufig geltenden Grundsaz, daß das politische Recht nach der Bewaffnung sich richte, waren diese Ritter schon ursprünglich ein politischer Stand, welcher jedoch später noch mehr durch verschiedene Vorrechte — als Ehrensitze im Theater gleich hinter den Senatoren — ausgezeichnet durch Pachtung der öffentlichen Ein-

Digitized by Google

künfte reich und als Mittelmacht zwischen dem Senat und Volk wichtig war.

Der dritte Stand, wenn gleich dem Rang nach der lezte, war doch durch seine Zahl und seine verfassungsmäßigen Rechte der stärkste, ja eigentlich der Souverain. Die Zahl der Senatoren und Ritter verschwand gegen die große Volksmenge, und konnte, zumal in comitiis tributis, gegen den entschiedenen Willen derselben nicht aufkommen.

Gleichwohl wurde, theils durch die List der Vornehmeren, theils durch den natürlichen Lauf der Dinge, die Macht des großen Haufens in Schranken gehalten, und es kam niemals eine reine Demokratie zu Stande.

Unter die durch rein demokratischen Geist anfeindenden Verhältnisse gehört zumal, daß zum Adel * nicht mehr die Patrizier ausschließend, sondern auch jene Plebejer gerechnet wurden, welche entweder selbst oder deren Vorfahren hohe Staatsämter bekleidet hatten. Die Optimaten-Geschlechter — denn Gewohnheit, Verdienst und gegenseitiger Beistand erhielten so ziemlich den Besiz der Würden in einem fest geschlossenen Kreise von Familien, und nur schwer, durch überwiegende Gunst oder Verdienst oder Glück, drängte oder schlich ein homo novus in jenen Kreis sich ein — waren nun eigentlich die Regierer des Staates. Selbst die comitia tributa, worauf schon länger auch die Klienten, und jezt auch die Patrizier stimmten, waren diesen nicht mehr gefährlich, seitdem der Censor Fabius Maximus (3679) durch eine neue Einrichtung der Tribus, wornach aller gemeine Pöbel in 4 Tribus, die man urbanas nannte, die angesehenern und reichern Leute aber in die übrigen, welche rusticae hießen, gesammelt wurden, das Uebergewicht der niedrigen Menge vereitelt hatte.

Während dieser Bewegung dauerten die äußern Kriege fast ohne Unterbrechung fort. Lateiner, Volsker, Etrurier und andere gaben abwechselnd Gelegenheit zu Triumphen. Auch die Gallier schreckten mitunter. Wir übergehen diese Fehden, so auch die Zweikämpfe eines Manlius Torquatus und Valerius Corvus mit noch andern Geschichten und Legenden einer rohen Heldenzeit. Mittelitalien war jezt meist unterworfen. Unteritalien wurde der Preis eines noch blutigern, 70jährigen Kampfes.

Krieg der Samniter und des Pyrrhus.

Die campanische Hauptstadt Capua, von den Samnitern

* Daraus ist der Unterschied zwischen nobilis und patricius klar. Der Adel ließ sich erwerben, das Patriziat war ausschließendes Geschlechtseigenthum.

Digitized by Google

gedrängt, unterwarf sich Rom, um dessen Schuz zu erhalten (3641, 342 v. Chr.). Hieraus entstand der große Krieg, welcher Epoche macht in den militärischen wie in den politischen Verhältnissen der Römer. Jezt erst lernten die Römer den Gebirgskrieg und regelmäßige Taktik, und es entwickelt sich im Kampfe mit starken, kriegsgewohnten Völkern ihre eigene, durch die errungene Freiheit geweckte, höhere Kraft. Mit dem Gefühl derselben schwillt auch ihr Gesichtskreis und ihre Begierde. Sie strecken den Arm nach der Herrschaft von ganz Italien aus, aber die steigende Gefahr erweckt dessen Völker, vereinigt sie in Bündnisse und bringt auch die längst besiegten zum Abfall. Rom, zwischen den Nationen Italiens feindlich hingestellt, hat blos mehr die Alternative für sich, groß zu seyn oder zu fallen. In keiner Zeit wurden so viele Diktatoren ernannt, so viele Triumphe gefeiert, so viele Großthaten geübt. Es ist die eigentliche Heldenperiode.

Bald nach dem für Rom glücklichen Anfang des samnitischen Krieges empörte sich das gedrückte Latium und brachte Rom in große Gefahr. Die schaudervolle Strenge des Manlius Torquatus befestigte die Kriegszucht im römischen Heere, und (des Plejers) Decius Mus heroische Selbstaufopferung begeisterte zum Sieg (3646). Latium wurde gebändigt und der Krieg in Süden erneuert. Schon drangen die Römer in Großgriechenland und eroberten Parthenope (oder Paläopolis, das nachmals so glänzende Neapel). Aber die Samniter schlossen ein consularisches Heer in den Engpässen von Caudium ein (3663, 320 v. Chr.) und entließen es nach zugefügter schmählicher Beschimpfung. Ihre Thorheit verdiente Strafe und erhielt sie. Die Römer, von Scham und Rache glühend, brachen den Vertrag, der ihr Heer gerettet. Posthumius, welcher ihn geschlossen, begehrte selbst an die Samniter ausgeliefert zu werden, als Sühnopfer des verlezten Eides. Papirius Cursor, der Diktator, einer der ersten großen Feldherren Roms, stürzte die Macht der Samniter. Auch Fabius Maximus und Curius Dentatus errangen glänzende Siege; der Lezte — ein edles Muster der Römertugend — diktirte den Frieden, welchen Samnium, durch einen fast 50jährigen Kampf erschöpft, auf die härtesten Bedingungen annahm (3690, 293 v. Chr.). Aber zum drittenmal erhob sich dasselbe gegen das tyrannische Rom, als diesem nähere Gefahren von gallischen Völkern drohten, während in Süden das reichere Tarent ihm Fehde bereitete (3704). Erst nach Besiegung des Pyrrhus wurden auch die Samniter völlig überwunden, nach verzweiflungsvollem Widerstand und vielfältigem Verluste der Römer.

Tarent, wegen Verlezung des Völkerrechts von Rom bekriegt,

Digitized by Google

rief König Pyrrhus um Hilfe. Derselbe erschien auf italischem Boden mit einem wohlgerüsteten Heer und voll hochfahrender Entwürfe. Die Römer rückten ihm unter dem Consul Lävinus entgegen. Bei Heraklea in Lucanien errang die Kriegskunst des Pyrrhus und die Festigkeit der Phalanx nach schwerem, blutigem Kampf den Sieg über den noch ungelehrten Muth der Römer.

Aber die Tapferkeit der Römer brachte bei Pyrrhus Achtung, und solche Achtung den Wunsch des Friedens hervor. Cyneas, der Minister und Freund des Königs, wurde nach Rom geschickt, um denselben zu unterhandeln.

Aber der Friede kam nicht zu Stande. Die Römer, getreu den Grundsäzen der Väter, verschmähten es, zu unterhandeln, bevor nicht Pyrrhus seine Völker aus Italien gezogen. Da wurde eine zweite Schlacht bei Asculum in Apulien geschlagen. Sie war zweitägig, mörderisch und mit der ersten von ähnlichem Ausgang. Der äußerst geschwächte Pyrrhus ging jezt nach Sicilien über, wo ihm die von den Syrakusanern dargebotene Krone ein leichteres Glück zu verheißen schien. Er betrog sich und kehrte nach Italien zurück, wo ihm jedoch kaum mehr die Möglichkeit zu siegen blieb. Bei Beneventum, im Land der Samniter, rächte Curius Dentatus die früheren Niederlagen der Römer durch völlige Zertrümmerung des königlichen Heeres (3710, 273 v. Chr.). Pyrrhus selbst entkam mit Noth.

Was bisher noch von Gallia Cisalpina bis zur Meerenge, welche Bruttien * von Sicilien scheidet, von Völkern und Städten griechischen oder italienischen Namens sich der Freiheit gefreuet, das wurde jezt ohne Mühe bezwungen. Das stolze Tarent und Brundusium, die Picenter, Umbrer, Salentiner huldigten. Italien war erobert.

Verfassung und Zustand Italiens.

Aber sehr ungleich war das Loos, welches dessen einzelne Völkerschaften erfuhren. Mehrere, besonders in frühern Zeiten, hatte man in das römische Bürgerrecht aufgenommen, um die Grundmasse der herrschenden Gemeinde zu vermehren. Die übrigen lebten als socii oder als dedititii in verschiedenen Graden der Abhängigkeit. Die leztern, dem Namen so wie der That nach Unterthanen, wurden durch jährlich ernannte römische Präfekten regiert, und hatten keine eigene Verfassung mehr. Die Bundesgenossen waren dem Namen nach selbstständig und im Fortgenuß ihrer eigenen Verfassung, aber ein ewiges Bündniß

* Bruttien ist das heutige Calabrien. Das alte Calabria hingegen war der südlichste Theil von Apulien, heut zu Tage terra d'Otranto.

mit Rom fesselte sie an das Interesse dieser heroischen Stadt, für die sie, ohne eigenen Vortheil, Gut und Blut fortwährend aufzuopfern verbunden waren. Am günstigsten waren die Bundesgesetze bestimmt für die lateinischen Völkerschaften — als für die ältesten Bundes- und zugleich Stammesgenossen — (socii latini nominis), drückender für die übrigen (socii italici nominis). In allen Gegenden wurden endlich auch römische Kolonien angelegt, zur Wiederbevölkerung verödeter Städte oder zur Behauptung der römischen Herrschaft, daher meist an der feindlichen Grenze oder unter Nationen von zweifelhafter Treue. Solche Kolonien — eigentlich Besazungen — genossen das römische Bürgerrecht, aber ohne Antheil an den Comitien und an den Magistratswürden der Hauptstadt.

Der Zustand Italiens nach seiner Unterwerfung bildet einen traurigen Kontrast mit demjenigen, dessen es früher, so lange es frei war, sich erfreute. Ein Gedräng von kräftigen, regsamen, glücklichen, auch größtentheils civilisirten Völkern erfüllte da das schöne Land. Fast jede Stadt Hetruriens und Großgriechenlands war ein mächtiges, glückliches Gemeinwesen. Aber auch das übrige Italien stand in einem schönen, wenn gleich etwas geringeren Flor, wie aus den Berichten der Römer selbst, insbesondere aus der ungemein dichten Bevölkerung des Landes zu erkennen ist; und nach dem, was bereits geschehen, ließ sich mit Grund eine noch glänzendere Zukunft hoffen. Wie ganz anders wurde dies Alles unter dem römischen Joch? — Viele Nationen hatte schon der Krieg vernichtet oder so sehr verdünnt, daß nur noch elende Reste derselben in verödeten Ländern hausten, und nie mehr die alte Volksmenge sich ersezte. Welche aber verschont blieben von gewaltsamer Verwüstung, die wurden dafür zu dauernden Leiden und langsamem Ruin verdammt. Viele büßten einen Theil der Ländereien ein: man gab dieselben an römische Bürger. Diese zogen meistens den Reichthum nach Rom, wohin sich auch durch die natürliche Anziehungskraft der Gebieterin die Blüthe der Bevölkerung aus allen Ecken Italiens drängte. In den unaufhörlichen Kriegen Roms wurden die Schäze und das Blut der Bundesgenossen vergeudet; auf ihre Unkosten, aber ohne Gewinn für sie, erwarb sich dasselbe die Herrschaft der Welt.

Rom blieb nun eine geraume Zeit von innerlichen Unruhen befreit. Es war dieses die Periode der wichtigen punischen Kriege, der großen Eroberungen und des unaufhaltsamen Fortschreitens zur Weltherrschaft. Die Leitung der großen Geschäfte concentrirte sich damals in den Händen des Senates, jenes ehrwürdigen Staatskörpers, in welchem auch die austretenden höchsten Magistrate ihren Siz auf Lebenslang nahmen, und wo sonach die

erfahrensten Staatsmänner und Feldherren und die edelsten Talente von beiden Ständen vereinigt waren. Die äußeren Angelegenheiten interessirten jezt mehr als die Händel des Forums, und man erkannte, daß jene einem fortlebenden Kollegium, welches daher von beharrlichen Maximen geleitet wäre, weit sicherer, als dem von den Eindrücken des Augenblicks abhängenden Volkshaufen vertraut würden.

Römische Politik.

Diese Maximen, welche freilich ihre Hauptanwendung erst mit dem Zeitraum der punischen Kriege erhielten, doch auch schon in den frühesten Zeiten die römische Politik bezeichnen, waren insbesondere die nachstehenden:

Der erste Grundsaz war, „niemals Frieden zu schließen, als wenn man gesieget;“ der zweite: „aus jedem Kriege die Mittel zu weitern Kriegen zu ziehen.“ Dieser wurde auf verschiedene Weise, anfangs durch Einverleibung der Besiegten, darauf durch Allianz mit denselben, endlich durch völlige Unterwerfung der Völker in Ausübung gesezt. Den größten Umfang hatte das System der Allianzen.

Nicht nur die socii latini und italici nominis, welche, wie wir oben sahen, durch ewige und engere Bande mit Rom verknüpft, ihr Blut fortwährend für dessen Herrschaft vergossen; auch auswärtige Völker und Mächte, aber nach verschiedenen Verhältnissen, wurden in diesem System, bald mit ihrem freien Willen, bald durch Zwang, gebracht. Selten wurde ein Friede geschlossen, wo nicht der Besiegte zugleich zum Bunde mit Rom sich zu bequemen hatte. Eben so zahlreich und wichtig waren die freiwilligen Allirten, welche man durch mancherlei Mittel zu gewinnen wußte, und von denen die meisten selbst das römische Bündniß suchten. In solche Allianz wurden vorzugsweise die schwächeren Staaten aufgenommen, die etwa von stärkeren bedrängt waren, und über der nähern Gefahr der entferntern vergaßen. Hatte man mit ihrer Hilfe die mächtigern gestürzt, so vergrößerte man jene durch das, was man diesen geraubt, wodurch sie noch tüchtigere Werkzeuge zur Erniedrigung der Starken wurden. Zur gelegenen Zeit fanden sich Vorwände genug, die prekären Verleihungen zurückzunehmen, und die Allirten selbst zu verschlingen. Ueberhaupt war jede Allianz mit Rom die Grundlage einer Abhängigkeit, von der man sich nimmer befreite. Alle Bundesgenossen (außer Italien) hörten damit auf — in Güte oder mit Gewalt —, Unterworfene zu werden. Alsdann wurden ihre Länder zu Provinzen gemacht, wel-

ches schon früher das Loos aller gewonnenen Feindes-Länder gewesen, die zu behaupten man sich getraute. Solche Provinzen wurden nicht nach den Grundsäzen der bürgerlichen, sondern nach jenen der herrischen Gewalt verwaltet; sie waren nicht Theile, sondern Eigenthum des römischen Staates, welcher nach Willkür über alle Hilfsquellen derselben an Geld und Menschen verfügte. Keine Tyrannei aber ist härter, als die eines ganzen Volkes. In dem Maße es nämlich schwerer ist, ein ganzes Volk als einen oder wenige Tyrannen zu sättigen, in dem Maße mußten die römischen Provinzen gedrückter, als z. B. die persischen seyn. Keine andere Verbindung war unter ihnen, als die der Sklavenkette, die sie alle umschlag; vereinzelt und rettungslos waren sie alle preisgegeben an Roms überschwengliche Macht. Wohl waren Gesezе vorhanden über die Verwaltung der Provinzen; aber nicht gegen diese Provinzen, nur gegen die Eigenthümerin Rom waren diese Statthalter durch dieselben verpflichtet. Auch hatte Rom den Grundsaz angenommen, die Regierung derselben den austretenden Magistraten unter dem Titel der Proconsuln oder Proprätoren, auch Quäſtoren, Legaten u. s. w. als Belohnung zu übertragen. In der Regel alljährlich — gemäß den republikanischen Grundsäzen und damit recht Viele Theil am Raube bekämen — wurden solche Statthalter in die Provinzen geschickt, mit unumschränkter Gewalt über die Einwohner, und schreckend durch militärische Macht. Hier zogen sie mit dem Pomp der Souveraine einher, trieben allenthalben auf schamlose Weise Abgaben, Geschenke, Strafgelder ein, verkauften die Justiz, und führten noch eine Schaar von raubsüchtigen Freunden, Klienten, Unterbeamten, Freigelassenen und Sklaven mit sich, welche alle mit der Gunst ihres Herrn einen einträglichen Handel trieben. Die Allgemeinheit solcher Frevel machte sie fast gänzlich straflos. Nur wenn die Frechheit zu weit ging, oder wenn die Provinz mächtige Freunde in Rom besaß, fand eine Anklage statt. Doch auch alsdann kam es nur selten zur Strafe oder Wiedererstattung.

Für die Vermehrung solcher Provinzen, überhaupt für die Ausbreitung der römischen Macht, war durch andere und nicht minder wirksame Maximen gesorgt.

Die römische Politik war niemals darüber verlegen, Ursachen der Kriege zu finden. Entweder waren es zwei streitende Völker, zwischen welchen man als Vermittler, Schiedsrichter oder auch als Alliirter des Schwächern auftreten konnte, oder es gab Empörungen in einem Reich, es gab Familienzwist in königlichen Häusern, feindselige Parteien in Freistaaten. Der schwächere Theil bewarb sich oft selbst um äußere Hilfe, oft mengte man sich

Digitized by Google

ungebeten ein. Manchmal schlug man abwechselnd auf beide Parteien los, oder verkaufte beiden seinen Beistand. Man hatte nach Montesquieu's derbem Ausdruck, nicht einmal die Gerechtigkeit der Schelme, die selbst bei Verbrechen mit einer gewissen Ehrlichkeit zu Werke gehen. Allenthalben maßte man sich das Recht der Einsicht und auch des Urtheils an. Wiederholte Anmaßungen schienen zulezt ein Recht wirklich zu begründen, und die Völker unterwarfen sich endlich Rom, ohne eigentlich zu wissen warum. Wenn aber durchaus kein Vorwand zum Bruch, durchaus kein Gegenstand einer Forderung da war, so gab der Uebermuth der Gesandten Anlaß zu Beleidigungen, und diese zum Krieg. Man schmiedete wohl auch Testamente, oder ließ von blödsinnigen Fürsten sich Reiche wie Privaterbschaften vermachen. Endlich wurde man schamlos genug, ohne allen Anlaß die Entziehung von Ländern zu dekretiren, wenn deren Erwerbung nüzlich schien.

Damit aber kein Widerstand gegen solche Frevel und keine Rache derselben weder durch einzelne Mächte, noch durch Koalitionen möglich werde, hatte man die Kunst der Theilung, der Hemmung und der Vernichtung der Feindeskräfte zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Keine andere Politik hat mit so trefflichem Erfolg als die römische „divide et impera“ in Vollziehung gesezt. Auf dieselbe Art, wie früher Latium und Hetrurien, fielen nachmals Macedonien und Griechenland, Kleinasien und Syrien durch Isolirung der Mächte und einheimische Entzweiung. Selten kamen Bündnisse gegen Rom zu Stande; denn die Schrecken, womit es die Ueberwundenen bedrohte, hielten Fürsten und Völker ab, in die verhängnißvollen Schranken zu treten, wenn nicht die allernächste und äußerste Gefahr sie drängte. Schien gleichwohl eine Koalition sich bilden zu wollen, dann beschwor Roms allsehende, überall thätige Politik das Ungewitter, je nach den Umständen durch Versprechungen, Drohungen oder Aufhezung Eines gegen den Andern. Alsdann war man bescheiden und nachgiebig, man räumte kleine Vortheile ein, beruhigte so den Einen, indessen man den Andern vereinzelt erdrückte, und kehrte darauf zur Bestrafung des Erstern zurück. Man gab sich das Ansehen der Mäßigung bei der unersättlichsten Herrschsucht. Nicht für sich selbst, nur für die Bundesgenossen und für die Freiheit der Völker schien man zu kämpfen und zu siegen. Dankbarkeit der Beschüzten, der Befreiten entfernte das Mißtrauen. Kein Schritt mehr geschah ohne Roms Willen, und unmerklich ging das Ansehen der Beschüzerin und Vormünderin in Herrschaft über.

Schloß man einen Frieden, so enthielt er sicherlich den Samen eines neuen Krieges, den man bei gelegener Zeit wieder

erhob. Auch waren immer Bedingungen dabei, welche des Gegners bleibende Entkräftung bewirkten. Er mußte seine Seemacht zerstören, seinen Bundesgenossen, ja oft dem Recht des Krieges entsagen, und sein Schaz wurde durch schwere Kontributionen erschöpft. War dann die Zeit gekommen, da man ihn vertilgen wollte, so erpreßte man von dem Geängstigten die Auslieferung der Festungen, der Waffen u. s. w., und wenn er ganz wehrlos war — so erdrückte man ihn.

Geschichte Siciliens und Karthago's.

Bevor wir die Geschichte der hochwichtigen punischen Kriege erzählen, müssen wir einen Blick werfen auf die Angelegenheiten Siciliens, welche den nächsten Anlaß zur Fehde zwischen Rom und Karthago gaben, und auf die karthagische Geschichte selbst.

Unter allen auswärtigen Ländern, auf welche die Karthager nach Begründung ihrer Macht in Afrika verlangende Blicke warfen, war keines, wornach sie heftiger und beharrlicher strebten, als Sicilien. Schon frühe waren die alten phönizischen Kolonien auf der sicilischen Küste unter den Schuz, daher auch unter die Hoheit Karthago's gekommen. Der vielgetheilte Zustand und die unaufhörlichen innern Bewegungen der Insel begünstigten die Erweiterung der fremden Herrschaft. Aber die griechischen Kolonien, welche um ihre Freiheit zitterten, strebten mit aller Kraft derselben entgegen, und die ganze griechische Nation, welche die Karthager als Barbaren und als Handelsrivalen haßte, war geneigt, jene Bestrebungen zu unterstüzen. Als Karthago später nicht sowohl gegen die Freiheit der griechischen Städte, als gegen die Uebermacht Syrakusens stritt, so gewann der Kampf ein noch höheres welthistorisches Interesse. Hätte Syrakus — wie es im Plan seiner Fürsten lag — ganz Sicilien nebst Großgriechenland zu einer Macht vereint: Karthago wäre derselben erlegen, und Rom hätte schwerlich aufkommen mögen. Wäre Karthago Gebieterin Siciliens geworden, so hätte seine Herrschaft einen festen Grund erlangt, und Rom hätte sie nicht gestürzt.

Nach der großen Niederlage, welche K. Gelo I. von Syrakus den Karthagern als den Verbündeten des Xerxes bei Himera (3504) beibrachte, wagten sie siebzig Jahre lang keinen neuen Versuch, und schränkten sich auf wenige Küstenplätze ein, welche in ihrem abhängigen Zustande mit den griechischen Freistaaten nicht wetteifern konnten. Aber sie stärkten sich indessen durch Be-

festigung ihrer Macht in den übrigen Inseln und in Afrika selbst. Das Haus des Mago war es, welches von Cambyses Zeiten an, durch mehr als hundert Jahre, an der Spize ihres Staates in Krieg und Frieden stand, und eine Menge von Helden erzeugte, die, ungeachtet gehäufter Unfälle, so sie erfuhren, als die eigentlichen Gründer der karthagischen Größe zu betrachten sind.

Nach dem Unglück der Athener in Sicilien erneuerten sich die Unternehmungen der Karthager daselbst. Sie zerstörten Selinus und Himera. Bald eroberten sie auch das mächtige Agrigent, und belagerten Gela. In dieser großen Gefahr richtete ganz Sicilien seine Augen auf das starke Syrakus, welches aber selbst von innern Unruhen brannte. Die Gesezе, welche gerade damals der weise Diocles entworfen, waren unwirksam gegen den Parteigeist im Volk und den wilden Ehrgeiz seiner Häupter. Hermokrates, siegreich gegen die Feinde, verlor sein Leben im Kampf gegen die eigenen Mitbürger, und Dionysius, ein Mann von niederer Abkunft, aber großen Talenten, bahnte sich durch Verrath und Gewalt den Weg zum Thron (3579).

Gegen diesen Dionys, der, nicht zufrieden mit Syrakus, seine Hand nach ganz Sicilien und selbst nach Unteritalien ausstreckte, hat Karthago äußerst blutig, in dreimal erneuertem Krieg und mit ungemein abwechselndem Erfolg gestritten. Siebenunddreißig Jahre regierte Dionys, im Ganzen glücklich und glorreich; aber er wurde — möchte es allen Tyrannen also ergehen! — seines Glückes nicht froh. Unablässig von Mißtrauen und Furcht gequält, durch manchen Aufruhr geängstigt und keines Menschen Freund, starb der grausame, verbrecherische, jedoch den Wissenschaften — aus Eitelkeit — günstige Fürst, wie man glaubt, vergiftet (3617).

Ihm folgte Dionys II., sein Sohn. Dion, Bruder von des ältern Dionys zweiter Gemahlin, ein Mann von großen Gaben und Plato's Freund, leitete anfangs des Fürsten Schritte. Plato selbst wurde an den Hof berufen, und war schwach genug, dem Ruf zu folgen. Sein Glück war von kurzer Dauer. Bald wurde er, wie Dion, verdächtig dem Tyrannen, welcher den Lezten verbannte und den Ersten in Gnaden entließ. Aber Dion kam zurück, und vertrieb Dionysius, wurde aber selbst ermordet von Kallippus. Auch dieser wurde vertrieben, und während der nachfolgenden Zerrüttung des Staates fand Dionys Gelegenheit, zum zweitenmal Herr von Syrakus zu werden (3633). Er regierte sorgloser und willkürlicher als zuvor. Zugleich fielen die Karthager mit Heeresmacht in sein Gebiet. Da riefen die Syrakuser die Mutterstadt Korinth um Hilfe an. Sie schickte ihnen den edlen Timoleon mit 1000 Streitern. Dieser große Mann

Digitized by Google

und enthusiastische Freund der Freiheit vertrieb Dionys zum zweitenmal, richtete die Verfassung Syrakusens nach republikanischen Grundsäzen ein, befreite noch mehrere sicilische Städte von der Tyrannei, und schlug die allgemeinen Feinde, die Karthager, am Krimessus in einer entscheidenden Schlacht (3644). Nachdem Timoleon dies Alles vollbracht hatte, schlug er die Herrschaft, die Syrakus ihm anbot, mit großer Seele aus. Die Bürger lohnten ihm mit freiwilliger Ergebenheit, und als er starb (3646), beweinten sie ihn als Vater. Wer war glücklicher, Timoleon oder Dionys? —

Nach seinem Tod kehrten die Schrecken der Tyrannei zurück. Anfangs Sosistratus und darauf Agathokles bemächtigten sich der Herrschaft (3667). Der Erste, ein Aristokrat und mit den Karthagern im Bunde, der Zweite, ein Mann des Pöbels, aber kühner und glücklicher Abenteurer. Er gerieth in Krieg mit den Karthagern, welche ihn bei Himera schlugen und in Syrakus belagerten. Endlich einmal schienen diese ihrem Zweck, der Eroberung Siciliens, nahe. Aber Agathokles, durch ein kühnes Wagestück, entkam mit wenigen Schiffen mitten durch die feindliche Flotte, landete in Afrika und brachte durch eine Reihe tapferer und glücklicher, zum Theil auch abscheulicher Thaten Karthago dem Untergang nahe. Ein abermaliger Umschwung des Glücks stürzte den Tyrannen, welcher endlich nach wiederholtem Wechsel des Schicksals einen schrecklichen Tod litt.

Verschiedene Tyrannen nach ihm verlängerten die Leiden Syrakusens. Auch Pyrrhus, Agathokles Eidam, wiewohl er gegen Karthago, welches diese Unruhen trefflich benuzt hatte, glücklich kämpfte, herrschte willkürlich und grausam. Endlich aber, nach fast 150jähriger Bedrückung (von dem Angriff Athens an zu rechnen) kehrten glückliche Tage für Syrakus zurück. Hiero, aus des großen Gelon Geschlecht und seines Ahnherrn würdig, erhielt nach Pyrrhus Abzug durch fast einstimmige Wahl die Krone (3715) und trug sie 54 Jahre mit höchstem Ruhm. Durch ihn wurden alle Parteien vereinigt oder zum Schweigen gebracht, die Karthager mit starkem Arme zurückgehalten, Ruhe, Wohlstand, Gedeihen durch weise Anordnungen gesichert, Künste und Wissenschaften glänzend emporgebracht.

Unter eben diesem König erhob sich der verhängnißvolle Krieg zwischen Rom und Karthago, und Sicilien wurde dessen vorzüglichster Schauplaz.

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

Zeitraum der punischen Kriege.

Erster punischer Krieg.

Zwischen Rom und Karthago hatte bis dahin nur geringer Verkehr bestanden. Doch lesen wir bei Polybius von zwei Handelstraktaten, welche zwischen beiden, der erste gleich nach Vertreibung der Könige, der zweite um 3636, noch vor den samnitischen Kriegen, geschlossen wurden. Und bei dem Kriege gegen Pyrrhus waren beide Staaten natürlich Verbündete.

Jezt aber, da Unteritalien den Römern gehörte, entstanden nähere Verhältnisse, unmittelbare Berührungen und daher widerstreitendes Interesse. Wie hätten die Römer nicht lüstern nach Sicilien blicken sollen, der Kornkammer für ihre Stadt in Zeiten des Mangels, nach einer Insel, welche die Natur selbst, die sie nur durch einen schmalen Kanal von Italien trennte, zu einer Zugabe dieses Landes bestimmt zu haben schien? — Und dagegen Karthago, wie konnte es gleichgültig die wahrscheinlich nahe Konkurrenz eines neuen Rivalen betrachten, um ein Besitzthum, wonach es selbst schon seit vielen Geschlechtsaltern gerungen und dem es so manches Opfer schon gebracht hatte? — Hier ließ sich keine Ausgleichung denken. Früh oder spät war der Krieg unvermeidlich. Gleichwohl war der von Rom gewählte Anlaß des Krieges schändlich.

Ein Haufe campanischer Kriegsknechte, die dem Tyrannen Agathokles gedient hatten, — mit frechem Stolz nannten sie sich Mamertiner, Marssöhne — war von den Bürgern Messana's in Dienste genommen worden. Sie mordeten ihre Dienstherren und sezten sich in den Besiz der Stadt. Zur Rache dieses empörenden Frevels hatten sich die alten Erbfeinde, Karthago und Syrakus, vereinigt und belagerten Messana. Die Mamertiner baten Rom um Hilfe. Rom gab sie. Zwar erhob der Senat einige Bedenklichkeiten, aber das Volk auf den Comitien

Digitized by Google

beschloß die Hilfeleistung (3720, 263 v. Chr.), und begann den 24jährigen Krieg. Bei dem Ausbruch desselben mochte Rom an 300,000 waffenfähige Bürger zählen.

Es gingen Truppen der Römer nach Sicilien über und besetzten Messana. Nach der Erzählung ihrer Schriftsteller ließ dann Hanno, der karthagische Feldherr, alle italienischen Miethlinge in seinem Heere tödten, worauf der Consul Appius Claudius mit stärkerer Macht über die Meerenge sezte, die verbundenen Karthager und Syrakusaner schlug und Messana befreite. Wichtiger als dieser Sieg war der ihm folgende Uebertritt Hiero's auf die Seite der Römer. Seine treue Hilfe erleichterte ihnen die Eroberung des karthagischen Siciliens, und gab zum vorhinein dem Krieg die Entscheidung. Doch war den Römern zur Verfolgung ihrer Vortheile eine Seemacht nöthig. Nach dem Muster einer gestrandeten feindlichen Galeere, so lesen wir, bauten sie eine Kriegsflotte, ersezten durch sinnreich erfundene Maschinen zum Entern, was ihnen an Seetaktik fehlte, und errangen unter Duillius einen herrlichen Sieg (3724, 259 v. Chr.). Jezt führten sie zugleich in Sicilien, Sardinien und Korsika Krieg.

Ein neuer Sieg bei Eknomos öffnete den Weg nach Afrika. Regulus ging dahin (3728), mit ihm der Schrecken, bis vor die Thore Karthago's. Aber Xantippus, der Spartaner, der das karthagische Heer führte, schlug ihn, und nahm ihn gefangen. Von jezt an, durch einige Jahre, folgte ein Unfall dem andern. Mehrere Flotten nach einander wurden durch Sturm oder Feindesgewalt zerstört; insbesondere jene, welche der vermessene Claudius Pulcher führte (3735). Dennoch verwarf Rom alle Friedensanträge, und sezte den Krieg zu Land, bald auch zu Wasser wieder fort.

Beide Staaten waren jezt äußerst ermattet; die Erbitterung gab neue Kräfte. Noch einmal wurden Flotten ausgerüstet; von Karthago durch Erschöpfung des öffentlichen Schazes, von Rom durch patriotische Beiträge der Reichern. Bei den ägadischen Inseln war die Schlacht. Das Verhängniß gab den Römern, unter dem Consul Lutatius, den Sieg, Lutatius Karthago das Gesez des Friedens (3743, 240 v. Chr.). Sicilien, der Preis zweihundertjähriger Anstrengung, ging verloren für die Besiegten, nebst den kleinen Inseln des Mittelmeeres; 2200 Talente sollten in Fristen, 1000 andere allsogleich bezahlt, die Gefangenen ohne Lösegeld entlassen werden. Mehrere dieser Bedingungen waren nach Abschluß des Friedens durch das römische Volk eigenmächtig geschärft worden; Karthago mußte es dulden.

Digitized by Google

Geschichte Roms und Karthago's bis zum Ausbruch des zweiten Krieges.

Zwei und zwanzig Jahre verflossen bis zum Wiederausbruche des Krieges: aber wichtige Begebenheiten auf beiden Seiten erfüllen den Zwischenraum.

Karthago, erschöpft durch die Anstrengungen des Krieges, gerieth gleich nach geschlossenem Frieden durch Empörung der Miethtruppen in die äußerste Gefahr. Das System der Miethtruppen, welches Karthago in weiterem Umfang als irgend ein anderer alter Staat beobachtete, war zwar dem Charakter und den Verhältnissen seines Handels-Volkes angemessen, aber auch mit wesentlichen Nachtheilen und Gefahren verknüpft. Der Staat war jezt unvermögend, seinen meist ausländischen Miethlingen den rückständigen Sold zu bezahlen, und wollte sie abdanken; da brach ein schrecklicher Aufruhr aus. Der Krieg währte ins vierte Jahr. Auch in Sardinien empörten sich die Miethlinge. Die Römer schickten Truppen dahin, anscheinend, um Karthago zu helfen. Aber sie behielten die Insel treuloser Weise für sich, und forderten noch, mit unerhörter Frechheit, 1200 Talente für die Unkosten! — Karthago, in höchster Bedrängniß und muthlos, unterschrieb. Doch bald erhob es sich zu neuen Planen der Herrschaft und der Rache.

Hamilkar, mit dem Zunamen Barkas, „der Bliz," rettete den Staat durch Vertilgung der Rebellen. Und nun warf er seine Augen auf Spanien, das reichste Silberland und die Heimath der tapfersten Streiter. Ohne Auftrag des Staates ging er mit einem ihm ergebenen, durch frühern Krieg in Numidien wohlgeübten Heer über die Meerenge dahin. Seine glänzenden Erfolge in Unterhandlungen und Schlachten bewogen das Volk zur lauten Billigung und eifrigsten Unterstüzung seiner Entwürfe. Aber ein ansehnlicher Theil des Senates, Hanno den Großen, Hamilkars Nebenbuhler im Ruhm, an der Spize, fürchtete die hierdurch bewirkte Vergrößerung der Macht des populären Hamilkar. Diese aristokratische Opposition gegen das durch Volksgunst mächtige barkinische Haus wurde die Quelle aller folgenden Faktionen, und sonach die Grundlage des Verderbens von Karthago.

In neun Jahren schon hatte Hamilkar einen großen Theil desselben Spaniens unterworfen, um welches die Römer nachmals zweihundert Jahre kämpften. In einer Schlacht mit den Lusitanern fiel der große Mann (3756). Sein Eidam Asdrubal hatte gleichen Erfolg. Er baute zu seinem Hauptwaffenplaz

Neukarthago (Karthagena), das mit dem alten an Pracht zu wetteifern schien, und vermochte viele spanische Häupter zur freiwilligen Unterwerfung. Rom, neidisch und besorgt, drohte mit Krieg; da versprach Karthago, dessen Plane noch nicht reif waren, seine Waffen nicht über den Ebro zu tragen, und auch im Süden desselben Sagunt nicht anzugreifen. Asdrubal, nach achtjähriger, glorreich geführter Gewalt, fiel durch Meuchelmord. Jezt rief das Heer den jungen Hannibal, des großen Barkas Sohn, zum Feldherrn aus; der Senat bestätigte die Wahl, und so trat dieser Held, einer der allermerkwürdigsten in der Geschichte, auf den Schauplaz.

Die Römer hatten nach geschlossenem Frieden mit Karthago noch mit verschiedenen abtrünnigen Bundesgenossen zu kämpfen. Darauf schlossen sie den Tempel des Janus (3754), zum erstenmal seit Numa's Zeit; aber nur kurz und nie wieder bis Augustus.

Die Illyrier waren Rom durch Seeräuberei beschwerlich gefallen. Ein zweimaliger Krieg gegen sie verschaffte den Römern festen Fuß in Dalmatien, nähere Verhältnisse mit Macedonien und großen Ruhm in den griechischen Ländern.

Noch größere Folgen hatte der gallische Krieg. Seit der Verbrennung Roms durch die Sennonen war daselbst der Name der Gallier schrecklich gewesen. Durch die Anlage von Sena Gallica (Sinigaglia) suchten die Römer ihre Grenzen gegen dieselben zu decken; später (3754) vertheilten sie auf des Tribuns Flaminius Vorschlag die den Sennonen entrissenen Ländereien unter ihre Bürger. Hiervon nahmen die Insubres im Mailändischen und die Boier um Parma Anlaß, mit Rom zu brechen. Die Gaesaten von der Rhone verbanden sich mit ihnen. Rom zog alle Streitkräfte zusammen. Sechs Jahre währte der Krieg; unter beständigem Verlust der Gallier. Nach Eroberung von Ligurien drangen die Römer in das eigentliche Gallia cis- und transpadana eroberten Mailand, machten das ganze Po-Gebiet zur römischen Provinz (Gallia cisalpina oder togata) und legten zu deren Behauptung zwei Kolonien, Cremona und Placentia, an. Auch Istrien wurde unterworfen und die Alpenkette zur Grenze gemacht.

Diese Kriege, so wie der punische, hatten viele Menschen gekostet. Beim zweiten Bruch mit Karthago (3764) wurden fast um ein Drittheil weniger waffenfähige Bürger als beim ersten gezählt.

Zweiter punischer Krieg. Hannibal. Scipio.

Im zweiten Jahr seiner Gewalt, nach wichtigen Siegen über die Spanier und vortrefflicher Bildung des Heers, griff Hannibal

das den Römern verbündete Sagunt (3765, 218 v. Chr.), und eröffnete hierdurch den heiß begehrten Krieg.

Rom, mit dem zweiten illyrischen Krieg beschäftigt, suchte Sagunt durch Unterhandlung zu retten. Aber Hannibal, trotz eines heldenmüthigen Widerstandes, eroberte und zerstörte die verzweifelnde Stadt. Rom, da ihm die Auslieferung des Friedensstörers verweigert ward, erklärte feierlich den Krieg.

Hannibal, dessen großer Plan auf Vernichtung des Todfeindes ging, hatte desselben eigenes Land zum Schauplaz des Kriegs ersehen. Mit einem mäßigen, aber durch Ihn begeisterten Heer zog er, die kriegerischen Völker Spaniens niederwerfend, an die Pyrenäen, überstieg deren finstere Scheitel, drang durch Gallien, das von streitbaren Horden wimmelte, sezte über den wild schäumenden Rhodan, und kam an das Alpengebirg. Ueber dasselbe ging sein kühner, erstaunenswürdiger, nach der Natur der Hindernisse und der Hilfsmittel fast unbegreiflicher Marsch in das Land der Tauriner, deren erstürmte Veste (Turin) ihm den ersten Stüzpunkt in Italien gab.

Mit 59,000 Mann war Hannibal über die Pyrenäen gegangen. Als er in Italien ankam, blieben ihm noch 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter. Damit griff er Rom an, das nach Polybius, über 150,000 Bürger in den Waffen hatte, und in ganz Italien überhaupt an 800,000 Streiter zählte.

Aber Hannibal hoffte auf die Hilfe der mißvergnügten italischen Völker, zumal der kaum besiegten Gallier, welchen er durch schnelle Siege den Muth zur Empörung einzuflößen gedachte. Also zog er rasch hinab an den Tessino, schlug allda den Consul Corn. Scipio, welcher aus dem jenseitigen Gallien, wo Hannibal ihm ausgewichen, eilig zurückgekommen war, in einer ersten Schlacht, bald darauf an der Trebia ihn und Sempronius, den andern Consul, auf entscheidende Weise, endlich am trasimenischen See (Lago di Perugia) in Hetrurien, wohin er durch einen mühevollen Marsch durch die Appenninen gegangen, den vermessenen neuen Consul Flaminius (3767), fast zur Vernichtung des Römerheeres. Jezt treten die Gallier meist auf seine Seite, die Bundesgenossen wanken, Rom, erschüttert, aber nicht verzagt, wirbt neue Legionen, und ernennt einen Diktator.

Dieser, Q. Fabius Maximus, ein wohlerfahrener, bedächtlicher Mann, erkannte in dem Ungestüm seiner Vorgänger die Ursache des Unglücks. Daher vermied er die Schlacht, und zeigte seine Kunst in Märschen und Stellungen, womit er den im fremden Land mit vielen Nachtheilen ringenden Feind hinhielt, ermüdete, erschöpfte, und seinen frisch geworbenen Truppen neuen Muth und Uebung gab.

Digitized by Google

Für's folgende Jahr (3768, 215 v. Chr.) wurden Consuln gewählt, der weise Paulus Aemilius und der tollkühne Terentius Varro. Hannibal brachte den Leztern, gegen seines Kollegen Willen, zur Schlacht. An den Ufern des Aufidus, bei dem Flecken Cannä, wurde sie geliefert, die verderblichste für Rom in seiner ganzen Geschichte. An diesem Tage fielen 45,000 Bürger, es fielen 80 Senatoren, viele Consularen und Staatsbeamte und die Blüthe der Ritterschaft. Paulus Aemilius nahm einen schönen Tod, Terentius Varro die Flucht. Dennoch ging ihm der Senat — um des Volkes Muth zu erhalten — dankend entgegen, dafür, daß er am Heil des Vaterlandes nicht verzweifelt.

Dieß war der Höhepunkt von Hannibals Glück und Ruhm. Das erste begann jezt zu sinken, der zweite nie. Daß der Tag bei Cannä ohne entscheidende Folgen blieb, lag in den Umständen und nicht in Hannibals Schuld. Mit 26,000 Mann war er von den Alpen hinabgestiegen, und hatte seitdem außer der gallischen Hilfe keine bedeutende Verstärkung erhalten. Wie konnte er nun, im dritten Feldzuge, nach so vielen Gefechten und vier großen Schlachten, stark genug seyn, das zwar bluttriefende, aber noch immer an Volk und Waffen reiche Rom anzugreifen; Rom, dessen eigenthümlicher Charakter darin bestand, nach Unfällen am furchtbarsten zu seyn? Daher beschloß Hannibal, bevor er das Größte wagte, durch Gewinnung der römischen Bundesgenossen sich zu verstärken, und karthagische Hilfe zu erwarten. Auch fielen jezt die meisten Völker des untern Italien ab von dem längst gehaßten Rom. Solches that auch Campanien mit seiner Hauptstadt Capua. Aber vergebens begehrte Hannibal Verstärkung von Karthago, Hanno beharrte bei seiner Anfeindung des barkinischen Hauses, und da dieses auf den Krieg seine Größe baute, so erhob jener sich mit der ganzen Macht seiner Partei gegen Hannibals Begehren, und drang darauf, daß man den Frieden schließe. Aber Rom wollte keinen Frieden (Hannibals Gesandte wurden nicht einmal gehört). Daher mußte es mit allen Kräften bekriegt und ganz erdrückt werden, wenn Karthago bestehen sollte; und Hanno's Opposition gegen solche Kriegführung war hiernach unvernünftig.

Hannibal hoffte die Hilfe, die er nicht unmittelbar von Karthago bekam, aus Spanien zu erhalten. Sein Bruder Hasdrubal sollte mit dem Heer, welches in Spanien schon den Römerkrieg gelernet, auf den von ihm selbst gebahnten Wegen nach Italien ziehen; frische Truppen sollten aus Afrika nach Hispanien gehen. Aber der Lauf des Krieges daselbst hinderte die Erfüllung dieses Planes bis in's neunte Jahr nach der cannen-

Digitized by Google

fischen Schlacht, und Hannibal blieb diese ganze Zeit über auf die Hilfe beschränkt, welche sein eigenes Genie, theils in der Nähe bei den italischen Völkerschaften, theils auswärts in Sicilien und Macedonien durch Unterhandlung und Bündniß zu finden wußte.

Eine kräftigere Hilfe fand Rom in der Weisheit seines Senates, in dem standhaften Muth der Bürger und in Scipio's Heldenseele. Rom, so oft verwerflich und haffenswerth durch den Mißbrauch des Glückes, erscheint als ehrwürdiges Vorbild in Zeiten der Noth. Das Unglück bei Cannä schien dessen Kräfte verdoppelt zu haben. Von diesem Augenblick wandte sich der Sieg. Marcellus, bei Nola, überwand Hannibal zum erstenmale, und Rom hatte Kräfte genug, um noch außer Italien in Sicilien, Sardinien, Macedonien und Spanien zu streiten.

In Sicilien hatte Hiero mit unverlezter Treue Roms Partei gehalten. Als er starb (3769), trat Hieronymus, sein Enkel, auf karthagische Seite. Er wurde in einer schrecklichen Empörung mit allen Kindern und Verwandten des großen Hiero ermordet. Gleichwohl behielt die Partei Karthago's die Oberhand. Krieg mit Rom und die Belagerung Syrakusens durch Marcellus waren die Folgen davon. Erst im dritten Jahre, nach vielfältigem Verlust der Römer, großentheils durch Archimedes Maschinen und Brennspiegel (?) veranlaßt, ging die Stadt durch Sturm über, und erlitt ein trauriges Schicksal. Ganz Sicilien wurde jezt eine römische Provinz.

Auch Sardinien, wo anfangs die Karthager mit Erfolg gestritten, wurde von Manlius wieder gewonnen.

In Macedonien hatte Philipp II. bald nach der cannensischen Schlacht mit Hannibal ein Bündniß geschlossen. Doch zog Hannibal davon geringe Frucht; denn die Aetoler beschäftigten Philipps Waffen. Daher schloß er wieder Frieden mit Rom.

Ernsthafter war der Krieg in Spanien. Cnejus Scipio ging schon im ersten Jahre des Krieges dahin, und bald folgte ihm auch sein Bruder Publius. Viele Schlachten, mit verschiedenem Glück, doch im Ganzen für Rom günstig, wurden geliefert. Aber im achten Jahre des Krieges (3772) erlitten beide Brüder eine völlige Niederlage, und darin den Tod. Jezt trat der 24jährige (P. Cornelius) Scipio auf, und erfocht bald entschiedenen Triumph. Die bewunderungswürdige Eroberung Neukarthago's an einem Tage gründete der Römer Herrschaft in Spanien; viele Siege erweiterten, und die freiwillige Unterwerfung der Völker, durch die Verehrung für Scipio's Tugend bewirkt, befestigte sie. Vollständig in dem karthagischen Theil von

Digitized by Google

Spanien wurde sie gemacht durch Hasdrubals jezt endlich in's Werk gerichteten Zug nach Italien.

Von diesem Zug hing das Schicksal Hannibals und daher Karthago's ab. Der Sieger bei Cannä hatte seither, aus Mangel an Unterstüzung, sich meist auf den Vertheidigungskrieg beschränkt, und zusehends sank sein Glück. Capua und Tarent gingen verloren, und ohne Erfolg führte Hannibal sein Heer vor Rom. Aber als Hasdrubal mit großer Macht über die Alpen stieg, erneuerte sich der Schrecken. Der Consul Livius Salinator zog ihm entgegen, sein Kollege Claudius Nero stand in Apulien gegen Hannibal. Plözlich, und diesem unbemerkt, führte er sein Heer in Eilmärschen nach Oberitalien, vereinte sich mit Livius und zwang Hasdrubal bei Sena am Metaurus zur Schlacht (3777, 206 v. Chr.). Sie war schrecklich, eine Schlacht der Vertilgung. Hasdrubal, nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen hatte, starb, als würdiger Sohn Hamiklars und Hannibals Bruder.

Von dem an zog sich Hannibal nach Bruttien in den äußersten Winkel Italiens zurück, und schreckte Rom mehr nur durch seinen Namen, als durch seine Macht. Ein neues Hilfsheer unter Mago rückte heran, und wurde geschlagen (3778). Der italische Krieg blieb jezt Nebensache.

Die Augen der Völker richteten sich auf Scipio, welcher zum Lohn seiner Großthaten, und weil an seinen Namen das Glück gefesselt schien, vor dem gesezmäßigen Alter zum Consul gewählt ward. Derselbe trug den Krieg nach Afrika. Der numidische König Massiniſſa verband sich mit ihm. Die schwersten Schläge fielen jezt auf die Karthager. Vergebens suchten sie durch Waffen, vergebens durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören. Keine Hoffnung, als Hannibal, ist ihnen geblieben. Man ruft ihn aus Italien zurück, und seufzend verläßt der Held diesen Schauplaz sechzehnjähriger Thaten, das so glorreich errungene, so standhaft behauptete Erntefeld unsterblichen Ruhms. Bei seiner Ankunft in Afrika erhebt sich der Muth der Karthager; die Flüchtlinge, die Zerstreuten sammeln sich um ihn, das Heer lagert sich bei Zama.

Ein großes Verhängniß war an die kommende Schlacht geknüpft. Hannibal fühlte es, suchte ihm auszuweichen, und bot den Frieden unter schweren Opfern. Alles karthagische Land, außer Afrika, sollte der Römer seyn. Aber Scipio, voll Zuversicht des Sieges, verwarf diesen Frieden. Im 552sten Jahr der Erbauung Roms (3782), 201 Jahre vor Christi Geburt, stritten die beiden größten Feldherren ihrer Zeit — und vielleicht aller Zeiten — jeder um den höchsten Preis des Ruhms, der Herrschaft

Digitized by Google

— ja des Daseyns — für sich und sein Volk. An Truppenzahl und Waffen, an Talent und Muth waren sich die Heerführer gewachsen. Scipio hatte für sich die Begeisterung seiner Truppen und den ungeschwächten Glauben an sein gutes Glück; Hannibal, welcher die Schlacht als großer Feldherr geordnet, verlor dieselbe und mit ihr die Hoffnung. Er selbst entkam mit Noth, und rieth Karthago zum Frieden auf jede Bedingung. An diesem Tag wurde die Herrschaft Roms begründet. Es war geschehen um die Freiheit der Welt.

Friede.

Die Bedingungen des Friedens verurtheilten die Karthager zu fast unvermeidlichem Verderben. Zwar blieb ihnen ihre Stadt und Verfassung und ihr altes Gebiet in Afrika. Aber was sie auswärts besaßen, insbesondere Hispanien, fiel an Rom. Dazu mußte Karthago — nebst mehreren minder wichtigen Punkten — seine Kriegsschiffe bis auf 10, seine Elephanten alle, mit dem Versprechen, keine mehr zum Krieg abzurichten, ausliefern; es sollte in 50 Jahren 10,000 Talente bezahlen, dem König Massinissa zurückgeben, was für Land es ihm oder seinen Vorfahren entrissen; keinen Krieg mehr ohne Bewilligung der Römer führen, dagegen diesen auf Verlangen Hilfe leisten, und 100 Geiseln zur Bürgschaft der Treue stellen.

Unter diesen Bedingungen bewirkten zumal das Versprechen, ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg zu führen, welches eines völlige Dahingebung in der Feindin Gnade war, und die schwankende Klausel zu Gunsten Massinissa's Karthago's Ruin. Dieser geschickte, länderfüchtige und gewissenlose Prinz mochte nun ungestraft die Karthager necken, unter schlechten Vorwänden ihnen eine Provinz nach der andern entreißen (wie er wirklich mit der reichen Provinz Emporia, mit Tyska und andern that), und wenn sein Uebermuth und die parteiische Vermittlung Roms die Karthager endlich zu einem verzweifelnden Schritte brachte, der lauernden Feindin bequemen Anlaß zum neuen Bruche geben.

Zu dieser traurigen Lage der äußern Verhältnisse gesellten sich Zwietracht und Parteienwuth. Zwar Hannibal gelangte durch den Glanz seines Verdienstes und die Macht seines Hauses zur höchsten Magistratur der Republik, und brachte eine wohlthätige Reform durch Stürzung der Oligarchie der Hundertmänner und durch eine bessere Ordnung der Finanzen zuwege. Aber die alte hannonische Partei — aus Leidenschaft gegen das barkinische Haus wurde sie sogar römisch gesinnt — verschwor sich gegen ihn; und der größte Mann, welchen Karthago jemals ge-

Digitized by Google

zeugt, wäre an Rom ausgeliefert worden, hätte er nicht durch die Flucht nach Asien sich gerettet.

Roms Geschichte nach dem zweiten Frieden mit Karthago nimmt einen durchaus veränderten Charakter an. Was es bis dahin gewonnen, hatte es meist gegen gleich starke, zum Theil gegen überlegene Feinde in langem, mühe- und gefahrvollem Kampf errungen. Jezt fand es keinen seiner Macht gewachsenen Gegner mehr und ging mit Riesenschritten fort zur Herrschaft der Welt. Theils die Grundsäze der Politik, die wir oben geschildert haben, theils die damalige allgemeine Weltlage erklären solche Umwälzung.

Allgemeine Weltlage.

Außer dem mittleren und unteren Italien, dem Hauptsiz der römischen Macht, waren derselben jezt auch Sicilien, Sardinien (nebst Korsika und den kleinern Inseln), das cisalpinische Gallien und die beiden Hispanien — das dies- und jenseitige — als Provinzen unterthan. Doch sezten Ligurien, Istrien und andere Strecken Oberitaliens, weit mehr aber Hispanien, den Widerstand fort und beschäftigten die Legionen. Im Westen lag Karthago darnieder, und Massinissa von Numidien war durch Politik sowohl als durch Freundschaft an das römische Interesse gebunden. In Norden konnten die vereinzelten gallischen Horden und was sonst noch namenlos jenseits der Alpen herumschwärmte, wenig schrecken. Im Osten bildeten die macedonischen Reiche ein eigenes und wichtiges Staatensystem, stark durch Ausdehnung und Volkszahl, aber in sich selbst die Keime der Zerstörung tragend und bis jezt fast ohne Verkehr mit dem Abendlande.

Von den vier Hauptmächten dieses Staatensystems war das eigentliche Macedonien durch seinen Namen, durch die natürlich feste Lage des Landes und den soldatischen Geist der Einwohner, endlich durch das Talent seines Königs (Philipp) von Gewicht. Aber sein beschränkter Umfang und die feindselige Stimmung fast aller Nachbarn hinderten es an großen Entwürfen. Die griechischen Angelegenheiten beschäftigten fast ausschließend seine Politik und seine Kraft.

Griechenland hätte unüberwindlich seyn mögen, wäre es einig gewesen. Aber eine tödtliche Feindschaft herrschte zwischen den Aetoliern und Achäern. Die Böotier und andere, mehr aber noch die Spartaner, dachten nur für sich, und Alle wiegte der Stolz und die Rückerinnerung an die glorreiche Vorzeit in eine gefährliche Sicherheit ein. Sonst war Aetolien und Sparta gegen Philipp, Achaia von ihm abhängig.

Digitized by Google

Ein großes und herrliches Land, voll Menschen und Geld, die Hauptmasse von Alexanders Eroberungen, war das syrische Reich. Aber der Unwerth seiner Könige hatte es kraftlos gemacht. Antioch M. gab ihm nur ein scheinbares Leben wieder. Damals stand es mit Macedonien im Bunde gegen das von Anfang verhaßte Aegypten. Dieses war seit Philadelphus Zeiten den Römern ergeben.

Kriege gegen Macedonien, Syrien und Griechenland.

Gleich nach der Schlacht bei Zama nahm Rom von der Entdeckung mehrerer Macedonier unter dem karthagischen Heer einen scheinbaren Anlaß, den Krieg gegen Philipp zu erneuern. Die Aetolier, Athenienser, Rhodier und der König von Pergamum waren mit Rom verbündet. Ohne in Italien zu landen, gingen die afrikanischen Legionen unmittelbar nach Macedonien, fochten zwei Jahre mit abwechselndem Glück und schlugen im dritten (3787, 196 v. Chr.), unter T. Quinctius Flaminius, Philipps Heer bei Cynoscephalä aufs Haupt.

Dieser Sieg benahm dem König Kraft und Muth zu fernerem Widerstand. Er mußte jezt froh seyn, im Frieden sein Macedonien zu erhalten, mußte allen Anspruch auf die griechischen Länder in Europa und Asien aufgeben, seine Flotte ausliefern, dem Recht auswärtiger Kriege entsagen, 1000 Talente zahlen und Demetrius, seinen Sohn, als Geisel geben. Von diesem Schlag erholte sich Macedonien nimmer. Die römische Macht war jezt auch im Osten begründet.

Aber zu ihrer Befestigung schien vor Allem die Unterwerfung der Griechen nöthig. Der erste Schritt dazu war, daß man sie, um ihr Vertrauen zu gewinnen, für frei erklärte. Hierauf streute man den Samen zu ihrem Verderben aus, durch Vereinzelung der Staaten, durch heimliche Aufhezung eines gegen den andern, unter dem Schein der Vermittelung, durch Leitung ihrer Geschäfte unter schuzherrlichem und vormundschaftlichem Titel, durch Gewinnung einer Partei in allen Städten und durch Unterdrückung der Patrioten.

Diese Maßregeln wurden unterbrochen durch den syrischen Krieg, aber sein Erfolg beförderte ihr Gelingen.

Antiochus, der sogenannte Große, von Syrien war durch seine Unternehmung auf Aegypten, sodann durch die Besezung der griechischen Städte in Asien, welche Philippus hatte verlassen müssen, in ein feindliches Verhältniß gegen Rom gekommen; endlich bewirkten Thoas, Strategus der Aetoler, und Hannibal den völligen Brand. Die trozigen Aetoler fühlten sich durch

Digitized by Google

den anmaßenden Ton der Römer gekränkt. Unbedachtsam, wie sie den Weg nach Griechenland den Römern gebahnt, riefen sie jetzt zu deren Verdrängung den Syrer herbei, und mehrere griechische Staaten, die allmählig die Plane Roms erkannten, vereinten sich mit ihnen. Diese Verhältnisse beobachtete von Karthago aus Hannibal, der nie schlafende Römerfeind, und baute darauf den Plan der Rache. Sollte wohl Philipp seine Demüthigung verschmerzt haben? — und was ließ sich nicht erwarten von einer Koalition Karthago's, Syriens, Macedoniens und der griechischen Völker?

Ein großes Ungewitter drohte über Rom hereinzubrechen, aber seine unermüdliche Politik zerstreute es. Ueberall waren seine Gesandtschaften thätig. Karthago mußte selbst den gefürchteten Hannibal verbannen; Philipp, die Achäer und Andere hielt man durch kleine Gefälligkeiten hin, und selbst Antiochs Hof wurde durch römische Agenten bearbeitet.

Dieser Fürst, würdiger, Xerxes Nachfolger, als Alexanders zu heißen, hoffte unter Festen und Lustbarkeiten einen Römerkrieg zu bestehen. Langsam zogen seine reichgeschmückten Schaaren nach Griechenland, wie zu einer friedlichen Besitznahme. Aber der Consul Acilius Glabrio jagte ihn mit harten Schlägen nach Asien zurück.

Bald folgten ihm die Römer dahin. L. Scipio, in Begleitung seines Bruders, des Afrikaners, führte jetzt das römische Heer. Attalus von Pergamum verstärkte es. Bei Magnesia am Sipylus (3794, 189 v. Chr.), sieben Jahre nach dem Fall Macedoniens, wurde die Schlacht geliefert, welche das Reich des Seleukus stürzte. Der große Antioch trat alles Land bis an den Taurus ab, versprach 15,000 Talente an Rom und 400 an Eumenes von Pergamum zu bezahlen, die Anstifter des Krieges, insbesondere Thoas und Hannibal, auszuliefern und seinen jüngern Sohn als Geisel zu stellen. Gleich nachher wurden die Aetoler durch M. Fulvius Nobilior völlig bezwungen, und mußten hart für ihren Abfall, zur Warnung aller Bundesgenossen, büßen. Die Galater, welche gleichfalls für Antioch gestritten, erhielten einen bessern Frieden, da man sich ihrer noch zu bedienen gedachte.

Rom, noch immer den Schein der Herrschsucht meidend, gab das in Kleinasien gewonnene Land an Eumenes. Verblendete und bestochene Redner priesen die Großmuth der Weltbefreierin.

Hannibal, als seine Entweichung den König Syriens der Niederträchtigkeit enthoben, den Freund auszuliefern, zog zu dem bithynischen Prusias und führte dessen Krieg gegen Eumenes,

Digitized by Google

der Römer Freund, bis etwa die Zeit käme, gegen Rom selbst von Neuem zu kriegen. Aber eine römische Gesandtschaft verlangte die Auslieferung des 76jährigen Hannibal, welche Prusias nicht zu verweigern wagte. Hannibal tödtete sich jedoch durch Gift.

Zwei Jahre früher hatte Scipio, sein Sieger, die Wirkung des republikanischen Undanks erfahren. Er wurde vor die Volksversammlung gefordert, um einer entehrenden Anklage zu stehen. Mit edlem Trotz entzog er sich seinen verachtungswerthen Richtern und ging nach Linternum, wo er in würdevoller Abgeschiedenheit seine Tage schloß. Auch Lucius Scipio wurde angeklagt und verurtheilt — ohne allen Grund, wie man später erkannte. — Eine neue Koalition schien jezt Rom zu bedrohen, und bereitete ihm nur neue Triumphe. Bald nach der Schlacht bei Magnesia fand Philippus in dem veränderten Ton der Römer Grund genug zur Reue über Antiochus Verlassung. Des Königs schmerzliche Indignation verrieth sein unwillkürlicher Ausruf: „es sei aller Tage Abend noch nicht gekommen;“ aber er erlebte den Zeitpunkt zur Ausführung der Rache nicht.

Perseus, sein Sohn, erbte des Vaters Haß, und sezte desselben Plane, sich zum Krieg gegen Rom zu stärken, durch siebenjähriges Bemühen, jedoch mit unvollständigem Erfolge, fort. Denn gleich unermüdet und mit besserem Glück arbeitete die römische Politik ihm entgegen; auch gewann es, als der Ausbruch noch zu früh für das römische Interesse erfolgte, durch einen trügerischen, von Perseus bewilligten Stillstand Zeit zur völligen Rüstung. Auch nach Erneuerung des Krieges hatte Perseus durch zwei Jahre die Oberhand. Die Völker von Epirus, von Thessalien, von Thracien, nebst vielen fremden Söldlingen (auch 30,000 Gallier zogen heran) stritten für ihn; Gentius von Illyrien half ihm mit aller Macht, und die wohlgerüstete Phalanx schien furchtbarer als je. Endlich erschien Paulus Aemilius mit verstärkter Macht. Numidische, italische, griechische und kleinasiatische Völker waren in seinem Heere; gleichwohl schien dem römischen Feldherrn jedes Hilfsmittel der Vorsicht und Anstrengung nöthig, um den Sieg zu sichern. Er selbst gestand nachmals, daß der Anblick der Phalanx, als sie, in der entscheidenden Stunde bei Pydna, in gedrängter Ordnung sich auf die Legion stürzte, ihn furchtbar erschüttert habe (3816, 167 v. Chr.). Aber es war der lezte Tag ihres Ruhmes. Nach heldenmüthiger Vertheidigung fiel der Kern des macedonischen Heeres auf dem Wahlplaz, der Ueberrest kam auf der Flucht um, oder wurde gefangen. Perseus ward gefangen und nach Rom geschleppt, wo er den Triumphzug des Siegers durch seine Trauergestalt schmückte, und

Digitized by Google

nach fünfjährigen Leiden und unerhörter Mißhandlung in den römischen Gefängnissen starb.

Auch Gentius fiel in Gefangenschaft. Illyrien und Macedonien, nachdem man sie geplündert hatte, wurden darauf, jenes in drei, dieses in vier, sogenannte Freistaaten vertheilt, und ihnen auferlegt, die Hälfte dessen, was ehedem ihre Könige bezogen, als jährlichen Tribut an Rom zu entrichten.

Perseus Schicksal machte alle Könige zittern. Auf das Gebot des römischen Gesandten Popilius Länas (die Zeit der Schonung war vorüber) verließ der syrische Antioch das halberoberte Aegypten, und dieses leztere Reich wurde durch die von Rom angeordnete Trennung der Nebenländer vom Hauptland auf beständig geschwächt. Die Prinzen von Aegypten und von Syrien kamen nach Rom, um von den Aussprüchen des Senates ihr Recht zu erhalten, oder auch, um als Geiseln in dessen Gewahrsam zu bleiben. Aber den Königen ward verboten, ohne Erlaubniß dahin zu gehen. Man kannte keine Sprache, als die des Befehlens mehr.

Um diese Zeit traten die Römer unter Opimius in das jenseitige Gallien. Jezt wurden keine Abgaben mehr von den Bürgern verlangt; es schien billig, daß der Sieger auf Unkosten der Besiegten lebe.

Der Schleier war gefallen, womit Rom seine Anmaßungen früher bedeckt hatte; es stellte sich ungescheut dar als Gebieterin der Welt; und durch zwei unerhörte Abscheulichkeiten charakterisirte und befestigte es seine Macht, die Unterjochung von Achaia und die Zerstörung Karthago's.

Vertrauensvoll hatte Griechenland sich den Siegern Philipps in die Arme geworfen, da es von einem freien Volk keine Gefahr für die Freiheit besorgte. Auch nach der Demüthigung der Aetoler — die man als verdiente Strafe des Trozes und Wankelmuthes betrachtete — blieben die übrigen, vorzüglich die Achäer, Rom ergeben, und es schien dessen Freundschaft ihrem Gedeihen förderlich. Aber schon Flaminius bereitete ihnen Fesseln durch künstliche Verwirrung aller Verhältnisse und durch Bildung einer eigentlich römischen Partei in allen Gemeinden. Die Opposition dieser gegen die patriotische Partei wurde in dem Maße fühlbar, als die mit der Macht stets zunehmende Anmaßung der Römer den Gutgesinnten die Augen über die Gefahr des Vaterlandes öffnete. Diese Partei war der Zahl, wenn auch nicht der Macht nach die größere. Man gab ihr den Namen der „macedonischen" Partei, um hierdurch ihre Maßregeln zu rechtfertigen. Billiger hätte man sie die „patriotische" geheißen; denn zwischen ihr und Macedonien bestand — wenig erkaufte Anhänger ausgenommen — blos die natürliche Freundschaft der Genossen

Digitized by Google

desselben Druckes und derselben Hoffnung. Dagegen waren die Feinde und Verräther ihres Vaterlandes durch das Palladium des römischen Namens geschützt, und gelangten, unter dem allgemeinen Hasse, zu Reichthum und Macht. Ihre Aufhezung bewog, gleich nach dem Fall des Perseus, die Römer zu der empörenden Gewaltthat, auf einmal tausend der edelsten Achäer, deren Gesinnungen verdächtig, deren Einfluß gefährlich schien, aus dem Schooß ihrer Familien und Gemeinden zu reißen und nach Italien — als zur Verantwortung für ihre Anhänglichkeit an Macedonien — zu schleppen. Siebenzehn Jahre schmachteten diese Opfer der schamlosesten Tyrannei in den Kerkern Italiens. Die meisten starben.

Zum Lohne seines Bubenstückes wurde Kallikrates — er hatte die Liste jener Patrioten verfertigt — Bundeshaupt der Achäer. Der Abscheu des Volkes lag auf ihm, aber Furcht vor Rom erhielt die Ruhe.

Endlich entbrannte die Flamme des Hasses. Der abermalige Abfall Sparta's vom achäischen Bund und Roms herrische Einmischung gaben dazu den Anlaß. Doch zögerte jezt Rom, indem es soeben in Afrika zur Vertilgung Karthago's und in Macedonien zur Stillung eines Aufruhrs kämpfte. Denn die Macedonier hatten den Andriskus, der sich für Perseus Sohn ausgab, mit Freuden als König erkannt (3835, 148 v. Chr.). Der Krieg schien so wichtig, daß Q. Metellus, der ihn siegreich endete, mit einem Triumph und dem Ehrennamen Macedonicus belohnt ward. Derselbe schlug die Achäer, welche indessen mit mehr Muth als Klugheit den Kampf begonnen. Ihr Feldherr Kritolaus tödtete sich selbst. Aber Diäus, sein Nachfolger, sezte den Widerstand als Verzweifelnder fort. Doch vergebens stritt er auf der korinthischen Landenge, der alten Griechen würdig. Dem Stärkeren verliehen die Götter den Sieg. Diäus, unter den Trümmern des fallenden Vaterlandes, gab sich und den Seinigen den Tod. Mummius, Metellus Nachfolger, rückte vor Korinth. Diese ehrwürdige, fast tausendjährige Stadt, eine der Hauptzierden Griechenlands und die reichste an Kunstwerken, wurde erobert und verbrannt (3838, 145 v. Chr.). Alle waffenfähige Einwohner wurden erschlagen, die andern als Sklaven verkauft, die Kunstwerke meist zerstört, was übrig blieb, nach Rom geschleppt. Auch Chalcis auf Euböa, so wie Theben und andere Städte wurden verbrannt. Solche Mißhandlung erfuhr ein Volk, welches die Freiheit in Europa gepflanzt, so vielen Königen getrozt, die Huldigung vieler andern empfangen und die Erde mit seinem Ruhm erfüllt hatte, durch die Hand eines gleichfalls freien und ruhmbegierigen Volkes!! —

Digitized by Google

Im dritten Jahre der 158sten Olympiade, im 608ten der Erbauung Roms, und im 145sten vor Christus nahm die Unabhängigkeit Griechenlands dieses traurige Ende. Es wurde eine römische Provinz unter dem Namen Achaja.

Dritter punischer Krieg.

In demselben Jahre, wie Korinth, fiel auch Karthago, auf noch schrecklichere Weise. So hart der zweite Friede mit Rom gewesen, so erholte doch der Staat sich schnell durch die Industrie der Bürger und Hannibals weise Verwaltung. Das Mißtrauen Roms wurde hierdurch von Neuem rege. Karthago sollte durchaus nicht mehr erstarken. Daher brachte man durch Verfolgung Hannibals dessen Flucht zuwege, und daher sah man gerne, daß Massinissa immer weiter griff, und die Entwaffnete schonungslos beraubte. Vergebens forderte Karthago, da ihm Krieg zu führen nicht erlaubt war, die Gerechtigkeit Roms zur Vermittlung auf. Der Richter war sein Feind; und als endlich Cato dahin als Gesandter ging, so vermehrte sein übermüthiges Betragen die Erbitterung, und seine Leidenschaft beschleunigte das Verderben der unglücklichen Stadt.

In derselben dauerte die Zwietracht der Parteien fort, und wurde heftiger als je. Der patriotischen stand nicht nur eine römische, sondern selbst eine numidische Partei entgegen. In gerechter Erbitterung, aber vielleicht mit unklugem Eifer, verbannte die erste alle Anhänger Massiniſſa's und gab hierdurch Anlaß zum Krieg. Denn als der König ihre Wiederherstellung forderte, so ergriff Karthago entrüstet die Waffen. Aber der neunzigjährige Massinissa schlug ihr Heer, und rieb es auf.

Kein günstigerer Zeitpunkt war möglich, die Nebenbuhlerin zu erdrücken. Sie hatte den Vertrag gebrochen, und ihr Heer war dahin. Also erklärte Rom den Krieg (3834, 149 v. Chr.). Auf diese Schreckensnachricht fiel Utika von Karthago ab, und unterwarf sich Rom. Die geängstigten Karthager verwiesen die Anstifter des Krieges gegen Massinissa; ja sie erklärten sich zuletzt für Unterthanen der übermächtigen Feindin. Der Senat nahm, scheinbar wohlgefällig, die Unterwerfung an, versprach Karthago die Erhaltung, wenn es 300 seiner edelsten Söhne als Geiseln senden, und weiter thun würde, wie die Consuln befehlen. Die Geiseln kamen, und die Consuln gingen nach Afrika. Jezt forderte man die Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräthes. Die Karthager gehorchten. Endlich erging der Befehl, die Stadt niederzureißen und eine andere zu bauen, weit weg vom Meere und ohne Mauern.

Digitized by Google

Als die Karthager Dieses vernahmen, ergriff sie die äußerste Verzweiflung. Einmüthig beschlossen sie, ihre theuere Stadt zu retten oder zu sterben. Niemals sonst wurde auf so glänzende Weise gezeigt, was ein auf's Aeußerste gebrachtes Volk vermag.

Gegen die fleggewohnten Legionen hielt sich die hilflose Stadt heldenmüthig bis in's dritte Jahr. Mehrere consularische Heere wurden geschlagen, es schien die Kraft der Belagerten täglich zu wachsen; fast zagten die Römer. Da ernannten sie den jungen Scipion Aemilianus (Paul Aemils Sohn, aber durch Adoption des afrikanischen Scipio Enkel) zum Consul. Die Legionen erhielten neuen Muth durch seinen Anblick, Kriegszucht durch seine Strenge, durch seinen Genius den Sieg. Die Karthager thaten mehr als glaublich ist. Der Hafen war durch einen Damm gesperrt, wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben und der Feind durch eine neue Flotte geschreckt. Zwei Mauern waren gefallen, die dritte hielt. Das Heer vor der Stadt wurde geschlagen, alle Zufuhr gehemmt; man trotzte dem Hunger wie dem Schrecken des Krieges. Endlich drang Scipio bei Nacht in den lezten Hafen, der untere Theil der Stadt wurde gewonnen, die obere Stadt und das Schloß (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio, sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Plätzen, Häusern floß Blut. Die Karthager, in wilder Verzweiflung, stritten fort; endlich, als alle Hoffnung verloren war, zündeten sie die Stadt an, und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf Befehl des Senats, vollendeten den Ruin.

So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weltherrschende, dem Handel freundliche Volk von Karthago, groß in seiner Blüte, im Falle noch größer (3838, 145 v. Chr.).

Kümmerliche Ueberreste von ihm mögen in's innere Afrika — vielleicht bis jenseits der Wüste (Tombuktu soll von ihnen den Ursprung haben) — geflüchtet seyn; Andere durch der Römer Gnade namenlos im Lande der Väter gelebt haben. Gebaut wurde dieses hinfort von Karthago's ehemaligen Unterthanen und von römischen Kolonisten. Der Handel zog sich nach Uttika. Aber es erhob sich nachmals über den Trümmern des alten ein neues Karthago, von Tiberius Gracchus schon angelegt, von Julius Cäsar vollendet, und Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt dieser afrikanischen Küste.

Digitized by Google

Viriathus. Numantia.

Die Siegerin Karthago's und der macedonischen Reiche führte bald nachher vieljährigen, unglücklichen Krieg mit einem Räuber, mit einer kleinen Stadt, mit einer Handvoll Sklaven. Daß solche Kriege furchtbar seyn konnten, deutet auf die Abnahme der moralischen Kraft.

Durch die Verdrängung der Karthager aus Spanien hatte Rom vorerst nur einen Schauplaz der langwierigsten und blutigsten Kriege erworben. Unter den wechselvollen Scenen dieses zweihundertjährigen Kampfes der Freiheit gegen Unterdrückung ziehen für jezt insbesondere die Fehden mit Viriathus und mit Numantia unsern theilnehmenden Blick auf sich.

Viriathus, ein Gutsbesizer in Lusitanien, ergrimmt über die Erpressungen der Römer, stellte sich an die Spize seiner tapfern Landsleute, und erhob einen gefährlichen Krieg, der sich, unter vielen Niederlagen der Römer, aus dem jenseitigen bis ins diesseitige Hispanien verbreitete, und sechs Jahre lang die Legionen beschäftigte. Die Römer entledigten sich endlich des von ihnen sogenannten „Räubers" durch Meuchelmord (3844).

Numantia, eine in den altcastilischen Bergen am Duero gelegene, wohlbefestigte, aber nicht große Stadt, widerstand durch mehrere Jahre der römischen Macht, schlug mehr als ein consularisches Heer, und erlangte endlich, durch Einschließung eines solchen, unter Mancinus einen billigen Vergleich. Aber der Senat weigerte sich, ihn zu erfüllen, vermeinte durch Auslieferung des Mancinus den Göttern, welche den Meineid rächen, Genüge zu leisten, und sandte Scipio mit starker Macht, den Krieg zu erneuern. Vierzehn Jahre nach Karthago und auf ähnliche Weise fiel Numantia (3851, 132 v. Chr.), nach heldenmüthiger Gegenwehr, durch Scipio's Tapferkeit und durch die Verzweiflung der Bürger. Sie tödteten sich unter einander, und begruben sich unter den Trümmern der brennenden Stadt.

Um dieselbe Zeit hatten die Sklaven auf Sicilien einen Aufstand gemacht. Grausamkeit der Herren bewog sie dazu. Unter Anführung des verschmizten Eunus stritten sie fünf Jahre, zuerst in kleinen Haufen, endlich mit starken Heeren, gegen die Römer, bis der Consul Rupilius sie auf schreckliche Weise vertilgte (3852).

Digitized by Google

Dritte Abtheilung.

Zeitraum der Bürgerkriege.

Verfassung Roms seit Vertreibung der Könige. Verderbniß.

Die Verfassung Roms seit der Vertreibung der Könige war eine künstliche Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Formen. Die Macht des Consulates — wenn auch mit vieler Vorsicht beschränkt — verlieh, wie es der Theorie nach seyn soll, der Regierung, zumal im Krieg, die Einheit und Energie des Königthums. Die Weisheit des aristokratischen Senates und seine perennirende Gewalt gaben — bei allem Wechsel der Magistrate und der Unstätigkeit des Volkswillens — den Staatsmaximen Festigkeit, den Maßregeln Zusammenhang, dem ganzen Reich einen beharrlichen Schwerpunkt. Die Volkssouverainetät aber wurde repräsentirt durch die Tribunen, unmittelbar aber erhalten und ausgeübt in den Comitien, denen nicht nur die Gesezgebung, sondern auch die besonders wichtigen Regierungssachen, die Wahl aller hohen Magistrate, ja selbst ein Theil der Gerichtsbarkeit, überlassen blieb. Diese hochgepriesene Verfassung enthielt schon ursprünglich viele wesentlichen Gebrechen und fast unheilbare Grundübel, zumal dadurch, daß sie — vielleicht mehr als irgend eine andere — die republikanische Tugend der Bürger, auch Talent und Rechtlichkeit der Magistrate, als Bedingung ihrer Haltbarkeit und ihrer Güte voraussezte. Der beste Consul — abgesehen von allen Uebrigen — konnte schon durch einen schlechten Kollegen außer Stand gesezt werden, das Staatswohl zu fördern. Das Ansehen des Senates nährte den Stolz seiner Glieder, erhielt unter allen demokratischen Formen die Gehässigkeit der Aristokratie und die feindselige Entgegensetzung, die unablässige Reibung zweier Parteien, der Vornehmen und Geringen. Das Volk endlich hatte zu viele Gewalt. Es läuft gegen den Begriff des Rechtes, daß das Volk selbst in Staatsverbrechen, sonach in eigener Sache, Richter sey. Die Magistrate, und die es zu werden wünschten, hatten zu viele Aufforderungen, dem Volke zu schmeicheln, durch ungerechte oder gefährliche Vorschläge seine Gunst zu erkaufen, und dabei die Leichtigkeit, es oftmals durch das Organ seiner

unmittelbaren Häupter, der Tribunen, zu den verderblichsten Beschlüssen zu verleiten. Ueberall waren die Grenzen der einzelnen Gewalten nicht gehörig bestimmt, sie griffen gegenseitig eine in das Gebiet der andern ein; Kollisionen waren unvermeidlich. Bei den besten Zwecken mußte man zu Ränken, zu Täuschungen, oft zur Gewalt seine Zuflucht nehmen: es war ein unaufhörliches, feindseliges Treiben unter einander. Die Bürger wurden ihres Daseyns nicht froh. Endlich kam Allzuvieles auf den Charakter und die Talente der Magistrate an, insbesondere der Tribunen, in deren Willkür es stand, den Senat zu verwirren, alle Autoritäten zu lähmen, und Unheil über Unheil zu häufen. Gleichwohl waren sie nothwendig zu Verhütung einer aristokratischen Despotie, und daß ein solches Hilfsmittel nothwendig war, beweisen wohl die Mängel der Verfassung.

Durch die ungeheure Vergrößerung der Macht hatte nun die römische Verfassung, ohne an ihrem Gerüste eine wesentliche Veränderung zu leiden — einen durchaus andern Geist erhalten. Sie war ursprünglich eine Stadt-Verfassung, und als solche noch erträglich. Auch bei mäßiger Erweiterung der Republik, durch Einverleibung und Kolonien und Bundesverhältnisse, mochte die Verfassung bestehen, besonders so lange noch ihre Aegide, die republikanische Tugend, bestand. Als aber die Bundesgenossen der That nach Unterthanen wurden, mehr noch, als man Länder und Königreiche zu Provinzen, d. h. zum Eigenthum der herrschenden Gemeinde erklärte, so konnten die Formen nicht mehr gut seyn, welche auf eine mäßige Stadt oder auf die Gebieterin Latiums, selbst auf das Bundeshaupt Italiens passen mochten. Jene Gesetze und Sitten, welche dem armen Rom genügten, mußten jezt unwirksam werden, da Rom eine weltherrschende, in ihren Ansprüchen durch Nichts beschränkte Gemeinde, und sein Volk ein Volk von Königen war. Habsucht und Herrschbegierde wurden jezt durch die Aussicht auf das unermeßlich vor ihnen liegende Aerntefeld ganz unbändig gemacht. Der Raub der Nationen strömte nach Rom und häufte sich, da meist nur den Volks- und Kriegs-Häuptern und dem Senat erlaubt war, die Provinzen zu plündern, in wenigen Familien auf, und je größer der Gewinn, desto unersättlicher die Begierde; Raub und Erpressungen wurden scham- und schrankenlos.

Die Wirkung von allem Dem war nicht blos das Aufhören der alten Mäßigung, Enthaltsamkeit und Tugendsitte, sondern zugleich eine völlige Veränderung der Machtverhältnisse. Denn die Menge, die da nicht zur unmittelbaren Plünderung der Provinzen kam, zog dafür aus ihrem Wahlrecht zu den Aemtern Gewinn. Hinfort konnte Keiner mehr zu hohen Staatswürden, also auch zur

Verwaltung von Provinzen, anders als durch Bestechung, ja fast offenbaren Kauf gelangen; es wurde der Reichthum, welcher aus der Macht geflossen, zugleich Mittel zur Erwerbung der Macht.

Und so erhob sich allmählig an die Stelle der alten Adels- und der Optimaten-Aristokratie — jene des Reichthums. Schon längstens war die erste gestürzt worden. Dafür hatten die Optimaten-Geschlechter, d. h. jene Häuser — ohne Unterschied, ob patrizischen oder plebejischen Ursprungs —, deren Glieder einmal zu den hohen Würden gelangt waren, dieselben fortwährend, wenn auch nicht ausschließungs-, doch vorzugsweise, behauptet. Auch waren derselben so viele, daß noch Spielraum genug für die freie Wahl, sowie für den Wetteifer der Tugend und des Talentes blieb. Jezt aber konzentrirte sich die Macht in den Händen der allerreichsten Bürger, und es wurde die hassenswürdigste aller Aristokratien begründet.

Denn die Aristokratie der Geburt, und noch mehr jene des Amtes, ist einer Veredlung durch hinein zu legende Ideen empfänglich. Aber die Aristokratie des Reichthums ist durchaus gehässig und verderblich, und kann kaum aufkommen oder bestehen ohne Ersödtung der moralischen Begriffe. Denn alsdann wird die Achtung, welche dem Verdienst und der Tugend gebührt, dem Geld erwiesen, und mit dem Gelde werden auch alle Mittel, zu demselben zu gelangen, geehrt. Sodann wird, je größer der Reichthum der Einen, desto vollständiger meistens die Armuth der Andern. Hierdurch theilt sich ein Volk in zwei äußerst ungleiche, feindselige Klassen; die eine, die in der Fülle des Genusses schwelgt, übermüthig und übermächtig ist; die andere, elend, unterdrückt, ohnmächtig, voll Haß gegen die Reichen und gleichwohl denselben feil. In solcher Lage wird der Staat unheilbar verderbt, welches auch seine Form sey, aber vorzüglich bei der republikanischen, als welche wesentlich eine Gemeinschaft des Sinnes, der Genüsse und Interessen, Selbstverläugnung, Verehrung der Gesezе und der Tugend fordert. Diesem innern Verderben, als der natürlichen Folge der Welteroberung, sonach der Strafe für die Verletzung des Rechts und der Naturordnung, reift jezt Rom unaufhaltsam entgegen.

Zwar fehlte es nicht an Männern, welche solches Verderben erkannten, und die Rückkehr der alten Weise wünschten. Aber sie bemerkten die Wurzel des Uebels — die unbändige Vergrößerungssucht des Staates — nicht, und vermeinten, durch Vertheidigung der Formen auch den Geist festzuhalten, welcher schon längstens entflohen war.

Also der berühmte M. Portius Cato, der durch alle Strenge seiner Censur das Uebel nicht mehr gut machte, welches er durch

Aufhezung des Senates zur Zerstörung Karthago's bewirkt hatte.

Die Gracchen.

Eingreifender, aber dennoch unhaltbar und zum Verderben der Urheber ausschlagend, waren die Reformen des edlen Brüderpaares, der Gracchen, zweier Demagogen, welche durch Charakter und Schicksal höchst interessant, und durch ihren dauernden Einfluß von welthistorischer Wichtigkeit sind. Cornelia, die vortreffliche Schwester der Scipionen, hatte sie dem sehr geachteten Plebejer Sempronius Gracchus geboren. Troz der Schmähungen des Parteigeistes strahlte die politische Tugend dieser Brüder im hellsten Licht. Indessen ist offenbar der Charakter des ältern, Tiberius, edler, als jener des jüngern, Cajus; dieser glänzt mehr durch Talent hervor.

Tiberius Gracchus hatte auf seiner Heimkehr aus dem numantinischen Krieg das Elend der in drückender Abhängigkeit von den Reichen lebenden Einwohner Italiens wahrgenommen. Die dem Staat angehörigen Gründe (ager publicus), welche überall einen sehr großen Theil des Landes ausmachten, waren fast alle einigen wenigen begünstigten oder reichen Familien in Rom zum Nuzeigenthum verliehen. Durch den Schweiß armer, abhängiger Kolonien gedüngt, trugen die Aecker ihren Segen nur den vornehmen Prassern der Hauptstadt. Die geringern Bürger, d. h. die Masse des römischen Volkes, waren fast leer ausgegangen bei der Vertheilung des durch gemeine Waffen gewonnenen Landes. Steigende Noth und Verschuldung hatten sie selbst um ihre kärglichen Loose gebracht. Voll Verlangens, den Zustand des gemeinen Volkes zu verbessern, und den Uebermuth der Vornehmen (welches Wort jezt fast gleichbedeutend mit „Reich" war) zu zügeln, bewarb Tiberius sich um das Tribunat, und erhielt es.

Jezt schlug er die Erneuerung des licinischen Ackergesezes vor (3851, 132 v. Chr.), jedoch mit einigen mildernden Bestimmungen. Kein römischer Bürger sollte von den Staatsländereien mehr als 500 Morgen auf seinen eigenen Namen, und 250 Morgen für jedes in der väterlichen Gewalt befindliche Kind besizen. Was einer wirklich mehr inne habe, das sollte er an die Gemeinde zurückgeben, jedoch einen Ersaz dafür aus dem öffentlichen Vermögen erhalten. Die auf solche Weise eingezogenen Gründe sollten dann unter die Armen als Eigenthum vertheilt, und sonach nicht mehr veräußert werden. Dieses Gesez, welches allerdings das Grundübel bei seiner Wurzel angriff — aber frei-

lich auch nach den damaligen Verhältnissen Roms drückender, als zu Licinius Zeiten scheinen mußte — brachte, wie voraus zu sehen war, ungemeine Bewegung und den heftigsten Widerstand der Optimaten hervor. Dennoch ging das Gesez durch. Aber bei den vielen Hindernissen der Ausführung und dem fortwährenden Widerstand der Optimaten glaubte Tiberius die Verlängerung seines Tribunats — als welches ihn vor der Wuth der Gegner schüzte — suchen zu müssen. Aber man zitterte vor der Verlängerung seines Tribunats. Also, gleichwie einstens einem Cassius, Mälius und Manlius geschehen, warf man den Verdacht der Tyrannei auf ihn. Doch nicht auf dem gesezlichen Wege der Anklage und des Urtheils, sondern — zum erstenmale seit Rom stand — durch Tumult und Gewaltthat wurde die Rache entschieden. Denn als bereits die Tribus über die neue Wahl Wahl zu stimmen anfingen, da erhob sich, durch Leidenschaft dahin gerissen, Scipio Nasica, Pontifex Maximus, ein sonst geehrter Mann, von würdevollem Ernst, und Gracchus Verwandter. „Mir nach, wer das Vaterland retten will!" rief er, und die Senatoren, viele Ritter und die reichsten Bürger mit ihren Anhängern stürzten, mit Keulen, Stühlen, und was ihnen der Zufall in die Hand gab, bewaffnet, gegen das wehrlose Volk. Ein Kollege des Gracchus that auf ihn den ersten Schlag. Er fiel mit dreihundert seiner Partei; ihre Leichen wurden in die Tiber geworfen (3853, 130 v. Chr.).

Aber der allgemeine Haß lag auf den Mördern, und die Gährung dauerte fort, und kam zehn Jahre später durch Cajus Gracchus zu noch heftigerem Ausbruche.

Cajus Gracchus hatte das Tribunat erlangt, und erneuerte nicht nur, sondern verschärfte die Gesezе seines Bruders. Andere zum Theil wohlthätige und weise, zum Theil gefährliche folgten nach. Sie waren fast alle auf die Herabsezung und Kränkung des Senates berechnet. Vorzüglich wichtig war das Gesez, wodurch das Richteramt den Rittern übertragen, und ein anderes, wonach den Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilt werden sollte. Jenes gab der Ritterschaft eine sehr erhöhte politische Bedeutsamkeit, und mochte leichter zur Störung, als zur Erhaltung des Gleichgewichts beitragen; dieses enthielt den Zunder des schrecklichsten Krieges, welcher jemals Italien verwüstet. Zwei Jahre behauptete Cajus durch seinen Feuereifer und seine siegende Beredsamkeit ein entschiedenes Uebergewicht. Aber es glückte seinem Gegner, den gefürchteten Mann im dritten Jahre vom Tribunat zu entfernen, worauf keine Schonung mehr nöthig schien. Der Consul Opimius war Gracchus persönlicher Feind. Er ließ sich, wie bei großen Gefahren, durch den Senat die höchste

Gewalt ertheilen, griff die Bürgerschaar, die es mit Gracchus hielt, mit bewaffneter Macht an, und zerstäubte sie. Ueber 3000 Bürger fielen, unter ihnen Gracchus. Sein Haupt wog Opimius dem Mörder mit Gold auf (3863, 120 v. Chr.). Darauf ließ er frevelnd der Eintracht einen Tempel errichten, während die Gegenpartei noch immer verfolgt und, was die Gracchen gebaut hatten, triumphirend eingerissen ward. Aber das Volk bewahrte die Brüder in dankbarem Andenken, errichtete ihnen Statuen, und nannte sie Märtyrer der Freiheitsliebe. Opimius, der nachmals wegen Bestechung verurtheilt ward, starb in tiefster Verachtung.

Der Damm war gebrochen. Gewalt trat an die Stelle des Gesezes. Die Heiligkeit des Tribunats war in dem ältern Gracchus, und in seinen und seines Bruders Anhängern jene des Lebens der Bürger verlezt worden. Rom ging einer schrecklichen Zeit entgegen.

Auch während der gracchischen Unruhen hatten die Römer nach Außen gekriegt. Ein großer Theil des südlichen Galliens, bis gegen die Pyrenäen, wurde in verschiedenen Zügen erobert, die Saluvier, Allobroger, Arverner und andere Völker daselbst besiegt, und die Kolonie Narbo Martius (Narbonne) angelegt. Auch wurden die balearischen Inseln durch Q. Metellus (des Macedonicus Sohn), und durch L. Cäcilius Metellus die Dalmatier unterworfen, endlich auch gegen die Scordisker in Thracien mit abwechselndem Glück gekriegt.

Der Krieg des Jugurtha und der Cimbren.

Jezt übertönten zwei besonders wichtige Kriege, der des Jugurtha und jener der Cimbren, eine Zeit den Parteienkampf; aber sie nährten zugleich den innern Brand, und legten den Grund zu einem schnelleren Ausbruch.

Nach Massinissa's Tod theilte Rom die Erbschaft des Königs nach Gutdünken unter dessen Söhne, und die numidischen Prinzen kamen von nun an in Abhängigkeit. Daher, als unter den Enkeln Massinissa's Streit entstand (3865), und Jugurtha, einer derselben, von seinen Vettern einen tödtete, den andern vertrieb, Rom unbedenklich als Richterin auftrat. Aber Jugurtha bestach den Senat und dessen Commissarien, und tödtete nun auch den Rivalen, der nach Rom geflohen. Zwar wurde ihm nun, auf des Tribuns C. Memmius Betreiben, der Krieg angekündigt; aber Jugurtha behauptete sich noch eine Reihe von Jahren gegen Volksbeschlüsse und Kriegsheere durch Bestechung der Häupter; ja er war frech genug, selbst nach Rom zu gehen, und dort noch

einen dritten Verwandten zu morden. Endlich (3874, 109 v. Chr.) wurde Q. Metellus, der Sieger Macedoniens, gegen ihn gesandt, ein unbestechlicher Mann und großer Feldherr. Jugurtha, wiewohl auch im Kriege geschickt, konnte diesem Gegner nicht stehen, und floh nach verschiedenen Niederlagen zum mauretanischen König Bochus, dessen Eidam er war.

Aber der Ruhm der Beendigung des Krieges wurde Metellus durch C. Marius entrissen, einen der merkwürdigsten Männer in Roms Geschichte. Er war zu Arpinum von niedrigem Stande geboren. Ohne Vermögen, ohne Erziehung, ohne Wissenschaft, blos durch soldatisches Verdienst und eine rauhe Größe des Charakters hervorragend, machte er durch tapfere Thaten seinen Namen im Heere berühmt, und in der Stadt durch populäre Grundsäze. Als Tribun rechtfertigte er durch seinen Eifer das Vertrauen des Volkes, und sein Gönner Metellus, der ihn als Legat nach Numidien nahm, erkannte die Wichtigkeit seiner Dienste. Aber Marius verdrängte seinen Wohlthäter durch Verunglimpfung beim Volke vom Kommando, welches er dann selbst als neugewählter Consul übernahm (3877).

Durch große Schlachten und die Eroberung der stärksten Festen brach Marius die Macht des vereinten Numidiens und Mauretaniens. Bochus lieferte den Eidam an die Römer aus. Sulla, Marius Quästor, bewirkte Solches, und von da an warf Marius seinen Haß auf Sulla. Bochus bekam jezt einen Theil von Numidien, einen andern behielt Rom, ein dritter wurde den noch übrigen Prinzen Hiempsal und Hiarbas verliehen (3878). Jugurtha ging vor dem Triumphwagen des Ueberwinders her, und litt durch Hunger im unterirdischen Kerker den Tod.

Die Freude über den Triumph wurde gestört durch die Schrecken des cimbrischen Krieges. Dieselben hatten schon in den ersten Jahren des jugurthischen begonnen, als man vernahm, daß aus Gegenden der Mitternacht ein wanderndes Volk sich heranwälze, von welchem man noch nie gehört. Dreimal hunderttausend Männer zählte der Schlachthaufe, von übergroßer Gestalt, mit blauen Augen und blond von Haaren. Ihre Weiber und Kinder führten sie mit sich, es sey ein unabsehlicher Zug. Also ein germanisches Volk, wie diese Charaktere zeigen, aber ohne nähere Bestimmung der Herkunft. Dieses ist die erste deutliche Erscheinung der Teutschen in der Geschichte. Und eine furchtbare Erscheinung! Nachdem die Cimbrer den Consul Papirius Carbo bei Noreja an der illyrischen Grenze geschlagen (3871), zogen sie durch Helvetien über den Rhein nach Gallien, und verwüstend bis jenseits der Pyrenäen in's celtiberische

Land. Die Tigurener (im Zürcherland), die Ambronen mit den Tugenern, die Tectosager (von Toulose) und endlich die ungeheure Schaar der Teutonen (eigentliche Teutsche von der Ostsee) vereinten sich mit ihnen. Vergebens hatten sie wiederholt von den Römern Land begehrt. Da wurden nach einander M. Junius Silanus und M. Aurelius Scaurus durch die Cimbrer, L. Cassius Longinus am Genfersee durch die Tiguriner, schrecklich aber und bis zur Vernichtung Cn. Manlius Maximus und Q. Servilius Cäpio geschlagen (3879). Teutoboch und Bojorich waren schrecklicher als Hannibal.

In dieser großen Gefahr schien nur durch Marius Hilfe möglich. Demnach, mit Verlezung der wichtigsten Grundgeseze, wurde er, noch in Numidien stehend, abermal, und — bei fortdauernder Furcht — vier Jahre nach einander zum Consul gewählt. Er entsprach der Hoffnung. Als die Heermassen der Feinde sich theilten, die Teutonen von Gallien, die Cimbrer von Tyrol her gegen Italien zogen, da rückte Marius an die Rhone, und stürzte auf die Barbaren bei Aquae Sextiae (Aix en Provence). Die Ueberzahl erlag der Taktik, Stärke und wilder Muth der hohen Begeisterung. Zweimal hunderttausend Barbaren wurden getödtet, 80,000, mit ihnen der riesenmäßige Teutoboch, wurden gefangen; die Nation der Teutonen verschwand (3822, 101 v. Chr.).

Indessen waren die Cimbrer — noch im Winter — durch die Alpenpässe nach Italien gedrungen. Q. Lutatius Catulus wich an die Etsch. Marius eilte ihm zu Hilfe. In den Gefilden von Verona aber von Vercellä am neunundzwanzigsten Julius des nämlichen 3882sten Jahres lieferte Marius die zweite Vertilgungsschlacht. Die Cimbrer, 150,000 Mann an Zahl, schreckend durch Gestalt und Waffen, zogen langsam in einem ungeheuren Viereck heran, 15,000 gepanzerte Reiter standen zur Seite. Als diese in verstellte Flucht sich begaben und die Römer ungestüm folgten, da stürzte plözlich die ganze Feindesmacht auf ihre getrennten Reihen und erhob ein Siegesgeschrei. Aber die jezt plözlich hervorbrechende Sonne blendete die Cimbrer, und Marius entriß ihnen den bereits halb gewonnenen Sieg. — Es erging ihnen, nach gräßlichem Widerstand, wie den Teutonen. Selbst ihre Weiber stritten noch von der Wagenburg mit heldenmüthiger Verzweiflung. Die Tiguriner, als sie solches Unglück vernahmen, zerstreuten sich. Marius, der Retter Roms, hielt einen herrlichen Triumph.

Der Bundesgenossen-Krieg.

Aber trunken von der soldatischen Größe und des Herrschens

gewohnt, glaubte er nun Anspruch zu haben auf bleibende Herrschaft. Auch ward er zum sechstenmal Consul (3883) durch die Gunst des Pöbels, dem er immerdar angehangen, und durch den Eifer zweier gleichgesinnter Demagogen, des Tribuns L. Appulejus Saturninus und des Prätors Glaucias. Diese Beiden ermordeten auf den Comitien ihre Mitbewerber um die von ihnen gesuchten Staatsämter, und bemächtigten sich des Kapitols. Aber das entrüstete Volk überwältigte sie und schleppte sie zum Tode. Hierauf entfernte sich Marius auf einige Zeit nach Asien.

Nach kurzer Ruhe veranlaßte Livius Drusus noch größern Brand. Die Ritter hatten das ihnen von C. Gracchus übertragene Richteramt schändlich geführt und als Pächter der Staatseinkünfte den öffentlichen Haß durch Erpressungen verdient. Livius Drusus, als Tribun, brachte die Theilung der Gerichtsbarkeit zwischen dem Senat und den Rittern zuwege, wogegen der erste aus den letzten ergänzt werden sollte. Aber damit machte er sich beide Partien zu Feinden. Um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, erneuerte er nun den Vorschlag, welchen schon Gracchus gethan, allen italienischen Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen (3893), und setzte ihn durch, ungeachtet des Widerstandes beider Consuln. Beim Heimgehen von den Comitien stach ein Unbekannter ihn todt. Der Senat, hocherfreut, zernichtete die ihm verhaßten Gesetze, und brachte Rom dadurch an den Rand des Verderbens.

Denn die Bundesgenossen geriethen jetzt, nachdem abermals ihre Hoffnung getäuscht war, in fürchterliche Wuth. Sie beschlossen, durch Gewalt zu erringen, was ihnen so ungerecht verweigert ward. Es sollte nicht mehr Rom, es sollte das verbündete Italien die höchste Macht besitzen und Corfinium die Hauptstadt des Bundes seyn. Fast alle Bundesgenossen (am ersten die Marser, von welchen der Krieg auch benannt wird) ergriffen die Waffen und führten durch drei Jahre mit großer Ueberzahl und mit römischer Kriegskunst Krieg gegen Rom (3894, 89 v. Chr.). Ganz Italien schwamm in Blut. Dreimalhunderttausend seiner Jünglinge wurden getödtet; Grausamkeit und gegenseitige Verrätherei schienen die Aussöhnung unmöglich zu machen.

In derselben Zeit erhob Mithridat der Große, König von Pontus, gefährlichen Krieg. Mithridat, durch seinen Geist und seine Verbindung mit vielen scythischen Völkern stark, brach hervor aus Pontus (3895, 88 v. Chr.), überschwemmte Kleinasien, ließ 80,000 Römer in diesem Land an einem Tag mittelst geheimer Befehle ermorden, ging übers Meer, besetzte die

Inseln, besezte Thrazien, Macedonien, einen Theil von Griechenland mit Athen, und hatte den Plan, die Völker von Tanais bis an die Alpen in einem großen Bund zum Angriff auf Italien zu sammeln. Die Gefahr schien größer als beim cimbrischen Krieg.

Jezt ertheilte der Senat, nach einigen Siegen über die Bundesgenossen, denjenigen, welche treu geblieben (als vielen Lateinern und Umbrern), hierauf solchen, welche zur Treue zurückkehrten, das Bürgerrecht. Die übrigen wurden ohne Mühe einzeln besiegt, erhielten jedoch fast gleiche Bedingungen.

Auf solche Weise wurde ganz Italien Rom; allerdings gerecht, da Rom durch Italiens Kräfte so groß geworden. Aber um so unzureichender wurden die alten Formen und um so gefährlicher die ganze Verfassung. Die Bewegungen der römischen Stadtgemeinde sezten sich nun über ganz Italien fort und wuchsen an Fruchtbarkeit wie an Umfang. Der Zusammenfluß von so ungleichen Interessen vermehrte die Entzweiungen. Hinfort wurde fast unmöglich, eine Gemeinschaft des Einflusses zu bewirken, und es mochte der verworfenste Rottenführer, wenn er in Rom übermannt war, in den Leidenschaften und Vorurtheilen Italiens eine gesezliche Stüze finden. Die allerdings weise Maßregel, wonach man aus den adoptirten Bundesgenossen, anstatt sie in die alten Tribus zu vertheilen, acht eigene Tribus bildete und hierdurch jenen das Uebergewicht auf den Comitien sicherte, verminderte zwar das Unheil, aber hob es nicht. Schon der Streit um dieses wiederholt gegebene und widerrufene Gesez tränkte mehrmals Italien mit Blut.

Erster Bürgerkrieg.

Zwischen Marius, dem Haupt der Demokraten, und L. Corn. Sulla, dem Vorfechter der Aristokratie, bestand der entschiedenste Widerstreit der Gesinnungen und Zwecke. Aber der Haß, welchen diese Gegensezung der Charaktere gegründet, entglühte noch heftiger durch Jenes, was Beiden gemein war, den unersättlichen Ehrgeiz und die wüthende Herrschsucht, und wurde verderblich für Rom durch Beider hohe Kraft, Starrsinn und Grausamkeit. Im jugurthinischen Krieg und in jenem der Cimbrer hatte, wiewohl es an Gegenständen des Neides nicht fehlte, doch Marius Ruhm den seines jüngern Nebenbuhlers weit überstrahlt; bei dem Bundesgenossenkrieg dagegen schien Sulla's Talent und Glück den alternden Marius zu verdunkeln. In ihm glaubte Rom den besten Feldherrn für den mithridatischen Krieg zu finden, und ernannte ihn dazu, da er gerade als Consul mit dem Heere vor Nola lag (3896, 87 v. Chr.).

Digitized by Google

Darüber empfand der 70jährige Marius tödtlichen Verdruß; ihn selbst gelüstete nach den pontischen Lorbeeren, und so groß war sein Anhang im Volk, daß auf des Tribuns Sulpicius Vorschlag dasselbe den Senatsbeschluß, der Sulla zum Feldherrn gemacht, tumultuarisch vernichtete und die Anführung an Marius gab.

Als Sulla dieses vernahm, führte er sein Heer feindlich nach Rom. Zum erstenmal und mit Zittern sah Rom seine Bürger, die es zu eigenem Dienste bewaffnet, verrätherisch diese Waffen gegen die Mutter kehren. Es waren nicht Roms, es waren nur Sulla's Krieger mehr; der traurige Unterschied zwischen Soldaten und Bürgern begann.

Ohne Widerstand zog Sulla in die zitternde Stadt. Marius entfloh mit Noth. Da diktirte Sulla an der Spize der Truppen ein Dekret, wornach der Ueberwinder der Cimbrer und sein Sohn und zehn seiner wichtigsten Anhänger als Feinde des Vaterlandes erklärt und Preise auf ihren Kopf gesezt wurden. Hierauf vermehrte er den Senat, schwächte durch verschiedene Gesezze die Macht des Volkes und der Tribunen, die er auf ihre ursprüngliche Bestimmung — doch ohne dauernde Wirkung — zurückführte, und stellte die comitia centuriata wieder her.

Als er nun die Aristokratie befestigt, und die Stadt beruhigt glaubte, auch die neuen Consuln, Cn. Octavius und Cornelius Cinna, gewählt waren, so verließ er Rom, und zog nach dem Orient.

Aber der geächtete Marius war den Henkern entronnen und unter vielfachen Gefahren nach Afrika gelangt. Hier, in dem Land, welches der erste Schauplaz seiner Siege gewesen, irrte Marius in elender Verlassenheit umher, unaufhörlich vom Racheschwert bedroht, in Noth und Mangel, und hier war es, wo er, unter den Trümmern von Karthago ruhend, zu dem Abgeschickten des Befehlshabers der Gegend die bedeutungsvollen Worte sprach: „Sage Deinem Herrn, Du habest den Cajus Marius auf den Trümmern von Karthago gesehen.“ Endlich fand er Zuflucht auf einer einsamen Insel.

Cinna fiel bald ab von Sulla. Er schlug vor, wie schon Sulpicius gethan, die Bundesgenossen unter alle Tribus zu vertheilen, und wurde hierüber von Octavius, seinem Kollegen, nach blutigem Kampf vertrieben. Aber die Italiener sammelten sich häufig unter seine Fahnen. Da rief er Marius zurück, und zog vereint mit ihm vor Rom. Siebenzehntausend Menschen wurden vor den Thoren der Stadt erschlagen, und darauf, nach kurzer Unterhandlung, zogen die Sieger ein; Cinna mit scheinbarer Huld, Marius mit finsterem, racheverkündendem Blick. Jezt

fingen die Schreckensscenen an. Die Soldaten, wie nach Erstürmung einer feindlichen Stadt, raubten, mißhandelten, mordeten ohne Unterschied der Partei. Marius und Cinna wütheten gegen ihre persönlichen Feinde. Viele angesehene und edle Männer, die vornehmsten Senatoren, alle Häupter der sullanischen Partei wurden getödtet, Sulla selbst geächtet. Cinna, nach fünftägigem Morden, wurde des Blutvergießens satt. Aber Marius erheiterte den Todesblick nicht. Mit einer bewaffneten Schaar ging er umher. Wessen Gruß er nicht erwiederte, den machte sie nieder.

Aber die Botschaft von Sulla's Siegen und wahrscheinlich naher Rückkunft störte seinen Genuß. Das siebente Consulat, wonach das heftigste — und zugleich abergläubische — Streben seiner Seele ging, legte er sich selber bei, und gab sich Cinna zum Kollegen. Doch nur wenige Tage verwaltete er solches. Von Unruhen gefoltert, suchte er durch Wein sich zu betäuben, und starb, eines Tyrannen würdig (3898).

Fortsezung. Mithridatischer Krieg.

Indessen hatte Sulla den mithridatischen Krieg glorreich geführt. Archelaus, mithridatischer Feldherr, zog bei Annäherung der Römer seine Kriegsmacht in Böotien und in Athen, seinem Hauptwaffenplaz, zusammen. Sulla griff die Stadt an, und eroberte sie, nach verzweifelnder Gegenwehr, mit Sturm. Ueber den Leichen der Barbaren und Bürger stürzte der größte Theil der Stadt in Schutt und Asche zusammen, die Gebäude des Piräus und jene von Munichia verzehrte die Flamme. Athen, wiewohl es bald wieder aus dieser Verwüstung emporstieg, erhielt doch seinen Glanz nicht mehr.

Von da rückte Sulla in die Gefilde von Chäronea, sodann nach Orchomenos. An beiden Orten erfocht er glänzenden Sieg. Europa war für Mithridat verloren; bald zog sich der Krieg nach Asien. Auch zur See wurde gestritten.

Jezt erschien Marius Nachfolger im Consulat, Valerius Flaccus, aus Rom, mit zwei Legionen. Viele von seinem Heer gingen zu Sulla über, den er verdrängen sollte. Flaccus wurde von Flavius Fimbria, seinem Unterfeldherrn, getödtet, welcher hierauf nach Asien ging. Mithridates suchte billigen Frieden durch Unterhandlung. Aber Sulla verwarf alle Anträge, und sezte den Krieg fort, bis Mithridates das Aeußerste einging. Bythinien, Kappadocien, Asien (das pergamenische Reich), Alles, was er erobert, dazu 3000 Talente und 80 Schiffe, mußte der König als Preis des Friedens geben, und sich auf Pontus beschränken (3900). Hierauf wurde der verbrecherische Fimbria an-

gegriffen, und gab sich, verzweifelnd, den Tod. Seine Legionen erhielt Murena.

Dieß alles vollbrachte Sulla ohne Hilfe von Rom. Die Länder, wo er kriegte, trugen die Last. Kleinasien vorzüglich fühlte die Geißel der Brandschazung, der Lieferungen, des willkürlichen Raubes. Endlich mußte es noch 20,000 Talente Strafgeld wegen der gegen Rom gezeigten Abneigung zahlen. Der Verfall seiner einst so blühenden Städte kann von hier an gerechnet werden.

Aber in Rom wütheten die Schreckensmänner fort. Cinna und Carbo, der sich Consul nannte, und Norbanus und der junge Marius wurden durch Haß und Verdacht, Furcht und natürliche Grausamkeit zu unaufhörlichem Morden getrieben. Die Rückkunft Sulla's eröffnete noch blutigere Scenen. Cinna, die Seele der marianischen Partei, als er ihm entgegen zog, wurde von seinen eigenen Soldaten im Aufstand erschlagen. Sertorius war nach Spanien gegangen. Die übrigen Anführer hatten zwar gleiche Tapferkeit aber nicht gleiches Talent. Dennoch war ihre Macht furchtbar. Alle neuen Bürger hielten's mit ihnen; sie zählten 225,000 Streiter.

Gegen dieselben führte Sulla, in ruhiger Zuversicht, seine 40,000 Mann. Als er mit diesem treu ergebenen Heer von dem Landungsplaz in Apulien hinauf gegen Rom zog, strömten ihm seine alten Anhänger, Vertriebene, Flüchtlinge, viele Senatoren, Consularen, Mißvergnügte aus allen Ständen entgegen. Bei Capua schlug er den Consul Norbanus; das Heer des andern Consuls, Scipio, ging zu ihm über. Metellus Pius, Cethegus, der junge Cn. Pompejus mit einer Schaar von Klienten, verstärkten seine Macht. Sardinien, Afrika wurden gewonnen. Carbo und der 26jährige Marius, die neuen Consuln, stritten in verschiedenen Schlachten (besonders bei Sacriportus) unglücklich gegen Sulla und dessen Freunde. Marius schloß sich in Präneste ein; Carbo mit seinem Heer fiel in Sicilien durch Cn. Pompejus; Norbanus gab sich den Tod. Auch Marius tödtete sich mit seinem Freunde, dem jungen Telesinus.

Der Vater des Lezten, Pontius Telesinus, mit der Mannschaft der Lucaner und Samniter, hatte vor den Thoren Roms gegen Sulla gestritten. Seine Plane, aus angestammtem Hasse fließend, gingen auf Vertilgung der marianischen wie der sullanischen Partei und auf Zerstörung Roms. Die Schlacht war mörderisch. Schon glaubte Sulla sich besiegt, als Crassus mit dem andern Flügel Rettung brachte, und dem Feind Verderben (3902).

Digitized by Google

Bis jetzt hatte Sulla Vertheidiger des Gesetzes und der Freiheit gegen die Tyrannei einer Faktion geschienen. Als diese niedergeschlagen und kein Umschwung mehr zu besorgen war, so übte er selbst noch schrecklichere Tyrannei, und enthüllte ganz die schaudervolle Grausamkeit seiner unmenschlichen Seele.

Der Einzug Sulla's in Rom wurde nicht nur, wie jener des Marius, durch grausame Gewaltthat bezeichnet, sondern auch der heilige Stempel des Rechtes mißbraucht zur Befestigung und Vervielfältigung der Frevel. Tag für Tag wurden — eine scheußliche Erfindung Sulla's — Proscriptionstafeln bekannt gemacht, die langen Listen Derjenigen, deren Leben verwirkt, deren Güter verfallen wären. Der Reichthum selbst wurde Grund der Aechtung. Wer einen Geächteten erschlug, wurde mit zwei Talenten belohnt. Wer Mitleid bei einer Hinrichtung bezeigte, wurde getödtet. Eine einzige verdächtige Miene, ein ähnlicher Gesichtszug, ja selbst ein ähnlich klingender Name, brachten Verderben. Den heiligsten Naturpflichten wurde Hohn gesprochen. Kein Bruder durfte dem Bruder, kein Sohn dem Vater Zuflucht geben. Weiber verschlossen ihre Thüre vor dem geächteten Mann. Noch auf Söhne und Enkel der Proscribirten sollte die Strafe wirken, keiner derselben jemals ein öffentliches Amt erlangen. Auch an Todten äußerte sich die unbändige Wuth. Die Gebeine des alten Marius wurden ausgegraben, mißhandelt und in den Anio geworfen, seine Trophäen und Statuen zertrümmert. Sulla's Haus selbst war einem Richtplatz ähnlich, und was er sprach, waren Befehle des Todes. Aber einzelne Hinrichtungen währten ihm zu lange. Achttausend Gefangene, denen er das Leben zugesichert, wurden miteinander im Circus geschlachtet.

Auch außer Rom, durch ganz Italien erstreckten sich die Achtserklärungen, die Mordthaten, die Plünderungen. Alle Einwohner von Präneste wurden getödtet. Jene von Spoleto, Fluentia, Interamna wurden verkauft, mehrere Städte zerstört.

Diesem Blutmenschen, Sulla, gaben die Aristokraten, deren Sache er verfochten, den Namen Vater und Erretter! Er selbst, der Urheber unsäglichen Elendes, nannte sich, da ihm jeder Frevel gelungen, Faustus und Felix. Und da er, bei aller Tyrannei, das Ansehen haben wollte, die Verfassung zu ehren, so ließ er sich nach den alten Formen zum Diktator, scheinbar durch freie Wahl, jedoch auf unbestimmte Zeit ernennen, und zog mit 24 Liktoren einher. Die Güter der Proscribirten wurden unter seine 47 Legionen vertheilt, zehntausend Sklaven unter die Bürger — zur Verstärkung von Sulla's Anhang — und 300 Ritter in den Senat aufgenommen, mehrere Kolonien der Veteranen gegründet, und so auch außer Rom die Tyrannenmacht befestigt.

Digitized by Google

Endlich vertobte der Sturm, Sulla, als Diktator, erneuerte theils und schärfte seine frühren Gesetze zur Befestigung der Aristokratie und Hintanhaltung der Pöbelmacht, theils erließ er weitere und meist vortreffliche Anordnungen zur Erhaltung der republikanischen Verfassung, der ordentlichen Folge der Magistraturen, der Sicherheit und Ruhe in Rom und den Provinzen, ertheilte dem Senat das Richteramt wieder und beschränkte das Bürgerrecht der Bundesgenossen. Murena, der, nach einem Triumphe lästern, einen zweiten Krieg mit Mithridat angefangen, erhielt den Befehl zur Erneuerung des Friedens.

Nach zweijähriger Verwaltung der Diktatur legte Sulla seine Macht nieder, sorglos, als ob er keinen Menschen gekränkt und nichts um sich als Freunde hätte, und genoß die Freuden des Privatstandes, als ob er nicht wüßte, was Herrschen sey. Er starb, ohne die mindeste Anfeindung zu erfahren, ein Jahr nach niedergelegter Diktatur, den zweiten Tag nach Vollendung des 22sten Buches seiner eigenen Geschichte (3906, 77 v. Chr.).

Die Feindschaft des Marius und Sulla hatte Rom 150,000 Bürger gekostet. Zwölfhundert Ritter, zweihundert Senatoren, sechzig Aedilen, sieben Prätoren, dreiunddreißig Consularen waren ihr Opfer geworden; alle Provinzen des Reiches waren verwüstet.

Lepidus, einer der Consuln, ein Marianer, widersetzte sich der feierlichen Beerdigung Sulla's und verlangte die Abschaffung von dessen Gesetzen. Aber sein Kollege, Q. Lucretius Catulus, besiegte ihn in mehreren Treffen und zwang ihn zur Flucht nach Sardinien, wo er starb.

Die Reste des geschlagenen Heeres wurden von Perperna nach Spanien geführt, wo Sertorius eine merkwürdige Rolle spielte. Um diesen großen Mann sammelten sich die Trümmer der marianischen Partei, und es schien in seinem Lager, wo sich ein Senat von 300 Gliedern bildete, die Majestät des römischen Volkes zu seyn. Vom fernen Pontus kamen die Gesandten Mithridats, um mit Sertorius ein Bündniß gegen die in Rom herrschende Partei zu unterhandeln. Aber so groß dachte dieser wahre Römer, daß er — wiewohl bedrängt durch übermächtige Feinde, und auf die äußerste Provinz der römischen Welt beschränkt — jede Hilfe durchaus verschmähte, wofür der König auch nur die geringste Abtretung begehre. Acht Jahre behauptete Sertorius seine Herrschaft in Spanien, ungeachtet schon Sulla den kriegserfahrenen Metellus Pius mit starker Macht ihm entgegen stellte, und nachmals der große Pompejus eine noch stärkere wider ihn führte. In vielen Schlachten Sieger, und selbst nach

Digitized by Google

Niederlagen durch die Unerschöpflichkeit seines Genies und durch lokale Verhältnisse furchtbar, schien er wahrhaft unüberwindlich; und der große Preis, welchen Metellus auf seinen Kopf sezte, beweist die Furcht, so wie die Niederträchtigkeit der Römer. Endlich befreite sie der nichtswürdige Perperna, durch Ermordung seines Herrn und Freundes, von ihrem unüberwindlichen Gegner, (3912). Der Verräther übernahm hierauf die Anführung. Aber die Verabscheuung seines Missethat entfernte die Spanier von ihm. Um so leichter wurde er von Pompejus überwunden, gefangen und hingerichtet.

Zur nämlichen Zeit wurde Italien durch einen schrecklichen Sklavenkrieg verwüstet. Aus der Fechtschule von Capua brechen unter Spartacus Anführung 78 Gladiatoren, meist Thrazier und Gallier, schlagen die Soldaten, die man gegen sie ausschickt, erhalten sodann gewaltigen Zulauf, und nach weitern Siegen über stärkere Truppenkorps schwillt ihr Haufe zu einem furchtbaren Heer an, welches in regelmäßigen Schlachten zwei Prätoren, zwei Consuln entscheidend schlägt und die Hauptstadt zittern macht. Endlich rieb M. Licinius Crassus das Sklavenheer in einer schrecklichen Schlacht sammt seinem Anführer auf (3913, 70 v. Chr.). Ein kleiner Haufe, der gegen die Alpen flüchtete, fiel dem aus Spanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände und wurde vertilgt.

Pompejus, Crassus, Cäsar.

Dieser Pompejus, und neben ihm Crassus und Cäsar, treten jezt auf den Vordergrund des Schauplazes.

Cnejus Pompejus, nachdem er den rückkehrenden Sulla durch ein selbstgeworbenes Heer verstärkt, in Italien, Sicilien, Afrika die Marianer vielfältig besiegt und den numidischen König Hiarbas gefangen hatte, wurde im 24sten Jahr seines Alters von Sulla mit dem Namen Imperator und Magnus begrüßt, und hielt einen Triumph. Hierauf, als er in dem gefährlichen Kriege gegen Sertorius und in dem leichten gegen Perperna neue Lorbeeren und den Ruhm der Klugheit erworben, triumphirte er — als bloßer Ritter — zum zweitenmal, wurde Consul im 34sten Jahre, ohne die vorbereitenden Magistraturen verwaltet zu haben, und trat in den Senat nur ein, um darin den Vorsitz zu nehmen. Wie natürlich, daß er fortan Keinem mehr zu weichen gedachte! Aber bei aller Ehrsucht besaß er Rechtlichkeit genug, um die Gewaltthat zu scheuen. Auf den Glanz seines Verdienstes und auf die freiwillige Huldigung des Volkes waren seine Plane gebaut, und ohne die Rivalität eines Cäsar hätte er einer der besten Bürger

Digitized by Google

bleiben mögen, so wie er unter ihnen der größte (ja nach Cicero's Urtheil unter allen Menschen, die jemals lebten, der vortrefflichste) war. Eitelkeit, Wankelmuth und Verstellung, allzugroßes Selbstvertrauen und Mangel an Menschenkenntniß jedoch sind Schattenpartien seines Charakters.

M. Licinius Crassus, aus einem der vornehmsten römischen Geschlechter, Pompejus Kollege im Consulat (3914), war der marianischen Tyrannei mit Noth entgangen. Von Rache glühend, kämpfte er mit Auszeichnung für die Wiederherstellung Sulla's und noch eifriger für seinen eigenen Vortheil. Der Ankauf der Güter der Proscribirten, der Handel mit Sklaven und andere unrühmliche Mittel machten ihn zum Reichsten aller Römer. Viele tausend arme Bürger speisten an seinen Tafeln, und er vermaß sich, ein Heer aus Privatmitteln zu erhalten. Hierdurch, und durch das Glück seiner Waffen gegen Spartacus wurde er wichtig. Einsicht in Staatssachen, Popularität, Beredsamkeit, auch Heldenmuth in Stunden der Gefahr, erhoben Crassus über Viele; aber Habsucht machte ihn verächtlich.

Ohne den frühen Siegesglanz des Pompejus, ohne Crassus Reichthum, und lange Zeit theils durch den sullanischen Druck, theils durch eigene Ausschweifung von der Bahn der Ehre entfernt, fand C. Julius Cäsar in seinem Genie und in seinem Glück die Mittel zu noch höherem Schwung. Durch Grundsätze und Verhältnisse — er war Cinna's Eidam — an Marius Partei gefesselt, entging er nur durch mächtige Fürsprache dem Zorn des Sulla, welcher mit bewunderungswürdigem Seherblick schon in dem jungen Cäsar „viele Marius" entdeckte. Auch war er allerdings weit größer und edler als dieser rohe Soldat. Niemand übertraf ihn an Kühnheit, Beharrlichkeit, Scharfblick, Gegenwart des Geistes, Verschlagenheit, Menschenkenntniß und weiser Benützung der Zeit: und dabei sind wenige Krieger wie er, so leutselig, menschlich und den Wissenschaften so hold und vertraut gewesen. Aber seine unbändige Ehrsucht, welche nicht nur jeden Obern, sondern auch jeden Gleichen ihm unausstehlich machte, und welche nicht nur nach dem höchsten Rang — wie etwa Pompejus —, sondern nach wahrer Herrschaft strebte, mußte ihn, fast unter jedem Verhältniß, zur Geisel seines Volkes machen. Dieser Leidenschaft willen wurde er — ungeachtet der sonst edelsten Anlagen — ein ungerechter Richter, ein böser Bürger, ein treuloser Freund, ein Würger der Menschen.

Cäsar wurde durch die Umstände an die Spize der demokratischen Partei gestellt und Pompejus ebenso zum Haupt der Aristokratie erhoben. Ihre Geschichte enthält dergestalt zugleich die

Digitized by Google

des römischen Staates und der verhängnißreich jezt über denselben hereinbrechenden Umwälzung.

Eine der wichtigsten consularischen Verhandlungen von Pompejus war die lex tribunitia gewesen, wodurch die von Sulla angeordneten Beschränkungen der tribunicischen Macht abgeschafft wurden. Aus Dankbarkeit kamen nun die Tribunen Pompejus Wünschen zuvor, und bald ergab sich der Anlaß ihn außerordentlich zu erhöhen.

Der Fall von Karthago und Korinth hatte das Aufkommen der Seeräuber begünstigt, welche seit geraumer Zeit alle römischen Meere und alle Küsten beunruhigten. Delos und Cilicien gaben ihnen Zufluchtsstätten; Haß gegen Rom und Noth — die Folgen der unsäglichen Bedrückung — vermehrten ihre Zahl. Sie hatten mehr als tausend Schiffe; alle Winkel des Meeres waren von ihnen erfüllt. Als aber auf diesem die Beute mangelte, so wurden die Küsten und alle Landstraßen, Villen, Ortschaften in der Nähe derselben geplündert. Mehr als 400 Städte traf die Verwüstung, und Rom wurde von Hunger bedroht. Zwar Servilius Vatia hatte glücklichen Krieg gegen diese Räuber zu Lande geführt, aber durch dies Alles nur kurze Abhilfe verschafft. Der ungerechte Angriff der Römer auf Creta (unter Cäcilius Metellus, Creticus) zwang die unglücklichen Cretenser zum Bund mit den Räubern, deren Republik (sie bildeten eine solche mit weit zerstreuten Gliedern, doch blieb der Hauptsiz Cilicien) jezt unüberwindlich schien.

Da schlug Gabinius, der Tribun, eine Verordnung vor, wornach Pompejus auf drei Jahre den unumschränkten Befehl über alle Meere und alle Küsten 400 Stadien (12½ d. Meilen) in's Land hinein führen, Schiffe, Geld, Legionen, soviel er brauche, nehmen, und 24 Unterfeldherren haben sollte. Fast alle Häupter des Senates erhoben sich gegen dieses Gesez, aber die Volksgunst siegte, und so groß war das Zutrauen auf Pompejus, daß am Tage seiner Ernennung zum Feldherrn die Kornpreise dermaßen fielen, als wäre der Ueberfluß schon hergestellt. Auch entsprach er der Erwartung. In 40 Tagen reinigte er das Meer und in vier Monäten war der ganze Krieg geendet (3917, 66 v. Chr.) durch Zerstörung der Raubnester und Anlegung von Landstädten, worin die gebändigten Korsaren das friedliche Leben der Bürger und Bauern lernten. Zu gleicher Zeit wurde Creta durch Metellus eine römische Provinz.

Noch dauerte die Gewalt des Pompejus fort; da that der Tribun Manilius den wichtigen und folgenreichen Vorschlag zur Verlängerung und Ausdehnung derselben über Asien zur Führung des mithridatischen Krieges. Dieser Vorschlag ging

durch, wie sehr auch Catulus und die aufgeklärtesten Patrioten dawider gestritten (3918).

Einen Feind, wie Mithridates, hatte Rom noch nie gehabt. Bald nach Sulla's Tod, welcher seine Hoffnungen erneuerte, ergriff er zum drittenmal die Waffen (3908), wegen Bithynien, welches Nikomedes den Römern vermacht hatte. Seine Zurüstungen waren unermeßlich. Viele Völker — zum Theil unter Anführung sertorischer Generale stritten für ihn. Man fürchtete bereits für Italien, dessen Angriff allerdings im Plan des Königs lag, und beide Consuln, Aurelius Cotta und L. Licinius Lucullus, wurden nach Asien geschickt, um mit vereinter Macht das Ungewitter zu beschwören. Lucullus, ein Feldherr, bei welchem natürliches Talent und Studium die Stelle der Kriegsübung ersezten, stritt überaus glorreich und glücklich gegen Mithridat, besonders bei Cyzikus zu Wasser und zu Land. Nach dem Verlust aller Eroberungen und seines eigenen Landes blieb dem König blos noch sein Muth und sein an Hilfsquellen reiches Genie. Er sammelte ein neues Heer unter den tapfern Nomadenhorden nördlich am schwarzen Meer und unter den kaukasischen Bergvölkern, drängte Lucullus, und erfuhr abermals — bei Cabira — die Tüke des Schicksals. Da warf er sich in die Arme seines Eidams, des mächtigen Tigranes, Königs von Armenien und Syrien, der aber besser Sklaven zu beherrschen, als gegen Römer zu kriegen verstand. An der Spize von 300,000 Soldknechten glaubte er den zehnmal kleineren Heerhaufen des Lucullus verachten zu können, und wurde bei Tigranocerta für seinen Uebermuth bestraft (3916, 67 v. Chr.). Aber Mithridates hatte nochmals ein Heer geworben, und suchte jezt die Römer durch Zaudern und kleine Gefechte zu schwächen. Lucullus schlägt beide Könige bei Artaxata, wird aber durch die Meuterei der eigenen Soldaten zum Rükzug gezwungen. Da zog Mithridat von neuem in Pontas ein, schlug die römischen Kriegsvölker, drang in Kappadocien, und war so furchtbar als zuvor. Lucullus, durch den fortwährenden Ungehorsam der Legionen der Frucht seiner Siege beraubt und in Rom selbst durch Neider verleumdet, wird jezt zurückberufen. Mit Mühe erhielt er, nach so vielen Siegen, einen Triumph.

Sein Nachfolger, der Consul Acilius Glabrio, wagte es nicht, dem König im Felde zu stehen. Asien schien verloren, wenn nicht ein Anführer von entschieden überlegenem Geiste kam.

Pompejus war dieser Anführer. Vergebens bot gegen ihn der mehr als 70jährige Mithridat alle Kraft und Vorsicht auf. Bei Dastira geschlagen, floh er nach Kolchis. Sein Sohn Machares war auf der Römer Seite getreten; Mithridat, in

gerechtem Zorn, tödtete ihn, und führte, durch den 40jährigen Krieg noch nicht ermüdet, von neuem die Völker des Bosporus, auch die Iberer und Albaner in den ungleichen Kampf. Pompejus, durch wiederholte Siege, beruhigt den Kaukasus, und zieht nach Süden, um die Frucht von seinen und von Lucullus Thaten in ruhiger Besitznahme zu ernten. Tigranes erhielt den Frieden um den Preis Syriens, welches zur römischen Provinz gemacht ward. Kleinarmenien wurde an Dejotarus, Tetrachen Galatiens, verliehen, Paphlagonien getheilt, in Judäa die Thronstreitigkeiten willkürlich geschlichtet, und allenthalben bis zur arabischen Grenze die Herrschaft Roms befestigt.

Da erscholl die Nachricht, daß Mithridat unter den Scythen ein Heer geworben, daß er den Plan habe, mit demselben an die Donau, und an ihr hinauf gegen die Alpen zu ziehen, dann über diese in Verbindung mit den Gallikern und andern gegen Rom feindseligen Völkern in Italien einzubrechen. Pompejus eilte zurück, aber er traf seinen Feind nicht mehr. Denn als auch des Königs zweiter Sohn, Pharnaces, gegen ihn sich empört und einen Theil des Heeres aufgewiegelt hatte, so gab der unglückliche Greis sich den Tod (3921, 62 v. Chr.). Pompejus machte Pontus zur römischen Provinz, und gab dem verworfenen Pharnaces das Königreich Bosporus.

Kein Römer vor Pompejus hatte so glänzende Thaten vollbracht. Er mochte von sich rühmen, daß er die Grenze des Reichs zu dessen Mittelpunkt gemacht, daß er Pontus, Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Kolchis, Iberien, Albanien, Cilicien, Mesopotamien, Syrien, Phönizien, Judäa, einen Theil von Arabien und Scythien siegreich durchzogen, fast alle jene Länder zu römischen Provinzen gemacht, 2000 Städte erobert, 800 Schiffe genommen, über zwei Millionen Feinde, theils erschlagen, theils gefangen, 400 Städte wiederhergestellt, 20,000 Talente in den öffentlichen Schaz geliefert und die Einkünfte des Staates mehr als verdoppelt habe. Billig wurde er mit einem überherrlichen Triumphe, und der geringste seiner Krieger mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Catilina. Cicero.

Während Pompejus Roms Herrschaft so glorreich erweiterte, drohte einheimischer Verrath der Stadt und dem Staate Verderben. Sergius Catilina, ein vornehmer Patrizier, von glänzenden Gaben, aber lasterhaft und vermessen, machte ein Komplott, wornach an einem bestimmten Tag die Stadt Rom in Brand gesteckt, der Senat mit den Consuln ermordet, in allen

Theilen Italiens der Aufruhr erhoben und dann, bei der allgemeinen Verwirrung, Catilina's Herrschaft unter Waffengetös proklamirt werden sollte. Nachdem dieser Bösewicht sein Vermögen durch Verschwendung erschöpft, seinen Kredit durch Verbrechen eingebüßt hatte, blieb ihm zur Herstellung des Glückes kein Mittel als Raub, zur Erlangung des Ansehens keine Aussicht als die allgemeine Zertrümmerung übrig. Viele junge Leute aus den ersten Häusern befanden sich in gleichem Fall mit ihm; Andere wurden durch Privathaß und individuelle Zwecke verleitet; Viele durch das Ansehen der Hauptverschworenen, durch falsche Ideen von den Zwecken derselben gewonnen. Auch schien die Entfernung des Pompejus mit den besten Truppen das Unternehmen zu erleichtern, und der muthmaßliche Beitritt der Veteranen Sulla's (dessen beide Enkel unter den Verschworenen waren) den günstigen Erfolg zu verbürgen.

Von dieser großen Gefahr wurde Rom durch M. Tullius Cicero befreit, einen Mann, dessen Name allen Freunden des Guten und Schönen theuer, und nur durch Ihn berühmt ist. Cicero, von einer geringen, jedoch ritterlichen Familie in Arpinum geboren, wurde zu den höchsten Staatswürden Roms, die er alle in regelmäßiger Folge trug, weder durch Gunst, noch Gewalt, noch Bestechung erhoben, sondern einzig durch seinen persönlichen Werth. Auch sah man noch selten, wie bei ihm, so herrliche Geistesanlagen mit so trefflicher Ausbildung und mit so edler, so rastloser Anwendung vereinbart. Den glänzenden Muth eines Pompejus, die stoische Würde eines Cato hatte er nicht; aber er war weise und tugendhaft, und liebte innig sein Vaterland, die Freiheit und Recht. Gerne vergessen wir über so edlen Zügen, zu welchen noch sein glänzendes Verdienst um die Wissenschaften kömmt, die kleinen Schwächen der Eitelkeit, Ruhmredigkeit, des Wankelmuthes, die er so unbefangen in seinen Schriften verräth, und jene politischen Mißgriffe, wofür er selbst am meisten büßte.

Cicero, der damals Consul war, hatte die Verschwörung scharfsichtig erspäht, mit vieler Klugheit sich die Beweise derselben verschafft und durch weise Entschlossenheit den frechen Catilina zur Entfernung aus Rom gezwungen. Ein Senatsbeschluß hatte ihm, wie in großen Gefahren, die höchste Macht verliehen. Also ließ er die Schuldigen greifen, brachte sie zum Geständniß, und übergab sie der gefänglichen Haft. Von diesen Verbrechern waren Viele durch ihren Namen, Viele durch persönliches Ansehen, als Consulären, Senatoren u. s. f. wichtig, und verschiedene Gesetze, wonach jedem Verbrecher die Appellation an's Volk erlaubt und ausdrücklich verboten war, ohne feierliches Verhör vor diesem

Volk irgend einen Bürger zum Tod zu führen, schienen gegen ihre Verurtheilung durch den Senat zu sprechen. Dennoch, in Betrachtung der gebieterischen Umstände, vorzüglich aber durch Cicero's und Cato's standhaften Eifer bewogen, fällte der Senat nach einer sehr merkwürdigen Berathschlagung das Urtheil des Todes, welches der Consul ohne Aufschub vollzog. Catilina selbst, der in Hetrurien einen Heerhaufen gesammelt, fiel mit allen Seinigen bei Pistoja, in einer schrecklichen Schlacht gegen Petrejus, des Consuls Antonius Legaten, nach einer so heldenmüthigen Gegenwehr, als hätten sie für die schönste Sache gestritten (3922).

Rom war dankbar gegen seinen Retter. Der Senat, auf den Vorschlag seiner edelsten Glieder, Catulus und Cato, und das ganze Volk gaben ihm die schöne, durch Schmeichelei noch unentweihte Benennung: „Vater des Vaterlandes."

Das erste Triumvirat. Cato. Cäsars gallischer Krieg.

Jezt kehrte Pompejus mit seinem siegreichen Heer aus dem Orient zurück, entließ seine Truppen, wie er in Italien landete, und begehrte nach gefeiertem Triumph blos zwei Dinge zur Belohnung: die Bestätigung seiner asiatischen Einrichtungen und Aecker für seine Krieger. Beides wurde ihm abgeschlagen, und die Kränkung, die Pompejus hierüber empfand, war wohl die Hauptursache seiner Verbindung mit Crassus und Cäsar.

Dieser Leztere hatte sich endlich von den jugendlichen Ausschweifungen zu den Staatsgeschäften gewandt. Mit Kriegsruhm, so wie mit Beute bedeckt, kehrte er so eben aus seiner Provinz, dem jenseitigen Hispanien, nach Rom zurück. Jezt that er Pompejus und Crassus, deren alte Eifersucht erwacht war, den Vorschlag, sich unter einander und mit ihm zur Behauptung der Gewalt und gemeinschaftlichen Durchsezung ihrer Absichten gegen alle Rivalen zu verbinden; wodurch, als Beide dem Vorschlag beitraten, das erste Triumvirat entstand (3924, 59 v. Chr.). Cato, wie er Kunde davon erhielt, rief klagend aus: „Es ist geschehen um die Republik, sie hat Herren erhalten!"

Dennoch wäre sie nicht gefallen, hätten Mehrere wie Cato gedacht. Unter dem allgemeinen Ruin der Sittlichkeit und Freiheitsliebe erscheint Cato's ehrwürdiges Bild, als eine einsame, aus bessern Zeiten zurückgebliebene Gestalt. Nicht Geld, wie Crassus, nicht Ruhm, wie Pompejus, nicht Herrschaft, wie Cäsar, nicht Genuß, wie die meisten Andern — Tugend, Gerechtigkeit und Freiheit verlangte Cato, und nur sie; ohne Wanken, ohne Anstrengung — als welche den Widerstreit der Neigungen

Digitized by Google

oder getheilte Empfindung verräth; — es war ihm nicht gegeben, etwas Anderes zu verlangen. Ein Ideal der strengsten Tugend und des erhabensten Bürgersinns, ohne Nachsicht gegen Sich, wie gegen Andere, und unfähig zum Vergleich mit den Bedürfnissen einer verderbten Zeit und mit der Schwäche der Menschen.

Von dem Bunde der drei Männer zog Cäsar allein den Vortheil. Pompejus (welchem zur Befestigung des Bundes Cäsar seine Tochter Julia zur Gemahlin gegeben) verlor die Liebe des Volkes und sank in der Achtung der Gutgesinnten; Crassus aber, mit allem Reichthum, vermochte nie der Erste zu seyn.

Die unmittelbare Frucht des Triumvirats war, daß Cäsar Consul wurde. Sein Kollege, Bibulus, war durch den Einfluß des Senats gewählt worden. Aber Cäsar, durch seine Mitverbundenen und einen zahlreichen Anhang im Volke stark, lachte der ohnmächtigen Einreden des Bibulus gegen seine Gesetze, und ließ sich endlich durch das Volk — was gegen die Verfassung war, weil solches sonst immer durch den Senat geschehen — das cisalpinische Gallien sammt Illyricum zur Provinz auf 5 Jahre ertheilen; wozu hernach der erschreckte Senat noch das jenseitige Gallien that.

Cäsar betrat seine Provinz mit großen Entwürfen. Wohl erkannte er, daß hier der Schauplaz sei, worauf er Roms Herrschaft sich erkämpfen möge. Cäsar, im Gefühl seiner Kraft, versprach sich, durch seine Thaten jene des Pompejus in Vergessenheit zu bringen. Dabei mochte er mit dem Raub der Nationen sich Anhänger in Rom und die wichtigsten Freunde kaufen, endlich auch durch treffliche Uebung ein unüberwindliches Heer sich bilden, und zwar ein solches, das, Ihm allein ergeben, den Interessen Roms aber völlig fremd, das beste Werkzeug seiner herrschsüchtigen Plane wäre. Daher räumte Cäsar, als er gegen das Ende der ersten fünf Jahre eine Zusammenkunft mit Pompejus und Crassus zu Lukka hielt, diesen Beiden das Consulat, und welche Provinzen sie wollten, willig ein, sich selbst dagegen blos die Verlängerung der gallischen Provinz auf weitere fünf Jahre und eine vermehrte Zahl der Legionen bedingend.

So wichtig hiernach die Eroberung Galliens für Roms Schicksale erscheint, so mögen wir doch das Detail der cäsarischen Schlachten missen. Wir würden darin blos die nothwendige Ueberlegenheit der Disciplin, der Einheit und des Genies über die rohe Tapferkeit eines vielgetheilten Volkes, dargestellt in einer kläglichen Wiederholung von Mordscenen, erblicken.

Außer dem narbonnensischen — damals schon römischen — Gallien (von den Cevennen bis an das Mittelmeer und die Alpen) wurden noch drei Provinzen in diesem Lande gezählt;

Digitized by Google

Aquitanien von den Pyrenäen bis zur Garonne; hierauf das celtische Gallien bis zur Seine und endlich das belgische bis zum Rhein. In diesem, welches auch Helvetien in sich begriff, hausten von Argentoratum (Straßburg) bis an's Nordmeer hinab eine Menge teutscher Völkerschaften, welche von der rechten Rheinseite herüber gekommen waren, und die gallischen Stämme drängten. Die Zahl der leztern war sehr groß, und unter ihnen in ganz Gallien nur wenig Verbindung; was der Hauptgrund ihres Unglücks wurde.

Die Reihe der Besiegten eröffnen die Helvetier. Dieselben hatten damals wegen Dürftigkeit ihres Bodens den einmüthigen Entschluß gefaßt, ihre Heimath zu verlassen, und jenseits des Jura fruchtbare Wohnpläze zu suchen. Nachdem sie ihre Städte und Dörfer verbrannt hatten, sezte sich die ganze Nation in Bewegung. Aber Rom, welches die Nachrückung der gefürchteten Germanier an die von den Helvetiern verlassene Grenze besorgte, glaubte sich zur Widersezung berechtigt. Darum, als die Helvetier der Macht Cäsars durch die Engpässe des Jura entgingen, eilte er ihnen nnch, und schlug sie an der Saone fast bis zur Vertilgung.

Der elende Ueberrest der Nation wanderte traurig zurück zu den verlassenen Brandstätten, und es wurde ihr Gehorsam durch Anlegung einer römischen Kolonie (am Genfersee, wo jezt Nion) gesichert.

Bald darauf wurde Cäsar von den Galliern selbst gegen Arioviſt, den mächtigen Anführer eines teutschen (Sueviſchen) Völkerbundes zu Hilfe gerufen. Denselben hatten früher die Sequaner gegen die Aeduer um Beistand gebeten, sein starker Arm hielt jezt Freunde und Feinde nieder. — Cäsar erfocht (bei Besançon) einen glänzenden Sieg über Arioviſt — und es war geschehen um die gallische Freiheit.

Denn mit vieler Kunst ließ Cäsar jezt einen Krieg aus dem andern entstehen, schlug die gallischen Völker bald vereinzelt, bald in Haufen nieder, erleichterte mitunter durch Hinterliſt und Treulosigkeit den Erfolg der Waffen, ließ das Blut der braven Vertheidiger ihres Landes in Strömen fließen, und als endlich — im siebenten Jahr des Krieges — die mißhandelten Gallier noch einmal, und zwar vereint unter eines Helden, Vercingetorix, Anführung, gegen den fremden Unterdrücker sich erhoben; so siegten dennoch wieder Genie und Glück über die Verzweiflung des schon sehr verdünnten Volkes. Verblutend sank Gallien zu seinen Füßen, und nicht einen Versuch mehr — so einladend die folgenden Bürgerkriege waren — that das erschöpfte Volk zur Befreiung.

Digitized by Google

Während dieser Kriege war Cäsar zweimal über den Rhein nach Teutschland — jedoch ohne Erfolg — gebrochen; zweimal hatte er über's Meer hin seine Hand nach Britannien ausgestreckt. Er gewann auch hier Nichts als einige unfruchtbare Trophäen.

Der innere Zustand Roms zu dieser Zeit gibt einen kläglichen und fortlaufenden Beweis von dem Verderbniß seiner Bürger und von der Kraftlosigkeit der Gesetze. Außer dem Druck der usurpirten Gewalt hatte es noch die Schrecken der Anarchie zu empfinden und die Gefahren eines durchaus schwankenden, von zufälligen Eindrücken, von wechselnden Leidenschaften und von Bestechung abhängenden Rechtes. Der schlechteste Bürger konnte durch ränkevolle Anwendung eines veralteten Gesetzes oder einer leeren Form den Besten in's Verderben stürzen, und während das Verbrechen straflos herumging, waren die edelsten Männer, selbst die Häupter des Staates, keinen Augenblick vor entehrender Anklage oder stürmischer Verfolgung sicher. Kaum blieb eine andere Vertheidigung als Selbsthilfe übrig. Insbesondere begingen die Tribunen mit ihrer noch immer geheiligten Gewalt einen empörenden Mißbrauch. Sie liehen oder verkauften ihr Ansehen bald diesem, bald jenem Parteihaupt, sezten die schändlichsten Privatabsichten durch hinterlistige oder gewaltthätige Motionen durch und wetteiferten mit einander an Uebermuth und an Verbrechen.

Von seinen Feldlagern aus beobachtete Cäsar, und leitete zum Theil die Bewegungen der Stadt, während Pompejus auf seinen Lorbeeren eingeschlafen schien, und ohne Plan, ja selbst ohne Würde handelte. Ein wüthender Demagog, Clodius (Patrizier von Geburt, der aber — um zum Tribunat zu gelangen — Plebeser durch Adoption geworden), zerrüttete eine Zeitlang den Staat durch eine Folge gewaltthätiger Handlungen und schädlicher Gesetze. Da er Alles haßte, was gut und rechtlich war, mußte er wohl Cicero's Feind seyn. Er erhob gegen den Vater des Vaterlandes eine peinliche Anklage, weil dieser zur Rettung des Staates einige Böswichter ohne Verhör vor dem Volke hatte hinrichten lassen. Cicero ging in's Exil nach Griechenland, und Clodius wüthete gegen die Besitzungen und die Familie des Verbannten. Aber nach 18 Monaten, als Clodius Kredit gesunken war, bewirkten die bessern Bürger — Pompejus an ihrer Spize — die Rückberufung Cicero's, und seine Heimkehr nach Italien und nach Rom glich dem schönsten Triumphe.

Der ruchlose Clodius, welcher, durch die Gunst des Pöbels stark, den Gesetzen, Sitten und der Macht der Magistrate, selbst des Pompejus getrozet, wurde endlich von Milo ermordet. So weit war es gekommen, daß die guten Bürger diese Mordthat

billigen mußten, und Cicero ihre öffentliche Vertheidigung auf sich nehmen konnte.

Zweiter Bürgerkrieg.

Die drei Männer erneuerten ihren Bund (3928) zu Lukka in Cäsar's Winterquartieren; aber es trug solches keine guten Früchte. Pompejus und Crassus waren zwar — durch Anwendung offener Gewaltthätigkeit — Consuln geworden, und hatten die verlangten Provinzen, Jener Spanien auf fünf Jahre — und zwar mit der Erlaubniß, in Rom zu bleiben, und die Provinz durch Legaten zu verwalten —, Dieser aber Syrien erhalten: allein gleich nachher hörte mit dem Tod des Crassus das Gleichgewicht unter den Verbündeten auf. Dieser unersättliche Mann hatte, mehr aus Geld- als aus Ehrgeiz, einen muthwilligen Krieg gegen die Parther — unter den Verwünschungen der Priester und der Tribunen — begonnen. Nach anfangs gutem Erfolg wurde er in den Steppen Mesopotamiens umzingelt, sah die hoffnungslose Lage seines Heeres, den Tod des geliebten Sohnes, und starb mit Heldenmuth (3931). Cassius, mit den Trümmern des Heeres, erreichte Antiochien; ohne seinen Arm war Syrien verloren.

Schon früher hatte der Tod der edlen Julia das wichtigste Band zwischen Cäsar und Pompejus zerrissen. Doch wäre auch ohne Dieß, bei dem schroffen Entgegenstehen der beiden Hauptparteien, der Optimaten und Demokraten, an deren Spize Pompejus und Cäsar standen, die Entzweiung unvermeidlich gewesen. Cäsar war stark durch seinen persönlichen Anhang, welchen ihm Liebe, Bestechung oder Verführung gewonnen. Mit Pompejus hielten's, außer seinen persönlichen Freunden, auch die meisten guten Bürger, und welche die Freiheit und die Verfassung liebten. Denn er blieb die einzige Schuzwehr gegen Cäsars Herrscherplan, und von ihm war — wenn er auch die erste Stelle behauptete — doch minder die Entreißung der Formen zu befürchten.

Aber der Zeitpunkt nahte heran, wo mit Erlöschung von Cäsars Kommando in Gallien die große Frage über Krieg oder Frieden, über Fortbestand oder Sturz der Republik mußte gelöst werden. Sollte er anspruchslos in den Privatstand zurücktreten? Welche Belohnung sollte er für seine glänzenden Thaten erhalten? — Schon früher, und mit Pompejus Gutheißung, ward ihm das Privilegium ertheilt, auch abwechselnd sich um's Consulat bewerben zu dürfen. Aber er zog für jezt die Fortdauer der militäri-

Digitized by Google

schen Macht der Consulwürde vor: auch vermehrte er sein Heer auf 12 Legionen.

Bei der völligen Unterwerfung Galliens war dieses schon eine feindselige Stellung. Würde und Recht erheischten von dem Senat, sich durch seinen Feldherrn Nichts abtrozen zu lassen. Darum schloß er jezt mit allen hohen Magistraten sich enger an Pompejus, und schlug Cäsarn die Verlängerung des Kommandos ab: auch um's Consulat sollte sich derselbe, nach den gesezlichen Formen, in Rom bewerben.

Cäsar vermaß sich, zu unterhandeln, und der Republik die Bedingungen vorzuschreiben, welchen er zu gehorchen gedenke. „Auch Pompejus sollte seine Provinz Hispanien aufgeben." Später verlangte er wenigstens die Provinz Illyrien und zwei Legionen, endlich gar nur eine Legion. Diese Vorschläge that er theils selbst, theils mußten sie seine Freunde in Rom thun. Ihm waren neben den wohlgesinnten Demokraten, die ihm als Vorfechter ihres Prinzips anhingen, auch alle Verschwender, alle Taugenichtse und fast der ganze Pöbel ergeben. Dafür hatte Pompejus — und welchen stärkern Beweis seiner guten Sache kann es geben? — mit den übrigen vornehmen Bürgern auch Cicero und Cato auf seiner Seite.

Nach einigem Zaudern erging das Dekret: Cäsar solle auf einen bestimmten Tag sein Heer entlassen, und die Verwaltung seiner Provinz niederlegen, sonst wäre er für einen Feind des Vaterlandes zu achten.

Daß dieses Dekret gerecht war, wer mag es bestreiten? — Aber freilich heischte die Klugheit, gegen den nahenden Feind sich auch zu bewaffnen: Jezt erst, als Cäsar mit einem Theil seiner Truppen gegen die Grenze Italiens rückte, übergab der Consul Marcellus dem Feldherrn Pompejus das Schwert der Republik; es wurde beschlossen, Soldaten auszuheben, und alle Vorkehrungen wie in großen Staatsgefahren zu treffen. Gegen diese Beschlüsse protestirten mehrere Tribunen; worauf der Senat Trauerkleider anzog, die Tribunen aber Rom verließen, und in das Lager Cäsars eilten. Hierdurch wurde seine Sache populär. Der Bruch war entschieden.

Gleichwohl, als Cäsar an dem Ufer des Rubicon (Piscatello) angekommen, welchen, nach strengen Gesezen, kein Feldherr ohne Erlaubniß des Senats in Waffen überfezen durfte, gedachte er des großen Verhängnisses, das an seinen nächsten Schritt geknüpft sey. Die Bewegung seines Gemüths ging auch auf die Soldaten über. Sie fühlten sich erleichtert, als Cäsar, plözlich entschlossen, über den Bach sezte, und den Bürgerkrieg begann (3935, 48 v. Chr.).

Digitized by Google

Auf die höchste Zuversicht der pompejanischen Partei folgte jetzt bei solcher Botschaft die äußerste Bestürzung. Die Rüstungen hatten kaum angefangen, stündlich wurde der Abfall größer; der Volkshaufe in Rom war für Cäsar. Da beschlossen Pompejus und der Senat und alle hohen Magistrate die Flucht nach Capua. Wer zurück bliebe, sollte als Feind gelten. Auch Cicero und Cato verließen Rom. Cäsar, unter fortwährendem Unterhandeln, zog ohne Widerstand ein. Im Tempel des Saturnus erbeutete er den großen Schaz, den lang gehäuften Raub der Nationen, zu welchem die Consuln blos die Schlüssel mit sich genommen.

Aber auch nicht in Capua und nirgends in Italien glaubte Pompejus sich sicher, derselbe, für dessen Genesung, als er kürzlich krank lag, das ganze Land unaufgefordert öffentlich Gebete gehalten. Von Brundusium, wo er seinen Anhang gesammelt, ging er, auch hier schon von Cäsar gedrängt, nach Epirus über. In 60 Tagen war ganz Italien unblutig erobert.

Neben der Kraft des Siegers, neben der Weisheit des Staatsmanns entfaltete sich jezt die schönste Eigenschaft von Cäsars Seele, seine Güte und Großmuth; und allerdings erscheint der schonende, verzeihende, leutselige Cäsar wie ein Gott gegen Marius und Sulla. Auch geht aus Allem hervor, daß er nicht nur gütig war, wo die Politik es rieth, sondern allenthalben, wo die Herrschsucht es erlaubte.

Nach einem sehr richtigen Plan beschloß Cäsar, bevor er Pompejus verfolge, den Kern von dessen Macht, die spanischen Legionen, zu unterdrücken. Unter Afranius und dem Sieger Catilina's, Petrejus, und Varro, standen dieselben, stark an Zahl und Muth, bei Ilerda (Lerida) in der festesten Stellung. Cäsar fliegt nach Spanien, trozt der Witterung, den Strömen, dem Hunger, allen Hindernissen der Natur und Kunst, zwingt in 40 Tagen die pompejanischen Feldherren, die sich schon Sieger wähnten, zur Uebergabe ihrer Person und ihres Heeres, eilt zurück, bezwingt Marseille, wird Diktator, hierauf Consul, berührt Rom und Brundusium, und ist über dem Meer in Epirus.

Indessen hatte Pompejus den Orient, welchen er einst siegreich durchzogen, zur Vertheidigung der Republik bewaffnet. Die Statthalter der Provinzen, die verbündeten Könige und Fürsten stießen mit ihren Truppen zu ihm. Auch hatten sich fast alle Senatoren und Häupter des Staates in seinem Lager gesammelt. Doch waren seine Soldaten meistens neu geworbene Leute; Cäsars Legionen hatten schon in hundert Treffen gesiegt, und seine teutschen Cohorten schreckten durch ihren wilden Muth. Dennoch

widerstand Pompejus geraume Zeit mit Glück, trieb Cäsarn mit großem Verlust von Dyrrhachium ab, und ängstigte ihn durch Erschwerung der Zufuhr.

Bei Pharsalus war endlich die Schlacht (3936, 47 v. Chr.). Nach dem Zeugniß römischer Schriftsteller verdankte Cäsar der ungestümen Tapferkeit der teutschen Cohorten den Sieg. Derselbe war entscheidend. Viele Pompejaner fielen, Viele zerstreuten sich: die meisten suchten in der Unterwerfung ihr Heil. Cato, mit den Entschlossensten des Heeres, eilte nach Afrika, wo noch Streiter für die Sache der Freiheit waren.

Cäsar als Diktator. Wird ermordet.

Pompejus floh nach Aegypten, dessen König ihm seine Krone verdankte. Ein Schiff kam ihm zum Empfang entgegen. Als Er es bestieg, stach ihn Septimus, ein Ueberläufer aus seinem eignen Heere, meuchlings nieder. Dionysius hatte solches befohlen, um Cäsars Gunst zu gewinnen.

Aber Cäsar, welcher bald nach Pompejus in Aegypten erschien, erklärte sich in dem Streit des Verräthers mit seiner Schwester Kleopatra zu Gunsten der leztern; woraus der „alexandrinische" Krieg entstand, welcher, nach großer Gefahr Cäsars, mit des Königs Tod und der Einsezung Kleopatra's sich endete.

In den Armen dieser buhlerischen Frau (zwei Söhne gab sie ihm) ruhte Cäsar von seinen Kriegsthaten aus, bis ihn neue Gefahr in's Schlachtfeld rief. Der Krieg, welchen Pharnaces, Mithridates Sohn, in Pontus erhob (3937), wurde schnell zu dessen Verderben geendet. Hierauf, nach kurzem Verweilen in Rom, eilte Cäsar nach Afrika, wo die vereinte Macht des numidischen Juba, des Scipio, Labienus, Cato und anderer Freunde des Pompejus und der Freiheit bei Thapsus seinem Glück erlag. Scipio, Petrejus, Juba gaben sich verzweifelnd den Tod. Aber Cato, mit der Hoheit eines Mannes, welcher die Unterwerfung verschmäht, weil er der Freiheit sich würdig fühlt, entzog sich der Gnade des Siegers, und ließ ihm nur seine Leiche.

Als Cäsar nach Rom zurückkehrte, strömten ihm die Bürger entgegen, und begleiteten ihn jubelnd auf's Kapitol. Man ernannte ihn auf 10 Jahre zum Diktator; 72 Liktoren sollten seine Majestät verkünden; auch zum alleinigen Censor, sonach zum Herren des Senates; man erklärte seine Person für heilig, und stellte seine Statue neben dem kapitolinischen Jupiter auf. Vierzig Tage nach einander wurde den Göttern ein Dankfest ge-

Digitized by Google

feiert, vier überherrliche Triumphe — wegen Gallien, Aegypten, Pontus und Afrika — verlängerten den Taumel; schwere Geldgeschenke an die Soldaten, Spiele und Gastmahle für's Volk sollten Lohn und Ersaz für die geraubte Freiheit seyn.

Aber noch einmal sammelten sich die wenigen Freunde derselben und Jene, welche Parteiwuth gegen Cäsar entflammte, unter die Fahnen von Pompejus Söhnen, Cnejus und Sextus Pompejus. Spanien, eingedenk der Wohlthaten ihres Vaters, erklärte sich für die Jünglinge. Die gefährlichste von Cäsars Schlachten wurde gegen dieselben bei Munda geliefert (3939, 44 v. Chr.). Nie wurde schrecklicher gekämpft. Hinter den Haufen der Erschlagenen, wie hinter Schanzen, stritt der gedrängte Cnejus. Umsonst! Er fiel — Sextus entfloh; Cäsar hatte gesiegt. Vor dem Anfang dieses zweiten Bürgerkrieges waren 320,000 waffenfähige Bürger gezählt worden. Nach seiner Endigung fanden sich noch 150,000. Aber wie viele von den Bundesgenossen und von den Provinzialen geblutet hätten, das wurde nicht gezählt.

Jezt wurde durch Cäsars Ernennung zum beständigen Diktator die Republik vernichtet, und der Titel Imperator, den Er fortan ausschließend führte, zeigte an, daß die militärische Macht — also Gewalt — der Grund seiner Herrschaft sey.

Viele vortreffliche Einrichtungen in jedem Zweig der Verwaltung, noch größere Plane der Gesezgebung und der Erweiterung des Reiches bezeichnen zwar den Mann, welcher die ächte Weihe des Herrschers, wie des Siegers besaß: aber alles Gute, was ein unbeschränkter Gewaltherrscher thun mag, bleibt eine prekaire Gnade, durch Ihn Selbst widerruflich, und von Nachfolgern gewiß widerrufen.

Cäsars angelegenstes Streben ging auf Befestigung der unumschränkten Gewalt und auf Vertilgung republikanischer Begriffe. Und was er nicht aus Grundsäzen that, geschah aus Eitelkeit oder auf Eingebung verworfener Schmeichelei. Er, der größer als jede Gefahr gewesen, war nicht groß genug gegen sein Glück. Den Senat, den er mit seinen Kreaturen ergänzt hatte, kränkte er durch zu auffallend geäußerte Geringschäzung, und die Liebe des Volkes verscherzte er durch sein deutlich erklärtes Verlangen „König" zu seyn. Der edlere Theil dieses Volkes bezeigte darüber seinen Unwillen auf die unzweideutigste Weise. Aber immer mehr nahm Cäsar den Ton des Königs, und täglich eine beleidigendere Härte an. Er wollte das Diadem, und der Tag war bestimmt, an welchem der Senat es ihm antragen sollte. Dieser Tag wurde sein Todestag.

Digitized by Google

M. Junius Brutus, dessen hohe Gestalt jetzt auftritt, hatte den Tyrannenhaß als ein an seinen Namen geknüpftes, aus der Wiegenzeit der Republik herrührendes Erbe von seinen Vätern erhalten. Aber was bei dem Rächer Lucretiens wilder Fanatismus, zum Theil auch engherziges Standesinteresse gewesen, das war bei dem jüngern Brutus reine, hochaufstrebende Flamme der Vaterlands- und Freiheitsliebe. Die Lehren, das Beispiel seines Oheims Cato, gaben ihr noch höhere Weihe, und das Studium der Philosophie nährte und verstärkte sie durch die Kraft und Hoheit stoischer Grundsäze. In diesem leidenschaftlichen Patriotismus liegt der Schlüssel aller Handlungen des jüngern Brutus, die Individualität seines Charakters; doch darf dabei nicht unberührt bleiben der ausnehmende Reichthum seines Geistes, und dazu die zarte Empfindsamkeit seiner Seele, jene Milde und Weichherzigkeit, welche an einem Zogling Cato's Befremden erregte, und den hohen Charakter zugleich liebenswürdig machte.

Brutus Vater war von Pompejus getödtet worden; dennoch folgte der Sohn diesem in die pharsalische Schlacht, weil Pompejus für die Verfassung stritt. Cäsar suchte die Aussöhnung mit ihm, hielt ihn wie seinen Sohn, und überhäufte ihn mit Wohlthaten, um seine Liebe zu gewinnen. Auch liebte ihn Brutus, doch noch mehr die Freiheit; und als er die Hoffnung verloren, Cäsarn zur Ablegung der Herrschaft zu bewegen, als er den unheilbaren Ruin der Freiheit sah, so dämmerte in seiner Seele der Gedanke des Mordes auf, erstarkte durch Anfeurung gleich gestimmter Freunde, und wurde zum Entschluß.

C. Cassius, unter diesen Freunden der Erste, ein hochherziger Mann, in vielen Stücken Brutus ähnlich, nur minder sanft und minder edel, aber von gleicher Begeisterung für Freiheit und Vaterland; sodann Decimus Brutus, Verwandter des Marius, gleich ihm von Cäsar geliebt, und Trebonius, durch Cäsars Gunst zum Consulat erhoben, konnten nicht wohl einen andern Grund als Freiheitsliebe zur Verschwörung haben. Die übrigen Theilnehmer derselben, sechzig an der Zahl und meist senatorischen Ranges, mögen verschiedene Gründe zur That gehabt haben; aber sie spielten eine untergeordnete Rolle.

Den 15. März des 43sten Jahrs vor Christus, im 710ten nach Erbauung Roms (3940), im fünften Monat nach der Ernennung zum lebenslänglichen Diktator, begab sich Cäsar auf die Curie des Pompejus, mit Planen der Hoheit erfüllt. Als er seinen Platz eingenommen, bei der Statue des Pompejus, griffen ihn die Verschworenen an. Cäsar, da er ihre Menge sah, und unter ihnen Brutus erblickte, gab den Widerstand auf; und,

Digitized by Google

indem er wehmüthig ausrief: „Auch du, mein Sohn Brutus!“ verhüllte er sein Antlitz, und fiel durch dreiundzwanzig Wunden.

Das zweite Triumvirat. Antonius, Octavianus, Lepidus.

Die Plane der Verschworenen gingen nicht weiter, als auf Cäsars Mord. Der menschliche Brutus, der keinen Tropfen Blutes mehr, als unumgänglich nöthig schien, vergießen wollte, hatte die Uebrigen, welche auch Antonius zu tödten gedachten, vermocht, desselben zu schonen. Unglückliche Schonung, welche jede Frucht der That vereitelte! Denn da Antonius die Unentschlossenheit der Verschworenen sah, so verlor er seine anfängliche Furcht, gewann die Truppen, welche Cäsar zum parthischen Feldzug nach Rom berufen hatte, und bewog auch Lepidus, der mit einer nach Spanien bestimmten Armee in den Vorstädten lag, zu einem geheimen Bund. Hierauf, um die Republikaner in Sicherheit einzuwiegen, billigte er im Senat die von Cicero vorgeschlagene Amnestie, verlangte jedoch, daß man zugleich alle Verordnungen Cäsars bestätige. Seine Würde, als jetzt alleiniger Consul, und die Anhänglichkeit der Veteranen gaben ihm die höchste Macht in Rom, und er gedachte sie zu behaupten. Daher, als er den Senat bewogen, das feierliche Leichenbegängniß des Diktators zu gestatten, und das Volk durch Kundmachung der für dasselbe von Cäsar bestimmten Vermächtnisse vorbereitet war, sezte er es durch eine künstliche Leichenrede in solche Wuth, daß es — doch freilich meist nur Pöbel — mit den Feuerbränden von Cäsars Scheiterhaufen auf die Häuser der Verschworenen stürmte, und diese zur Flucht in die Provinzen zwang.

Von jezt an, ohne die Maske des Republikanismus abzulegen, vermehrte Antonius — nachdem er Cäsars Schäze sogar aus den Tempeln geraubt hatte — seine Macht zusehends durch Anlockung der Veteranen und durch Bildung einer starken Leibwache. Ein näherer Schritt war die veränderte Provinzenvertheilung, wornach er das cisalpinische Gallien, Macedonien und Syrien, welche schon durch Cäsar für Decimus und Marcus Brutus und Cassius bestimmt waren, Sich und seinem Bruder Cajus und Dolabella zuerkannte, Lepidus aber das jenseitige Gallien gab.

Aber die Erscheinung des jungen Octavianus, des Enkels von Cäsars Schwester, welchen dieser adoptirt und zum Erben seines Namens und seines Vermögens erklärt hatte, veränderte plözlich alle Verhältnisse. Von Apollonia, wo er seine Studien trieb, kam dieser 18jährige Jüngling auf die Nachricht von Cäsars Tod nach Rom, entschlossen, seinen Namen und die daran geknüpften

Digitized by Google

Ansprüche zu behaupten. Unter seinen Leidenschaften war Herrschsucht, unter seinen Gaben Verstellungskunst die erste. Sonst hatte er gute Anlagen und empfehlende Talente. Mit Antonius gerieth er gleich in Feindschaft, und darum schien er Vielen ein tüchtiges Werkzeug, die Macht des Andern zu schwächen. Die Veteranen Cäsars in Campanien erklärten sich für Octavian; auch gingen von Antonius Feldlager mehrere Legionen zu ihm über. Jener lagert sich jezt zu Alba, und nöthigt Antonius, Rom zu verlassen. Cicero, nach anfänglicher Bedenklichkeit, glaubte endlich einen guten Bürger in ihm zu erkennen, und entschloß sich, aus gerechtem Haß gegen den gewaltthätigen, tyrannischen Antonius, jenem mit seinem ganzen Kredit behilflich zu seyn.

Antonius führte sein Heer nach dem cisalpinischen Gallien, um den Decimus Brutus zu vertreiben, und belagerte diesen in Mutina (Modena). Durch den Einfluß von Cicero, welcher jezt die donnernden philippischen Reden hielt, wurde Antonius als Feind erklärt, und die beiden neuen Consuln Aulus Hirtius und Vibius Pansa, und nebst denselben Octavian als Proprätor mit seinem Truppencorps, gegen ihn gesandt. In einem zweitägigen, blutigen Treffen wird Antonius geschlagen; aber Pansa und Hirtius fallen, und Octavian bleibt allein an des Heeres Spize (3941, 42 v. Chr.).

Antonius floh über die Alpen und erhielt in Lepidus Lager Aufnahme und Schuz. Bald war er mächtiger als zuvor. Decimus Brutus, vorhin Sieger, jezt von seinen Truppen verlassen, litt auf der Flucht einen kläglichen Tod. Octavian aber, anstatt Antonius zu verfolgen, rückte feindselig auf Rom und erzwang sich das Consulat. Er war nicht 20 Jahre alt.

Jezt, zum Erstarren der Freiheitsfreunde, enthüllte sich seine wahre Gestalt. Er verurtheilt und ächtet Cäsars Mörder, und schließt auch S. Pompejus, welcher früher eine ehrenvolle Wiederherstellung erhalten, in die Achtserklärung ein. Das Dekret gegen Antonius wird zurückgenommen, und bald kommt die Aussöhnung, darauf gar ein Bündniß zwischen den drei Häuptern der Cäsar'schen Partei zu Stande.

Auf einer kleinen Insel, im Flüßchen Rhenus, unweit Bononia, kamen diese Häupter, Octavian, Antonius und Lepidus, zusammen, und in drei Tagen waren die Punkte des frevelhaften Vertrages im Reinen. Unter dem Titel: Triumviri reipublicæ constituendæ nahmen sie sich gemeinschaftlich auf fünf Jahre die höchste Gewalt über Rom und die Provinzen. Zur unmittelbaren Regierung sollte Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien, Lepidus Spanien und das narbonnensische Gallien, Antonius die beiden übrigen Gallien

erhalten. Aber vor Allem sollten Octavian und Antonius, jeder mit 20 Legionen gegen die Mörder Cäsars ziehen, und Lepidus indessen Rom mit drei Legionen decken. Wäre der Krieg geendet, dann sollten 18 der besten Städte in Italien sammt ihren Ländereien unter die Soldaten vertheilt werden, zur Belohnung für das Niedertreten der Republik.

Um das Maß des Frevels zu füllen, wurde der Tyrannenbund durch das edelste Blut besiegelt. Die Freunde der Freiheit und der Triumvirn persönliche Feinde sollten sterben. Dreihundert Senatoren, zweitausend Ritter, eine unzählige Menge der besten Bürger wurden geächtet. Wenn unter denselben sich auch Lepidus Bruder Paulus, und Antonius Oheim Lucius Cäsar befanden, so wurden sie gleichwohl durch ihrer Verwandten Macht der Vollstreckung entzogen. Aber Octavian gab — nach verstellter Weigerung — seinen Wohlthäter, durch den Er groß geworden, den edlen Cicero hin. Im 64sten Jahr des Alters, auf seiner formianischen Villa, von wo er nach Macedonien flüchten wollte, starb Cicero, durch die Hand des Legiontribuns Popilius Länas, welchem er vordem durch gerichtliche Vertheidigung das Leben gerettet, mit Würde, und von allen Guten beweint.

Und es erneuerten sich die Schrecken der sullanischen Zeit, und abermal fielen nicht blos der Tyrannei, es fielen auch dem Privathaß und der Raubsucht Opfer. In den Armen der Freunde, am Hausaltar, in den Tempeln wurden die Proscribirten geschlachtet. Ihnen Zuflucht zu geben, galt für Hochverrath. Die Henker waren den Triumvirn vorangezogen. Das Morden begann in der Nacht, welche mit gleichem Schleier die Gräuel der Tyrannei, wie die Wuth der Privatleidenschaften deckte. Am Morgen zogen die Triumvirn, jeder mit einem Truppencorps, in die bluttriefende Stadt. Unter dem Zujauchzen der Soldaten war der Bund geschlossen worden; nun kamen sie, die Erstlinge des Raubes zu verschlingen.

Schlachten von Philippi.

Indessen hatten die Häupter der Verschwornen im Orient eine große Macht gesammelt. Bald war Syrien, Kleinasien, der ganze Orient für die Freiheit gewonnen. Kleopatra, die Freundin der Triumvirn, wurde geschreckt; Macedonien, Griechenland durch Brutus behauptet. Dieser war dabei unablässig bemüht, die Leiden des Krieges zu mildern, und verschmähte harte Maßregeln, selbst wenn die gerechteste Rache und auch die Klugheit sie zu heischen schienen. Während Cassius die Mittel des

Digitized by Google

Kriegs in reicher Fülle aus den Provinzen zog, blieb Brutus der alle Erpressungen scheute, arm und bei allen Siegen in Bedrängniß.

In den Feldern von Philippi, in Macedonien, wurde zum leztenmal um die Freiheit gestritten (394, 41 v. Chr.). Hier hatten sich, bei Annäherung der Triumvirn, Brutus und Cassius gelagert. In einer ersten Schlacht drang Brutus siegreich in Octavians Lager. Aber auf dem andern Flügel wurde Cassius geschlagen und tödtete sich in voreiliger Verzweiflung. Auch in der zweiten Schlacht errang Brutus Vortheile gegen Octavians Truppen; allein der Ruin des Flügels, welcher gegen Antonius stand, zog auch den seinigen ins Verderben. In dieser Schlacht fiel Cato's Sohn, seines Vaters würdig, der junge Lucullus, Hortensius, Varus und viele Andere. Edleres Blut und in schönerem Kampf ist nie geflossen. Brutus, im Geleit weniger Getreuen, entrann den Verfolgern. Aber sollte Brutus die Freiheit überleben? Indem er klagend ausrief: „O Tugend, nicht du — das Geschick herrscht hienieden!“ gab er sich den schönen Tod, zu welchem nur ein Leben wie das seine berechtigt.

Schlacht bei Actium.

Das hohe Interesse der römischen Geschichte endet sich mit der Schlacht bei Philippi. Durch den Sturz der Freiheit war der Zweck des Triumvirats erreicht. Was blieb noch übrig, als daß die Räuber über der Theilung der Beute zerfielen und Einer allein sie davon trug? — Aber welcher auch siegte, das Ergebniß war dasselbe — unumschränkte Herrschaft eines Einzigen.

Nach verübten schrecklichen Grausamkeiten trennten sich die Sieger. Antonius ging nach Asien, um einige Reste der Republikaner zu zertreten; Octavian nach Rom, um den Occident zu regieren und die Soldaten zu belohnen. Er gab, in den schönsten Provinzen Italiens, die Landgüter unschuldiger Bürger den übermüthigen Truppen preis.

Ueber diese unerhörten Bedrückungen entstand ein kurzer Krieg. Perusia war der Siz des Aufstandes. Octavian zwang es zur Uebergabe und ließ 400 Bürger den Manen Cäsars schlachten!

Antonius, in den Armen der Wollust gefangen, mischte sich etwas später in diesen Krieg. Kleopatra, Königin von Aegypten, hatte ihn durch ihre Buhlerkünste besiegt. Antonius sank völlig zum Sklaven herab. Seine Manneskraft erstarb in grenzenloser Schwelgerei, und er schien kein Ziel mehr zu haben, als Genuß. Um so geneigter war er zum Frieden, welcher mit genauerer Bestimmung Antonius den Orient bis Scodra in

Illyrien, Octavian den Occident mit Ausschluß Italiens, welches Beiden offen seyn, und Afrika's — welches Lepidus gehören sollte — anwies, und durch die Vermählung der vortrefflichen Octavia, Octavianus Halbschwester, an Antonius befestigt ward.

Durch diesen Frieden sah S. Pompejus, welcher früher eine Allianz mit Antonius geschlossen, sich auf seine eigene Macht beschränkt. Er war Herr Siciliens und des Mittelmeers, und erzwang von den Triumvirn noch die Abtretung von Sardinien, Korsika und dem Peloponnes (3945). Aber in einem zweiten Krieg erlag, nach anfänglichem Glück, der nicht unwürdige Sohn des großen Pompejus der Tapferkeit des octavianischen Admirals Agrippa, floh nach Asien und wurde auf Antonius Befehl getödtet (3948, 35 v. Chr.).

Lepidus sprach einen Theil von Pompejus Ländern an. Er verließ sich auf seine 22 Legionen. Aber alle gingen zu Octavian über, als er mit diesem gebrochen. Lepidus bat fußfällig um sein Leben. Man ließ es ihm sammt der Würde des Hohenpriesters.

Unverrückten Blickes ging Octavian seinem Ziele zu. Das römische Volk wurde durch eine sorgfältige Regierung, durch populäre Sitten und durch Beibehaltung der republikanischen Formen gewonnen. Aber in gleichem Maß, wie Er Achtung gewann, verlor Antonius dieselbe. Denn, gefühllos für Octavia's hohen Werth, nahm er von Neuem die Fesseln der Buhlerin auf, beleidigte sein verderbtes Zeitalter durch unerhörte Ueppigkeit und die unterjochten Römer durch den Pomp orientalischer Despotie. Der parthische Krieg (3946 — 3950) unterbrach die Lust nur wenig, da sogar auf einigen Feldzügen Kleopatra seine Begleiterin war. Mit immer steigendem Unsinn verschenkte er römische Provinzen und Königreiche an die Aegypterin und ihre Kinder, und beleidigte dagegen Octavia auf die schamloseste Weise. Endlich schied er sich von ihr, worauf das Volk und der Senat, welche Octavian schon lange bearbeitet und durch die vorgehaltene Schmach der weiblichen und ausländischen Herrschaft empört hatte, die Absezung des Antonius von seiner Würde und die Kriegserklärung gegen Kleopatra beschlossen (3951, 32 v. Chr.).

Und noch immer erwachte Antonius nicht. Zwar ein großes Heer und eine mächtige Flotte brachte er zusammen; aber Lustbarkeit und Schwelgerei herrschten fort, und Kleopatra mußte ihn begleiten in den verhängnißreichen Kampf. Octavians abendländische Legionen waren jedoch tapfer, und der treffliche Agrippa führte die Flotte. Eine Schlacht entschied den Krieg. Im 723sten Jahr der Erbauung Roms, 478 Jahre nach Gründung der Republik, stritten bei dem Vorgebirg Actium die Flotten des An-

tonius und Octavian um die Herrschaft der Welt (3953, 30 v. Chr.), geraume Zeit ohne Entscheidung, bis Kleopatra aus Feigheit oder Verrätherei mit ihren Schiffen floh, und Antonius mit kläglicher Schwäche und in bestürzter Eile, nur von zwei Sklaven begleitet, ihr folgte. Noch sezten die Seinen das Treffen fort; am Abend ergaben sie sich. Das Landheer, unter Sosius und Publicola, 19 Legionen stark, mit 12,000 Reitern, wartete sieben Tage auf Antonius Rückkehr. Er erschien nicht; da ging es zu Octavian über. Antonius nämlich konnte nicht leben ohne Kleopatra, und glaubte nicht länger sich ihres Besitzes sicher, als er sie unter den Augen hatte! In stummem, hoffnungslosem Schmerz, unter dem Gewicht seines Unglücks, seiner Scham und vor Allem seines Zweifels an Kleopatra's Treue erliegend, kam er nach Aegypten, wohin nur zu bald Octavian ihm folgte. Als alle, auch die demüthigsten, Anträge von dem Sieger verworfen wurden, da gerieth er in Verzweiflung und fiel, auf ein Gerücht von Kleopatra's Tod, in sein Schwert. Noch lebte sie; er ließ sich zu ihr tragen und starb in ihren Armen. Sie aber, als sie wahrnahm, daß Octavian kalt bei ihren Reizen blieb, und sie im Triumph zu Rom aufzuführen gedachte — gab sich den Tod durch den Biß einer Schlange. —

Octavian machte Aegypten zur Provinz, und kehrte nach Rom zurück (3954, 29 v. Chr.), als Alleinherrscher des unermeßlichen Reiches.

Digitized by Google

Dritter Zeitraum.

Geschichte von Augustus bis Theodosius M.

oder:

von der Schlacht bei Actium bis zur großen Völkerwanderung.

Vom Jahr der Welt 3953 (30 v. Chr.) bis 395 nach Christi Geburt.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Nachdem die Römer unter der langen Gewalt des aus Klugheit gütigen Augustus die Freiheit vergessen, hierauf unter seinen nächsten Nachfolgern alle Schmach und alle Schrecken der Tyrannei ertragen gelernt, endlich in der Folge eines Domitian auf einen Titus den auffallendsten Beweis von dem schwankenden Loos eines durch unbeschränkte Alleinherrscher regierten Volkes erfahren hatten; trug es sich durch eine außerordentliche — in der Geschichte aller Länder und aller Zeiten isolirte — Fügung zu, daß sie fast hundert Jahre lang in unabgebrochener Reihe lauter vortreffliche Monarchen erhielten, bei derey Weisheit und Güte die unbeschränkte Gewalt ein Glück schien, da sie ihrer Tugend freien Wirkungskreis verlieh, und ihnen, gleich den Göttern, zu dem

Digitized by Google

Willen auch die Macht ertheilte, dem ganzen Geschlecht wohlthätig zu sein. Gleichwohl, was haben sie mit ihrem unermüdlichen Eifer, mit ihrer wahrhaft väterlichen Liebe, mit den liberalsten Regierungsmaximen bewirkt? — Ordnung, Ruhe, Wohlhabenheit, Flor des Ackerbaus und der Gewerbe, ungestörten Verkehr über alle ihre weiten Länder und Verschönerung derselben durch stolze Monumente einer geschmackvollen, meist auch nützlichen Pracht in Tempeln, Palästen, Heerstraßen, Brücken, Wasserleitungen, Bädern und andern Gegenständen bürgerlicher Verfeinerung. Aber bei allem Dem, und obschon, die Grenzprovinzen abgerechnet, ein tiefer Friede die vielen einst feindseligen, nun aber brüderlich und fest zu einem Staat verbundenen, Völker beglückte — war — selbst unter einem Trajan und Marc Aurel — die Abnahme des Genies, der physischen und moralischen Kraft, sonach der Menschenwürde — welche wohl mehr werth ist, als Wohlhabenheit und Friede — in der ganzen römischen Welt zu bemerken. Und es kann uns Dieses nicht befremden, denn die Geschichte lehrt mit hundert Zeugen, daß Nichts in Despotien gedeihen kann, was Erhebung und Kraft erheischt, und daß nothwendig, weil beides eine Wurzel hat, solche Staaten so arm an Tugend, als an Talenten werden.

Um wie viel mehr, wenn das Despotenreich zugleich ein Weltreich ist? — Denn in einem solchen hört auch der Nationalwetteifer und jene Anstrengung auf, welche die Folge der Noth ist, oder einer gefahrvollen Stellung zwischen feindseligen Mächten. Das kleine Athen, das nur 20,000 Bürger zählte, hat in einigen Menschenaltern mehr und größere Künstler, Weise und Helden erzeugt, als der ungeheure römische Staat, welcher wohl 120 Millionen Einwohner enthielt, in einem halben Jahrtausend hervorbrachte!! Auch wird, je größer das Reich, und je schwerer demnach für einen Einzigen dessen Ueberschauung ist, die Gewalt der Statthalter um so unumschränkter, und desto größer die Gefahr für den Bürger seyn, selbst unter einem guten Fürsten tyrannisirt zu werden. Endlich hört in der Universalmonarchie auch die letzte Zuflucht der Gedrückten, die Verlassung der bedrängten Heimath auf. Man ist nicht rettungslos, so lange noch irgend an einem zugänglichen Ort die Freiheit blüht; nur dann wird die Tyrannei ohne alle Scheu ihr Haupt erheben, wenn sie weiß, daß ihr nicht zu entrinnen ist.

Die Römer, welche jenseits ihres Staates nichts als Meer oder Wüstenei oder unwirthbare Länder von Barbaren sahen, befanden sich in dieser traurigen Lage, und lernten ganz deren Schrecknisse kennen, als nach Marcus Tod auch die Tugenden der Antonine verschwanden, und eine Folge von meist bösen, zum

Digitized by Google

Theil verworfenen Kaisern das ganze Gewicht der Sklaverei auf die zahmen Völker legte; während die wenigen guten oder mittelmäßigen Fürsten nur eine vorübergehende und theilweise Linderung brachten.

In dem Fortgang und der Ausbildung dieser Despotie und in der Abspannung, welche von einem Weltreich unzertrennlich ist, haben wir die Hauptursache von dem Verfall und der Auflösung eines Staates zu suchen, welcher, nachdem er einmal in solcher Ausdehnung errichtet und befestigt war, nach der in ihm enthaltenen Masse physischer Kräfte und nach seiner von den weisesten Fürsten erhaltenen Organisirung und innigen Verknüpfung unerschütterlich begründet auf die längste Dauer schien. Jedoch kamen noch mehrere, theils innere, theils äußere Umstände hinzu, welche den Ruin beschleunigten, und vollständiger machten. Auch von jenen Umständen sind die meisten als Folgen der Despotie im Allgemeinen, oder als nähere Bezeichnung der römischen Despotie zu betrachten.

Die Gewalt der Kaiser beruhte in ihrem Ursprung und so auch in der Fortdauer auf militärischer Macht. Hieraus floß jene ausnehmende Begünstigung des Soldatenstandes, welche die Quelle unsäglicher Bedrückung für die Bürger wurde und zuletzt auch dem Thron Gefahr brachte. Die Soldaten, im Bewußtseyn ihrer Stärke, hielten sich für befreit von der Unterthanspflicht, und sahen sich bald als Herren des Reiches an. Die Ordnung der Nachfolge oder der Wahl des Kaisers war nicht durchs Gesez bestimmt; die Soldaten maßten mit Beziehung auf die veralteten Verhältnisse das Recht sich an, den „Imperator" zu ernennen. Die Prätorianer — die kaiserliche Garde — gaben das Beispiel, die übrigen Armeen folgten. Ihre widerstreitenden Ansprüche brachten verderbliche Kriege hervor. Welche Maßregeln auch einsichtsvolle und kräftige Fürsten gegen dieses Grundübel ergriffen — es war unheilbar; immer blieb der Prätorius Prätorio dem Kaiser gefährlich, und jeder General, nach dem Maß seines Verdienstes, mochte Furcht erwecken. Um so mehr, da bei den eingetretenen Veränderungen des Kriegswesens weder der Name Roms, noch die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes den Truppen mehr Scheu gebot. Schon längstens waren die weichlichen Römer des Kriegsdienstes entwöhnt, aus Provinzialen, meist in den wildern Grenzländern, wurden die Legionen gebildet, und diese Streiter — zwar auch „Bürger" dem Namen nach, seit Caracalla's Zeit — waren doch ohne Interesse für Rom, das sie nicht kannten, und zum Theil voll ererbten Hasses gegen dasselbe, oder unter einander. Zuletzt wurden Barbaren, sogar in ganzen Haufen und unter ihren eigenen Anführern, in

Digitized by Google

Sold genommen, wodurch denselben der Weg zu den obersten Staatswürden geöffnet und Gelegenheit zum gefährlichsten Verrath gegeben wurde. Die Erhebung der christlichen Religion und die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel, da sie alle alten Verhältnisse störten, wurden weitere Gründe der Schwäche; und die Theilung des Reiches, die anfangs nur vorübergehend, dann aber bleibend geschah — vollendete sie. Doch erhielt sich das morgenländische Reich durch die Festigkeit seiner Hauptstadt und andere Umstände, freilich bedrängt und langsam dahinschwindend, bis auf die osmanische Zeit; aber das abendländische erlag jezt schon seiner eigenen Erschöpfung und der aus Norden hereinbrechenden Flut.

Germanische Völker waren es, welche unmittelbar diese große Revolution bewirkten, wiewohl auch asiatische Horden daran Theil nahmen. Jenseits des Rheins und der Donau hatten die Römer niemals festen Fuß gewonnen. Die Natur hatte hier in Wäldern und Wildnissen ein starkes Volk aufgezogen, welches das morsche Gebäude der Weltherrschaft zertrümmern, ein neues Geschlecht pflanzen, und den Boden zu einer neuen Ordnung der Dinge bereiten sollte. Schon in dem Zustand der Vereinzelung boten die Teutschen den Waffen der Weltbesieger Troz. Als sie sich in größere Massen vereinten, wurden sie furchtbar auch im Angriff. Verschiedene Ursachen, insbesondere der Stoß anderer Völker aus dem tiefen Norden und Osten, trieben die Germanier auf's römische Gebiet. Ein Schwarm drängte den andern. Auch Scythien ergoß seine Schaaren, und die Allgemeinheit der Bewegung machte sie unwiderstehlich. Germanier theilten sich in das abendländische Reich.

Minder glücklich stritten die Parther gegen Rom. Trajan demüthigte sie. Aber eine innere Revolution, die eine persische Dynastie auf den Thron Mittelasiens sezte, gab dieser Macht ihre Furchtbarkeit wieder. Dennoch blieb der Euphrat ihre, wie vom Verhängniß bestimmte, Grenze.

In den Bewegungen Hoch- und Nordasiens haben neuere Schriftsteller den Grund der Völkerwanderung gefunden. Sina blieb eine eigene Welt.

Digitized by Google

II.

Detaillirte Geschichte. — Geschichte des römischen Reichs.

Charakteristik.

Die Armuth dieser Geschichte, verglichen mit jener der vorigen Periode, fällt allererst uns auf. Die Nachrichten, die wir haben, geben uns meist nur über die Person des Kaisers und über seine nächsten Umgebungen, über die Angelegenheiten der Hauptstadt, und in den Provinzen nur über jene Bewegungen Kunde, die auf Thronfolge oder Usurpation oder Einfälle der Barbaren Bezug haben; aber wir können auch mit Billigkeit viel mehr nicht verlangen. Durch die Vereinigung so vieler Völker unter eine Herrschaft verloren sie alle mit ihrer Selbstständigkeit auch ihren gesonderten Kreis des Wirkens und des Leidens. Sie kommen fortan nur als Theile des großen Ganzen in Betrachtung, welches selbst nur durch seine Centralgewalt Persönlichkeit hat und lebt. Und was lassen sich also in den einzelnen Provinzen eines solchen zum sklavischen Gehorsam gewöhnten Reiches für besondere Ereignisse denken, als die zufällige Folge guter oder böser Statthalter, die leidende Theilnahme an den Umwälzungen der Hauptstadt und der blutbezeichnete Lauf feindlicher Heere? — Aber selbst durch ihre Dürftigkeit und traurige Gestalt kann eine Geschichte lehrreich werden; denn sie enthält in treuer Darstellung das Leben der Völker oder ihren Todesschlummer, und die Gründe von beiden.

Geschichte von Augustus bis Commodus.

Augustus Regierung.

Weit günstiger als Cäsars Lage nach geendetem Bürgerkrieg war jene des Octavian nach der Schlacht bei Actium. Schon in den Feldern von Philippi war die Freiheit zernichtet worden. Ihre lezten Vertheidiger fielen in der Schlacht oder durch Proscription. Auch war man der langen Erschütterungen müde, und verlangte Ruhe um jeden Preis. Nebstdem waren die wichtigsten Bürger an das cäsar'sche Haus durch Dankbarkeit, gegenwärtiges Interesse oder Hoffnung gefesselt, und den Armen däuchten „Brod und Spiele" mehr als die Freiheit werth. Gleichwohl hatte Octavian das Bild des ermordeten Cäsar unabläßig vor

Augen, und glaubte, die Herrschaft nur durch die künstliche Politik gewinnen und behaupten zu können.

Anfangs äffte er den Senat, an dessen Spize er sich gestellt hatte, und das Volk durch die Erklärung, daß er die höchste Gewalt, die er nur nothgedrungen zur Rettung des Staates übernommen, jezt wieder in den Schooß der republikanischen Autoritäten niederzulegen gedenke. Der Senat sollte noch betteln um das Joch, das ihm bereitet war, und that es; worauf Octavian, nach einigem Widerstreben, sich gefallen ließ, unter dem Namen und mit der ausgedehnten Gewalt eines Imperators über alle Armeen, Herr des Reiches zu bleiben. Doch nur auf 10 Jahre; nach deren Verfluß jedesmal das Spiel wiederholt ward. Dabei wurden die Formen der Republik, die Comitien, die Wahlen der Magistrate nicht angetastet; nur behielt der Fürst (princeps), zu welchem Lieblingstitel ihm noch der Name Augustus (der Erhabene, Erlauchte) ertheilt ward, die consularische, tribunicische und censorische Gewalt, nebst jener des Pontifix maximus, vereint für sich und auf lebenslang. Eine starke Leibwache, das Kriegskommando selbst in Rom und die Ernennung der Statthalter in jenen Provinzen, wo die Kernlegionen lagen, befestigten die Gewalt. Aber sie sollte dem Volk ein Geheimniß bleiben. Durchaus durfte man ihn nicht „Herr" nennen. Fern vom Gepränge der Majestät in Ton und Lebensweise, tolerant gegen freimüthige Rede und Schrift, und den Launen des Volkes vielfältig nachgebend, schien er in planmäßig geübter Leutseligkeit und Güte nur zum Wohlthun mächtig. Die Römer vergaßen allmählig seine frühern Grausamkeiten, freuten sich seiner Geschenke, seiner Popularität und des Namens der Freiheit; die Provinzialen rühmten die Ordnung, Ruhe und den friedlichen Geist seiner Herrschaft; Dichter und Gelehrte endlich, die er ehrte und belohnte, erhoben den erlauchten Musenfreund zum Himmel. Aber ein strengeres Urtheil hat die unbefangene Nachwelt gefällt; sie hat in Allem, was Augustus that und sprach, von seiner ersten Erscheinung auf dem Welttheater bis zum späten Hintritt, nur eine einstudirte Rolle, keineswegs eine Tugend erkannt.

An dem Ruhm von Augustus weiser und glücklicher Verwaltung hatten seine Minister Cilnius Mäcenas, Vipsanius Agrippa und Messala Corvius den größten Theil. Allen Freunden des Guten und Schönen ist Mäcenas, der humane, freigesinnte, den Künsten und Wissenschaften freundliche Günstling des Weltgebieters, theuer. Die Kriegssachen leitete Agrippa, der Sieger des S. Pompejus und des Antonius, anerkannt der erste Mann im Staat nach Augustus und dessen Eidam. Auch Mes-

Digitized by Google

sala war groß in den Künsten des Kriegs und des Friedens, und den Musen vertraut.

Der Umsturz der Republik hatte den Geist der auswärtigen Politik so sehr, als jenen der innern Regierung geändert. Augustus, zufrieden mit dem Besitze der römischen Welt und, wie jeder kluge Despot, alle größere Bewegung scheuend, beschloß zwar den Muth der Legionen durch kleine Kriege und Behauptung der Grenzen zu üben, aber doch im Großen den Umfang des Reichs nicht mehr zu erweitern; und dieser Grundsaz der Mäßigung wurde von den meisten Imperatoren nach ihm befolgt. Rom führte fortan fast nur Vertheidigungskriege. Aber zu solchen konnte freilich bei der ungeheueren Ausdehnung der Grenzen selten der Anlaß fehlen, und Augustus selbst, wiewohl er dreimal den Tempel des Janus schloß, zählte mehr Kriegs- als Friedensjahre.

Auch erfuhr er mehr als einmal den Wechsel des Glücks. Zwar die Parther gaben die gegen Crassus eroberten Adler zurück. Auch wurden durch Besiegung der Cantabrer und Asturier (welche allein noch in Spanien widerstanden), durch Eroberung von Rhätien, Vindelicien, und Noricum — welche Drusus und Tiberius vollbrachten —, durch Unterwerfung Mösiens und Pannoniens — was einen blutigen Kampf erheischte — die Grenzen gerundet; aber ein Heer ging in der arabischen Wüste verloren, ein anderes focht ohne Erfolg gegen Aethiopien und ein drittes, unter Varus, wurde von den Teutschen vernichtet.

Viel größer noch war Augustus häusliches Unglück. — Er hatte keinen Sohn; seine Tochter Julia schändete sich durch Ausschweifungen, und ihre Söhne starben. Livia, seine zweite Gemahlin, war ein ränkevolles Weib, und von den Stiefsöhnen, welche sie ihm zubrachte, betrübte Drusus ihn durch seinen Tod, und Tiberius durch sein Leben. Diesen Lezten — wiewohl er dessen böse Gemüthsart durchschaute — mußte er zum Sohn und Erben annehmen, damit die Herrschaft nicht an völlig Fremde käme. Und so starb der glücklich gepriesene Augustus, nachdem er seine Freunden alle überlebt hatte, im 76sten Jahr des Alters und im 44sten seiner ungetheilten Gewalt (J. Chr. 14).

Augustus Haus.

Nachdem der tükische, argwöhnische, in Ränken beinahe ergraute Tiber zuerst durch eine — wohl unnöthige, aber in seinem Charakter liegende — Verstellung den Senat geäfft, hiernächst den Aufruhr der pannonischen und teutschen Legionen (der lez-

tern durch Germanicus, seines Neffen, Treue) gedämpft hatte, tilgte er den lezten Schein der Volksmacht durch die Verlegung der Comitien in den Senat, und umgab sich mit den Schrecken des Majestätsgesezes. Hinfort wurden nicht nur die kleinsten Handlungen, sondern auch Worte und Schrift — wenn sie nicht unbedingten Sklavensinn athmeten — Gedanken sogar, die man in den vertrautesten Ergießungen belauschte, zu Verbrechen gestempelt; die Heiligkeit gerichtlicher Formen zum Dienst der blutigsten, schamlosesten Tyrannei mißbraucht; alle Bande der Natur, der Liebe, des Vertrauens zerrissen. Nur die Scheu vor dem edlen Germanicus, welchen das Volk liebte, und das Heer vergötterte, hielt noch eine Zeit den vollen Ausbruch der Wuth zurück. Der Held starb vergiftet, und mit ihm sah das Volk verzweifelnd seine lezte Hoffnung sinken. Tiberius, welchem vom Menschen nur die Gestalt geblieben schien, theilte seine Zeit unter Handlungen der ausgesuchtesten Grausamkeiten und der unnatürlichsten Wollust. Aelius Sejanus, Präfectus Prätorio, der würdige Günstling eines solchen Herrn, unterhielt und verschärfte noch die Blutscenen in Rom, während Tiber auf Caprea in thierische Schwelgerei versank. Aber Sejanus, selbst nach dem Throne lüstern, ward Verräther, und litt dafür den Tod mit seinem Haus und seinen Freunden. Noch ein Jahrzehnd wüthete und schwelgte Tiberius fort, ohne Sättigung für seinen Blutdurst, ohne Aufheiterung für die düstere Stimmung seiner Seele. Er starb im 78sten Jahre seines Alters (37) — man sagt gewaltsam — nachdem er 23 Jahre den Thron geschändet, und hinterließ den Ruhm eines vollendeten Tyrannen.

Cajus (Caligula), Germanicus Sohn, wurde von den Prätorianern zum Imperator ausgerufen. Der Senat und das Volk — des Vaters gedenkend — erkannten ihn mit Freuden. Aber, nach kurzer Täuschung durch verstellte Güte, erblickten sie in ihm ein Ungeheuer ohne Gleichen, das alle, selbst widerstreitende Laster vereinte, und bei welchem blos zweifelhaft war, ob Grausamkeit oder Verworfenheit oder Unsinn vorherrsche. Einige Verschworene, Cassius Chärea an der Spize, erhoben sich endlich gegen den Unmenschen, und tödteten ihn (41).

Der Senat, im Taumel der Freude, vermaß sich, die Wiederherstellung der Freiheit und die Verwünschungen der Cäsaren zu dekretiren. Aber in Tagesfrist ward ihm gelehrt, daß nicht Er, sondern die prätorianische Garde Herr des Reiches sey. Noch immer war dieselbe dem cäsar'schen Hause ergeben. Also erhielt Claudius den Thron, des Cajus Oheim, gleich schwach an Leib und Seele, von der Geburt an eine elende Menschenfigur, woran, nach seiner eigenen Mutter Ausdruck, die Natur zur Stümperin

geworden. Jezt wurden die Mörder des Cajus hingerichtet, und eine Regierung begann, deren Schmach stolzen Gemüthern noch unerträglicher, als die Schrecken des Cajus schien. Daher die, wiewohl fruchtlose, Empörung des Befehlshabers in Dalmatien, Camillus, deren Geschichte durch die Großthat der heldenmüthigen Arria verherrlicht ist. Zum erstenmal sah die Gebieterin der Welt sich ganz offenbar von liederlichen Weibspersonen und verworfenen Freigelassenen niedergetreten. Messaline und Agrippine hießen die Frauen des Halbmannes; ihre Namen gelten noch heute zur Bezeichnung weiblicher Verworfenheit. Die Erste, nach unerhörten Schandthaten, wurde umgebracht, auf Befehl des Freigelassenen Narcissus. Agrippina bewog den Kaiser, ihren Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, mit Zurücksezung des edlen Britannicus, welchen ihm Messaline geboren, zu adoptiren, und tödtete endlich den Gemahl, um dem Sohn die Herrschaft zu sichern (54).

Auch erhielt er dieselbe durch die Prätorianer und deren Oberhaupt Burrhus, führte sie anfangs mit großem Lob, und endete als ein Scheusal. Er schlachtete nach einander seinen Halbbruder Britannicus, dem er das Reich geraubt, seine Mutter, die um seinetwillen so viele Verbrechen begangen, seine Gemahlin Octavia, die seiner Buhlerin verhaßt war, diese Buhlerin Poppäa selbst, in einem Anfall von Wuth, seinen Vormünder Burrhus, dem er die Herrschaft verdankte, seinen Lehrer Seneka, der ihn früher zum Guten gelenkt. Der tugendhafte Thrasea, der geistvolle Lucanus, viele Senatoren, Ritter und Bürger aus den geringfügigsten Anläßen, eine Menge Juden und Christen unter dem Vorwand jener berüchtigten Brandlegung, die Er selber veranstaltet, wurden getödtet, und diese Blutscenen wechselten ab, mit beispiellosen Sünden der Lust und verächtlicher Gaukelei.

Endlich brach fast allgemeiner Aufstand aus, in Spanien, Gallien und in Rom selbst. Der feige Wüthrich, von seiner Garde verlassen, vom Senat als Verbrecher verurtheilt, verbarg sich in dem Haus eines Freigelassenen, und gab sich beim Herannahen der Feinde verzweifelnd den Tod (68). Mit ihm erlosch das Haus des Augustus.

Bei aller Verworfenheit dieser Cäsarn und bei aller Tyrannei, die sie in Rom selbst und in ihren nähern Umgebungen übten, genossen doch die Provinzen unter der nun regelmäßigern Verwaltung, und gegen die Erpressungen des republikanischen Roms gehalten, ein vergleichungsweises Glück. Auch nach Außen war wenigstens keine Abnahme der Macht zu verspüren. Zwar die Teutschen schreckten durch ihren wilden Muth, aber das hatten sie selbst unter dem großen Cäsar gethan; und in den Kriegen der

Digitized by Google

ersten Kaiser war, ungeachtet der variſchen Niederlage, dennoch im Ganzen die Ueberlegenheit der römiſchen Waffen ſichtbar. Entſcheidender war ihr Fortgang an den übrigen Grenzen. Mauretanien, welches die Waffen ergriffen, um ſeinen von Caligula ermordeten König zu rächen, wurde unter Claudius erobert. Im Oſten gewann Nero's Legat, Corbulo, Armenien gegen die Parther; und jenſeits des Meeres wurde Cäſars Plan — die Unterwerfung Britanniens — endlich in Erfüllung geſezt. Jedoch nicht vollſtändig; denn nachdem die Legaten des Claudius die Icener, Briganten und den tapfern Karaktakus, König der Siluren, bezwungen; nachdem, unter Nero, Suetonius Paulinus auf Mona (Angleſey) den grauenvollen Hauptſiz der Druidenmacht zerſtört und an der Themſe die Schaaren der heldenmüthigen Boadicea bis zur Vertilgung geſchlagen hatte; nachdem weiters — unter den folgenden Regierungen — der vortreffliche Agricola in glücklichen Feldzügen bis nach Caledonien (Schottland) gedrungen: ſo blieben dennoch die nördlichen Stämme unbeſiegt, und fielen durch Einfälle den ſüdlichen Provinzen ſchwer. Später, bei allmählig ſinkender Stärke des Reichs, war Eroberung weniger möglich. Auch beſchränkten ſich die folgenden Kaiſer, nach den glücklichſten Kriegen, auf die Behauptung Südbritanniens (ungefähr ½ der Inſel), welche ſie mühſam und nur unvollſtändig, ſelbſt durch Wall und Mauer, gegen die Streifereien der Caledonier deckten.

Geſchichte der Juden.

Da noch unter Nero der Krieg ſich erhob, welcher den jüdiſchen Staat und Tempel zerſtörte, ſo werfen wir gleich den Blick hier auf die ſchreckensreiche Geſchichte.

Herodes M. der Würger des makkabäiſchen Hauſes, König von Judäa, während der römiſchen Bürgerkriege jedesmal der Freund der ſiegenden Partei, und zulezt von Auguſtus mit anſehnlicher Gebietsvermehrung begnadigt, gab ſeinem Reiche Wohlſtand und Glanz, ſtellte den Tempel mit großer Pracht wieder her, verſchönerte Jeruſalem und viele Städte des Landes. Er ſtarb im zweiten Jahr unſerer Zeitrechnung.

Seine drei Söhne, Archelaus, Philipp und Antipas, theilten das Land nach Auguſtus Ausſpruch. Doch verfuhren die Römer darin bereits als Herren, bis der lobenswürdige Herodes Agrippa, ein Enkel des großen Herodes, durch Caſus und Claudius Gunſt wieder den ganzen Staat zur eigenen Verwal-

Digitized by Google

tung als König, erhielt. Nach seinem Tod (44) hörte der Schein der Selbstständigkeit wieder auf. Römische Statthalter regierten das Land, wiewohl man dem jüngern Agrippa einen kleinen Theil prekarisch überließ.

Bei aller Unterdrückung durch Waffen und Machtsprüche hatten doch die Juden seit langer Zeit in Rom selbst eine wichtige Rolle gespielt, als Mäkler, Wechsler, Kaufleute, oder auch als zahlreicher Pöbelhaufe, dessen Geschrei und Arme listige Parteihäupter benuzten: Im Ganzen waren sie von den Römern gehaßt, selbst verachtet, aber ihr Geld lockte zu Plünderungen an. Fortwährende Erpressungen der Statthalter vermehrten den Widerwillen der Juden gegen das römische Joch. Alte Weissagungen von einem kommenden Messias nährten die Hoffnung der Befreiung. Endlich entstand gegen die allzuschreiende Bedrückung des Statthalters Gessius Florus ein allgemeiner Aufruhr der Juden (66). Jerusalem und alle Festen des Landes fielen in ihre Gewalt; der Präfekt von Syrien wurde geschlagen. Da sandte Nero den Feldherrn Vespasianus gegen sie mit großer Macht. Vergebens war der Eifer der Juden, ihre Wuth, ihre Verzweiflung. Es wurde erfüllt, was mit Seherblick verkündet worden, und was unausweichlich war nach dem Geist des Volkes und den Umständen der Zeit. In einer Reihe blutiger Gefechte schrecklich hingewürgt, ließen die Verzweifelten nicht ab vom ungleichen Kampf. Noch blieb ihnen die Hauptstadt; da wurde Vespasian von seinem Heer zum Imperator ausgerufen, zog nach Rom, und überließ dem Sohn Titus die Beendigung des Krieges. Welche Schrecknisse die schwärzeste Phantasie zu erfinnen vermag, häuften sich in der unglücklichen Stadt. Die Spaltung in verschiedene Parteien vollendete das Unheil. In förmlichen Schlachten zerrissen sich unter einander die Vertheidiger derselben Stadt und forderten durch gehäufte Frevel den Grimm des Siegers auf. Nur stürmend, durch Flammen und über Berge von Leichen, konnte er den Weg sich bahnen durch die Straßen Jerusalems. Unter dem Geheul der Verzweiflung sank die Stadt Davids, sank der ehrwürdige Tempel in Schutt und Asche. Eilfmalhunderttausend Menschen sollen nach Josephus Flavius umgekommen seyn in diesem Krieg. Hunderttausend wurden gefangen. Der Rest der Nation wurde zerstreut über die Länder, verlor aber bei aller Erniedrigung die Anhänglichkeit an's mosaische Gesez, den fanatischen Eifer und die Hoffnung auf einen Messias nicht. Gegen Kaiser Hadrianus, der da auf der geheiligten Stätte Jerusalems eine profane Stadt, Aelia Capitolina, und auf Zion einen Tempel Jupiters bauen ließ, führte Bar-Cocheba (Sohn des Sternes), der vermeinte Messias, herbeigeströmte, zahllose Schaaren zum

verzweifelten Kampf. Aus Britannien berief Hadrian die Legionen gegen den wüthenden Feind. An sechsmalhunderttausend Menschen verloren das Leben. Viele wurden als Sklaven verkauft; der Uebrigen Loos war völlige Zerstreuung, Druck und Schmach. Aber fortan, und bis auf den heutigen Tag, haben sich die Nachkommen dieser merkwürdigen Nation, ohne Vermischung mit den übrigen Völkern, unter denen sie meist in Verachtung und gegenseitiger Abneigung leben, erhalten, hartnäckig den überlieferten Lehren und Satzungen anhängend, allem Neuen widerstrebend, ohne Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeiten und Orte, lebendige Mumien der alten Welt.

Vespasian. Titus. Domitian.

Wir kehren nach Rom zurück. Hier wurde nach Nero's Tod der 70jährige Sulpitius Galba, welchen die spanische Armee zum Imperator ausgerufen, von dem Senat bestätigt. Die Prätorianer ermordeten den strengen Herrn, und gaben das Reich an Salvius Otho. Schon früher hatte auch die germanische Armee ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Imperator ernannt. Seine Truppen zogen über die Alpen. Da verlor Otho ein Treffen bei Bedriacum, und gab sich den Tod, um des Bürgerbluts zu schonen. Vitellius nahm vom Thron Besitz, um ihn durch thierische Völlerei zu schänden. Bald bezahlte er die Freuden der Tafel mit einem schmählichen Tod (69).

Flavius Vespasianus, dessen Truppen solches Strafgericht übten, war von der morgenländischen Armee mit dem Purpur bekleidet worden, und verdiente seine Erhebung. Er ehrte den Senat, ließ von demselben sich die Gewalt bestätigen, beruhigte das Reich, verschönerte Rom, füllte die erschöpfte Schatzkammer, und kriegte gegen die Juden, Parther und Briten glücklich; zweifelhaft gegen die Bataver. Herrische Strenge und etwas engherzige Geldliebe sind jedoch Flecken seiner (neunjährigen) Regierung.

Dagegen erfreute Titus (79), sein Sohn, das Menschengeschlecht durch die volle Liebenswürdigkeit einer schönen Seele. Nur zwei Jahre besaß er den Thron; noch waren sie durch natürliche Unglücksfälle getrübt. Aber sie haben hingereicht, den Namen des Fürsten, welcher „den Tag für verloren achtete, an dem er Niemanden Gutes erwiesen," mit unvergänglicher Glorie zu schmücken.

Sein ihm unähnlicher Bruder Domitianus (81) ahmte die verworfenen Cäsarn nach. Er war Lüstling, Räuber und Tyrann, und ließ mit frechem Uebermuth sich Herr und Gott nennen,

während er Sklave seiner Verschnittenen und der Zeichendeuter war, und — was in Rom nach nie geschehen — von einem barbarischen Feind den Frieden kaufte. Diurbaneus Decebalus, König von Dacien, war es, der solchen Tribut erpreßte, nachdem er die Legionen geschlagen und einige Provinzen verwüstet hatte. Domitianus wurde ermordet, auf Anstiften seiner Gattin (96).

Nerva bis M. Aurel.

Vom jezt an, fast hundert Jahre lang, genossen die Römer das wunderwürdige Glück einer fortwährend weisen und väterlichen Regierung. Die Fürsten, welche in dieser Zeit den Scepter führten, gelangten nicht durch den Zufall der Geburt zur Herrschaft, und wurden nicht in der Jugend schon durch Hoheitsgedanken verderbt. Adoption, welche nur das Verdienst bestimmte, brachte immer den Würdigsten zur Thronfolge; Dankbarkeit, Nacheiferung, Ehrgeiz, dem Vertrauen zu entsprechen, munterten zur Pflicht auf. Der Cretenser Cocceius Nerva, ein tugendhafter Greis, vom Senat zum Nachfolger Domitians ernannt, wurde der Wohlthäter der Welt dadurch, daß er den vortrefflichen M. Ulpius Trajanus — Spanier von Geburt und damals Feldherr in Teutschland — zum Sohn, Reichsgehilfen und Thronfolger erklärte.

Trajan (98), der „beste Fürst" — Zeitgenossen und Nachwelt nannten ihn also —, dessen Tugenden man nach Jahrhunderten noch den Kaisern als hohes Vorbild pries (durch den Zuruf: Sis felicior Augusto, sis *melior Trajano*)*, stellt uns in seinem Charakter die schönste Vereinigung aller großen und liebenswürdigen Eigenschaften dar. Während er mit hellem Blick und väterlichem Sinn alle Zweige der Verwaltung seines unermeßlichen Reiches durchdrang, und was die Weisheit eingegeben, kraftvoll, beharrlich vollführte, mit dem treuesten Eifer über die öffentliche Wohlfahrt, so wie über die Rechte der Einzelnen wachte und nur darum zu regieren schien, um der Welt die gute Seite der Alleinherrschaft im strahlendsten Lichte zu zeigen: huldigte er selbst mit liberalem Geist den Grundsätzen der Republik, vermaß sich nicht, wie seine Vorfahren, über dem Gesez zu stehen, gab dem Senat Freiheit durch seinen Willen, Würde durch seine Achtung wieder, stellte die Volkswahlen und das selbstständige Ansehen der Magistrate her, ließ die Majestätsgeseze schweigen und entfernte von sich das niederdrückende Schaugepränge der unumschränkten Gewalt. Allen Bürgern zugänglich und unter ihnen wie der Vater unter geliebten Kindern, wie der Freund unter Freunden lebend, schien er blos durch höhere Tugend ausgezeichnet: so wie er selbst keinen Maßstab der Gunst als jenen des Verdienstes kannte. Mit so

vielen Friedenstugenden verband Trajan auch glänzenden Kriegsruhm. In zwei Kriegen gegen den trotzigen Decebalus rächte er Domitianus Schmach. Ganz Dacien wurde eine römische Provinz. Der König, über den Trümmern seiner Macht, gab sich den Tod. Noch glorreicher waren die parthischen Züge. Seit Crassus Zeit war der Parther Name den Römern schrecklich gewesen; unverwischt zeigte Syrien die Spuren alter und neuer Verwüstungen. Trajan führte seine Legionen über den Euphrat, unterwarf sich Armenien, Mesopotamien, sezte über den reißenden Tigris, eroberte die Königssize Seleucia und Ctesiphon, und drang bis zum persischen Meerbusen. Vielleicht hätte Asien durch Trajan ein bleibendes Gesez erhalten, wären nicht durch den Tod seine großen Plane vereitelt worden. In dem kritischen Zeitpunkt einer abermals über alle Eroberungen ausbrechenden Empörung starb der Kaiser (117), und es stürzte zusammen, was er hier mühsam gebaut hatte.

Denn Aelius Hadrianus, sein Nachfolger durch Verwandtschaft und vermuthete Adoption, gab alle Eroberungen jenseits des Euphrat zurück, und beschränkte seinen Ruhm auf Erhaltung der innern Wohlfahrt und Stärke. Wenige Fürsten glichen ihm an umfassender Kenntniß der Geschäfte, Wenige an Thätigkeit und Eifer. Alle Provinzen seines weiten Reiches durchreiste er zu Fuß, und ließ einer jeden den Segen wohlthätiger Einrichtungen zurück. Auch gelehrt und den Künsten freundlich war er, aber minder sanft und liebenswürdig als Trajan. Er wußte, daß er Herr sey, und ließ es fühlen. Die lezte Periode seines Lebens ist von Härten, selbst von Ungerechtigkeiten nicht frei, so daß nach seinem Tode der Senat, der von Trajans Güte den Maßstab nahm, anstand, seinem Andenken die gewöhnlichen Ehren zu erweisen (138).

Hadrian hatte in der Person des adoptirten Titus Antoninus Pius sich den tugendhaftesten aller Menschen zum Nachfolger gegeben. Während seiner 23jährigen Verwaltung herrschte Ruhe, Ueberfluß und — bis auf unbedeutende Grenzirrungen — Friede in der römischen Welt. Unterthanen und Magistrate schienen die stillen Tugenden ihres Fürsten nachzuahmen. Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ordnungsliebe beglückten das Reich; gehässige Leidenschaften, unsittliche Triebe verbargen sich. Auch äußere Völker faßten Achtung und Zutrauen für einen Monarchen, welcher „lieber einem Bürger das Leben erhalten, als tausend Feinden es nehmen“ mochte, und schlichteten ihre Fehden nach seinem Ausspruch. Seit Numa, mit welchem man ihn billig verglich, hatte Rom keinen solchen Gewalthaber besessen.

Antoninus hatte gleich bei seiner Erhebung auf Ha-

Digitized by Google

drians Verlangen den hoffnungsvollen Marcus Aurelius und den L. Verus adoptirt. Der Beschluß des Senats bestimmte den Ersten zum Nachfolger des hingeschiedenen Kaisers (161); aber er erklärte alsogleich den L. Verus zum Mitherrscher und Augustus. Doch Verus überließ seinem Thronkollegen, dessen Ueberlegenheit er anerkannte, ohne Einspruch die Leitung der Geschäfte und sich selbst der Thatlosigkeit und dem Genusse der Lust. Nur in dem parthischen Krieg, der bald nach Antoninus Tod begonnen, ermunterte er sich zu einiger Anstrengung. Doch nicht sowohl Er, als sein Legat Avidius Cassius war Sieger der Parther und drang bis Ctesiphon. Schon im achten Jahr des Reichs starb Verus.

Desto ungetheilter war der Eifer, die Thätigkeit und der Ruhm des großen Marcus, der an Tugend, Rechtlichkeit und Milde Antoninus glich, an Kraft der Seele ihn übertraf, wenigstens geprüfter war, und mit dem Glanz der Herrschergaben die Würde der erhabensten Philosophie verband. Sein ganzes Leben war der schönste praktische Commentar der Grundsäze Zeno's, welche der kaiserliche Weise auch sonst durch Rede und Schrift verkündete.

Unter diesem Kaiser erfuhr das Reich den ersten nachdrücklichen Stoß von den Völkern des Nordens. Auf Dacien stürmten Bastarner und Alanen, von den hinter ihnen befindlichen Gothen gedrückt, und die Donauvölker, in einen großen Bund vereint, brachen ins römische Land. Bis Aquileja wälzte sich der Strom, und zu diesem Schrecken der Markomannen (Sie waren die stärksten des Bundes) gesellte sich eine Pest in Italien, Aufruhr in mehreren Provinzen und der fortdauernde parthische Krieg. Nach einem achtjährigen müh- und gefahrvollen Kampf und verschiedenem Glückswechsel schloß der tapfere Marcus (174) einen rühmlichen Frieden. Ein neuer Ausbruch des teutschen Krieges hielt den Kaiser bei den Legionen zurück. Seine Seele litt beim Anblick der Verwüstung, und sein Körper erlag der unaufhörlichen Mühe. Er starb zu Sirmium (180), beweint wie Trajan, und empfing noch von späten Geschlechtern den Tribut einer dankbaren, religiösen Verehrung.

Kulturzustand. Kunst und Wissenschaft.

Das Glück und die Kultur der römischen Welt von Trajans bis M. Aurels Zeit, so wie früher unter Augustus, gibt uns den freundlichen, erquickenden Anblick nicht, wie jene, die wir im vorigen Zeitraum in den Ländern der griechischen Zunge und auch im freien Italien blühen sahen. Dieselbe war vielseitig und

Digitized by Google

aufstrebend, durch einheimische Kraft aus unverdorbener Naturanlage entwickelt, die Frucht eines freien und freudigen Lebens der Völker. Die römische Kultur dagegen war das Produkt der Macht und Staatskunst der Weltgebieter, des übermüthigen Reichthums, der unersättlich nach erhöhten Genüssen strebte, auf einer; des leidenden Gehorsams, der gelehrig die vorgezeichnete Bahn verfolgte, auf der andern Seite, und überhaupt entstellt durch Verderbniß und Schwäche.

Zwar nicht mit Unrecht mochten die Freunde des Weltreiches rühmen, daß die Vereinigung so vieler Völker unter Eine Herrschaft alle Hindernisse weggeräumt habe, welche für die Fortschritte der Einzelnen theils in der Beschränktheit ihrer Hilfsmittel, theils in dem feindseligen Verhältniß zu den übrigen lagen; sie mochten rühmen, daß unter dem Schuz eines tiefen Friedens, und durch die Weisheit einer über so viele Länder mit gleicher Fürsorge waltenden Regierung, alle feinern Künste, alle Verbesserungen des Ackerbau's und der Gewerbe ihre Segnungen über den wichtigsten Theil der Welt ergossen, daß durch die begünstigte Verpflanzung von Früchten, Kräutern, Bäumen und Thieren, durch den ermunterten Kunstfleiß, dann durch die Wohlthaten eines regen Handels und die gegenseitig von einer Provinz der andern in Zeiten vorübergehender Bedürfnisse geleistete Aushilfe der Wohlstand aller gesichert, und allmählig das unermeßliche Reich durchaus mit herrlichen Städten geschmückt, von trefflichen Straßen in vielfacher Richtung durchschnitten, an Fruchtbarkeit einem Garten ähnlich, reich an Monumenten einer gemeinnüzigen Pracht in Anstalten und Gebäuden, und der glückliche Wohnsiz einer gedrängten, in ruhiger Eintracht und wohlgeleiteter Emsigkeit lebenden Volksmenge geworden sey.

Doch hätten solche Lobredner, bei genauerer Betrachtung, auch die Schattenseite dieses Zustandes nicht verkannt, sie würden bemerkt haben, daß die Ruhe und Ordnung im Reiche blos die Folge der Erschlaffung und der maschinenartigen Folgsamkeit, der Ueberfluß nur der Antheil der unvergleichbar geringern Zahl und alle Verfeinerung und Pracht nur schwache Hüllen des Verderbnisses und der Noth waren. Zwei Dritttheile der Bevölkerung bestanden aus Sklaven, und auch die sogenannten Freien waren der tyrannischen Willkür preis. In den Hauptstädten, zumal in Rom, herrschte grenzenloser Luxus und unbeschreibliche Korruption; in den Provinzen oder auf dem Lande war Armuth und Verminderung der Menschen fühlbar; der auffallende Mangel an Geist und Leben zeigte an, daß an den edlern Theilen eine geheime Krankheit nage, und daß kein weiteres Gedeihen, sondern der Verfall bevorstehe.

Digitized by Google

Zu den charakteristischen Zügen dieser einerseits glanzvollen, anderseits unglücklichen Kaiserzeit gehört auch der anfängliche Flor und der schnell nachgefolgte Verfall der Kunst und Wissenschaft.

Unter den Ursachen, welche im vorigen Zeitraum die Wissenschaften hoben, war eine der wichtigsten, die Freiheit, geschwunden. Dagegen schien nur durch den bereits gesammelten Schatz von Kenntnissen die Aufklärung fester begründet. Sie hatten sich über mehrere Menschenklassen und über eine größere Zahl von Völkern verbreitet, und die Vereinigung derselben unter der römischen Macht bot den Künsten und Wissenschaften eine Unermeßlichkeit von Hilfsmitteln dar. Der tiefe Friede, welcher von August an, durch lange Zeit, wenigstens die innern Länder des Reichs beglückte, ermunterte durch Ruhe und Sicherheit den stillen Fleiß; eine vermehrte Zahl von Schulen und Unterrichtsanstalten, von öffentlichen und Privat-Bibliotheken kam dem Genie hilfreich entgegen, und das gemeinsame Organ der griechischen — als der gelehrten — und der römischen — als der herrschenden — Sprache erleichterte die Mittheilung der Ideen, den Gemeinbesitz der Geisteswerke und die Gleichförmigkeit des Fortschreitens. Endlich waren mehrere Kaiser — wie gleich anfangs Augustus, dann Vespasian, Trajan, Hadrian und die Antonine — eifrige Beschüzer, zum Theil selbst Vertraute der Musen; andere beförderten wenigstens durch Prachtliebe den Flor der Kunst; und der Wetteifer der großen Städte, selbst die Eitelkeit oder Liberalität von reichen Privatpersonen, beschäftigte und ermunterte das Talent.

So viele begünstigende Umstände konnten wohl nicht ohne Früchte bleiben. Augustus Jahrhundert ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte der Wissenschaften und des Geschmacks. Die Musen Latiums eiferten den griechischen nach, und beide, schwesterlich vereint, brachten Licht und Anmuth an die Ufer des Ebro, des Rheins und der Themse. Ihr Reich blieb unvermindert — dem Umfang nach — bis auf die Zeiten der barbarischen Einbrüche, und wenn gleich die Begeisterung schon frühe zu erkalten schien, so versagten sie doch, bis auf das Zeitalter der Antonine herab, den Schriftstellern ihren Beistand nicht.

Aber vom dritten Jahrhundert an fielen die Künste und Wissenschaften wie im Sturze von der lange behaupteten Höhe herab. Vor dem Ende des Zeitraums war im Abendland — Italien ausgenommen — die völlige Nacht eingebrochen; und im Morgenland streute die zusehends ermattende Flamme nur noch ein Dämmerlicht umher.

Auch ist nicht schwer, von diesem traurigen Umschwung die Ursachen zu finden. Wie begünstigend die äußeren Umstände seyn mögen: sie reichen allein nicht hin zur Hervorrufung genialischer

Digitized by Google

Werke. Die innere Kraft des Geistes, die schöpferische ist hiezu nöthig; und solche gedeiht bei aller Aufmunterung nicht, wo die erste Bedingung, die Freiheit, fehlt; so wenig bei der sorgfältigsten Pflege eine Pflanze gedeiht, wenn ihr der geeignete Boden und die Sonne fehlten. Ein Despot, wenn er auch wollte, kann den Seelen seiner Knechte jenen Schwung nicht geben, wozu nur die Freiheit Kraft verleiht. Und wie könnte er es wollen, ohne Widerspruch mit sich selbst? — Er wird sich nicht verbergen, daß aufgeklärte Bürger zwar die besten Unterthanen, aber unwillige Knechte sind. Daher wird er die Wissenschaft hassen. Jedenfalls drückt das Gewicht der Sklaverei auch den Geist nieder, und wir mögen unbedenklich die so auffallende Abnahme des Genies unter den Kaisern als nothwendige Folge der despotischen Verfassung betrachten. Die großen Alten, voll gerechten Selbstgefühls und persönlicher Würde, mochten unbesorgt dem Strom ihrer Gedanken und Gefühle Worte geben, und aus Allem, was sie umgab, den Stoff der Begeisterung schöpfen: die spätern Römlinge konnten die Erbärmlichkeit ihres — freilich nicht unverdienten — Zustandes sich nicht verbergen; die gewohnte Erniedrigung nahm ihrem Geiste die Schwungkraft, und sie mochten fühlen, daß die Sprache des freien Mannes nicht für Sklaven tauge.

Zudem verloren sich (wir wollen des natürlichen Zusammenhanges willen unsern Blick hier gleich über den ganzen Zeitraum werfen) nach und nach die guten Verhältnisse der frühern Kaiserzeit: An die Stelle des Friedens trat eine traurige Folge von innern und äußern Kriegen. Die Musen flohen beim Anblick der Verwüstung, und die verarmten Einwohner, denen es an Mitteln der physischen Existenz gebrach, konnten nicht an Verschönerung ihres Daseyns denken. Solchem Elend der Provinzen sprach die Verschwendung der Hauptstädte Hohn; aber die edlere Kunst verschmäht es gleichfalls, blos Dienerin des übermüthigen Luxus zu seyn. Indessen schärfte sich fortwährend die Geißel der Despotie. Es kehrten keine Antonine wieder. Selbst diejenigen Kaiser, deren Energie und Tugend den Verfall des Reichs zurückhielt, (Claudius, Aurelian, Probus, Diocletian ꝛc.) waren den Wissenschaften fremd, und nur in Lagern oder in Handhabung der Geschäfte groß. Gewohnheit und Drang der Umstände führten zur Verachtung des friedlichen Talents. Nur die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium die künstlichere Staatsverwaltung nothwendig und einträglich machte, wurde mit Erfolg getrieben. In der Arzneikunde, welche gleichfalls unentbehrlich schien, trat man den alten Meistern nach; endlich aber verschlang — was schon früher zum Theil der Eklektik gethan — die mystische und Streit-Theologie die noch aufkommenden Talente.

Die Künste und Wissenschaften der Heiden schienen so innig mit ihrem verabscheuten Religionssystem verbunden, in ihren Werken des Geistes und des Geschmackes stieß man so unausgesezt auf mythologische Gräuel, daß bei den von noch frischem Eifer beseelten Christen ganz natürlich der Haß von Einem auch auf's Andere überging. Kunstwerke und Bücher der Heiden wurden der Gegenstand einer frommen Verfolgung (früher hatten die Kaiser die Bücher der Christen bekriegt), manches der Unsterblichkeit Würdige ging unwiederbringlich zu Grunde. Die Barbaren, welche in die Provinzen stürmten, und ohne Unterschied das Profane wie das Heilige zerstörten, beförderten unabsichtlich die Wünsche der Zeloten. Zu arm an Genie, um etwas Neues zu schaffen, hatte man kaum den Geschmack mehr, das Bessere zur Abschrift auszuwählen. Die Manuscripte verschwanden, und der Geist der Menschen, dem es nun vollends an Nahrung und Erhebung gebrach, versank in Lethargie.

Aber weit später, und weniger vollständig als im Abendland, geschah solches in den Ländern der griechischen Zunge. Noch spät traten einzelne Schriftsteller auf, deren das Zeitalter Alexanders sich nicht hätte schämen dürfen; noch ehrte, noch liebte hier eine große Menschenzahl Gelehrsamkeit und Kunst. Solche Neigung war durch die Art und Weise, wie überhaupt die hellenische Geisteskultur sich erhoben hatte, ein wesentlicher Zug im Nationalcharakter der Griechen geworden. Die Nachkommen Derjenigen, welche anerkannt die Lehrer der Menschen gewesen, fühlten sich aufgefordert, den ererbten Ruhm zu behaupten; Patriotismus oder Nationalstolz trieb sie an, über die verhaßten Gebieter, deren Waffen und Politik sie hatten weichen müssen, wenigstens an Geist und Geschmack sich fortwährend zu erheben. Dagegen waren die Wissenschaften und Künste in Rom niemals wahres Nationalbesizthum gewesen. Selbst die Sprache hatte hier nicht durch die Volkskultur, sondern nur durch das Genie einzelner Männer, welche Griechenland ihre Bildung verdankten, die Vervollkommnung erhalten.

Indessen konnte auch Griechenland dem allgemeinen Zeitgeist nicht entweichen. Immer seltener und seltener erschienen wahrhaft erleuchtete Männer. Der Streit mit den großen Alten war zu ungleich. Muth und Kraft fehlten, um neue Bahnen mit Erfolg zu brechen. Matte Nachahmung blieb allein noch übrig. Nicht die Fortführung der Wissenschaft, nur die Erklärung der vorhandenen Bücher wurde das Geschäft der Gelehrten. Anstatt der schöpferischen Genien, welche in schönern Zeiten geglänzt, füllten sich die Schulen und Bibliotheken mit Grammatikern, Kunstrichtern und Commentatoren.

Digitized by Google

Von Commodus bis zum Untergang des abendländischen Reichs.

Anfang des Verfalls.

M. Aurels einziger Sohn, Aurelius Commodus, der ihm folgte, war der erste im Purpur geborne Prinz auf dem römischen Kaiserthron. Seine Laster machten mit den Tugenden des Vaters den schrecklichsten Kontrast. So wie einst Nero, fing er mit zügelloser Ausschweifung an, und endete mit entsezlicher Grausamkeit und Unsinn. Eine Menge der edelsten Senatoren und Bürger wurden Opfer seines ungereizten Blutdurstes, welchem er mitunter auch seine eigenen Creaturen und die Genossen seiner Lüste schlachtete. Und immer verworfener wurde sein Gemüth. Nicht eine gute Empfindung, nicht eine ehrbare Neigung blieb in demselben zurück. Seine Zeit brachte er entweder in schändlicher Lust, oder bei den Spielen des Amphitheaters zu, nicht als Zuseher, sondern als Kämpfer, anfangs gegen wilde Thiere, darauf gegen Menschen. Berauscht von dem Ruhme des Gladiators, entweihte er die Majestät des Throns durch öffentliche Ausübung eines mit natürlicher und gesezlicher Schande gebrandmarkten Gewerbes. Sieben hundert fünf und dreißig Mal sahen die Römer ihren Kaiser und den Sohn des Marcus auf der Arena kämpfen. In den Fechtschulen that er es täglich, ja er ließ sich sogar einen (freilich kaiserlich erhöhten) Sold aus der Fechterkasse abreichen, und zählte mit abenteuerlichem Stolz die vielen Siege auf, die er — mit ungleichen Waffen — über seine mitleidswürdigen Gegner erkämpfte.

Diesen Fürsten ertrug das römische — an die Verwaltung der Antonine gewöhnte — Volk dreizehn Jahre! Ja noch länger hätte es ihn ertragen, wäre er nicht durch einen von seiner Buhlerin bestellten Ringer erwürgt worden (193). Jezt erst, als der Tyrann todt war, brach die lang verhaltene Wuth in laute Verwünschungen aus.

Commodus hatte bald nach seines Vaters Tod den Frieden von den Teutschen erkauft, da er die Mühseligkeiten der Feldzüge scheute. Aber fortwährende Einfälle barbarischer Nationen in's römische Gebiet, denen man mühsam widerstand, verkündeten den herannahenden Verfall.

Die Verschworenen gegen Commodus, unter ihnen Lätus, der Präfect der prätorischen Garde, hatten zu dessen Nachfolger den Präfectus Urbi Helvidius Pertinax ausersehen, einen ehrwürdigen Greis, welcher von dem gemeinsten Stand blos durch

Digitized by Google

Verdienst zu den höchsten Stellen sich emporgeschwungen hatte, und auch sogleich die freudige Anerkennung des Senats und des Volkes erhielt. Nicht also die Prätorianer, welche, allein mißvergnügt unter dem allgemeinen Jubel, den Tyrannen zurückwünschten, der ihrem Uebermuth geschmeichelt hatte. Sie ermordeten den tugendhaften Pertinax.

Hierauf, mit unerhörter Frechheit, versteigerten die Prätorianer das Reich. Didius Julianus, ein reicher Senator, that das höchste Gebot — 1300 Thaler auf den Mann —, und es ward ihm gehuldigt. Aber die Heere in Illyricum und Syrien riefen ihre Generale Septimius Severus und Pescennius Niger zu Imperatoren aus. In Britannien erklärte Clodius Albinus sich für die Freiheit. Severus rückte auf Rom, wo der unglückliche Julian, von den Prätorianern verlassen und vom Senat verurtheilt, für seinen vermessenen Kauf unter dem Schwert des Henkers büßte (194). Auch Niger und Albinus, beide getäuscht durch Severs verstellte Freundschaft, erlagen Einer nach dem Andern dem großen Kriegstalent und der gewissenlosen Tücke dieses streng soldatisch gesinnten Fürsten. Derselbe haßte Ton und Formen der Republik, trat in Staub den Senat, welcher das Recht der Berathschlagung, wohl gar der Vorstellung, sich anmaßte, verachtete das Volk, als welches blos zum Dienen und Tragen vorhanden, und vermehrte durch Gesetze und Gunst das früher schon drückende Uebergewicht der Soldaten. Zwar die prätorische Garde, welche das Reich verkauft hatte, wurde hart von ihm bestraft, durch Demüthigung und Entlassung; aber er erwählte sich eine neue, die viermal stärker war, und aus einem Ausschuß aller Legionen bestand. Mit derselben gedachte er nicht nur Rom und Italien, sondern auch die Armeen zu schrecken, wenn sie etwa aufrührisch würden. Und er erreichte seinen Zweck, aber gab auch seinen Nachfolgern in dem Präfectus Prätorio selbst den fürchterlichsten Feind.

Bassianus Antoninus, den man Caracalla nannte, und Septimius Geta, seine Söhne, wurden durch den Willen des Vaters und den Zuruf des Heeres gemeinschaftlich zu Kaisern ernannt und hierdurch zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Bei einer Zusammenkunft, in den Armen der Mutter, welche Vermittlerin seyn wollte, wurde Geta von seinem Bruder getödtet. Dieser ruchlose, wollüstige, jedoch mit Thatkraft versehene Bösewicht brachte an 20,000 Menschen, als Anhänger, Diener oder Freunde des Geta, um, und tyrannisirte noch fünf Jahre; bis ihn Opilius Macrinus, sein Präfectus Prätorio, tödtete (217).

Dieser mit seinem Sohn nahm den Purpur, und wurde gestürzt durch den Einfluß einer Frau, der listigen Mösa —

Schwester von Severus Gemahlin, Julia Domna (218). Dieselbe verschaffte ihrem 14jährigen Enkel, dem syrischen Sonnenpriester, Avitus Bassianus Heliogabalus den Thron, welchen er durch unsägliche Ausschweifungen und Laster schändete. Die Prätorianer befreiten die Welt von ihm, und riefen seinen Verwandten, den edlen und liebenswürdigen Alexian (Alexander Severus) zum Kaiser aus (222). Aber auch ihn tödteten die Soldaten (230).

Maximinus, ein Thrazier von Geburt, in seiner Jugend ein Viehhirt, nachmals durch Leibesstärke und Tapferkeit im Heere berühmt, war das Haupt der Verschworenen, und wurde als Imperator erkannt. Sein Talent war Morden und Rauben, das er an Bürgern wie an Feinden übte. Gegen ihn wurden in Afrika der alte Gordianus und sein Sohn, in Rom vom Senat Pupienus und Balbinus, Männer von hohem Verdienst, zu Kaisern erkoren. Aber Gordianus erschlugen Maximinus Freunde, die vom Senat erwählten Kaiser wurden durch die Prätorianer getödtet, und auch Maximin fiel in einem Aufstand seiner Soldaten, worauf der Enkel Gordian den Thron erhielt (238). Er focht mit Glück gegen Perser und Gothen, und erregte schöne Erwartungen. Aber Philipp, der Araber, Präfectus Prätorio, stürzte ihn verrätherisch in den Tod unter dem Getümmel der Gothenschlacht.* Dasselbe widerfuhr diesem durch den Statthalter Pannoniens, den edlen Messius Decius (250), welcher nach Jahresfrist in einem Krieg gegen die Gothen durch Verrätherei des Treboniänus Gallus blieb.

Gallus und noch zwei andere Kaiser starben nach einander gewaltsam, worauf die Soldaten den Licinius Valerianus mit dem Purpur bekleideten (253). Dieser zog gegen die Perser, welche den Orient verwüsteten, fiel in Gefangenschaft des Königs Shapur (261), und litt nach dreijähriger Mißhandlung einen schrecklichen Tod. Dessen kümmerte sich Gallienus, sein Sohn, so wenig als der öffentlichen Noth, und genoß der Lust, während von allen Seiten die Barbaren in die Provinzen stürmten, und gehäufte Empörungen der Völker und Statthalter das Maß des Elends füllten. Achtzehn Kaiser zugleich erhoben das Haupt. Mit Hinzurechnung einiger frühern und spätern Rebellen, mag man die Zahl der 30 Tyrannen herausbringen, wovon Trebellius Pollio spricht. Sie bezahlten insgesammt eine kurze und drangvolle Hoheit mit einem gewaltsamen Tod. Posthumius (Vater und Sohn) in Gallien, Tetricus ebendaselbst, Aureolus in Illyrien und vor Allen Odenatus im Orient zeichneten sich aus. Dieser tapfere

* 244. Im vierten Jahre seiner Thronbesteigung feierte Philipp das tausendjährige Jubelfest von Rom.

Digitized by Google

palmyrenische Senator, durch Hilfe einiger Stämme der Wüste, hemmte den Siegeslauf des übermüthigen Shapur, und trieb ihn über den Euphrat zurück. Zum Lohn so großer That ernannte ihn Gallienus zum Mitkaiser. Der Orient, welchen er gerettet, verehrte seine Macht; aber häuslicher Verrath tödtete ihn, worauf seine heldenmüthige Gattin, Zenobia, in deren Adern das Blut Kleopatra's floß, die Zügel ergriff.

Während dieser Stürme wurde der thatlose Gallienus ermordet durch seine eigenen Leute (268).

Claudius II., sein Nachfolger, rettete das Reich, welchem ein fürchterlicher Einbruch der Gothen den schnellen Untergang drohte, durch den glänzendsten Sieg. Bei Naissa ward er erfochten, den Ueberrest der Gothen fraßen Hunger und Seuchen. Aber die Donauländer und jene des Hämus erholten sich nie mehr von diesem verwüstenden Krieg. Die Götter vergönnten Claudius nicht, sein Werk zu vollenden; die Seuche, die von dem gothischen Lager ausbrach, raffte ihn weg. L. Domitius Aurelianus erfüllte hierauf, was Claudius begonnen.

In wenig mehr als 4 Jahren überwand dieser große Krieger den Gegenkaiser Tetricus, welcher in Gallien, Spanien und Britannien herrschte, die tapfere Zenobia im Orient und Firmus in Aegypten, die Alemannen, Gothen* und andere auswärtige Feinde, stillte verschiedene Empörungen, und wurde der Wiederhersteller des erschütterten Reiches.

Gegen die Morgenländer unternahm der kriegerische Kaiser noch einen zweiten Zug, um an den Persern Valerianus Schmach zu rächen; aber einige Feldhauptleute, die seine Strenge fürchteten, tödteten ihn in einer Verschwörung (275).

Das Heer selbst erschrak über solchen Frevel, und bat den sonst verachteten Senat, Aurelianus Nachfolger zu bestimmen. Der Senat ernannte aus seiner Mitte den tugendhaften Claudius Tacitus, einen würdigen Abkömmling des großen Geschichtschreibers. Aber dieser 75jährige Greis starb im 7ten Monat seiner Verwaltung.

Da rief die syrische Armee den Aurelius Probus zum Kaiser aus (276), welcher, sowie Claudius und Aurelian, aus einem illyrischen Bauerngeschlecht stammte, aber seine Erhöhung durch Talent und Tugend verdiente. Als seine Wahl von dem Senat, um dessen Beifall der bescheidene Kaiser mit Unterwerfung gebeten, einstimmig war bestätigt worden, so verdunkelte er durch eine Reihe glorreicher Kriegsthaten den Ruhm Aurelians, während die Liberalität seiner Gesinnungen an Marcus erinnerte. Er schlug in vielen Schlachten die Perser, die Blemmyer und zumal die

* Doch gab er denselben Dacien preis, weil er für unmöglich hielt, solches zu behaupten.

Teutschen, denen er nur nach großen Demüthigungen und Opfern den Frieden gab, und suchte die schwächste Seite der römischen Grenze durch eine von Regensburg bis zur Neckarmündung gezogene Reihe von Verschanzungen zu decken.* Dieser im Lager erzogene, und mit solchem Kriegsruhm bedeckte Held hatte gleichwohl eine so rein vernünftige Ansicht der Dinge und so viele Menschlichkeit beibehalten, daß er das Bauen dem Zerstören und die Friedenskünste den blutigen Trophäen vorzog. Er suchte durch Wiedererbauung der zerstörten Städte (über 70 wurden von ihm theils neu erbaut, theils wieder hergestellt) die Wunden der frühern Kriege zu heilen, und die theuer bezahlten Arme der Soldaten zu gemeinnützigen Arbeiten zu verwenden. Er ließ durch die Legionen Weinberge in Gallien und Pannonien anlegen, Brücken, Kanäle, Heerstraßen in allen Theilen des Reiches bauen, Sümpfe austrocknen u. s. f.; aber er erregte hierdurch und überhaupt durch strenge Zucht den Unwillen dieser längst verderbten Krieger. Sie ermordeten ihn (282).

Aurelius Carus, Präfectus Prätorio, sein Nachfolger, glich zwar Probus an Tapferkeit, aber nicht an Güte. Ein Blitz — nach der gewöhnlichen Erzählung — tödtete ihn (283).

Von seinen beiden Söhnen wurde der sanfte Numerianus durch seinen Schwiegervater, Aper, ermordet; der wilde und wollüstige Carinus fiel durch die Hand eines Tribunes, dessen Frau er geschändet. Sein Tod gab C. Valerius Diocletianus die Alleinherrschaft (284).

Diocletian bis Constantin.

Derselbe war aus dem niedrigsten Stand entsprossen, denn sein Vater war Hausssklave (des Senators Anullnus), und Diocletians Name nur von dem Geburtsort seiner Mutter (Doclea in Dalmatien) abgeleitet. Aber frühe hatte er sich in dem Heere ausgezeichnet, eine Stufe nach der andern erklommen und nach Numerians Tod, welchen er an Aper gerächt, die einstimmige Anerkennung, daß er der Würdigste des Thrones sey, erhalten.

Diocletian, wiewohl sein Geist das Ganze seiner Obliegenheiten durchschaute, und gerade deswegen, erkannte die Unmöglichkeit, zugleich allenthalben zu wirken, und die Gefahr ausgedehnter Vollmachten in Unterthanshänden. Darum beschloß er, sich einen Reichsgehilfen zu geben, und ernannte dazu den Maximianus Her-

* Das Land zwischen dem Rhein und der Donau war zu Cäsars und Augustus Zeiten von seinen teutschen Bewohnern verlassen, und darauf von gallischen Auswanderern und andern Abenteurern besetzt worden. Dieselben erkannten die römische Hoheit, und entrichteten den Zehnten, weßwegen sie Decumates genannt wurden.

culius, einen gemeinen Pannonier, tapfer und thätig, aber minder weise und gebildet, als er selbst. Der Name Augustus und die volle Kaisergewalt sollte Beiden gemein seyn. Dann wurden noch zwei Cäsarn (Anwärter der Augustuswürde) ernannt, Maximianus Galerius, ein Dacier, abermals von der niedrigsten Geburt, und der edle Constantius Chlorus, durch seine Mutter aus dem Hause des Kaisers Claudius II. stammend.

Diese Maßregel, zu deren unschädlicher Durchführung das überlegene, von den Thronkollegen willig anerkannte Ansehen Diocletians gehörte, wurde später eine Quelle von Bürgerkriegen und zuletzt von bleibender Theilung, außerdem, daß die vervielfachten Hofhaltungen eine unerschwingliche Last für das erschöpfte Reich waren.

Mit starker Hand schlugen die vier Kaiser die vielen Feinde des Reichs und mehrere Gegenkaiser. Nur Carausius in Britannien erzwang sich die Anerkennung, und blieb Kaiser bis an seinen Tod.

Die Entfernung des Kaisers von Rom (Diocletian hatte Nicomedia im Orient zur Residenz erhoben) trug mittelbar zu noch größerer Vernachlässigung des Senats und zum Verfall aller noch vorhandenen republikanischen Einrichtungen bei, deren Reste nur zu Rom befindlich und von Bedeutung waren. Die Kaiser achteten jezt des Senats gar nicht mehr, und berathschlagten von nun an blos mit ihren Ministern. So wurde jezt das System der Alleinherrschaft völlig befestigt und die Erniedrigung des Volkes auch unverholen durch Sprache und Ceremoniel verkündet. Von jezt an wurde nicht nur der — von den bessern Kaisern einst verabscheute — Titel Dominus, welcher das Verhältniß der Knechtschaft ursprünglich bezeichnet, zum ordentlichen Kanzleistyl, man fügte demselben sogar Ausdrücke bei, welche auf religiöse Verehrung und göttliche Würde deuteten, und der ganze Pomp des orientalischen Hofgepränges, das Diadem, die Gewänder von Seide und Gold, die Menge der Hofbeamten und Verschnittenen, die Unzugänglichkeit der Person des Kaisers und, wenn man vorgelassen wurde, das Niederwerfen zur Erde. — Alles machte dem Volk die Erhabenheit des Monarchen fühlbar, und — was wohl die Absicht Diocletians bei Einführung dieser morgenländischen Gebräuche war — hielt die Frechheit des Pöbels und der Soldaten, so wie die Ausbrüche der Freiheitsliebe und der Leidenschaften durch die zur Gewohnheit werdende Erniedrigung zurück.

Nach mehr als zwanzigjähriger, kraftvoller und glücklicher Verwaltung legte Diocletian seine Kaiserwürde nieder, und zog sich in die reizende Einsamkeit des bei Salona von ihm erbauten Palastes und Gartens zurück (305).

Hierauf folgte eine wechselvolle und stürmische Zeit. Das Band

Digitized by Google

der Einigkeit war seit Diocletians Abdankung zerrissen. Galerius und Constantius Chlorus, die nun Augusti waren, ernannten zu Cäsarn den Severus und Maximinus Daza. Zwischen diesen und Galerius und dem Sohn des früh verstorbenen Constantius, Constantin, dann dem alten Maximian, welcher, des Privatstandes überdrüssig, den Purpur von Neuem genommen, Maxentius, seinem Sohn, den in Rom die Prätorianer damit bekleidet, endlich Licinius, welchen Galerius zum Augustus ernannt hatte, herrschte blutige Zwietracht; und in verworrenem Wechsel sah die römische Welt sich bald durch 2, bald durch 4, bald durch 6 Augustus bedrückt. Galerius wurde als der Erste geachtet. Er schändete solchen Rang durch Grausamkeit, und wurde allmählig durch das wachsende Glück des jungen Constantinus verdunkelt. Die Tugenden seines Vaters hatten diesem jugendlichen Helden die Gunst des Heeres erworben, welches ihn gegen Galerius, seines Verfolgers, Willen in Britannien zum Augustus ausrief (306). Galerius drohte; doch erhielt Jener die Anerkennung als Cäsar, und behauptete sich nicht nur in den Provinzen seines Vaters (Britannien, Gallien und Hispanien), sondern fand bald Gelegenheit zur Erweiterung der Macht.

Maxentius, Maximians Sohns, tyrannisirte Italien und Afrika. Gegen ihn riefen die Römer den Constantin zu Hilfe. Dieser entschloß sich zum Kampf. Auf solchem verhängnißreichen Zug scheint er — die Legende sagt, bewogen durch eine wunderbare Erscheinung — den Entschluß gefaßt zu haben, durch Annahme des Christenthums, welchem er schon früher hold gewesen, sich die bleibende Anhänglichkeit einer starken Partei in dem ganzen Reich zu verschaffen, und den Eifer seiner vielen christlichen Soldaten für den bevorstehenden Kampf zu begeistern.

Doch ist der eigentliche Zeitpunkt seiner Bekehrung sehr ungewiß, und es sind Spuren vorhanden, daß er, auch nach dem römischen Sieg, noch lange Zeit zwischen dem heidnischen Aberglauben und der neuen Lehre hin und her geschwankt und nur allmählig ganz auf die Seite des Christenthums übergetreten sey. Der Krieg gegen Maxentius wurde nach Wunsch geendet. Die Unthätigkeit des Tyrannen erleichterte dessen Besiegung. Erst als Constantinus sich der Hauptstadt näherte, ermannte jener sich zum Streit, verlor eine Schlacht an der milvischen Brücke und auf der Flucht sein Leben, worauf der Sieger unter dem Freudenruf des Volkes in Rom einzog (312).

Im Orient herrschte jetzt Licinius, als Galerius Erbe und Besieger mehrerer Gegenkaiser. Die bisherige Eintracht zwischen ihm und Constantinus hörte nun auf. Jetzt vorzüglich kam

Digitized by Google

dem Leztern die Fahne des Kreuzes zu Statten. Es war ein wirklicher Religionskampf, nach den Gesinnungen der Streitenden und den angewandten Mitteln. In einem ersten Krieg erzwang sich der abendländische Kaiser die Abtretung von Illyricum, Dardanien, Macedonien, Griechenland und Mösien; in einem zweiten bekam er Licinius gefangen und ließ ihn tödten (324) mit seinen Ministern und Generalen, wiewohl er eidlich ihm Sicherheit versprochen.

Religionsgeschichte.

Aeltere Religionsgeschichte.

Laßt uns, bevor wir Constantinus Geschichte weiter führen, einen Blick zurückzuwerfen auf die Entstehung, Ausbildung und den Charakter des von nun an welthistorisch wirkenden Christenthums.

Die Religion, welche den Menschen gegeben, und so alt unter ihnen als das menschliche Daseyn ist, mag wohl — ob Adam ein wirkliches oder symbolisches Wesen sey — als von einer Ihm, dem Stammvater des Geschlechtes, zu Theil gewordenen Offenbarung herrührend dargestellt werden. Ob diese Offenbarung bestimmt und vollständig, ob sie einer weitern Entwicklung und Fortbildung bedürftig gewesen, ist eine kühne Frage, deren muthmaßliche Beantwortung verschieden ausfallen muß, je nachdem uns Adam mit den Zügen der vollendeten Menschheit, oder mit jenen der Kindheit und des rohen Naturzustandes erscheint. In der Geschichte treten allenthalben die Völker zuerst mit rohen Ideen auf, die nur allmählig geläutert, oft auch weiter verunstaltet werden, oder gar nur mit dunkeln Ahnungen, welche erst durch äußere Anlässe geweckt und entwickelt, langsam in ein bestimmteres Bewußtseyn oder lebhafteres Gefühl übergehen. Aber bei aller Rohheit, bei aller Verunstaltung bleibt immer die Grundanlage kenntlich, welche, gleich einem schlafenden Funken, nur Anfachung und günstige Umstände heischt, um zur welterleuchtenden Flamme zu werden.

Ursprung der heidnischen Religionen.

Es ist unverkennbar, daß die erste Aufnährung dieses Funkens von den Erscheinungen der Sinnenwelt herrühre. Früh erwacht — jedoch anfangs mehr bei solchen Erscheinungen, die den gewöhn-

Digitized by Google

lichen Lauf der Natur unterbrechen, und vorzüglich bei der Erfahrung *schreckender* oder verderbender Kräfte — die Aufmerksamkeit des Menschen und das Gefühl seiner Schwäche. Er späht nach der *Ursache* jener Erscheinungen, und seine, dem später reifenden Verstand voraneilende *Einbildungskraft* schreibt sie der willkürlichen Thätigkeit mächtigerer Wesen zu. *Furcht*, so lehrt uns die Form der meisten noch rohen und selbst verschiedener schon ausgebildeter Gottesverehrungen, Furcht hat zuerst des Menschen Gemüth erschüttert und die religiöse Stimmung erzeugt, welche, fortschreitend auf der einmal geöffneten Bahn, sich bald auch gegen die *wohlthätigen* Naturkräfte, und gegen diese mit Liebe und Dank, so wie gegen die drohenden mit Schrecken und scheuer Bitte wandte; endlich aber, mit diesen hehren Eindrücken Dasjenige verbindend, was leise und heilig aus dem Innersten des eigenen Herzens ihnen entgegen tönte, in jenen unbekannten Gewalten auch die *moralischen* Gebieter, so wie die Beherrscher der Natur erkannte, und auf ihre geheimnißvolle Macht die kühne Hoffnung der *Unsterblichkeit* baute.

In allen alten Religionen ist solche Verehrung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur (man heißt sie mit einem allgemeinen, jedoch nicht bestimmt genug sie bezeichnenden Namen *Fetischmus*) als Grundlage, und oft noch später in ihrem verfeinerten Zustande als vorherrschende Form erkennbar; aber die Gegenstände selbst mußten verschieden seyn, und so auch der Grad ihrer Verehrung, nach Verschiedenheit des Landes und Klima's, der Bedürfnisse und Sitten. Sturm und Donner, Wasser und Feuersgewalt, überhaupt die Elemente und Meteore; oder der ernährende Boden, der durch Ueberschwemmung bald befruchtende, bald verheerende Fluß; im kleineren Kreise selbst eine lebende Quelle oder ein Baum, der wirthbaren Schatten gab und süße Früchte; wohl gar geringere Pflanzen, freundliche und feindselige Thiere und leblose Massen; aber vor allen andern die Sonne, die Quelle des Lichtes, der Fruchtbarkeit und des Lebens, der Mond, dessen sanfte Majestät zu allen Herzen spricht, und alle hohen Gestirne.

Diese *Verehrung der Gestirne* kann als eine eigene *Hauptgattung* der Religionsformen betrachtet werden, weil sie an sich schon edler ist, als der gemeine *Fetischmus*, und das Gemüth viel hebt; denn auch, weil sie mittelbar durch die Forschungen der *Astronomie*, die sie veranlaßte oder an die sie sich anschloß, die *Mutter* von weit künstlicheren Systemen geworden ist, und ganz vorzüglich die Dogmen und Gebräuche der historisch wichtigsten Völker bestimmt hat.

Denn nachdem man angefangen hatte — welches wahrscheinlich zuerst in Aegypten geschah — den Lauf der Gestirne und die Perio-

Digitized by Google

den desselben kunstmäßig zu erforschen, und in den wechselnden Konstellationen ein sicheres Maß des Jahres und der Jahreszeiten zu suchen, so war man genöthigt, die verschiedenen Sterne und Sternenhaufen, besonders diejenigen, durch welche der scheinbare Lauf der Sonne und der Planeten ging, durch besondere Namen und imaginäre Bilder zu unterscheiden, welche auf die natürlichste Weise von den Verrichtungen des Ackerbaues, von den Phänomenen der Jahreszeiten oder anderen irdischen Gegenständen hergenommen wurden, die sich durch eine leichte Verknüpfung der Ideen an die Konstellation, je nach ihrer Zeit oder Gegend, anreihen ließen. Auch wurden sonst noch figürliche Ausdrücke gewählt, um die verschiedenen Erscheinungen am Himmel, wie die wechselnden Fernen und Nähen der Gestirne unter sich und gegen die Sonne, anzudeuten, als Vereinigung und Trennung, Liebe und Haß, Herrschaft und Ueberwältigung u. s. w. Durch den häufigen Gebrauch solcher Ausdrücke wurde fast unvermeidlich Vergessenheit ihrer ursprünglich blos figürlichen Bedeutung veranlaßt, und die Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Irdischen mit dem Himmlischen hervorgebracht.

Sodann veranlaßten jene figurlichen, meistens von der Analogie menschlicher Eigenschaften und Verhältnisse genommenen, Ausdrücke, daß man, wie freilich schon bei dem gemeinen Fetischmus geschah, die Begriffe menschlichen Wirkens und Leidens auf die Götter anwandte, eine Folge symbolischer Säze als eine Reihe von wirklichen Ereignissen ansah, Göttergeschichten nach Art der Menschengeschichten formte, und hierdurch eine dritte Klasse von Religionssystemen schuf.

Es ist dieses die Vergötterung verstorbener Menschen. Denn wie einmal die Götter zu den Menschen herabgezogen, und als unterworfen den menschlichen Neigungen, Schwächen und Schicksalen gedacht wurden, wie man sich angewöhnt hatte, die Götter als einst auf Erden gewesene Menschen sich vorzustellen; so war nichts natürlicher, als daß man auch wirkliche Menschen, welche etwa durch Weisheit und Tugend, durch Kraft und Wohlthun sich ausgezeichnet, und sonach über die gemeine Natur erhoben hatten, für Götter oder Götterkinder hielt, und sie nach ihrem Tod aus freier Dankbarkeit, oder aus knechtischer Schmeichelei, oder auf das Machtgebot der Gewaltigen in den Himmel versezte.

Gleichwohl ist die Zahl vergötterter Menschen (die griechische und später die römische Religion ausgenommen) niemals sehr groß gewesen. Der gesunde Menschenverstand sträubte sich gegen solche Apotheose, und bei Religionssystemen, die Philosophie

Digitized by Google

und Spekulation zur Grundlage hatten, konnte sie gar nicht aufkommen.

Desto allgemeiner riß der Götzendienst oder die Abgötterei in strengerem Sinne ein. Wir finden diesen Götzendienst sowohl mit dem Fetischmus, als mit der Verehrung vergötterter Menschen gepaart, hier und da fast allein vorherrschend, ja selbst in jene Religionen eingeschlichen, die auf einer geistigen Grundlage ruhen.

Wenn wir jedoch jene Naturkörper oder rohen Kunstprodukte (als Schlangen, Steine, behauene Holzstücke u. s. w.), welche von ganz einfältigen Völkern als Fetische (und zwar nicht sowohl göttlich, als blos religiös — etwa die Talismane, Amulette u. s. w. —) verehrt wurden, ausnehmen, so finden wir, daß die Götzen eigentlich nirgends, nach den Grundsätzen einer herrschenden Volksreligion, als Götter, sondern nur als Bilder der Gottheit verehrt wurden. Schon Voltaire hat richtig bemerkt, daß der Name Götzendiener nur eine von den Genossen einer reinern Religion aufgebrachte, aber ungerechte Brandmarkung der heidnischen Nationen sey, und daß niemals eine derselben die Giltigkeit einer solchen Benennung nach der vollen Bedeutung des Wortes würde anerkannt haben. Die eigentlichen Dogmen — die z. B. nur einen Jupiter annahmen, der in Olympus thronte — lagen ja offenbar im Widerspruch mit der göttlichen Verehrung der tausend Statuen seines Namens, die in so vielen Tempeln prangten.

Und sonach ist klar, daß die Götzen nicht Götter, sondern nur Vorstellungen der Gottheit waren, und seyn sollten. Auch kluge und einsichtsvolle Männer verehrten solche Bilder, da eine heilige Bedeutung und ein heiliger Zweck auf ihnen ruhten. Bald fühlte die Andacht der Menge sich geneigt, denselben höhere und wunderthätige Kräfte zuzutrauen; die Priester begünstigten solchen Glauben, weil er ihnen — den Hütern der Bilder — Ansehen und Reichthum brachte, und es schlich sich durch eine natürliche Steigerung der Andacht und eine listig erhöhte Verblendung allmählig bei dem Pöbel, und zwar bei dem, welcher durch alle Klassen lief, — eine Verwechslung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Bildes mit der Gottheit ein, worüber der Philosoph sich scheuen wird, ein allzustrenges oder einseitiges Verdammungsurtheil auszusprechen.

Nationalreligion. Priester. Mythen.

Alle Religionen des alten Heidenthums lassen sich auf eine oder die andern dieser Klassen zurückführen: doch sind nirgends die

Charaktere derselben unvermischt anzutreffen, und nur nach dem, was vorherrschend ist, kann die Unterscheidung geschehen. Bevor aber was immer für ein System mit bestimmten und dauernden Formen sich bilden konnte, mußte die Religion aufgehört haben, Privatsache zu seyn; sie mußte Nationaleigenthum geworden, und zu ihrer Bewahrung eine Priesterschaft vorhanden seyn. Gleichförmige Begriffe, gleichförmige Gottesverehrungen kamen auf unter zahlreichen Menschenhaufen, und es wurde solche Gemeinschaft das kostbarste Besitzthum, das wichtigste Band der Nationen. Aehnliche Erfahrungen der Bewohner einer Gegend über den Einfluß derselben Naturgegenstände, Fortpflanzung alter Tradition durch alle Glieder eines sich ausbreitenden Geschlechtes, Ueberredung und Lehre einzelner Männer von überlegenem Geist, besonders fremder Ankömmlinge aus civilisirteren Gegenden, vorzüglich aber die Bemühungen weiser Gesezgeber und der von ihnen oft eingesezten, und meist begünstigten, manchmal auch ohne ihr Zuthun entstandenen Priesterschaft bewirkten diese in der Menschengeschichte so merkwürdige Revolution.

Die Erscheinung dieser Priester macht eine Hauptepoche in der Religion und in dem Gesammtzustande der Menschen. Sie treten schon auf im frühen Dämmerlicht der Geschichte. Gleichwohl haben sie die Religion nicht gemacht, sie sind vielmehr selbst durch Religion entstanden. Aber gepflegt und großgezogen haben sie den schlummernden Keim, und ihm Richtung und Gestalt gegeben. Durch sie ist, was vorhin schwankend und unstät war, bestimmt und dauernd, die Ahnung zur Lehre, der Traum zur positiven Wahrheit geworden; den Glauben haben sie durch Formeln, die Andacht durch Gebräuche erhalten, an die Stelle der Freiheit den Gewissenszwang gesezt und die geheimsten Gedanken ihrer Herrschaft unterworfen. Da nun, was den Laien blos flüchtiger Eindruck, vorübergehende Rührung war, das Hauptgeschäft ihres Lebens ausmachte, so konnten sie leicht, geleitet oder verführt durch Spekulation und Phantasie, den Faden heiliger Ueberlieferung weiter spinnen, den einfältigen Naturglauben in künstliche Systeme verwandeln, und nach Maß ihrer Aufklärung oder ihres guten Willens Veredlung oder Verderbniß in die heilige Anlage des Menschen bringen. Jezt erst kamen gelehrte Religionen, es kamen Symbole und Mythen in Menge auf, wodurch die religiösen Ideen der Bekenner wie in einen Zauberkreis gebannt, das Natürliche dem Positiven untergeordnet — oftmals von ihm erstickt — scharfe Absonderungen zwischen den verschiedenen Religionssystemen bewirkt, und die Zahl der leztern ausnehmend vervielfältigt wurde.

Digitized by Google

Aber es ist eine höchst wichtige Wahrnehmung, und die auf das heiligste Anliegen der Menschheit ein überraschendes, strahlendes Licht wirft, daß, bei aller dieser Mannigfaltigkeit und bei allem Wechsel, gleichwohl viele Hauptzüge gleichförmig und die Grundideen beharrlich erfunden werden. Hieraus geht für den philosophischen Beobachter die deutlichste Unterscheidung der Schale von dem Kern, der Hülle von dem Wesen und zugleich das interessante Erkennen der geheimsten Menschennatur hervor.

Für's Erste sehen wir allenthalben den Menschen, wiewohl auf die Sinnenwelt im Wirken und Leiden beschränkt, dennoch über ihre Grenzen hinaus ahnend und verlangend blicken; höhere, lebendige, moralische Gewalten über den blinden Naturkräften anerkennen, bei dem Triumph übermächtiger Bosheit auf eine Zeit der Vergeltung hoffen, und, umgeben von Bildern der Verwesung, eine Fortdauer jenseits des Grabes glauben.

Aber dieser Götterfunke in der menschlichen Seele, ein Zeuge der höhern Abkunft, wie schlecht sehen wir ihn meistens gepflegt! Seine Erweckung ist das Werk des Zufalls, ungeläutert ist seine Nahrung, Dummheit und Betrug ersticken seinen Glanz. Die hohen Ideen, die lebendigen Gefühle der natürlichen Religion, das kostbarste Angebinde unseres Geschlechtes, werden in todte Formeln verwandelt.

Die Harmonie der Natur verkündet einen höchsten, waltenden Geist. Aber der gemeine Verstand vermag nicht, sich zur Majestät eines Gottes aufzuschwingen, welcher in allen Naturkräften lebt, und mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfüllt. Daher nimmt er gerne so viele Götter an, als er Naturkräfte kennt, also gute und böse und auch besondere Götter für jedes Land, wohl gar für jede Gemeinde und jedes Haus. Selbst wo ihm durch die Lehre einzelner Weisen oder aufgeklärterer Priester Ein höchster Gott verkündet wird, behält er den Glauben an Untergötter bei, und richtet vertrauensvoller an diese sein Fleh'n.

Und unter welchem Bilde stellt der Mensch seinen Gott sich vor? — Anfangs unter keinem, oder doch unter keinem bestimmten, so lang er sich nicht viel mit ihm beschäftigt, und nur bei einzelnen Anlässen seine Abhängigkeit von höheren Gewalten empfindet. Doch bald fühlt er das Bedürfniß, von den Wesen, die er verehrt, sich deutlichere Begriffe und bestimmtere Bilder zu entwerfen. Er nimmt sie aus der Sinnenwelt, weil jenseits derselben der Flügelschlag seines Geistes ermattet; also leiht er ihnen meistens eine körperliche Hülle; und da in dem ganzen Gebiet der Erfahrung keine edlere Gestalt als die des Menschen erscheint, und zugleich kein würdigeres Emblem des göttlichen

Digitized by Google

Geistes als der menschliche ersonnen werden mag; so sehen wir den Begriff von Gott in keiner Volksreligion höher gebracht, als auf eine Steigerung menschlicher Vollkommenheit. Aber bald nahm man nicht nur die Vorzüge der menschlichen Natur, sondern auch ihre Beschränkungen und Mängel in dem Begriff von Göttern auf, schrieb ihnen sogar Leidenschaften und Laster zu, und hatte nun durchaus menschenähnliche Götter. Dieser Anthropomorphismus ist in allen Religionen bemerklich. — Selbst die Ideen von dem Verhältniß der Götter unter sich wurden von menschlichen Verhältnissen entnommen, und in den Vorstellungen von ihrer Ranaordnung und von den Abstufungen ihrer Macht treffen wir meistens einen Abdruck an von der bürgerlichen Verfassung jener Nation, bei welcher jene Vorstellungen galten.

Zum Dienste dieser Götter nun und zur Ausbreitung und Erhaltung der religiösen Begriffe sehen wir allenthalben einen Priesterstand eingesezt, oder sich selber bildend, welcher vermöge dieser Bestimmung eine den Grundsäzen nach wohlthätige, in dem Mißbrauch aber äußerst gefährliche Macht über die Gemüther übt. Wir sehen ihn meistens diese Macht durch alle Hilfsmittel einer herrschsüchtigen Politik erweitern und befestigen, nach einer bleibenden Vormundschaft über die Völker nicht nur in heiligen, sondern auch in weltlichen Dingen streben, zu diesem Ende die Religion mit fremdartigen Zusäzen überladen, den Verstand des Volkes durch Aberglauben verhüllen, Autorität an die Stelle der freien Forschung, die Schrecken der Strafgewalt an jene der Ueberzeugung sezen, das Monopol der Wissenschaften und mit demselben die Verwaltung des Staates, wohl auch den Ruf der Zauberei an sich reißen, das erniedrigte Volk nach Gefallen plündern, und auf egoistische Weise alle Vortheile des bürgerlichen Vereines, ohne Theilnahme an seinen Lasten, sich zueignen. Doch haben die Priester auch sehr wohlthätig, besonders in den allerersten Zeiten, gewirkt; da ohne sie die Völker gar nicht, oder nur spät der Barbarei entzogen, bürgerliche Gesellschaften viel mühsamer gegründet, der Handel minder ausgebreitet, Kunst und Wissenschaft weniger gepflegt, und die Nationen rettungslos hier der Anarchie, dort der wilden Despotie Opfer worden wären.

Mysterien. Orakel.

Außer der herrschenden Volksreligion und dem allgemeinen Kultus bestand fast allenthalben noch eine geheime Lehre, welche entweder gleichfalls von Priestern einem engern Kreise von Auserwählten ertheilt, oder von einzelnen Forschern als die

Digitized by Google

Frucht der profanen Philosophie gepredigt wurde. Von der ersteren zumal kommen bei vielen Völkerschaften merkwürdige Proben vor. Wir reden hier von den Mysterien, welche wir schon im grauen Alterthum aufkommen, und eben da am meisten wirksam sehen.

Es gab mehrere Arten von Mysterien, welche in Zweck und Wirkung weit von einander verschieden waren. Einige bestanden wohl nur in gottesdienstlichen Ceremonien, deren geheimnißvolle Feier dazu geeignet schien, eine höhere Majestät des Gottes zu verkünden, oder das Gemüth mit religiösen Schauern zu erfüllen. Andere Mysterien waren Vereinigungen frommer Leute, welche durch besondere Andachtübungen oder Befolgung eigener Lebensregeln eine höhere moralische Vollkommenheit als die der übrigen zu erreichen strebten. Die dritte und edelste Gattung der Mysterien waren jene, wo den Eingeweihten ein geheimer Unterricht ertheilt wurde über Gegenstände, zu deren Erforschung uns ein hohes und ewiges Interesse antreibt, deren unverhüllte Anschauung aber für den gemeinen Menschenverstand gefährlich ist. Doch gab es mehrere Grade der Einweihung. Zu den niedern — wo man nur vorbereitet, geprüft oder auch durch leeres Blendwerk unterhalten wurde, wie bei den großen eleusinischen Mysterien, mochten Viele — selbst Weiber und Kinder — gelangen; in's innere Heiligthum wurden nur Wenige eingeführt. Sie reichten hin, um das Erlöschen der wohlthätigen Flamme zu verhindern, und aus ihrer Mitte in die äußern Kreise und in die ganze Nation jedesmal so viel Licht ausgeben zu lassen, als die Verhältnisse und der allgemeine Kulturstand erlauben.

Allgemeiner noch als die Mysterien treffen wir bei den alten Religionen die Orakel an, worunter hier nicht blos jene heiligen Orte verstanden werden, wo eine bestimmte Gottheit durch irgend ein Organ auf die an sie gerichteten Fragen Rede und Antwort gab, sondern überhaupt alle Mittel und Wege, die der Aberglaube erdacht hat, um dadurch zur Kenntniß des göttlichen Willens und der Zukunft zu gelangen. Unaufhörlich wird der Mensch von dem unruhigen Verlangen geplagt, den Schleier zu lüften, welcher dicht verhüllend über seiner Zukunft liegt; und in seinem Gemüth sind oft unerklärbare Gefühle, die er Ahnungen nennt, weil er zwischen denselben und einem bevorstehenden Ereigniß ein geheimes Band vermuthet. Denn seine kleine Person ist der Mittelpunkt, von welchem aus er die Welt betrachtet. Alles ist nur in Beziehung auf Ihn vorhanden; er nimmt unbedenklich an, daß, seiner Privatanliegen willen, die Götter den Gang der Natur hemmen, und daß selbst die Gestirne ihren Lauf nach seinem Verhängniß richten. Diese Stimmung wurde frühe von verschmitzten Leuten mißbraucht, und wir dürfen auf die Frage, wer die Zeichendeuterei

Digitized by Google

ersonnen, unbedenklich mit Voltaire antworten: „Es war der erste Schalk, der auf den ersten Dummkopf traf.“ Den Priestern entging es nicht, welchen Vortheil sie aus solchem Aberglauben ziehen könnten. Selbst Gesetzgeber, welche darin ein wirksames Mittel zur Leitung der Menge erkannten, begünstigten denselben, und es wurde eine eigene, nach festen Regeln betriebene und allgemein verehrte, heilige Kunst, aus den Konstellationen, aus den Eingeweiden der Thiere, dem Vögelflug, aus Träumen, Loosen u. s. w. die Zukunft zu deuten.

Auch die eigentlichen Orakel, welche wie das libysche des Hammon, oder das delphische der Griechen, viele Jahrhunderte hindurch das ehrfurchtsvolle Zutrauen der Völker fesselten, welchen die Weisesten unter den Alten mit Wort und That huldigten, und deren Aussprüche so oft durch den Erfolg bestätigt wurden, finden in diesen Sätzen ihre Erklärung.

Es gab Orakel, die nicht nur im eigenen Land und bei den eigenen Religionsgenossen, sondern auch auswärts und weithin in Ansehen standen, dahin gehört das obengenannte des Jupiter Hammon oder Amum in der libyschen Oase. Der Dienst dieser Gottheit war von Meroë nach dem ägyptischen Theben, und von hier nach Ammonium gebracht worden, und es scheint, daß das uralte Orakel zu Dodona in Epirus denselben Ursprung gehabt. Jünger, aber noch wichtiger durch Ansehen, Einfluß und Reichthum, war das Orakel zu Delphi, wo Apollo durch den Mund einer Priesterin, der Pythia — welche meist ein von den Priestern hierzu erzogenes, verrücktes Mädchen war — den Abgesandten aller griechischen Staaten und hundert auswärtiger Könige, und unzähligen Privatpersonen Antworten gab, die mehr als einmal das Schicksal ganzer Reiche bestimmten, und vorzüglich auf Griechenland mächtig einwirkten, als ein Band der Nation und als Stütze der Regierungen. Als später diese Regierungen aufhörten, populär zu seyn, als die Machthaber in Griechenland den Beifall des Gottes nicht mehr nöthig hatten, und seine Mißbilligung ungnädig würden aufgenommen haben, da beschränkte sich Apollo auf Privatanliegen, und endlich verstummte er.

Von den einzelnen Religionssystemen insbesondere.

Unter den einzelnen Religionssystemen zeichnet sich zuerst das ägyptische sowohl durch sein Alter aus, als weil es die Wurzel mehrerer anderer gewesen. Aber die Ursachen, welche überhaupt die ägyptische Geschichte dunkel und räthselhaft machen, sind nach der Natur der Sache hier von doppelter Wirkung; und

wir müssen uns dabei meistens mit bloßen Muthmaßungen begnügen.

Die Gottesverehrung in Aegypten war keineswegs bloße Verehrung der Gestirne, oder auf physikalische und mathematische Astronomie gegründet (wiewohl mehrere Gelehrte Solches behaupteten), sondern sie war weit älter als die Astronomie, und wenn damals schon die Gestirne einen Theil daran hatten, so geschah Solches nur, weil sie so wie andere ausgezeichnete Gegenstände der Natur Eindruck auf das Gemüth des Menschen gemacht hatten. Aber auch der segensreiche Nil, die fruchtbringende Erde, dann alle auffallende Naturkräfte und selbst Thiere und Pflanzen, die besonders wohlthätig und wichtig waren, wurden verehrt, und der Charakter der ägyptischen Religion ist kein anderer als Fetischmus, welcher wohl anfangs so roh als bei den übrigen afrikanischen Völkern gewesen, durch die Eigenheiten des ägyptischen Landes und Klima's aber näher bestimmt, später durch die Spekulationen der aufgeklärteren Priesterkaste gereinigt, erhöht, nach den Bedürfnissen der Agrikultur, der Gesundheit u. s. w. gemodelt und mit den allmählig gemachten Entdeckungen in der Physik und Astronomie in Verbindung gesezt worden ist. Eine symbolische Sprache und Schrift bereicherte die also entstandene Religion mit immer neuen Mythen; die Verschiedenheit der Gottesverehrung nach den einzelnen Namen, dann der abwechselnde Fortschritt oder Rückschritt der Wissenschaft in den Priesterkollegien und endlich die Einmischung griechischer Vorstellungen in die alte Landesreligion vergrößerten die Verwirrung; und so entstand allmählig das bunte und räthselhafte System, welches wohl zu Herodots Zeiten die ägyptischen Priester selbst nicht mehr zu deuten vermochten, und die Griechen, die allenthalben nur ihre eigenen Götter suchten, noch schlechter erklärten.

Diese Charakteristik der ägyptischen Religion nach ihrem Hauptinhalt genügt dem Zweck der Weltgeschichte; die Aufzählung der einzelnen Mythen und Götternamen überläßt sie den Antiquaren und Philologen. Der Kultus der Aegypter war feierlich, die Tempel prachtvoll, die Feste zahlreich und glänzend. Bei jenem, welches in Bubastus alljährlich zur Ehre der Artemis gefeiert wurde, kamen gegen 700,000 Menschen zusammen. Wir finden Spuren von Menschenopfern. Die Aegypter glaubten die Unsterblichkeit der Seele und Belohnung und Strafe nach dem Tode; doch kennen wir ihre Ideen darüber nicht genau, und wissen nur, daß sie eine fortwährende Theilnahme der Seele an der Erhaltung des Körpers behaupteten, und daß eine Folge dieser Vorstellungen ihre Einbalsamirungen und festen Gräber waren.

Digitized by Google

Von den ägyptischen Priestern und ihrer Macht haben wir oben geredet.

Minder interessant und auch minder bearbeitet als das ägyptische, ist das sabäische Religionssystem, so wie jenes der Phönizier und der Chaldäer. Doch erhellet, daß der Hauptcharakter des sabäischen Systems Verehrung der Gestirne gewesen, und daß es über Arabien und einen großen Theil Vorder- und Mittelasiens geherrscht, bis Zoroasters Lehre sein Gebiet beschränkte.

Die Grundlage des phönizischen Systems — welches aber auch in Syrien und weiter hin galt — war Fetischmus. Mehrere phönizische Gottheiten sind auch in die griechische Mythologie übergegangen.

Die bekanntesten chaldäischen Gottheiten sind Baal, der höchste und, nach dem Begriff der Gelehrten, ein geistiger Gott, Mylitha, deren Dienst so berüchtigt ist, und das böse Wesen Turrach, Gott des Krieges. Die chaldäische Priesterkaste, die durch Macht und Kenntnisse glänzte, wird von den Meisten für einen eingebornen babylonischen Stamm gehalten, welcher später den Namen der erobernden chaldäischen Horde annahm.

Zur Charakterisirung der griechischen Religion mögen folgende Säze dienen:

1) Ihre Grundlage war, wie allenthalben, die Verehrung körperlicher Gegenstände und Kräfte der Natur.

2) Zu dieser Menge von einheimischen Göttern kamen dann noch diejenigen, welche durch fremde Emissäre und Kolonisten, überhaupt durch den Verkehr mit dem Ausland, vorzüglich aus Aegypten und Phönizien, nach Griechenland gebracht wurden. Aber die Griechen nahmen solche fremde Mythen nicht sklavisch an; sie formten sie um, nach ihrer eigenen, lebendigen Denk- und Sinnesart und nach der Natur ihres Landes, setzten sie mit ihren einheimischen Sagen, selbst mit ihren Heldengeschichten in Verbindung und sammelten dergestalt für die Bearbeitung der Dichter einen, zwar chaotisch verwirrten, aber reichhaltigen Stoff.

3) Denn Dichter waren es, welche die griechische Religion veredelten und bestimmten, nicht Priester, nicht Gesezgeber und nicht abstrakte Weise. Gleich weit entfernt vom groben Fetischmus, wie von abgezogener, metaphysischer Lehre, blieben sie der Vorstellungsart ihres jugendlichen, phantasiereichen Volkes getreu, und ihre Mythologie wurde ein lebendiges Gemälde der Natur und der Welt.

4) Schon früher hatten die Griechen, durch ihre rege Imagination getrieben, Himmel und Erde und alle Elemente und Naturreiche mit Göttern bevölkert. Wo sie Kraft und Bewegung

Digitized by Google

sahen, da dachten sie sich Leben und, weil sie überall sich selbst erblickten, ein menschenähnliches Leben. — In keiner Religion hat so unbeschränkt, wie in der griechischen, der Anthropomorphismus geherrscht. Alle einheimischen, alle fremden Götter machten sie zu Menschen, alle Götterbilder mußten menschliche Gestalten seyn, alle symbolischen Lehren wurden in menschliche Geschichten gekleidet, alle ausgezeichneten Menschen wurden vergöttert.

5) In Uebereinstimmung mit dieser Eigenheit der griechischen Imagination, und blos auf Veredlung ihrer bis dahin rohen Gebilde bedacht, schufen die Dichter jene zauberische Mythologie, in die sie den ganzen Reichthum der Natur und des Lebens, der Geschichte und der Wissenschaft, der Phantasie und des Herzens verwebten. Es herrscht in diesen Schöpfungen ein so eigener, lieblicher Geist, daß sie, so verwerflich sie auch der kalten Vernunft in religiöser und rein moralischer Rücksicht erscheinen, dennoch wegen ihres ästhetischen und sentimentalen Werthes das Vergnügen der Gebildeten aller folgenden Geschlechter geblieben sind.

6) So viele Götter, und von so verschiedener Natur, machten auch eine große Mannigfaltigkeit von Gebräuchen, von Festen, Gebeten und Opfern nöthig, um Jeden nach seiner Art zu gewinnen. Die fromme Stimmung der Griechen trieb sie — ohne positiven Zwang — zu zahlreichen öffentlichen und Privatgebeten; fast jede Handlung ihres Lebens war von religiösen Gebräuchen begleitet, überall ertönten Orakel, allenthalben stieß man auf Zeichen oder Zeichendeuter, und wenige Tage vergingen ohne Reinigung oder Expiation. Die meisten Verrichtungen der Staatsgewalten wurden durch gottesdienstliche Ceremonie geheiligt und politische Einsezungen, wie die berühmten Kampfspiele, durch eben dieselben mit der Religion in innige Verbindung gebracht. Es gab eine außerordentliche Menge von Tempeln, heiligen Hainen und Hausaltären, und allenthalben stieg der Rauch von Opfern empor. Es gab selbst Fälle, wo der Fanatismus der Priester Menschenopfer verlangte, und das edelste Blut auf den Altären rann. Doch waren die griechischen Priester weder eine erbliche Kaste (einige Priesterwürden jedoch waren Eigenthum gewisser Geschlechter), noch machten sie einen geschlossenen Stand aus (denn sie blieben Bürger, traten in Staatsämter über, oder versahen dieselben nebst dem Priesterthum); auch hingen die Priester verschiedener Tempel unter sich nicht zusammen, und hatten daher alle zusammen nicht, sowie im Morgenlande, ein gemeinschaftliches, den Laien durchaus feindseliges Interesse und keine so hohe Macht und Würde, daher auch weniger Stolz und Anmaßung.

Die Religionen, die wir bis jezt aufführten, gründeten sich insgesammt auf Sagen und Gebräuche von verschiedenem Ursprung und geringem Zusammenhang und auf die von Dichtern oder Priestern hinzugethanen Meinungen und Lehren, welche wohl, durch ihr Alter und ihren Gegenstand ehrwürdig, zum Theil auch durch Hieroglyphen- oder Buchstabenschrift fixirt, und einem gelehrten Stand zur Erhaltung vertraut, aber doch in kein eigentlich heiliges Buch eingetragen, nicht authentisch gesammelt, und daher immer dem Wechsel und einer freien Erklärung unterworfen waren. Wir gehen nun zu den Systemen über, welche wesentlich auf der Schrift und dem Schrift-Glauben beruhten, nach der Meinung des Volkes von übermenschlichen oder doch begeisterten Lehrern herrührten, und, mit solcher höheren Autorität versehen, den Glauben mächtiger zu beherrschen, und viele Jahrhunderte hindurch sich gleichförmig zu erhalten vermochten.

Das sinesische Religionssystem gehört in diese Klasse. Aber wir kennen es nicht genau. Denn in seinen heiligen Büchern (sie heißen Kings) sind gerade die Stellen, welche von religiösen Dingen handeln, unverständlich oder räthselhaft, und es haben die Jesuiten sie offenbar zu günstig gedeutet. So viel ist erkennbar, daß diese Religion zwar, wie die übrigen, vom Fetischmus ausgegangen, aber durch die Lehren einzelner Seher schon frühe veredelt worden, so, daß man das Ganze (Tien, später Schang-ti, war sein Name) als den ersten Gott, und die einzelnen Naturkräfte und Theile nur als Untergottheiten verehrte. Man hatte nebst den natürlichen auch künstliche Fetische, selbst Götterbilder, viele Tempel, feierliche Gebräuche und Priester. Die heiligen Bücher, über deren Ursprung ein undurchdringliches Dunkel liegt, und die im Laufe der Zeiten manche Verfälschung, besonders durch ihre Wiederherstellung nach einem allgemeinen Bücherbrand, erfahren haben, enthalten verschiedene Bestimmungen für den Gottesdienst und, neben vielen abenteuerlichen Geschichten und Lehren, doch auch einige Spuren davon, daß ein Theil der sinesischen Weisen — jedoch ohne daß ihr Glaube auch Volksglaube wurde — schon sehr frühe einen von der erschaffenen Welt unterschiedenen, schaffenden und erhaltenden Gott erkannt habe. Konfuzius, der große Lehrer der Sinesen, und der als Verbesserer oder Erneuerer der Landesreligion noch h. z. T. von seinem Volke verehrt wird, hatte ohne Zweifel dieselbe Höhe erschwungen, wenn er auch nicht im Stande war, die Volksmassen auf die gleiche Höhe zu heben.

Der Einfluß dieses großen Mannes blieb auf sein Vaterland beschränkt; Zoroaster (oder Zerdusht), der Lehrer der ma-

Digitized by Google

gischen Religion, hat über die Grenzen des seinigen gewirkt. Auch Er war nicht Stifter, nur Verbreiter und Reformator seiner — der medischen — Landesreligion, und vielleicht mehr der Redakteur als der Urheber des Zendavesta oder lebendigen Wortes.

Nicht unter dem Perserkönig Darius Hystaspis, wie man früher aus schwachen Gründen vermeinte, sondern 100 Jahre früher, unter einem medisch-baktrischen Könige, Gustasp (wahrscheinlich Cyaxares I.), trat Zoroaster auf unter den Magiern, der alten Priesterkaste des Landes, in Nordmedien (Aderbeidschan), wo das ewige Feuer brennt, welches noch jezt den Parsen (Feueranbetern) als Emblem der Gottheit gilt. Hier und jenseits des kaspischen Meeres, in Baktra, wo König Gustasp thronte, predigte er gegen die — in die magische Kirche eingerissenen — Irrthümer, sowie gegen das allgemeine Verderbniß seiner Zeit, und, indem er die Lehre erneuerte, welche einst Ormuzd selbst dem großen König Djemschid geoffenbaret, gab er ein Gesez, dessen Grundlage religiös, der Hauptinhalt aber politisch und moralisch ist.

Hiernach gibt es ein höchstes, geistiges Wesen, Zeruane Akerene (Zeit ohne Beschränkung), welches durch Honover (das schaffende Wort) zwei andere göttliche Wesen, ein gutes und ein böses, Ormuzd und Ahriman, hervorgebracht hat. Diese Zwei sind die Urheber der übrigen Geister und der Körperwelt, und darin, jedes nach seiner Natur, die Quelle alles Guten und alles Bösen. Ormuzd mit sechs andern Amschaspands, sind die Fürsten des Lichts; sie bilden die erste Ordnung der himmlischen Geister. Unter ihnen stehen die Izeds, Vorsteher der Elemente und Naturtheile, die Genien von allem, was gut ist. Diesen guten Geistern steht gegenüber Ahriman mit sechs andern Dews, die Fürsten des Bösen, und eine Menge niederer Dews, die von den erstern abhängen. Zu Ormuzds Reich gehört auch in der Körperwelt alles, was unter Menschen, Thieren und Pflanzen und in der gesammten Natur gut, rein und nüzlich ist; was aber bös, unrein und schädlich ist — zu Ahrimans Reich. Der treue Diener des Ormuzd wird also rein und wohlthätig in seinem Sinn und Wandel seyn; er wird Ormuzds Reich durch Erzeugung und Erziehung guter Kinder, durch Pflege nüzlicher Thiere und Gewächse, durch Verbesserung des Bodens u. s. w. auszubreiten, und durch Vertilgung dessen, was schädlich und unrein ist, seines Feindes Ahriman Reich zu schmälern suchen. Er wird seinen Körper emsig durch Bäder reinigen und seine Seele durch Gebet, ein uneigennüziges Gebet für alle Diener des Ormuzd. Auf hohen Bergen, vom reinen Aether umgeben,

Digitized by Google

oder vor dem heiligen Feuer, dem würdigsten Symbol der Gottheit, wird man dieses verrichten, oder wenigstens sein Antlitz dabei zur Sonne wenden. Wer dieß Alles erfüllt, dessen Seele wird auf ätherischen Schwingen in's Lichtreich zum lächelnden Ormuzd getragen; die Seele des Bösen flieht zitternd in's Reich der Finsternis, wo der schreckliche Ahriman thront. Doch ist ein Ziel ihrer Qual gesezt, und eine Zeit kömmt, wo alles Böse gut wird, selbst Ahriman und die Dews, und wo nur ein Reich mehr besteht, das Reich des Ormuzd.

Zu Bewahrern dieser Lehre, zu Vermittlern zwischen Menschen und Gott, zu Gehilfen des Königs in seinem Reich, als Räthe und Richter wurden die Magier, Medens alte Priesterkaste, als sie nach einigem Widerstand Zoroasters Wort erkannten, neuerlich, jedoch mit verbesserter Verfassung, eingesezt. Ihre Eintheilung in die drei Klassen des Herbeds (Lehrlinge), Mobeds (Meister) und Destur Mobeds (vollendete Meister) mußte die innere Ordnung des Standes beförderr. Seine Glieder waren sehr zahlreich. Alle standen unter der Leitung des Archimagus, der zu Baktra residirte, und für Zoroasters Nachfolger galt.

Vermuthlich schon durch Cyrus ward der Dienst Ormuzds persische Hofreligion und wohl auch jene des edlen Stammes der Pasargaden. Die übrigen Stämme scheinen großentheils bei ihrer alten Landesreligion verharrt, und überhaupt viele Begriffe und Uebungen aus derselben in das magische System übergegangen zu seyn. Hieraus und aus der Geneigtheit der Griechen, alles Fremde nach ihrem Einheimischen zu modeln, erklärt sich die Abweichung derselben unter sich selbst und von den parsischen Glaubensbüchern, in der Darstellung des Magismus und der Lehre Zoroasters.

Die Religion des alten Indien, dieses so frühe bevölkerten und wohl unter allen zuerst kultivirten Landes, würde wohl, wenn wir sie genauer kennten, ein mächtiges Licht auf den Ursprung der Religionen überhaupt und auf die Abstammung und Verwandtschaft der religiösen Ideen bei den meisten Völkern werfen. Allein leider verlassen uns hier unsere vorzüglichsten Führer in der alten Geschichte, die Griechen, und wir sind, einige unbedeutende Notizen abgerechnet, auf die einheimischen Sagen Indiens und seine heiligen Bücher beschränkt. Dieselben heißen überhaupt Bedams, und die vier vorzüglichsten — die vier Schriften göttlicher Worte des mächtigen Geistes genannt — sollen von Brama selbst aus der göttlichen Sprache in das Sanscrit übertragen seyn; aber in ihren Text und in dessen Erklärungen schlichen sich so viele Verfälschungen und Varianten ein, daß eine zuverlässige Darstellung kaum möglich ist.

Digitized by Google

Die Hauptlehren sind ungefähr die nachstehenden: Ein höchster geistiger Gott, unerschaffen und unendlich, ist das Urwesen, woraus Himmel und Erde, Götter und Menschen und alle vorhandenen Dinge entsprungen sind. Nach Einigen wird dieses Wesen Achar (das Unbewegliche, Beharrliche, Ewige), nach Andern Karta, Parabrama, Parawastu genannt. Von diesem höchsten Gott fiel ein Theil der durch ihn geschaffenen Geister unter Moisafurs und Rhabuns Anführung ab, wurde besiegt und zur Strafe in die Körper von Menschen und Thieren gebannt. Durch solche Büßung mögen die bösen Geister gereinigt, und abermals selig werden; aber viele bleiben böse und Verführer der Menschen. Zu diesen Menschen nun — welche anfangs von ungeheurer Größe und Lebensdauer gewesen, an beiden aber nach und nach, und zwar in bestimmten Epochen (sie werden durch die fortgehende Abnahme der Unschuld und des moralischen Werthes charakterisirt), zum heutigen Maße herabgesunken — steht die höchste Gottheit — die unerforschliche — in keinem unmittelbaren Verhältnisse. Aber es sind von ihr drei andere Wesen ausgegangen, welche in ihrer Vereinigung (Trimurti) die Summe aller göttlichen Kräfte enthalten. Brama, Wischnu und Schiwen heißen diese göttlichen Wesen, deren geheimnißvolle Natur den Anlaß zu den heftigsten religiösen Fehden gegeben. Es hat sogar jedes derselben seine besondern Anhänger, die sich gegenseitig hassen, verfolgen und in heiligen Kriegen bekämpfen. Sonst schreibt auch die Mythe jeder dieser drei Gottheiten verschiedene Kräfte und Thaten und auch besondere, von ihnen abstammende Göttergeschlechter zu. Die erste, Brama, hat, wie wir oben erwähnten, aus den Theilen ihres Leibes die Stammväter der verschiedenen indischen Kasten gebildet. Die zweite, Wischnu, ist zum Heil der Menschen — theils in menschlicher, theils in anderer Gestalt — zehnmal auf die Erde gekommen; sie hat den mächtigen Gott Indra gezeugt und ihren Priestern die Macht verliehen, jeden Körper, worunter man sie vorstellen will, durch die Weihung in ihre wahre Person zu verwandeln. Schiwen, die dritte Gottheit, ist die räthselhafteste von allen. Denn, wiewohl sie der Zerstörer heißt (vermuthlich nur deßwegen, weil sie durch ihre höhere Macht alle andern überwältigt), so ist sie doch zugleich die alles erzeugende Kraft, und wird durch den Lingam vorgestellt. Auch die Sonne ist ihr Emblem, und es brennt ihr zur Ehre auf einem indischen Berge ein ewiges Feuer. Sie hat, so wie Brama und Wischnu, viele andere Götter hervorgebracht, und unzählige Untergötter in ihren Diensten.

Charakteristisch in der indischen Religion ist endlich die Lehre

Digitized by Google

von der Seelenwanderung, wornach die Geister in ihrem Aufenthalt in verschiedenen thierischen und menschlichen Körpern gereinigt und auf diese Weise der Gottheit, von welcher sie ausgegangen, wieder näher gebracht werden. Dieselbe hat, theils weil sie dem gemeinen Verstande durch ihre Faßlichkeit sich empfiehlt, theils weil sie zur Scheu des Blutvergießens und überhaupt zur Sänftigung des Charakters führt, den Beifall mehrerer Philosophen des Alterthums und selbst der neuern Zeit erhalten, und ist wohl die Grundlage des in verschiedenen Gestalten über einen großen Theil von Asien und auch über Griechenland ausgebreiteten Emanationssystems gewesen.

Von den übergroßen und erblichen Vorrechten der Braminen — oder indischen Priester — haben wir schon oben geredet. Wir bemerken hier blos, daß außer den eigentlichen Priestern, deren Amt in Erklärung der heiligen Bücher und Besorgung des Gottesdienstes besteht, in Indien von jeher noch eine große Anzahl von Mönchen hause, deren schon die griechischen Schriftsteller erwähnten, und die zum Theil durch ihre strengen Bußübungen und ganz unsägliche Peinigung des Leibes die ascetische Heiligkeit der berühmtesten unter den christlichen Anachoreten übertreffen.

Wir kommen endlich zur hebräischen Religion, welche als die reinste in der alten Welt, und als die Grundlage der weitherrschenden christlichen Lehre, die Aufmerksamkeit des Welthistorikers vorzüglich auf sich zieht.

Wenn wir den hohen Vorzug der hebräischen Religionsbegriffe vor jenen aller alten Völker betrachten (denn nur von den Hebräern wissen wir, daß auch der Volksglaube einen einzigen, höchsten Gott, von geistiger Natur und also unfähig einer bildlichen Darstellung, Schöpfer und moralischen Weltregierer erkannt habe), wenn wir die ununterbrochene Fortpflanzung dieser Begriffe vom ersten Ursprung des Volks bis in seine lezten Zeiten bedenken, und die Kette wunderbarer Ereignisse überschauen, wodurch ihm die Selbstständigkeit und der unverfälschte Glaube der Väter erhalten ward, so drängt sich uns die Idee auf, daß, da die vom Menschengeschlecht gleich bei seinem Ursprung als sein kostbarstes Angebinde verliehenen religiösen Begriffe nothwendig im Laufe der Zeiten, bei der Zerstreuung und Verwilderung der Stämme und bei den Bedrängnissen der noch ungebändigten Natur und der schlecht organisirten Gesellschaft durch Gedankenlosigkeit, Leidenschaft und Trug mußten verunstaltet werden, die Vorsehung, als welche die Erziehung des Menschengeschlechtes nach Naturgesezen geordnet, die Ereignisse dahin gelenkt habe, daß jene heiligen und ältesten Ueberlieferungen bei einem Stamme rein erhalten und fortgepflanzt würden, um aus demselben einst

Digitized by Google

unter günstigen Umständen, und wenn die reifer gewordene Menschheit zu ihrer Wiederaufnahme geeigneter wäre, unter sie in vollendeter Gestalt erleuchtend und veredelnd hervorzugehen. Daß die Verehrung Jehovahs in ihrer Reinheit erhalten und mittelst derselben den Juden die Selbstständigkeit bewahrt würde, war der hohe Zweck der mosaischen Gesetze. Deßwegen, und weil sie insgesammt im Namen Gottes ertheilt wurde, gehören sie alle — auch die ihrem nähern Zwecke nach politisch und bürgerlich oder diätetisch sind — zur Religionsverfassung der Hebräer. Der Lehrsätze waren wenige, und Moses suchte, ohne Formeln, als welche leicht zu todten Lauten werden, ohne Bilder, weil es keine der Gottheit würdige gibt, blos durch Gebräuche, welche die geheimnißvolle Majestät eines unsichtbaren Gottes andeuteten und in das Gemüth die Schauer der Anbetung goßen, durch Feste, welche die Erinnerung an die göttlichen, für Israel gewirkten Wunder erhielten (und das Gefühl der Nationalverbindung verstärkten), endlich durch eine Priesterkaste (was offenbar ägyptisch war), deren Vortheil mit der Herrschaft des Jehovahdienstes zusammenhing, die Erhaltung der alten Lehre in ihrer Reinheit, Würde und Kraft zu bewerkstelligen.

Es ist natürlich, daß die Israeliten, so lange sie Nomaden blieben, ihren Gottesdienst in einem Gezelte (der Stiftshütte), worin das Gesez in einem kostbaren Behältniß (der Bundeslade) bewahrt wurde, verrichteten. Als nachmals die Juden an feste Size gewöhnt und wohlhabend wurden, baute Salomo den berühmten Tempel, welcher in diesem Zeitraum (die schismatischen Bethäuser zu Dan und Bethel ausgenommen) auch der einzige blieb und den Juden ein neues Band der Vereinigung war.

Ungeachtet mancher Abänderungen und spätern Zusäze zum mosaischen Gesez, ungeachtet der öftern Hinneigung der Juden zum Heidenthum, ungeachtet mannigfaltiger Umstaltungen der politischen Form, blieb gleichwohl die Grundlehre im Ganzen herrschend, und die babylonische Gefangenschaft erhöhte noch den Eifer ihrer Bekenner.

Moses, der die Majestät des höchsten Gottes so laut verkündete und dessen moralische Gebote so dringend einschärfte, hat, und allerdings ist dieses schwer zu erklären, von der Unsterblichkeit der Seele geschwiegen. Der erst nach der babylonischen Gefangenschaft erscheinende Eifer für diese Lehre gründet sich nicht auf die Schrift, sondern blos auf Ueberlieferung. Ohne Zweifel steigt auch diese Ueberlieferung in das höchste Alter hinauf; denn es scheint die Erkenntniß eines allmächtigen Gottes und moralischen Gesezgebers unverträglich mit dem kleinmüthigen Glau-

Digitized by Google

ben der Vernichtung. Und sollte wohl den oftmals bedrängten Hebräern jene tröstende Aussicht verschlossen gewesen seyn, woran ihre ägyptischen Tyrannen gewiß, und wahrscheinlich selbst die rohen Nachbarn Kanaans sich erhoben?

Das Christenthum.

Das Fortschreiten der Philosophie und der Wissenschaften in Griechenland, so wie die Ueberhandnahme der Sittenlosigkeit und der Verbrechen in Rom untergrub die Altäre, und machte den Dienst der schwachen Götter zu einer leeren Form ohne Eindruck und Heiligkeit. Die Philosophen, jeder auf seine Weise, suchten in ihrer Vernunft die Beruhigung, welche die hesiod'schen Fabeln nicht geben konnten. Vielfach unter einander getheilt durch ihre selbstgeschaffenen Theorien, kamen sie doch alle überein in Verachtung der Volksreligion, deren Säze und Gebräuche sie gleichwohl, der öffentlichen Ordnung willen, im Aeußern befolgten.

Auch das Volk wurde allmählig an seinen Göttern irre, und wandte sich mißtrauisch von den Altären; es drang durch alle Klassen der Gesellschaft die geheime Meinung von der Ohnmacht der Götter. Der Trostlosigkeit solcher Gemüthsstimmung zu entrinnen, versuchten die edlern Seelen den Aufschwung zur erhabenen stoischen Lehre; gemeine Menschen stürzten sich in noch gröbern Aberglauben und vollendeten Unsinn. Der Gottesfunke der Religion, um nicht völlig zu erlöschen, bedurfte einer durchaus neuen Belebung.

Aber auch bei demjenigen Volk, welches den Keim der uralten Anbetung in reinerer Ueberlieferung bewahrte, war gleichzeitig das Bedürfniß einer neuen Gestaltung fühlbar geworden. Moses Gesez war allmählig veraltet. Unter ausländischer Oberherrschaft und, nach wiederhergestellter Selbstständigkeit, bei dem immer sich erweiternden Verkehr mit mächtigen und kultivirten Reichen, und der Anlegung jüdischer Kolonien im Ausland, war eine Fortbewegung mit dem allgemeinen Zeitgeist, und das Vertauschen der alten Einfalt mit gefährlicher Verfeinerung unvermeidlich. Zugleich bildeten sich feindselige Sekten unter den Juden, deren gegenseitige Erbitterung zum Mißverständniß oder zur Verunstaltung des Sinnes der alten Bücher und Ueberlieferungen führte. Auf den Samaritanern, welche noch immer auf Garizim ihren eigenen Tempel hatten, ruhte, als auf Irrgläubigen, der gemeinschaftliche Haß der ächten Juden. Diese wurden durch die widerstreitenden Lehren der Pharisäer (Pharishim, Elferer) und Sadducäer (Zadikim, Gemäßigte) verwirrt. Denn die Sa-

Digitized by Google

ducäer (sie bestanden aus den Vornehmern und Reichern) hielten sich ausschließend ans geschriebene Gesez und dessen buchstäblichen Sinn, befolgten die Pflichten des Menschen und Bürgers und übten humane Duldung, aber sie verwarfen die Unsterblichkeit der Seele oder die Belohnungen und Strafen nach dem Tode, die Engel und Geister, die Vorherbestimmung und andere Lehren, welche die Pharisäer theils unter dem Ansehen der Tradition, theils als allegorische Deutung der Schrift dem Buchstaben des Gesezes hinzugefügt hatten. Verschiedenes davon stammte aus morgenländischen Begriffen, mit welchen die Juden schon während der babylonischen Gefangenschaft vertrauter geworden. Ueber solchen Neuerungen sowohl, als über der alten Lehre, am meisten über Ceremonien und Gebräuchen, hielten die Pharisäer, die wegen ihrer frommen Außenseite bei der Menge in Ansehen standen, mit der unnachgiebigsten Strenge, ohne alle Rücksicht auf die geänderten Verhältnisse, und häufig statt des Kerns die Schale, statt des Geistes den Buchstaben festhaltend. *

Es näherte sich die Zeit, wo, der Voraussagung Moses und der Propheten gemäß, Israel ein Retter erscheinen würde. Das Volk, an irdischen Interessen hängend, begehrte einen zeitlichen Messias, welcher Davids Thron in vermehrtem Glanz wiederherstellen, und die Juden über alle Nationen der Erde erhöhen sollte. Im Sinne der Weissagungen lag, daß derselbe die alte, heilige Lehre in unverhüllter, vollendeter Gestalt, und nicht mehr für die Juden allein, sondern für die ganze, ihrer jezt empfänglich gewordene, Welt verkünden würde.

Der Messias erschien. Fast vier tausend Jahre nach der Schöpfung (3983), und (wie gewöhnlich bestimmt wird), 753 nach Erbauung Roms, wurde zu Bethlehem in Judäa von einer Tochter des erniedrigten Hauses David, Jesus Christus geboren, der Heiland der Welt, der göttliche Lehrer der Menschen. Nachdem er in bescheidener Gestalt, aber in übermenschlicher Weisheit, Erhabenheit und moralischer Kraft unter den Sterblichen gewandelt, überließ er den Auserwählten unter seinen Jüngern die Fortführung des von ihm begründeten Werkes; und diese — an sich gemeine, einfältige Männer, aber durch den Geist des Meisters geleitet — streuten den Samen, woraus allmählig, in stillem Gedeihen und unbegrenzter Fortsezung, die schönsten Blüthen der Humanität, die herrlichsten Früchte der Erkenntniß und Tugend unter den Völkern der Erde hervorgehen sollten.

* Minder wichtig als diese beiden Hauptsekten waren die Essäer, eine Schaar mystischer Schwärmer, die in abgeschiedener Stille Selbstverläugnung und Abtödtung der Sinne übten, um Gott wohlgefälliger als andere Menschen zu werden.

Digitized by Google

In ein paar hundert Jahren war die christliche Religion von den Ufern des Ganges bis an's atlantische Meer ausgebreitet; in den meisten Ländern völlig siegreich, in den andern wenigstens aufkeimend, und täglich festere Wurzeln schlagend. Eine Unermeßlichkeit der Folgen — an Zahl und Umfang — floß daraus hervor. Die Entstehung des Christenthums ist einer der Hauptringe, woran die ganze Kette aller nachfolgenden Bestimmungen der Menschen hängt.

Welches sind nun die Ursachen dieser wunderwürdigen Umwälzung? — Wodurch erhielt das Christenthum den Sieg in Ost und West, bei rohen, wie bei den verfeintesten Völkern, und wodurch seine unerschütterliche Begründung für alle Folgezeit? —

Ursachen seiner Ausbreitung.

I. Wer mag verkennen, daß die innere Vortrefflichkeit der Lehre, in Ansehung welcher mit den heidnischen Religionen gar keine Vergleichung stattfindet, die erste und wichtigste dieser Ursachen sey? —

Zwar einige ihrer Vorzüge, zumal die Hauptlehre von einem einzigen und geistigen Gott, Urheber und moralischen Regierer der Welt, sind auch dem mosaischen Gesez eigen. Aber viel reiner und bestimmter in solchen Ideen, viel erhabener und eindringlicher in moralischen Geboten und ihrer Sanktion ist das Evangelium. Die Aussicht auf Vergeltung jenseits des Grabes, von welcher Moses schwieg, ist hier in's hellste und tröstlichste Licht gestellt, die Vernichtungsgedanken sind aufgehoben, die kühnste Hoffnung der Vernunft durch positive Autorität befestigt und den Ungerechtigkeiten des Schicksals ihre niederschlagende Kraft benommen. Zudem war Vieles in Moses Gesez blos temporär und lokal, Vieles nur Ceremonie, zum Theil Hinweisung auf den künftigen Messias. Dieses Gerüstwerk wurde weggenommen durch Jesus, der nur die ewigen und allgemeinen Wahrheiten einschärfte, nur die Besserung des Herzens gebot, und die Pflichten der reinsten Humanität. *

Zudem ist die christliche Religion allein geeignet, eine allgemeine zu werden. Ihre Lehren welche keine lokalen Gottheiten, sondern einen allgemeinen Gott zur Verehrung aufstellt,

* Nur wenige sinnliche Religionshandlungen rühren in ihren Einsezung von Jesus her. Nicht minder einfach ist, was er von den Aposteln und Jüngern, als Priestern seiner Kirche, anordnete. Da jedoch die reinsten Beweggründe bei der Menge selten die wirksamsten sind, so hat die spätere Vermehrung der Ceremonien und die Erhebung des Clerus, wiewohl das Christenthum durch beides verunstaltet ward, dennoch dessen weite Ausbreitung befördert.

keine Heiligshaltung oder Vertilgung gewisser Pflanzen und Thiere, keine klimatische Diät vorschreibt, die Polygamie nicht gestattet, welche nicht Krieg befiehlt, nicht Triumphe, nicht Herrschaft verheißt, sondern die Gleichheit aller Menschen und Völker ausspricht, allgemeine Liebe, Frieden und Duldung predigt — sie allein kann, so wie die Vernunft selbst und die Humanität — Gemeineigenthum, allumschlingendes Band für die Menschen werden.

II. Diese göttliche Lehre wurde von den früheren Christen rein aufgefaßt, standhaft bekannt und eifrigst durch Wort und That verkündet. Nicht nur in Behauptung ihres Gesezes, gleich den Juden, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, sondern zumal in Ausbreitung desselben zeigte sich der Eifer der Christen. Es schien Religionspflicht, allen Menschen mitzutheilen, was für Alle verkündet war. Jeder Bekehrte wurde auch Apostel der Lehre, in engern oder weitern Kreisen, je nach eines jeden Verhältniß oder Kraft. Viele aber (und noch bei den spätesten Missionarien ist solcher Eifer kenntlich) machten die allgemeine Verpflichtung sich zum besonderen Lebensgeschäft, trugen das Evangelium zu fernen Völkern, nicht achtend Mühe und Gefahr, trozend den Feindseligkeiten der Natur und der Menschen.

Auch wurde der Eindruck ihrer Lehre durch das Beispiel verstärkt. Die ersten Christen erbauten die Heiden durch das Schauspiel eines schuldlosen, tugendhaften Wandels unter allem Verderbniß der damaligen Welt. Die reinen Sitten der Christen, ihre Eintracht und gegenseitige Liebe, ihre Freigebigkeit (häufig wurde sogar eine völlige Gütergemeinschaft eingeführt), ihre stille, harmlose Weise, alle diese schönen Früchte der noch unverdorbenen Lehre, sprachen mit eindringlicher Stimme das Gemüth der bessern Menschen an, und bahnten den Weg zur Ueberzeugung.

Aber minder günstig wurde von den Obrigkeiten und den Kaisern die neue Lehre betrachtet; und es erregt unser gerechtes Befremden, die Grundsäze der Toleranz, welche sonst im römischen Reich mehr als in irgend einem andern und für alle Religionen galten, nur in Ansehung des Christenthums beseitigt, und die Bekenner desselben — nicht etwa blos von tyrannischen, sondern meist von den besten und einsichtsvollsten Kaisern — verfolgt zu sehen. Aber die verschiedenen Religionen, welche sich unter der römischen Herrschaft der Duldung erfreuten, übten solche Duldung auch gegenseitig aus, und beruhten mit der herrschenden Lehre auf demselben Grunde. Die Christen dagegen (und so auch die Juden, weßwegen auf diesen ein ähnlicher Haß lag) hatten nicht nur eine eigene Gottesverehrung, sondern sie erklärten zugleich gegen alle übrigen, zumal gegen jene des herrschenden

Volkes, eine beleidigende Verachtung und einen wirklich feindseligen Abscheu. Ja, die Christen führten sogar durch Wort und That einen förmlichen Krieg gegen das Heidenthum. Zudem konnte der grelle Kontrast, den ihre Lehre mit den herrschenden Nationalbegriffen und Gebräuchen machte, nicht anders als mißfällig seyn. Ja, der Widerstreit des Christenthums mit denjenigen Grundsäzen, welche das Glück und die Herrschaft Roms vorzüglich befördert hatten, und noch fortwährend zu verbürgen schienen, rechtfertigte nicht nur dessen Unterdrückung vor dem Richterstuhl der Politik, sondern forderte sie.

Indessen fehlt viel, daß die gesunde Kritik eine so große Zahl von Märtyrern annehmen könne, als gewöhnlich von beschränkten oder auch absichtlich übertreibenden Schriftstellern auf die Autorität eben so verwerflicher Zeugnisse angegeben wird.

Die erste angebliche Christenverfolgung ist jene des Wütherichs Nero, von welcher jedoch gezweifelt wird, ob sie wirklich die Christen, oder eine andere, in der That verworfene, jüdische Secte, welche gleichfalls den Namen der Galiläer führte, getroffen habe, und die sich übrigens auf eine kurze Zeit und auf den Umfang der Hauptstadt beschränkte. Die Verfolgung Domitians war eben so vorübergehend, und in Ansehung der Gründe zweifelhaft. Der edle Trajan ordnete ein regelmäßiges Verfahren gegen die Christen an, gegen welche, wie aus den Zweifeln des jüngern Plinius zu schließen ist, bis dahin noch kein allgemeines und bestimmtes Gesez ergangen war. Die Verfügung Trajans zeigte eine durch Menschlichkeit gemilderte, wenn gleich aus Staatsursachen nicht gänzlich aufgegebene Strenge. Hadrian und die Antonine folgten seinen Grundsäzen. Aber Commodus, von seiner Beischläferin Marcia geleitet, war den Christen günstig. Severus, jedoch erst spät, schärfte die Verfolgung. Seiner Nachfolger Gesinnung war ungleich. Insbesondere liebten Alexander Severus und Philipp die Christen. Maximinus mißhandelte sie wie die übrigen Bürger. Aber Decius, abermals ein lobenswürdiger Kaiser, erneuerte die Verfolgung. Dasselbe that Valerianus. Von Gallienus bis auf Diocletian genoß die Kirche einer fast ungestörten Ruhe. Auch dieser war anfangs den Christen hold. Aber der Cäsar Galerius, der sie persönlich haßte, und die Zudringlichkeit der heidnischen Eiferer, welche aus dem aufstrebenden Gedeihen des Christenthums Besorgnisse für ihre eigenen Altäre schöpften, vermochten den weisen Kaiser zu einer strengeren Verfolgung, als alle früheren (303). Doch wurde sie nicht im ganzen Reiche, zumal in den Provinzen des Constantius nicht, in Vollzug gesezt, und Galerius selbst schenkte den Christen seine Gnade wieder.

Nach einer abermaligen Verfolgung durch Maximinus Daza wurde endlich das Christenthum (313) durch das von Constantin und Licin gemeinschaftlich erlassene mailändische Edikt in dieselben Rechte, wie die heidnischen Religionen eingesezt und eine allgemeine Gewissensfreiheit verkündet.

Doch wie streng man sich immer die Verfolgungen denke, so bleibt gewiß, daß sie den Fortgang des Christenthums nicht nur nicht aufgehalten, sondern vielmehr ihn befördert haben. Jede Hinrichtung wirkte mehr als die beredteste Entwicklung der Lehre, und es ist mit Wahrheit gesagt worden, „daß das Blut der Märtyrer der fruchtbarste Same gewesen sey zur Vermehrung der Bekenner.“ Die einzige Verfolgung, die wahrhaft gefährlich hätte werden können, war jene des abtrünnigen Julian. Derselbe bediente sich des Schreckens und der Gewalt viel weniger, als des Spottes und der Geringschäzung. Er legte es auf Untergrabung der Mauern an, die dem förmlichen Sturme trozten. Doch auch diese Verfolgung beugte die Standhaftigkeit der Christen nicht.

III. Die damalige Weltlage und die ganze Folge der Ereignisse begünstigten auf fast wunderbare Weise das Christenthum.

Die innere Baufälligkeit der veralteten römischen Religion unterstüzte die Wirksamkeit des äußern Angriffs, und es wurde der Sieg des Christenthums erleichtert durch den Mangel an Eifer und Verbindung unter den römischen Priestern. (In Persien z. B., wo der Stand der Magier für die Erhaltung der alten Lehre stritt, machten die Christen unvergleichbar geringere Fortschritte.) Die ungeheure Ausdehnung des römischen Reiches, der wohlgeordnete Zusammenhang seiner Provinzen und der durch die trefflichsten Anstalten beförderte gegenseitige Verkehr öffneten der christlichen Lehre ein unermeßliches Feld und die gebahntesten Wege zur Ausbreitung. Auch die Gleichförmigkeit der Sprache erleichterte die Mittheilung. Der Beredsamkeit der Lehrer kam endlich noch der allgemeine Wunderglaube zu Hilfe, welche von jeher in der heidnischen Welt geherrscht und durch den schwankenden Gewissenszustand sowohl, als durch die bedrückte Lage der Völker noch an Stärke gewonnen hatte. Es kam die Meinung auf von der Wundergabe der christlichen Kirche und ihrer vorzüglichsten Glieder. Die Kirche selbst verschmähte nicht — besonders in spätern Zeiten —, hiervon einen guten Gebrauch zur Ueberzeugung Derjenigen zu machen, die nur für solche Gründe empfänglich waren, und kaum war ein günstigerer Schauplaz der Wunderthätigkeiten möglich, als die damalige, von Dämonen, Traumgesichten und Weissagungen beherrschte, römische Welt.

Digitized by Google

Geräuschlos, aber schnell, vermehrte sich also die Zahl der Bekenner, und die Kirche war fest begründet, bevor sie die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Der Druck, den sie von jezt an erfuhr, diente nur, den Eifer rege zu erhalten, und die allgemeine Bedrängniß der nachfolgenden Zeiten gab ihm weitere Nahrung. Verschiedene Kaiser wurden durch besondere Umstände zu Gönnern des Christenthums gemacht und die Verfolgungsedikte der übrigen bald durch Gutmüthigkeit, bald durch Sorglosigkeit der Kaiser selbst oder der Statthalter gemildert.

Endlich erwachte zwar der lange schlummernde Eifer der gekränkten und selbst durch Hohn zum Widerstand aufgeforderten Diener des Heidenthums. Sie traten in engere Verbindung, und rüsteten sich zum ernstlichen Kampf. Die diocletianische Verfolgung war der Sturm, der aus so drohenden Wolken hervorbrach; aber die bereits erstarkte Kirche trozte dem Sturm. Auch verflossen nur 10 Jahre von dem strengen nikomedischen Edikt bis zu jenem von Mailand. Später trat der kluge Constantinus völlig zum Christenthum über, und von dieser Zeit an war der Triumph des Christenthums, so wie der Fall der heidnischen Religion entschieden; denn wiewohl die Grundsäze einer gleichen Duldung noch bis gegen Theodosius M. Regierung fortdauerten, so hatte doch durch die erklärte Gunst des Hofes, welche allmählig in frommen Eifer überging, die christliche Religion ein solches Uebergewicht unter einem Volke von Sklaven bekommen, daß das Heidenthum nicht lange mehr den ungleichen Kampf fortzusezen vermochte.

Das lezte Ungewitter, welches unter Julian die Kirche bedrohte, ging schnell durch den erwünschten Tod dieses gefährlichen Gegners vorüber; und die Hoffnungen, welche die inneren Streitigkeiten der Christen den Heiden hätten geben können, wurden durch die kräftigen Maßregeln des Theodosius gegen die Ketzer vereitelt. Derselbe Fürst gab dem Heidenthum auch unmittelbar den tödtlichen Stoß.

Auch unter den auswärtigen Völkern wurde durch das Ansehen der Kaiser der christlichen Lehre Eingang verschafft. Die barbarischen Miethtruppen nahmen willig die Gottesverehrung der Legionen an; und von jenen ging leicht die Bekehrung auf die verschwisterten Nationen über. Die Kaiser begünstigten das Missionsgeschäft auf alle Weise. Die Handelsverbindungen öffneten den christlichen Lehrern den Weg nach Aethiopien und Indien, und selbst der persische Monarch ehrte, wenigstens in Friedenszeiten, die Fürsprache des Kaisers für dessen mittelasiatische Glaubensgenossen.

Digitized by Google

IV. In dem Maße, als sich das Christenthum ausbreitete, bildete und consolidirte sich auch die innere Verfassung der Kirche, und es hat hinwieder die innige Verbindung der Christen unter einer wohlgeordneten Regierung ungemein viel zum Gedeihen ihrer Lehre beigetragen und ihren Sieg befestigt.

Indessen läßt sich von den ältesten Zeiten nur sehr wenig Zuverlässiges sagen. Still und verborgen, so wie das Christenthum selbst, entwickelte sich auch die Verfassung der Kirche. Liebe und Eintracht unter den ersten Christengemeinden machten gesezliche Ordnungen entbehrlich, und als bei der Ausbreitung der Gesellschaft das Bedürfniß entstand, ihre innern Verhältnisse zu bestimmen, so leiteten natürliche Billigkeit, freie Verabredung, Gewohnheit und der Strom der allgemeinen Ereignisse diese Bestimmung. Aber erst im Lauf der Jahrhunderte erhob sich, nicht ohne vielfältigen Streit und manchen Wechsel in den Formen und in dem Geiste, das künstliche Gebäude der Hierarchie.

Aus den Schriften der Apostel und ältesten Väter geht hervor, daß Christus die eigentliche Kirchengewalt, und so auch die Abstufung derselben, nur ganz im Allgemeinen bestimmt, fast nur angedeutet und mehr nur das Lehramt, die Fortführung seines eigenen Werkes der Liebe und Humanität, seinen Jüngern überlassen habe. Dieselben pflanzten mehrere Gemeinden, worüber sie alle mit einander eine väterliche Aufsicht führten, ohne sich in bestimmte Sprengel zu theilen, und ohne Anspruch auf irgend eine mit der freisten Verbrüderung unverträgliche Gewalt. Die ältesten, die vertrautesten ihrer Zöglinge wurden gerne von den Gemeinden als die Nachfolger der Stifter im Amt der Lehrer und Aufseher angenommen. Doch jeder nur in seiner Gemeinde. Denn die allgemeine apostolische Würde erlosch mit den Aposteln selbst, und das Bedürfniß der einzelnen Gemeinden erheischt jezt besondere Vorsteher. Ihre Benennung πρεσβύτεροι und ἐπίσκοποι, (welche beide Worte man mit wenig Unterscheidung brauchte) zeigte den natürlichen Grund ihres Ansehens, das Alter, welches zu ehren billig ist, und den geringen Umfang ihrer einfachen Verrichtungen an. Bei der wachsenden Größe der Gemeinden wurde die Vermehrung der Lehrer, und zum Behuf der Ordnung die höhere Aufsicht eines derselben über die andern nöthig. So wurde — noch im ersten Jahrhundert — der Unterschied zwischen Bischöfen und gemeinen Aeltesten eingeführt.

Aber gleichwie die christliche Lehre auf dem Grund der mosaischen beruht, also wurde allmählig auch für die Verfassung der Kirche das Modell aus dem Judenthum genommen. Der Bischof

wurde dem Hohenpriester verglichen, die Aeltesten den Priestern, die Helfer den Leviten. Hierdurch schlich sich eine wesentliche Veränderung der Begriffe und eine, den Römern und Griechen fremde, aber unter den Orientalen gewöhnliche, Sonderung des Priesterstandes von jenem der Laien ein, und es wurde der Grund zu den stolzesten Ansprüchen des Clerus (der Geistlichkeit im Gegensaz des weltlichen Standes) gelegt. Von solchem aufstrebenden Sinn kommen schon in den Zeiten der Verfolgung verschiedene Spuren vor; aber ganz unverhüllt erschien er kurz nach Erhebung des Christenthums auf den römischen Thron. Die Kaiser selbst vergaßen nicht nur ihre, von Augustus an behaupteten, alten Rechte in religiösen Dingen, sondern unterwarfen ihre eigene Person, ihre öffentlichen und Privathandlungen dem kirchlichen Tribunal, und liehen ihren Arm der Vollstreckung christlicher Verordnungen und Gesezе. Von dieser Zeit an machten der geistliche Stand überhaupt und die Bischöfe insbesondere einen raschen Fortgang in der geöffneten Bahn. Sie erhielten Privilegien und Immunitäten, Ehren und Reichthümer, Gerichtsbarkeit, in kirchlichen und Gewissenssachen (nach stets erweiterter Auslegung dieser Worte), das bestimmte Recht, das sie jedoch schon früher ausgeübt hatten, größere und kleinere Versammlungen (Concilien) zu halten, und darauf Gesezе für ihren Stand und zumal — auf allgemeinen Concilien, deren das erste unter Constantinus M. zu Nicäa (325) saß — Aussprüche in Glaubenssachen zu erlassen.

Zugleich hörte unter den Bischöfen selbst die ehemalige Gleichheit auf. Nach dem Bilde der bürgerlichen Verwaltung, zumal nach der von Constantinus M. eingeführten Organisation, wurde auch die kirchliche Regierung eingerichtet und meistens schäzte man das Ansehen des Bischofs nach jenem des weltlichen Gewalthabers in derselben Stadt. Ueber den gemeinen Bischöfen erhoben sich nach und nach die Metropolitane, Primaten, Erzbischöfe, Exarchen und Patriarchen. Die Würde der leztern war der Gipfel der kirchlichen Hoheit. Die Bischöfe von Rom, Antiochien, und Alexandrien, dann auch die von Constantinopel und Jerusalem behaupteten sich ausschließend auf demselben. Schon zeigten sich einige Spuren von den Ansprüchen, selbst von Aussichten Roms auf noch höhern Rang. Aber für jezt noch ohne bedeutende Einwirkung weder in die kirchliche, noch in die bürgerliche Geschichte.

Constantinus M. Christ.

Die Erhebung des Christenthums auf den Thron, während sie den Sieg dieser Religion im römischen Reich ent-

Digitized by Google

schied, und mittelbar auch ihre Ausbreitung in den barbarischen Ländern beförderte, wirkte zugleich mit Macht auf alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse, und legte den Grund zu einer völlig veränderten Ordnung der Dinge. Der römische Staat in seiner Gründung und Ausbreitung war großentheils auf Religion gebaut, es waren die Glaubenssäze, so wie die Uebungen und Anstalten der Religion mit den bürgerlichen Angelegenheiten in vielfacher und gegenseitiger Beziehung, und darum auch die priesterlichen mit den bürgerlichen Gewalten unter allen Formen der Verfassung aufs Innigste vereint gewesen. Jezt aber wurde eine Religion herrschend, deren Zwecke mit jenen des Staates Nichts gemein hatten, die — ihren wesentlichen Grundsäzen nach — den Blick vom Irdischen weg aufs Himmlische zog, und eben darum die Unterscheidung eines zweifachen Gemeinwesens und die Sonderung der beiden Gewalten, der bürgerlichen und der kirchlichen, nothwendig machte. Die noch ungeregelten Verhältnisse, ja die noch völlig unbestimmten Begriffe dieser zwei Gewalten brachten mannigfaltige Zerrüttung, allernächst Regierungsschwäche und Gewissenszwang hervor, und nicht ohne scheinbaren Grund mochten die Heiden klagen, daß bei dem Triumph des Christenthums der schüzende Genius völlig von Rom gewichen, und daß mit den Göttern, deren Verehrung und deren Name so oft zum Siege begeistert hatte, auch der Sieg selbst von den römischen Fahnen geflohen sey.

Verfassung und Organisation des Reiches.

Wenn wir von diesem geeigneten Standpunkt einen Blick auf die frühere Kaisergeschichte zurückwerfen, so sehen wir, wie Augustus unter Beibehaltung der republikanischen Formen mit künstlicher Politik die Freiheit tödtete und das Volk an die höchste Gewalt eines Einzigen gewöhnte; also daß Tiber es wagen durfte, durch Uebertragung der Comitien in den bereits herabgewürdigten Senat, auch das Gerüste der alten Verfassung umzustürzen, und durch Erlassung des Majestätsgesezes die Machtvollkommenheit des Imperators zu proklamiren, in deren Gemäßheit Er und die folgenden Cäsarn grausam und übermüthig alle Klassen des Volkes, alle Privat- und öffentlichen Rechte niedertraten, jedoch mehr durch einzelne Gewaltsübungen und in ihren nähern Umgebungen, als systematisch und im Ganzen, wobei auch immer noch so viele Denkmale, Erinnerungen, Namen aus den Zeiten der Freiheit — in den Ansprüchen des Senats, in den Privilegien römischer Bürger, in dem Wirkungskreis der Magistrate, in dem Ton der Regierung und den häuslichen Sitten der Herrscher — zurück-

Digitized by Google

blieben, daß gute Fürsten, wie Trajan oder Marc-Aurel, fast nur als hochverehrte Häupter einer Republik erschienen, während die Tyrannei eines Domitian oder Commodus für gesetzwidrige und vorübergehende Bedrückung galt; bis Severus, die Grundsätze der militärischen Gewalt auf die bürgerliche Regierung anwendend, das, schon früher durch Aufhebung des Unterschiedes zwischen Provinzialen und Römern, in den Zustand gleicher Erniedrigung versetzte Volk durch das volle Gewicht einer fest organisirten Soldatendespotie erdrückte, mit Hintansetzung aller aus der republikanischen Zeit herrührenden Auszeichnung der Geburt, des Standes, der bürgerlichen und magistratischen Würde, worauf, nach einigen schwachen Blicken vorübergehender Erleichterung, endlich Diocletianus und Constantinus zu den Schrecken der imperatorischen Gewalt noch das imponirende Schaugepränge orientalischer Hofhaltung fügten, und das Gebäude der unumschränkten Alleinherrschaft durch Einführung einer wohlberechneten Hierarchie befestigten, welche die Erhabenheit des Regenten über das Volk durch die lange Stufenleiter der zwischen beiden angeordneten, vom Thron ausgehenden Würden anzeigte und fühlbar machte, und die letzte Erinnerung an die persönliche Würde des Menschen und des Bürgers durch das künstliche System „zahmer, mit Gebräuchen überladener Knechtschaft" tilgte.

Unter den besondern Regierungseinrichtungen, welche Constantin traf, verdient vorzugsweise die Eintheilung des Reichs in vier große Präfekturen Erwähnung.

Der Präfectus Prätorio, das Haupt der Leibwache, war schon unter den frühern Kaisern der wichtigste unter den kaiserlichen Dienern gewesen. Als aber demselben seit Severus Zeiten sammt der höchsten militärischen Macht auch die bürgerliche vertraut wurde, da war er, was der Großvezier eines Sultans, unstreitig der Erste nach dem Kaiser, und demselben so wie dem Volke fürchterlich. Denn die ungewisse Dauer des Amtes munterte zu so schnellerem Raube auf, und es bedurfte nur eines kühnen Schwertschlages, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Als Diocletian drei Reichskollegen neben sich erhoben, so wurden vier Präfecti Prätorio, und Constantin M. behielt diese Zahl auch als Alleinherrscher bei, aber mit der wesentlichen Veränderung, daß er ihnen alles militärische Kommando benahm und sie blos zu bürgerlichen Oberstatthaltern in den von ihm angeordneten vier großen Präfekturen des Reichs bestellte.

Gemäß dieser, von langdauernden Folgen, nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlicher Hinsicht, begleiteten Eintheilung waren vier große Präfekturen, Orient, Illyricum, Gallien und Italien, deren jede in eine Anzahl Diöcesen,

Digitized by Google

und diese weiter in Provinzen getheilt waren. Die Diöcesen Thrazien, Pontus, Asien, Aegypten und Orient (im engern Sinne) — mit ihren Hauptstädten Constantinopel, Cäsarea, Ephesus, Alexandrien und Antiochia — machten die erste Präfektur aus. Die zweite bestand aus den Diöcesen Macedonien (Hauptstadt Thessalonice) und Dacien.* Die dritte enthielt drei Diöcesen, Gallien (Hauptstadt Trier), Spanien und Britannien, und eben so viel die vierte, nämlich Illyrien** (Hauptstadt Sirmium), Afrika (Hauptstadt Karthago) und Italien mit der Hauptstadt Rom. Im Verhältnisse des Umfangs, oder nach andern Rücksichten, war dann jede Diöces weiter in 7—8, auch 12—14 Provinzen (das ganze Reich in 117) getheilt, deren Aufzählung jedoch für unsern Zweck zu weitläufig wäre.

Die wichtige Sonderung der Civil- von den Militärgewalten, welche nun allgemein eingeführt wurde, war nicht nur der Sicherheit des Hofes und der Provinzen angemessen, sondern auch eine nothwendige Folge davon, daß die gewöhnlich rohen und unwissenden Generale — meistens von der niedrigsten, selbst barbarischen Herkunft, und nur durch die Stärke der Faust emporgekommen — zu den Geschäften einer regelmäßigen und künstlichen Administration nicht geeignet waren, als wozu man mannigfaltiger Kenntnisse, insbesondere des juridischen Studiums, bedurfte. Die Rechtsschulen, vornehmlich jene zu Berytus, wurden die fruchtbaren Pflanzstätten der höhern und niedern Obrigkeiten durch das ganze Reich.

Der Haß des christlichen Constantinus gegen das heidnische Rom gab den nähern Anlaß zur Gründung einer neuen Hauptstadt des Reichs. Hierzu ward Byzanz ausersehen, eine alt berühmte, griechische Kolonie, deren glückliche Lage sie vor allen andern geschickt zur Residenz des Weltherrschers machte. Mit Eifer widmete sich Constantinus seiner neuen Gründung. Constantinopel sollte ein bleibendes Denkmal seines Ruhmes, eine würdige Nebenbuhlerin Roms — dessen Tochter, oder Neu-Rom es wohl auch genannt wurde —, ein prächtiger, starker und volkreicher Siz der Kaisermacht werden. In unglaublicher Schnellig-

* Nicht das eigentliche Dacien zwischen der Donau und dem Krapack, sondern die nähern Süddonau-Länder, auf welche, nach dem Verluste Daciens, der Name übertragen worden.

** „Illyrien" hatte eine gar sehr verschiedene Bedeutung. Ursprünglich verstand man darunter blos die Ostküste des Adriatischen Meeres, dann wurde Pannonien und Noricum dazu geschlagen (Diöces Illyrien). Das große Illyricum aber begriff überhaupt die Länder südlich an der Donau, oder genauer — als Präfectur — das Land von Hellas bis zur Donau, mit Ausnahme Thraciens und des eigentlichen Illyriens.

Digitized by Google

heit stiegen auch durch den Eifer des mächtigen Monarchen Häuser, Paläste und Tempel empor, und bedeckten die fünf zunächst am Meer gelegenen Berge; zwei andere wurden nach und nach in einem Zeitraum von hundert Jahren überbaut und endlich noch weiter hinaus Vorstädte für die wachsende Volksmenge angelegt.

Die Hauptstadt eines Reiches, zumal eines despotischen, ist das Herz desselben, woher und wohin die besten Säfte kommen und gehen, dessen Lage und Beschaffenheit also den wichtigsten Einfluß auf alle innern und äußern Verhältnisse der Organisation, der Macht, der Vertheidigung, des Wohlstandes, endlich des gegenseitigen Zusammenhanges der einzelnen Theile äußern. Durch die nothwendige Erschütterung, welche hiernach die Verlegung der Residenz von Rom nach Constantinopel dem alternden Reiche verursachte, litt jedoch meistens nur der Occident. Der Orient gewann; und während der ganzen Regierung von Constantinus war keine Abnahme der Macht sichtbar. Im Gegentheile schreckte oder beruhigte er durch Waffen und Bündnisse die verschiedenen barbarischen Völker, als die Gothen und andere Teutsche, auch die Sarmaten, und sicherte, fast ein halbes Menschenalter hindurch, den innern und äußern Frieden des Reiches.

Im 31sten Jahr der Regierung und im 64sten des Alters, 14 Jahre nachdem er durch Licinius Sturz das ganze Reich vereinigt, starb der „große" Flavius Valerius Constantinus, gepriesen, vergöttert von der christlichen, verachtet und geschmäht von der heidnischen Partei (337).

Constantinus Haus. Julian der Abtrünnige.

Constantinus zahlreiche Familie hatte er selbst durch Hinrichtungen vermindert, doch überlebten ihn drei Söhne, mehrere Brüder, Schwestern und Neffen. Kaum waren nun des Kaisers Augen geschlossen, als gegen seine Seitenverwandten ein Aufruhr der Soldaten sich erhob, und der zuerst — aus dem Orient, der seine Provinz war — herbeigeeilte Constantius die Hinrichtung von zwei Oheimen, sieben Vettern und mehreren entfernteren Angehörigen, auch Anhängern und Freunden derselben, befahl, nachdem er zuvor eidlich ihnen Sicherheit gelobet. Nur Gallus und Julian, die beiden jüngsten Söhne von Constantinus M. zweitem Bruder, entgingen — mit Noth — dem allgemeinen Gemezel; wir werden sie bald wieder auftreten sehen.

Den Raub der Erschlagenen riß meistens Constantius an sich; sonst erhielt bei der nun unter den drei Brüdern verabredeten Theilung des Reiches Constantin die Abendlande, Constantius den Orient, Constans Italien, Illyrien und Afrika. Doch

Digitized by Google

sollte dem ältesten auch Constantinopel und der Vorzug des Ranges gehören. Aber in kurzer Frist wurde sichtbar, wie wenig diese im Purpur geborenen und erzogenen Prinzen desselben würdig waren. Während Constantius einen langwierigen, meist unglücklichen Krieg gegen die Perser führte, und in neun blutigen Schlachten die römischen Adler wichen, wurde das Abendland durch einheimische Fehde und Empörung zerrüttet. Constantin zog mit Heeresmacht gegen Constans; aber die Feldherren des Letztern schlugen seinen Angriff bei Aquileja zurück, und Constantin ward auf der Flucht getödtet (340). Constans riß des Getödteten Länder an sich. Aber es rebellirte gegen ihn in Gallien der General Magnentius (350), ließ ihn ermorden, und nahm den Purpur. In Illyrien rief das Heer den schwachen Veteranio zum Kaiser aus. Constantius, in solcher Gefahr, erhob seinen Vetter Gallus aus dem Gefängniß zur Cäsarwürde, übertrug ihm die Verwaltung der Morgenlande, zog gegen die Empörer, und besiegte sie. Der sowohl aus Furchtsamkeit, als aus natürlicher Anlage grausame Constantius rächte die Empörung durch blutige Gerichte (353).

Indessen hatte Gallus zu Antiochien durch Schwelgerei, Uebermuth und Grausamkeit sich eben so verächtlich, als verhaßt gemacht. Constantius, wiewohl von gleichem moralischem Unwerth, sah mißbilligend und voll Besorgniß den frechen Mißbrauch von Gallus Gewalt, ließ den unbesonnenen, durch List eingeschläferten Cäsar plötzlich in Verhaft nehmen, nach Pola schleppen und, nach dem Urtheil des Kämmerlings Eusebius, durch Henkershände wie einen gemeinen Missethäter sterben (354).

Auch Gallus Bruder, Julian, den allein noch übrigen Sprößling des constantinischen Hauses, hatte jener begünstigte Eunuch dem Tode geweiht. Die Fürsprache der edelmüthigen Kaiserin Eusebia rettete ihn, und verschaffte ihm bald die Ernennung zum Cäsar, mit der Verwaltung der transalpinischen Länder.

Die Jugend dieses, seinen Verwandten so unähnlichen, Prinzen war unter beständigem Druck, Kränkung und Gefahr verlebt worden. Selbst Gallus Erhebung gab ihm nur eine unbedeutende Erleichterung, und sein Tod neue Gefahr. Unter den Bedrängnissen seiner Jugend hatte er meist in stiller Betrachtung oder in den Schriften der Weisen Trost gefunden. Nach Gallus Erhöhung genoß er etwas freiern Umgang mit Gelehrten und Philosophen, zu welchen seine Neigung ihn hinzog; und ein erwünschter Aufenthalt in Athen vollendete seine wissenschaftliche Bildung, ohne ihm jedoch zu den Geschäften des Krieges und des

Digitized by Google

Staates die gehörige Vorbereitung zu geben. Sein Genie ersetzte diesen Mangel, und, von der Schule weg zum Throne berufen, erschien er in sechsjähriger Verwaltung Galliens als einsichtsvoller, gerechter, väterlicher Regent und als vortrefflicher Heerführer. Die Teutschen (zumal die Alemannen und Franken), welche mit Macht über den Ober- und Niederrhein gebrochen, 45 gallische Städte zerstört und bis in's Innerste des Landes geschreckt hatten, wurden durch den jugendlichen Cäsar, den Fremdling in den Anfangsgründen des mechanischen Militärwesens, aber vertraut mit den wichtigsten Tugenden des Feldherrn, unerschrocken angegriffen, durch Eifer, Wachsamkeit und Beharrlichkeit ermüdet, durch Genie und Tapferkeit überwunden, und fünfmal ins Innere ihrer eigenen Heimath verfolgt.

Der Glanz solcher Thaten, und ihr Preis, der laute Beifallsruf des römischen Volkes, erweckten Neid und Besorgniß in Constantius unedlem Gemüth. Julianus wurde aufgefordert, den Kern seiner Truppen, angeblich zur Rettung des Morgenlandes, abzusenden. Wohl erkannte er die wahre Absicht dieses Befehls, und welches Loos ihm solche Entwaffnung drohe. Auch die Truppen erkannten es, und erhoben deßhalb in Paris, Julianus gewöhnlichem Winteraufenthalt, Aufruhr wider Constantius. Nach der Erhizung eines Trinkgelages rannten sie mit Fackeln und Schwertern vor den Palast, mit dem verhängnißvollen Ruf: „Julianus Augustus!“ Vergebens war Weigerung, Bitten, Drohen. Die Wuth der Soldaten schien Julian keine andere Wahl als Thron oder Tod zu lassen. Also schickte er eine Gesandtschaft an Constantius, das Geschehene zu entschuldigen, und um Bestätigung seiner Würde zu bitten, unter Anbietung des billigsten Vergleiches. Constantius, voll Wuth, brach auf von Antiochien nach dem Abendland. Auch Julian, wie keine Hoffnung des Friedens blieb, zog gegen Illyricum. Aber der gelegene Tod seines Gegners befreite ihn von der Nothwendigkeit des Bürgerkrieges (361).

Das Heer, schon längstens der Herrschaft der Eunuchen müde, die Hauptstadt, das ganze Reich unterwarfen sich iezt Julianus. Dieser vortreffliche Fürst, „der Stolz des römischen Reiches,“ wie ein geistvoller Schriftsteller sich ausdrückt, „aber durch seinen Abfall zum Heidenthum, leider! das Scandal der Christenheit,“ hat so wie Constantinus M., jedoch mit gewechselter Rolle, von den Schriftstellern seiner Zeit leidenschaftliches Lob und leidenschaftlichen Tadel erhalten. Aber die Lobredner Constantins, so wie Julians Feinde, gehörten zur siegenden Partei; ihre Stimme hat jene der andern weit übertönt, ja in den nachfolgenden Jahrhunderten ganz allein erschallt, bis endlich in neuen

Digitized by Google

Zeiten Kritik und Philosophie die Zeugnisse gewogen, nicht länger nach Deklamation, sondern nach bewährten Thaten gerichtet und den Charakteren ihre erste Gestalt wiedergegeben haben. Nach ihrem Ausspruch erscheint Julian als einer der edelsten und größten Kaiser, in Allem, was nicht auf Religion sich bezieht. Nur hier beging er den schweren Fehler — selbst politisch betrachtet, war es ein solcher — von der bereits siegreichen Fahne des christlichen Glaubens überzutreten zum veralteten Heidenthum, und jenen mit Eifer und Erbitterung — zwar nicht blutig, aber doch hart — zu bekämpfen. Doch liegt in der Jugendgeschichte und allen Verhältnissen Julians der Schlüssel zu jener sonst unbegreiflichen Verkehrtheit. Der Tyrann Constantius, der Eiferer für's Christenthum, hatte Julians Vater, Brüder, Verwandte gewürgt, Ihn selbst zum Kerker verdammt, und war beständig das Schreckbild seiner jugendlichen Phantasie gewesen. Durch eine natürliche Verknüpfung der Gefühle wurde leicht die Lehre selbst, so wie das Haupt ihrer Bekenner der Gegenstand von Julians Haß; und da er von dem Christenthum nicht die reine Gestalt, sondern meist nur dessen Verderbniß sah, so gewöhnte er sich, jene Religion als die Quelle alles Unheils und des moralischen, sowie des politischen Verfalls zu betrachten. Dagegen waren die einzigen Freunde seiner reiferen Jugend, die geheimen Vertrauten seiner Gefühle, wie seiner Sorgen, und in deren Mittheilung er sich von dem drückenden Zwang seiner Erziehung erholte — heidnische Philosophen und Priester gewesen. Diese — zumal in Athen, wo Julian den Studien oblag — und in Verbindung mit den todten Lehrern, welche immerdar seine Freunde gewesen — fachten den Funken zur Flamme an, und erhöhten das aufgeregte Gefühl bis zur Schwärmerei, durch jene wohlberechneten Ceremonien der mysteriösen Einweihung, deren begeisternde Macht selbst ein Marc-Aurel empfunden. Auf solche Weise wurde die Vorliebe für das Heidenthum die herrschende Leidenschaft seiner Seele, gewann durch den Zwang der Verstellung, welche die Umstände geboten, noch größere Stärke, und als sie endlich hervortrat, so erhöhten die unklugen Reizungen, der allzuheftige Widerstand der Christen, sie zur verzehrenden Flamme.

Abgesehen von dieser unglücklichen Verirrung, mag Julian als Muster eines aufgeklärten und tugendhaften Fürsten und Menschen gelten. Allenthalben erkannte man in ihm den Zögling der Weisheit, welche allein der Trost seiner bedrängten Jugend gewesen, den Verehrer der Freiheit und des Rechtes, als welcher so lange unter dem Druck willkürlicher Gewalt geseufzet, den Freund aller Menschen, nachsichtig, bescheiden, gefühlvoll, liebend und liebenswürdig. Aber nicht lange gönnte das Schicksal dem

Digitized by Google

römischen Reich diesen trefflichen Regenten. In dem Krieg gegen die Perser, nachdem er eines Feldherrn aus der schönsten Römerzeit würdig gestritten, nach anfangs glücklichem Erfolg, wurde er in den verhängnißvollen Ländern jenseits des Tigris zum Rückzug gezwungen, blieb in Noth und Gefahr immer sich selber gleich, empfing in der Schlacht eine tödtliche Wunde, und starb als Held und Weiser. *

Geschichte bis Theodosius M. Anfang der Völkerwanderung.

Das Heer, welches eines Anführers bedurfte, ernannte jezt den Obersten der Haustruppen, Jovianus, auf übereilte Weise zum Kaiser, einen schwachen, dem Vergnügen ergebenen, aber gutmüthigen Mann und eifrigen Christ. Um sich den Thron zu sichern, empfing er bereitwillig von Sapor das Gesez des Friedens. Die fünf Provinzen jenseits des Tigris, welche Galerius gewonnen, die Festung Nisibis, welche dreimal der persischen Macht getrozt, nebst den wichtigen Plätzen Singara und Castra Maurorum, wurden abgetreten, und dann unter fortwährenden Mühseligkeiten und Hunger der klägliche Rückzug geendet. Doch noch vor seiner Ankunft in Constantinopel starb Jovian eines unversehenen Todes.

Die Armee ernannte jezt den tapfern Valentinian I., einen Obersten der Garde, zum Kaiser (364). Er nahm gleich darauf seinen Bruder Valens zum Reichsgehilfen und Augustus an, überließ ihm den Orient und behielt für sich die drei übrigen Präfekturen.

Mit Mühe und unter wechselnden Schicksalen hielt Valentinian die Teutschen, insbesondere die Alemannen zurück, schändete aber seinen Kriegsruhm durch Verrath und Grausamkeit. Er starb an den Folgen des Jachzorns (376). Seine Söhne Gratian und Valentinian II. folgten ihm.

Indessen hatte der elende Valens den Orient tyrannisirt, gegen die Perser mit Verlust, gegen die Gothen aber glücklich gestritten und die ersten Schrecken der Völkerwanderung erblickt.

Denn um diese Zeit stürzten die Hiong-nu (Hunnen), welche durch asiatische Revolutionen weit her von den mungalischen Steppen bis an den Tanais und die mäotische See getrieben worden, unwiderstehlich über Europa, und eröffneten durch ihren gewaltigen Stoß auf die Völker, welche vom Tanais bis zur Donau hausten, die lange Reihe umwälzender Züge

* 363. Nur 20 Monate währte seine Regierung, und er war erst 32 Jahre alt.

und blutiger Zertrümmerung. Die damals weltherrschenden Gothen vermochten nicht den Hunnen zu stehen, und baten Valens, sie in sein Reich aufzunehmen als Unterthanen und Kriegsknechte (376). Valens erlaubte ihnen, über die Donau zu gehen, verlangte jedoch Geiseln und die Auslieferung der Waffen. Die römischen Befehlshaber, durch Geiz geblendet, ließen ihnen die Waffen gegen Bezahlung, und erlaubten sich gleichwohl gegen das nun furchtbare Volk die schamloseste Erpressung. Da empörten sich die Gothen, und ergossen sich wie ein verheerender Strom über Thrazien und die angrenzenden Länder. Valens raffte ein Heer zusammen, und wagte, in den Gefilden von Hadrianopel, die Schlacht (378). Sie war blutig und von schrecklicher Entscheidung. Valens sah den Untergang seines Heeres und wurde getödtet. Schreckliche Verwüstung und von beiden Seiten unmenschliche Grausamkeit bezeichnen den folgenden Krieg. Bis gegen Constantinopel drang der wüthende Feind; aber sein ungelehrter Muth prallte ab von der Festigkeit der Mauern. Das flache Land erfuhr eine schonungslose Mißhandlung.

Theodosius der Große.

Endlich wurde Rettung durch Theodosius gebracht, einen früher durch die Ungunst des Hofes Verbannten, welchen jetzt in der Stunde der Noth der 19jährige Gratian, eingedenk seiner Talente, und seiner Tugend vertrauend, zum Mitkaiser und Augustus ernannte, und ihm mit dem Orient die Führung des gothischen Kriegs (379) übertrug.

Theodosius entsprach der Erwartung, besiegte die Gothen durch behutsame Kriegführung, beförderte ihre Uneinigkeit, rieb einen Theil nach dem andern auf, und gab dem Ueberrest nach einem 4jährigen Krieg einen billigen Frieden (382). Der größte Theil der Nation erhielt Wohnsize im römischen Gebiet, wo sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber doch nach eigener Sitte leben sollten; und aus ihrer Mitte wurde ein Heer von 40,000 Mann unter dem Namen Foederati zum beständigen Dienst des morgenländischen Reiches gebildet, welches durch besondere Begünstigungen ausgezeichnet, durch Verbindung der römischen Kriegskunst mit barbarischer Tapferkeit furchtbar, aber bald den Freunden so gefährlich, als den Feinden war.

Auch die innere Verwaltung des Theodosius war kraftvoll und weise; doch den Beinamen des „Großen" hat ihm nicht solches Verdienst verschafft, sondern sein religiöser Eifer, wodurch er vollendete, was Constantinus begonnen, und sowohl den Triumph der Christen über die Heiden, als jenen der

Digitized by Google

Orthodoxen über die Ketzer vollständig machte. Schon war das Heidenthum fast ganz von dem Hof, von den Schulen und Magistraturen und aus dem Lager gewichen; es hatte sich — Rom fast allein ausgenommen — in die Einsamkeit des Landes zurückgezogen, wo es sichtbar dahinwelkte. Aber Theodosius hielt für seine Pflicht, den unvermeidlichen Untergang einer abgelebten Religion durch strenge Gesetze zu beschleunigen. Der Senat mußte durch ein eigenes Dekret den Dienst der von ihm verehrten Götter verdammen. Die Priesterkollegien wurden abgeschafft, die Tempelschätze für den Fiskus eingezogen, die Götzenbilder meist vertilgt. Strenge kaiserliche Gesetze untersagten alle Opfer und heidnische Gebräuche; und wenn bei Vollstreckung derselben nur wenig Blut floß, so war solches keineswegs die Folge der Mäßigung von Seiten der Herrscher, sondern der bereitwilligen Folgsamkeit der muthlosen Heiden. Selbst die leeren Tempelmauern entgingen der heiligen Wuth nicht. In allen Provinzen des Reichs wurden die Meisterwerke der edelsten Baukunst, die herrlichsten Zierden der Städte durch Schaaren von Fanatikern zerstört, und nicht selten die verzweiflungsvollen Vertheidiger der Tempel unter ihren rauchenden Trümmern begraben. Jezt trieb der Schrecken die meisten Heiden in die christlichen Kirchen, und wenn sie gleich in Geheim die alte Abneigung bewahrten, so wuchs doch in ihren Kindern ein Geschlecht von aufrichtigen Christen heran. In einem Menschenalter nach Theodosius M. Tod war im ganzen Umfang des Reiches auch die lezte Spur des Heidenthums verschwunden.

Einen gleichen Eifer, wie gegen das Heidenthum, bewies Theodosius gegen die arianische Lehre, die seit mehreren Geschlechtern den Staat wie die Kirche zerrüttete, aber auch nach ihm (wie die Geschichte des folgenden Zeitraums zeigen wird) zu zerrütten nicht aufhörte. Hierzu kam noch die erbaulichste Andacht und eine kindliche Ergebenheit gegen die Vorsteher der Kirche, welche er als Stellvertreter Gottes auf Erden verehrte. Daher wurden die Tugenden des großen Theodosius mit aller Kraft der Beredsamkeit, so gut jene Zeit sie geben konnte, gepriesen und selbst seine Fehler zu Tugenden gestempelt, wenigstens mit einem verhüllenden Schleier bedeckt. Indessen wird auch der profane Geschichtschreiber das Andenken eines Fürsten ehren, welcher mit ächten Herrschergaben viele Privattugenden verband, mäßig, sittsam, ein Freund der häuslichen Freuden, dankbar, gerecht, leutselig, durch das Glück unverderbt und, soviel seine Erziehung und Verhältnisse erlaubten, selbst den Wissenschaften vertraut war. Intoleranz in religiösen Dingen, gefährliche Unterwerfung unter den Willen der Geistlichkeit, Mißbrauch der bürgerlichen Macht

zum Behuf kirchlicher Tyrannei waren die allgemeinen Fehler seiner Zeit, worüber sich zu erheben des großen Mannes freilich würdig ist, aber Ihm nicht gegeben war.

Eben so fromm und gutmüthig, aber minder kraftvoll und weise als Theodosius war der junge Gratian. Durch unklug geäußerte Geringschäzung der Soldaten stürzte er sich in's Verderben. Maximus, ein tapferer, ehrsüchtiger Krieger, wurde von den Truppen in Britannien zum Kaiser ausgerufen, fiel in Gallien ein, und tödtete Gratian, den seine eigenen Leute treulos verließen (383).

Theodosius erkannte den starken Rebellen als Kaiser der transalpinischen Länder; doch sollten Italien, Afrika und Westillyrien Gratians Bruder, Valentinian II., bleiben. Aber die unerfahrene Jugend des Lezteren war der Verwaltung eines Reiches nicht gewachsen, und sein Eifer für die arianische Lehre machte ihn bei dem Volke verhaßt. Der wachsame und arglistige Maximus benüzte diese Umstände, überfiel den sorglosen Valentinian in Mailand, und wurde durch die eilige Flucht desselben ohne Schwertschlag Herr seiner Länder.

Jezt ergriff Theodosius die Waffen, und war siegreich. Maximus wurde in Pannonien entscheidend geschlagen, in Aquileja von den Verfolgern ereilt und hingerichtet (388). Der Sieger, nachdem er die Ruhe der Provinzen durch weise Verordnungen gesichert, gab auf großmüthige Weise alle Länder des Maximus an Valentinian, zu dessen Schuz er das Schwert erhoben.

Aber Arbogast, ein Franke von Geburt, welcher in Roms Diensten sich zur Befehlshaberstelle über die gallischen Heere geschwungen, tödtete den schwachen Prinzen, und sezte — da die Römer eines Barbaren Herrschaft würden verschmäht haben — seinen Geheimschreiber Eugenius auf den Thron, um in dessen Namen zu regieren (392).

Pflicht, Ehre und Politik riefen Theodosius von Neuem zum Kampf. In der entscheidenden Schlacht schien der Himmel selbst durch Sturm und Ungewitter für den frommen Theodosius zu streiten. Nach der Niederlage und Zerstäubung ihres Heeres starben Eugenius und Arbogast, Jener verzagt unter den Streichen der erzürnten Sieger, Dieser männlich und durch seine eigene Faust (394).

So wurde die römische Welt vereinigt unter Theodosius Scepter, und zwar zum leztenmale. Auch freute sie sich nur einige Monate solchen Glückes. Theodosius, kaum 50 Jahre alt, wurde bald nach seinem Sieg durch eine Krankheit weggerafft, welche die Folge des mühevollen Feldzuges gewesen (395).

Digitized by Google

Seinem Willen gemäß theilten seine Söhne Arcadius und Honorius das Reich. Jener erhielt das Morgenland, dieser das Abendland. Beide wurden nie mehr vereinigt.

Abendländisches Reich. Honorius bis Augustulus.

Nach Theodosius M. Tod brach der volle Strom der Völkerwanderung herein. Die alte Geschichte schließt sich hier; die mittlere beginnt, doch mögen wir noch als einen Anhang die kurze Erzählung vom Untergang des abendländischen Reiches geben.

Dasselbe erfuhr schon unter Honorius die härtesten Schläge. Dieser über alle Beschreibung erbärmliche Prinz, welchem der Vater den tapfern, aber ränkevollen Vandalen Stilicho zum Vormund gesetzt, regierte oder schlief vielmehr zu Ravenna 28 Jahre, während welcher Zeit anfangs die gegenseitige Feindschaft Stilicho's und Rufinus (dieser Lezte war Arcadius Vormund) das Reich zerrüttete, und dann durch die Züge der Barbaren dessen Zerstückung begann. Wir erzählen diese Züge in der Geschichte des Mittelalters.

Um das Herz des Reiches zu vertheidigen, rief Stilicho die Legionen von den transalpinischen Standquartieren zurück, und von allen Seiten stürzten die Barbaren über die entblößte Grenze, während in Britannien, Gallien und Afrika Gegenkaiser aufstanden. Als nun Stilicho, welcher früher die Gothen zurückgetrieben, von dem argwöhnischen Honorius hingerichtet worden, vermochte Keiner mehr Roms sinkende Majestät zu schützen. Alarich erschien dreimal vor Rom, und eroberte es endlich mit Sturm (410). Im eilfhundert und drei und sechzigsten Jahr nach ihrer Erbauung litt diese Stadt die Wiedervergeltung für das Unheil, welches sie über die Welt gebracht. Das Schwert der Gothen wüthete unter der wehrlosen Volksmenge; öffentliche und Privatreichthümer und die Schäze der Kunst gingen durch Plünderung oder Zertrümmerung unter; ein verworfener Pöbel und rachlustige Sklaven benuzten die Verwirrung zu tausendfältigem Frevel.

Alarich starb und Adolph, sein Schwager, führte die Gothen nach Gallien. Hier in Südgallien, und bald auch in Hispanien, bildete sich das große Westgothische Reich. Nördlich an ihnen setzten sich — jedoch etwas später — die Franken fest. In einigen Winkeln der Länder erhielten sich noch durch mehrere Geschlechtsalter die Trümmer oder der Name der römischen Herrschaft. Afrika ging gleich unter der folgenden Regierung verloren.

Digitized by Google

Denn als nach Honorius Tod (423) der morgenländische Kaiser Theodosius II., welcher gegründeten Anspruch auf die Erbschaft hatte, gleichwohl Honorius unmündigen Neffen Valentinian III., unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia, zum Kaiser des Abendlandes ernannt hatte; so beschleunigte Valentinian durch Laster und Trägheit das Verderben des Reiches. Bonifacius, Comes von Afrika, wurde durch schändliche Hinterlist seines Rivalen, des Feldherrn Aetius, welcher den Hof von Ravenna beherrschte, zu dem unglücklichen Schritte vermocht, die Vandalen aus Spanien zu seinem Schuze nach Afrika zu rufen. Sie kamen unter dem trozigen Genserich, aber nicht als Freunde, sondern als Eroberer, denen Bonifacius, nach entdecktem Betrug des Aetius, sich vergebens mit dem Muth der Verzweiflung entgegenstellte (429). Er sah den schrecklichen Ruin, den unwiederbringlichen Verlust des schönen Landes, führte die Trümmer des Heeres nach Italien zurück, fand jedoch Gnade bei Placidia, und wurde von Aetius im Zweikampf getödtet. Damals überschwemmte der Hunnenkönig Attila die Länder vom schwarzen Meer bis zur Marne. Blut und Verwüstung bezeichneten seine Bahn. Es war geschehen um das Abendland, wenn nicht Aetius, mit der verbundenen Kriegsmacht der Römer und Teutschen, den glorreichen Sieg in den Catalaunischen Feldern erfochten hätte (451). Attila's Einfall in Italien im folgenden Jahr war ein vorübergehendes Gewitter. Zum Lohn jener Großthat wurde Aetius von Valentinian eigenhändig ermordet (454). Bald darauf fiel Valentinian durch das Racheschwert des Senators Petronius Maximus, dessen Weib er geschändet (455).

Der Mörder bestieg den Thron und das Ehebett Valentinians; aber Eudoxia rächte ihren Gemahl. Sie rief den Vandalenkönig Genserich aus Afrika herüber. Derselbe kam, plünderte, mißhandelte Rom viel grausamer, als früher Alarich gethan, und schleppte unsägliche Beute von dannen. Maximus ward auf der Flucht von seinen eigenen Leuten erschlagen.

Nach ihm usurpirte der General Avitus ein Jahr lang den Purpur, und verlor ihn (456) durch die Empörung des Feldherrn Ricimer, eines Mannes von großen Gaben, aber barbarischer (suevischer) Abkunft, welcher von jezt an 16 Jahre lang das römische Reich beherrschte, wiewohl er nach einander den Kaisertitel an Julius Majorianus, Libius, Severus, Anthemius und Olybrius gab. Keiner von Diesen, selbst der vortreffliche Majorianus, nicht, durfte es wagen, selbstständig zu regieren. Der Zorn des Feldherrn war das Signal ihres Todes. Olybrius überlebte Ricimern um ein Jahr, und hatte

Glycerius zum Nachfolger (473). Derselbe wurde abgesezt von Julius Nepos, und Dieser von dem Feldherrn Oreſtes, welcher seinen eigenen Sohn Romulus (Momyllus) Augustulus zum Kaiser erklärte (475). Aber die eigentliche Macht war bei dem Heer der Bundesgenoſſen, einem vermischten barbarischen Haufen von Herulern, Scyrren, Turcilingern, Rugiern und Alanen, welche nach Attila's Tod in römische Dienste getreten und, durch das Gefühl ihrer Stärke aufgemuntert, begierig waren, das Beispiel ihrer transalpinischen Brüder durch Beſitznahme des Landes nachzuahmen. Sie forderten von Oreſtes das Drittheil der Ländereien Italiens, und griffen zu den Waffen, als er solches verweigerte. Der kühne Odoaker, ein Abenteurer ungewisser Abkunft, aber von großen Talenten, wurde ihr Anführer, schlug und tödtete Oreſtes, und bemächtigte sich, jedoch ohne den Kaisertitel, der Herrschaft Italiens (476). Augustulus, durch seine Jugend und Unschädlichkeit, fand Gnade bei dem großmüthigen Sieger, und erhielt eine Penſion. Der lezte Nachfolger des großen Cäsar starb vergessen im Privatstand. Das abendländische Kaiserthum erlosch.

Geſchichte der Teutschen.

Aelteſte Geſchichte.

Ueber den Ursprung und die ersten Schicksale der Teutschen, über ihren und ihres Landes Zustand zur Zeit ihres Auftretens in der Geſchichte und durch den ganzen vorliegenden Zeitraum, sind, außer einigen schwankenden Sagen und verwirrten Monumenten, keine einheimischen Quellen übrig. Selbst jene Denkmale — als Spuren von Verschanzungen, Mauerwerk ꝛc. — rühren mehr von Römern als von Teutschen her, und ohne die römischen und griechischen Schriftſteller würde ein undurchdringliches Dunkel auf der Urgeſchichte unseres Volkes ruhen.

Jenſeits (in Ansehung Roms) der Donau und des Rheins in weite Fernen, welche die mangelhafte Erdkunde jener Zeit in Norden durch das Eismeer, in Osten durch die Heimath der Sarmaten auf zweifelhafte Weise begrenzte, dehnte sich das große, freie germanische Land. Nach solcher Bestimmung waren die scanciſchen (scandinavischen) Inſeln — denn für Inseln hielt man auch Schweden und Norwegen — und nach Osten das Land bis jenseits der Weichſel und an die Karpathen unter Teutschland begriffen. Ja noch weiter, über

Dacien weg, durch das Scythenland bis an den Don, hat man in größern oder kleinern Massen den germanischen Volksstamm gefunden. Doch dürfte, was von teutscher Race südlich am Krapack und längs der untern Donau erscheint, von späterer Einwanderung herrühren. Sarmatische (slavische) Stämme treffen wir, so wie das Dunkel von den nordöstlichen Gegenden weicht, schon diesseits der Weichsel an, und der nördliche Theil der großen scandinavischen Halbinsel ist ein altes Erbe des Finnischen Stammes.

Vergebens forschen wir nach dem Ursprung, nach den ältesten Sizen des so weit verbreiteten germanischen Volkes. Aus der Erde ging der Gott „Teut" hervor und zeugte „Mann," den Stammvater der Teutschen; so erzählt die bildliche Sage. Eingeborene ihrer Heimath waren die Germanier, eine selbstständige, unvermischte Menschenrace, so weit die Erinnerungen der Geschlechter reichen. Troz ihrer Zerstreuung, und vor Entstehung irgend eines politischen Landes, stellen sie sich dem Beobachter als eine Nation dar, durch eine merkwürdige Uebereinstimmung charakteristischer Züge — nicht nur in Sitten und Lebensweise, als welche durch ähnliches Klima und ähnlichen Kulturstand mochten bestimmt werden, sondern in den genetischen Charakteren der Körpergestalt und der Sprache; durch die Natur — leider nicht durch Eintracht! — ein Brüdergeschlecht. *

Wir reden hier blos vom eigentlichen Teutschland, diesseits Scandinaviens und der Weichsel, und werfen nur einen allgemeinen Blick auf das bunte Gemisch vereinzelter Horden, welche allda sich herumtreiben, und meistens erst später, da sie unter einander in bleibende Verbindungen traten, die Gestalt von Völkern annehmen. Tacitus theilt die Germanier in Ingävonen, Istävonen und Hermionen. Die Erstern wohnten in Nordwesten, die Zweiten längs des Rheins, die Lezten im innern Teutschland. Aber Plinius führt noch die Bastarner, in Südosten, und die Vindiler, in Nordosten, als Hauptnationen auf.

Zu welcher von diesen Völkerklassen alle einzelnen Stämme gehört haben, darüber herrscht bei den Gelehrten mannigfaltiger Streit. Aber so viel ist erkennbar, daß nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch zwischen den Hauptnationen (wenn es erlaubt ist, eine Menge nicht politisch, sondern nur geographisch verbundener Stämme eine Nation zu nennen) eine beständige

* Von der Benennung Germanen — welche die Römer von den Teutschen brauchen — gibt es verschiedene Ableitungen. Wahrscheinlich ist sie eines mit Wehrmannen oder Waffenmänner, einem Ehrennamen, mit welchem die Teutschen groß thaten. Der Name Thuiskon, Thuiskonen und Teutonen ist von historischen oder mythischen Personen abgeleitet.

Eifersucht und Zwietracht herrschte, welche sich, insbesondere zwischen den Völkern Nord- und Südteutschlands, schon frühe gegenseitig blicken ließ, und eine Hauptursache fast alles über Germanien gekommenen Unheils wurde.

Unter den einzelnen teutschen Völkerschaften * bemerken wir: Die nördlichen Friesen (die Nachbarn der Bataver), die wilden Bructerer (an der Ems), östlich an ihnen die dürftigen, aber freiheitliebenden Chauken, die mächtigen Sikambrer (um die Lippe und Sieg), die tapfern Catten (Hessen) und Hermanns Volk die Cheruster (im Braunschweigischen) werden oft genannt. Aber über alle berühmt wurde der Name der Sueven. Die meisten Völker zwischen der Elbe und der Weichsel, und weit nach Süden hinab, gehörten zum suevischen Bund. Die Semnonen (in der Lausitz und Brandenburg) wurden darunter als die edelsten geachtet. Die Longobarden (die westlichen Nachbarn der Semnonen), die Angeln, die Fosi, die sich nachmals unter den Sachsen verloren (bis gegen die Weser hausend), die Völker der cimbrischen Halbinsel, die Rugier (in Pommern), neben ihnen die Heruler, selbst die Vandalen (eine Menge verbundener Stämme an der Ostsee), die Burgunder (in Westpreußen) und viele andere werden für Sueven gehalten. Lange, geflochtene Haarzöpfe, mehr aber ein glänzender Kriegsruhm, zeichnete die Sueven aus. Später blieb der Name der Sueven vorzugsweise den ins südliche Teutschland vom Lech bis zum Rhein (Schwaben) eingewanderten Stämmen. Die Alemannen, welche vom dritten Jahrhundert an vorkommen, waren meistentheils Sueven. Noch merken wir die Hermunduren (zwischen der Saale und Elbe), die Markomannen (das suevische Grenzvolk, anfangs am Rhein, dann in Böhmen) und die Quaden (in Mähren und Oestreich) an. Der mächtigen Gothen, welche aus dem südlichen Schweden sollen gekommen seyn, dann des großen Bundes der Franken am Rhein und anderer später auftretender Völker oder Völker-Vereine werden wir zu gehöriger Zeit gedenken.

Von der cimbrischen und teutonischen Wanderung (112 v. Chr.), der ältesten bestimmten Erscheinung der Teutschen bis auf Cäsars Zeiten, hatten die Römer mit jenen nur geringen Verkehr.

* Die auf das linke Rheinufer übergegangenen Teutschen gehören nicht mehr zum freien Teutschland, und sind in dem Strom der gallischen und römischen Geschichte begriffen. Doch wollen wir aus ihnen die Triboccer im Elsaß, die Bangionen um Mainz, die Trevirer im Trierischen, weiter unten die Tungrer (im Lüttichischen), die wichtigen Bataver und die tapfern Nervier (bei Cambray) nennen. Die Ubier (bei Köln) kamen erst später herüber.

Digitized by Google

Aber Cäsar gerieth mit Arioviſt, einem ſuevischen Heerführer, in Krieg. Derſelbe hatte ſich in galliſchen Ländern durch Liſt und Waffen mächtig gemacht. Cäſar ſchlug Arioviſt, trieb ihn über den Rhein, und that zwei Einfälle über dieſen Strom in das eigentliche Teutſchland, doch ohne Erfolg.

Durch die Eroberung Galliens erhielt Rom auf einer weiten Grenze die Teutſchen zu Nachbarn. Die cis-rhenaniſchen Stämme lernten gehorchen; aber jenſeits in wilderer Natur hausten trotzigere Menſchen. Und der große Strom mochte nicht die Herrſchbegier der Römer und nicht die Raubluſt der Teutſchen hemmen. Von jezt an war faſt unabgebrochener Krieg.

Durch Eroberung Vindeliciens und Noricums, unter Auguſtus, ſtießen die Römer auch an der Donau mit den Teutſchen zuſammen. Doch waren die nördlichen Donauufer dünne bevölkert; nur vom Rhein drohte Gefahr. Ein ſtehendes Heer, Feſtungen und Linien ſchienen nöthig zur Deckung Galliens.

Aber Auguſt's heldenmüthiger Stiefſohn Druſus gedachte durch Eroberung Teutſchlands des Krieges Quelle zu zerſtören. Mit großer Macht und mit Benüzung aller Hilfsmittel römiſcher Kriegskunſt und Politik, unterſtüzt von Teutſchen ſelbſt gegen Teutſche, that Druſus vier Feldzüge in Germanien. Er drang bis an die Elbe, doch ohne bleibenden Erfolg, und ſtarb auf zweifelhafte Weiſe (3975, 8 v. Chr.). Viele Städte auf beiden Rheinſeiten erwuchſen aus den Lagerplätzen und Caſtellen des Druſus.

Tiberius, ſein Bruder, verſtärkte die Wirkung der Waffen durch Unterhandlung und Argliſt. Viele Stämme unterwarfen oder verbanden ſich ihm.

Aber Marbod, Heerführer der Markomannen, war nach Böhmen gezogen, woraus er die Bojer vertrieb. Seine wachſende Macht drohte Rom. Da zog Tiber von Pannonien aus mit 12 Legionen gegen ihn, und ſchloß wieder Friede, weil in den Donauländern ein gefährlicher Aufſtand brannte.

Herrmann, der Cheruſker-Fürſt.

Zwiſchen dem Rhein und der Weſer führte jezt den Oberbefehl Quinctilius Varus. Die Teutſchen ſchienen gedemüthigt durch die Waffen; jezt ſollten ſie auch bürgerlichen Gehorſam und Römerſitten lernen, auf daß der Römer Herrſchaft ſich befeſtige. Mit Staunen und Unwillen ſahen die Teutſchen die Ruthen, die Beile — Merkmale verworfener Knechtſchaft nach ihren Begriffen — ſahen die Formen der gekünſtelten Rechtspflege, die

Macht der Chikane, fühlten die Schmach des aufgedrungenen fremden Gesezes und den ungewohnten Druck willkürlicher Steuern.

Da sachte der Cherusker-Fürst Arminius (Hermann, vielleicht Heermann, Herzog) den geheimen Brand zur Flamme an, und führte seine, in der Stille gesammelten, Streitschaaren gegen den überlisteten Feind. In trügliche Sicherheit eingewiegt, künstlich gelockt in wegloſe, wildverwachsene Wälder, vernahm Varus plözlich und auf allen Seiten schreckliches Schlachtgeschrei. Nach mehrtägigem blutigem Kampfe im teutoburgischen Forste, durch Mühe, Hunger und Wunden erschöpft, fiel, nachdem Varus und mehrere der Vornehmsten sich selbst getödtet, der Ueberrest der Römer in dumpfer Betäubung unter den Streichen eines erbarmungslosen Feindes. Viele wurden den Göttern geschlachtet, einige als Knechte verkauft, eigener und geraubter Reichthum fiel den Siegern heim. Das große Heer war zernichtet, Teutschlands Freiheit erkämpft. *

Rom fürchtete noch größeres Unheil und that Gelübde, wie in Zeiten dringender Gefahr. Aber die Teutschen verfolgten ihren Sieg nicht. Einheimischer Hader unter den Teutschen, besonders zwischen Hermann und Segest, dessen Tochter Jener entführt hatte, lähmte ihre Kraft gegen den äußern Feind.

Nachdem Tiber den Thron bestiegen, führte sein Neffe, Drusus edler Sohn, Germanicus, den teutschen Krieg mit gleichem Ruhm, wie sein Vater, und doch im Ganzen ohne Erfolg. Im offenen Feld standen die Teutschen ihm nicht. Viermal drang er tief in Germanien; die Natur des Landes und die darnach wohl berechnete Kriegsmanier der Teutschen zwangen ihn immer wieder zum Rückzug. Doch schlug Germanicus die Catten, die Marsen und den edlen Hermann, fing dessen Gattin, die hochherzige Thusnelde, und führte sie zu Rom im Triumph auf.

Allmählig verlor Rom die Hoffnung zur Bezwingung Teutschlands. Es schien genug, die eigenen Grenzen zu decken; und man hätte auch Dieses nicht vermocht, wäre nicht die Zwietracht der Teutschen gewesen. Marbod, mit der verbundenen Macht der Quaden, Hermunduren, Semnonen, Longobarden u. A. kriegte gegen Hermann, welchem die Cherusker und viele Völker Nordteutschlands folgten. Zwar siegte Hermann, aber häuslicher Verrath tödtete ihn. Mit ihm erlosch der Ruhm der Cherusker. Auch das Markomannische Reich

* Jahr 9 n. Chr. Geb. Kein Monument bezeichnet die Stelle der unsterblichen Schlacht. Unsere Gelehrten suchen sie in verschiedenen Provinzen Westphalens.

Digitized by Google

verlor nach Marbods Sturz seine Kräfte, und wurde durch innern Krieg, sowie durch römische Ränke zerrüttet.

Dafür erhoben sich andere Völker, zumal gegen den Rhein, und drängten die Römer. Kaiser Claudius zog seine Truppen auf das linke Rheinufer zurück, und die Teutschen schöpften neuen Muth aus diesem Eingeständnisse der Schwäche.

Batavischer und Markomannischer Krieg.

Bald nachher, als während der Bürgerkriege nach Nero's Tod Cl. Civilis, Anführer der Bataver, Aufruhr gegen Roms drückende Herrschaft erhob (69), und sein anfängliches Glück viele gallische Völker zu gleichem Abfall brachte, benützten die Teutschen solche Gelegenheit des Ruhmes und der Beute. Vespasianus Legat, der vortreffliche Petilius Cerealis, hemmte das Glück der Bataver und ihrer Bundesgenossen: doch erlitt auch Er große Unfälle, und schloß endlich Friede, wie es scheint, auf billige Bedingungen.

Seit dieser Zeit vermehrten sich die Angriffe der Teutschen auf's römische Gebiet. Immer wachsam und voll Haß gegen Rom, waren sie meistens mit dessen Feinden verbunden. So standen sie dem dacischen Decebalus bei, schlugen Domitian (85), und erpreßten sich Jahrgelder. Kräftige Kaiser, wie Trajan, hielten sie in Schranken. Derselbe drang sogar wieder über den Rhein, aber schon zu seiner Zeit bemerken die römischen Schriftsteller, daß das Heil des Reiches nur auf der innern Zwietracht der Barbaren ruhe.

Dagegen erkannten diese Barbaren jezt den Vortheil größerer Vereine, und die erste Probe davon war der Markomannische Krieg (166). Alle Völker vom Oberrhein bis nach Illyrien standen in Waffen bei diesem schrecklichen Krieg. Auch sarmatische Nationen nahmen Theil daran, und es war die ganze Standhaftigkeit des heldenmüthigen Marc-Aurel nöthig, um nach langem und zweifelhaftem Kampf endlich, und zwar mehr durch Unterhandlung als durch Waffen, das Ungewitter zu beschwören. Jenseits der Donau behielten die Römer einige Pläze. Unrühmlicher endete Commodus den wieder ausgebrochenen Kampf. Er wich hinter die Donau zurück, und kaufte den Frieden.

Teutsche Hauptvölker.

Von Caracalla bis zum Untergang des Reiches war fast unaufhörlicher Krieg zwischen Rom und den Teutschen. Die Schauplaze, die Schicksale wechselten; Waffenstillstände, einzelne Ver-

Digitized by Google

träge wurden geschlossen: aber allgemeiner Friede war fast nie. Teutschland war einem wilden, überall austretenden Strome gleich. Welche Dämme man gegen ihn aufführe, er reißt sie nieder, und wird er an einer Stelle gehemmt, so wirft er sich furchtbarer auf die andere.

Aber neue Völker treten jezt allmählig auf, an die Stelle derjenigen, die in den ersten Zeiten erschienen: theils wirklich neue, d. h. solche, welche rückwärts in Norden und Nordosten gewohnt hatten, und jezt an die südlichen Grenzen rückten, theils im Grund die alten Stämme, nur unter neuen Namen in größere Bündnisse vereint. Unter diesen treten die Alemannen und Franken voran, unter jenen die Gothen, mit den Gepiden, die Heruler, Vandalen, Burgunder und Sachsen. Es wäre eine undankbare Mühe, alle Einfälle dieser Barbaren in die römischen Länder und das unaufhörliche Schlachtgetümmel ordentlich verzeichnen zu wollen. Wir haben in der Geschichte der Kaiser gesehen, welche aus ihnen vorzüglich glücklich, oder vorzüglich unglücklich gegen die Teutschen gestritten; an die Folge ihrer Namen reiht sich auch von selbst die chronologische Ordnung der teutschen Kriege. Von der Zeit aber, da aus Raubzügen Eroberungsplane werden, und die Trümmer des dahin stürzenden Reiches in den bleibenden Besiz der Barbaren kommen, fängt die besondere Geschichte dieser Völker an, welche wir dem Gemälde des Mittelalters vorbehalten.

Verfassung der Teutschen.

Die Teutschen dieses Zeitraums hatten, so wie die reinste Theorie es verlangt, wirklich nicht mehr von ihrer natürlichen Freiheit und Gleichheit aufgeopfert, als unumgänglich zur Erreichung des geselligen Zweckes nach ihrem damaligen Kulturstand nöthig war. Jedes Familienhaupt, jeder in der Versammlung der Gemeinde mit Schild und Speer begabte Jüngling (Mann, Wehr) war über seine Person, seine Familienglieder und sein Besizthum unumschränkter, selbstständiger Herr und Gebieter. Aber zwischen den Mannen eines jeden Bezirks (Markgenossenschaft, Gau) bestand eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Nuzung und zur Vertheidigung desselben. Das Eigenthum auf Grund und Boden war der Gemeinde, nicht der Einzelnen (wenigstens bei den Sueven, anders bei den Sachsen). Diese erhielten jährlich, nach Verhältniß ihrer Familienzahl, ein gewisses Maß von Ländereien angewiesen. Die Hauptnuzung war Viehzucht, nicht Ackerbau; Privateigenthum nur über bewegliche Sachen (Vieh, Waffen, einfaches Geräthe, etwa auch

fahrbare Hütten)* vorhanden. Die Vertheidigung solchen Privateigenthums, so auch die Rache für Privatbeleidigung, blieb den Einzelnen oder ihren Verwandten überlassen; vor die Gemeinde kamen nur allgemeine Sachen.

So wie die Familienhäupter gegen die Markgenossenschaft, also verhielten sich die Markgenossenschaften eines ganzen Landes zur Nation. Jede war für sich frei und selbstständig und unumschränkt, aber mit den übrigen zur Gemeinschaft der höhern Nationalanliegen, vorzüglich der Vertheidigung, verbunden. Hieraus entstanden die Mannien und die Heermannie, d. h. der Kriegsverein der Nation.

Aber was war es, daß bei aller Freiheit der Glieder, bei der vollen Selbstständigkeit der Einzelnen, wie der Gemeinden, die Markgenossenschaften und die Nationen zusammenhielt, daß sie wahre Gemeinwesen blieben, und nicht in wilde Anarchie sich auflösten? — Der Adel war es, die Priester und vor Allem die Sitten.

I. Der Adel. Bei der eifersüchtigsten Freiheitsliebe und einer fast ganz rohen Lebensweise hatten doch die ältesten Teutschen schon einen Adel unter sich, der durch Ehre und Einfluß hervorglänzte. Wahrscheinlich war derselbe durch das natürliche Uebergewicht des Reichthums entstanden. Jedenfalls gab es einen Adel, der aber, ohne eigentliche Gewalt, nur mehr Achtung und Zutrauen, als die Gemeinen besaß; daher aus seiner Mitte fortwährend die Anführer erwählt, und den Adeligen überhaupt, da sie nach solchen Verhältnissen zur Behandlung der Geschäfte vorzüglich geeignet schienen, auch meist die Schlichtung der kleinern Angelegenheiten, um deretwillen es nicht Noth that, die Gemeinde zu versammeln, so wie die Vorbereitung der größern überlassen wurde. Das Maß solches Einflusses war jedoch nach Umständen verschieden, auch war der Adel nicht streng und nicht allgemein erblich. Edle Geschlechter mochten zu gemeinen herabsinken, wenn sie geraume Zeit keine tüchtigen Anführer zeugten, und einem gemeinen Tapfern mochte das Zutrauen des Volkes die Anführerstelle und hierdurch den Adel geben. Viele Nationen, zumal jene von suevischer Abkunft, hatten Fürsten (Fürst, der Erste, Vorderste), welche den Gerichten des Gaues vorstanden, und bei Volksversammlungen den Vortrag machten. Jene Gerichte, in welchen die Gesellen des Fürsten (comites), oder auch die Alten saßen (man will von diesen Alten, „Grauen,"

* Auch die festeren Hütten waren aus schlechten Materialien in der dürftigsten Gestalt errichtet, und wurden nach Laune und Zufall vereinzelt oder in regelloser Zerstreuung aufgeschlagen.

Digitized by Google

die Grafen ableiten), hatten anfangs nur wenig zu verhandeln. Ueber Verbrechen gegen die Nation, oder die man wegen ihrer Schwere als solche betrachtete, richteten die Volksversammlungen; Privatbeleidigungen rächten die Betheiligten. Aber dem Mißbrauch der Selbstrache oder ihrem Uebermaß vorzubeugen, kam auf, daß die Obrigkeit dem Beleidiger ein Strafgeld diktirte, welches nicht ausgeschlagen werden durfte, und zwischen dem Beleidigten und dem Gericht getheilt ward.

Wo bei einem Volk Fürsten waren, da hatten sie meist auch die Anführung im Kriege, vorzüglich in Nationalkriegen, d. h. solchen, die nach dem Beschluß des ganzen Volkes und daher auch durch die gesammte waffenfähige Mannschaft desselben geführt wurden. Wo keine Fürsten waren, da wählte man die Heerführer aus dem Adel. Bei größern Nationen schien, wer an der Spize der Heermannie stand, des Titels König in den Augen der Römer nicht unwürdig. Aber die meisten Angriffskriege wurden nicht in der Heermannie, sondern in dem Geleit (oder Gefolge, Comitatus) geführt. Eine Zahl unternehmender Krieger wählte sich einen Häuptling, der sie in irgend einem Zuge, welchen sie unter sich selbst ohne Theilnahme der Nation beschlossen hatten, anführen sollte; oder einzelne Häupter — sie waren meistens Edle, bisweilen auch Gemeine — bewogen eine größere oder kleinere Menge, sich unter ihre Anführung zu einem kriegerischen Unternehmen zu begeben, behielten sie wohl auch fortwährend, selbst in Friedenszeiten, für dergleichen Zwecke beisammen, und lohnten ihnen durch Geschenke oder einen Antheil der Beute. Wenn solch ein Führer durch Talent oder Glück sich auszeichnete, mochte er leicht unter der kriegslustigen Jugend seines Volkes oder auch fremder Völker ein mächtiges Heer sammeln, und selbst den Römern furchtbar seyn. Ariovist, der Sueve, war höchst wahrscheinlich blos der Anführer eines Geleites. Treue und Folgsamkeit gegen solche Anführer galt für eine — in der Uebernahme zwar freie, aber nach derselben sehr heilige — Pflicht.

II. Die Priester. Der Teutsche — in den ältesten Zeiten schon religiös — erkannte die Priester als die Ersten des Volkes. Sie geboten Ordnung und Stille bei den allgemeinen Versammlungen, sie beschworen die Ungewitter einheimischer Fehden, sie gaben den Gerichten das Ansehen, sprachen den furchtbaren Kirchenbann aus, und vollstreckten die im Namen Gottes gefällten Bluturtheile (da einem blos menschlichen Ausspruch der Teutsche getrozt hätte); sie leiteten selbst die Kriegshäupter, ertheilten ihnen durch die Salbung ein heiliges Ansehen, und führten an der Spize der Heermannie die Fahne der Gottheit. Die Druiden, deren grauenvolles Priesterthum uns Cäsar schildert, waren wohl

Digitized by Google

nur unter den Celten, nicht unter den Teutschen hausend. Beide aber hatten Priesterinnen, denen der Volksglaube besondere Heiligkeit und übernatürliche Gaben lieh. Auch die Barden, die Sänger der Andacht und des Krieges, waren Priester; ihre Lieder erweckten das Heldenfeuer, begeisterten für Freiheit und Vaterland.

Das Religionssystem der Teutschen (oder überhaupt der nordischen Nationen, denn die Grundzüge desselben scheinen bis in den tiefsten Norden und zum Theil in Westen dieselben gewesen zu seyn) trägt, so weit es uns bei dem auf ihm ruhenden Dunkel erkennbar ist, die allgemeinen Charaktere des Fetischmus, der Menschenvergötterung und im geringern Maß auch der Bilderverehrung an sich. Ebenso hat es Feste, Opfer und Orakel, endlich auch die Annahme böser Gottheiten mit andern Religionen gemein. Die oberste Gottheit, Alfadur, scheint, eben weil sie zu erhaben für roh sinnliche Menschen ist, weniger Verehrung als die untergeordneten Götter und Göttinnen, vorzüglich als die Götter im Heldenhimmel, erhalten zu haben. Aus dem Namen der Asen, den jene Heldengötter mit Wodan oder Odin, ihrem Oberhaupt, führen, hat man geschlossen, daß es asiatische Heroen seyen, welche Muthmaßung wir auf ihrem Werthe beruhen lassen. Wichtiger ist für uns die Bemerkung, daß auch die Teutschen an der dem Menschen zum kostbarsten Erbtheil gegebenen Hoffnung der Unsterblichkeit sich aufgerichtet, jedoch ihre Idee vom künftigen Leben, wie allenthalben nach ihrem Leben hienieden gemodelt haben.

Sitten der Teutschen.

III. Die Sitten. Die Teutschen lebten in unverderbter Natureinfalt, und bedurften darum weder künstlicher Einrichtungen, noch geschriebener Gesetze. Kaum kannten sie noch — zumal die suevischen Stämme — Privateigenthum auf Grund und Boden; der Ackerbau war höchst dürftig; aus den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht wurden die wenigen Bedürfnisse ohne Mühe befriedigt; an Raum zur unstäten, zwangslosen Lebensweise, auch wo sie Ländereien austheilten, zu mehr als voller Befriedigung aller Familien, fehlte es in ihrem weiten Lande nicht. Sie waren ohne Industrie, ohne Gold und Silber (außer was durch den kleinen Verkehr an den Grenzen herein kam), folglich ohne Handel, und hatten nach allem Dem einen langen Coder über „Mein und Dein" nicht nöthig. Die Schlichtung der aus so einfachen Verhältnissen etwa entstehenden Zwiste mochte der

Digitized by Google

natürlichen Billigkeit ungelehrter Richter, ja wohl der Parteien selbst, überlassen bleiben.

In Ansehung der übrigen persönlichen, vorzüglich häuslichen, Verhältnisse galten die Sitten statt der Gesetze. Der Teutsche war König in seinem Hause, aber er mißbrauchte seine Herrschaft nicht. Der erwachsene Sohn wurde selbstständig, aber die Natur lehrte ihn kindliche Treue. Die Frau war das Eigenthum des Mannes (mitunter hatte er sie gekauft oder geraubt), dennoch ehrte er sie — was Barbaren selten thun — horchte sogar ihrem Rath, strebte nach ihrem Beifall, und hielt die Treue. Das Weib vergalt ihm mit keuscher Liebe und hohem — vielleicht etwas zu männlichem — Sinn. Es waren Strafen auf den Ehebruch gesetzt, aber selten gab es Fälle der Anwendung. Vielweiberei erlaubten sich nur die Vornehmeren, und Dieß mehr der Familienverbindung, als der Lust willen. Der Naturtrieb wurde nicht vor der Zeit erweckt; darum erhielt sich die Kraft, und vererbte sich. Die Knechte — meist waren es kriegsgefangene Feinde, oft auch durch Vertrag Leibeigene — erfuhren eine milde Behandlung, und lebten fast wie die Herren; nur war auf die Tödtung des Knechts geringere Strafe, als auf jene eines Freien gesetzt.

Auch außer seinem Hause, gegen die Markgenossen und gegen Fremde, war der Teutsche wohlwollend und rechtlich. Gastfreundschaft, Treue und Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Alter, der Tugend, der Würde zierten seinen Charakter.

Endlich, so los die bürgerliche Vereinigung der Teutschen war, mit vollem Herzen hingen sie an der gemeinen Sache. Bei der unbeschränkten Freiheit der Stimmengebung faßten sie meistens einmüthige Beschlüsse, und für's Vaterland und die Freiheit gaben sie willig das Leben hin.

Freilich hat solcher niedere Kulturstand auch seine unvermeidliche Schattenseite. Wie viele Anlagen, wie viele Kräfte bleiben unentwickelt oder unbenüzt, wo nur die allgemeinsten Bedürfnisse die Thätigkeit aufregen, und das Reich der Ideen dem Geiste verschlossen ist! — Der Teutsche verträumte den größten Theil seiner Tage in freudenloser Unthätigkeit; aber wiewohl er die Arbeit scheute, die ihm knechtisch dünkte, so konnte er doch bei dem Gefühl seiner Kraft in träger Ruhe keine Befriedigung finden. Die Leere auszufüllen, die ihm lästig war, ergab er sich mit Leidenschaft dem Trunk und dem Spiel.*

* Ihr Getränke war Bier. Die Römer führten ihnen Wein zu: und so leidenschaftlich begehrten die Teutschen darnach, daß Domitianus verbot, in den Rheinlanden Wein zu pflanzen, weil er die Teutschen zu Einfällen reizte. Die Sucht der Glücksspiele (aber auch die Rechtlichkeit) drückte sich durch den

Digitized by Google

Aus gleicher Quelle floß die Neigung zur Jagd und zum Krieg. Jene war nicht minder Zeitvertreib als Nahrungszweig, und dieser mochte für die edelste Jagd gelten. Vorzüglich als Aufregung der Thätigkeit wurde der Krieg geliebt. Aber es kam noch dazu das Verlangen nach Ruhm, nach Beute, nach Rache, wodurch die Neigung zum Krieg zur herrschenden Leidenschaft des Teutschen ward. Der Teutsche, sonst so rechtlich in den gemeinen Handlungen des Lebens und im Frieden, hielt Alles für sein, wessen er durch die Stärke der Faust jenseits seiner Gau- oder Landgrenzen sich habhaft machen könne. Er glaubte, wer keinen Feind erschlagen, sey nicht der Freiheit werth. Daher, wenn auch die Nation nicht Krieg führte, fast unabläßig in Geleiten oder in Privatfehden, auswärts oder im Lande, gekämpft wurde. Die Waffen machten den Stolz, die Freude, die stete-Begleitung des Teutschen aus. Bei den Volksversammlungen, wie bei den Trinkgelagen erschien er bewaffnet, seine Tänze waren Waffentänze, und als todt bekam er die Waffen mit in's Grab. Doch führten die meisten Krieger blos unbehilfliche Spieße, Streitärte und dünne Pfeile. Ein schlechter Schild war ihre Vertheidigungswaffe. Die Vornehmsten hatten Helm und Küraß, die Gemeinen ein fliegendes Kriegsgewand. Und diese halb nackten und nur halb bewaffneten Barbaren, ohne Kriegszucht und Taktik, schlugen die Legionen, die Sieger der Welt.

Geschichte Asiens.

Parther.

Da ein Theil der Geschichte Asiens schon in der römischen Geschichte enthalten, ein anderer aber unwichtig oder dunkel ist, so bleibt uns für jezt blos die Ergänzung der parthischen und persischen Geschichte und ein Blick auf Sina übrig.

Ungeachtet die Parther nach der Niederlage des Crassus den Orient geschreckt, zum Theil verwüstet; ungeachtet sie noch während des Triumvirats glücklich gegen die Römer gestritten hatten, so wurden sie doch durch den imponirenden Anblick der unter Augustus vereinigten Macht, mehr noch durch innere Zerrüttung und Aufruhr, bewogen, den Frieden zu suchen. Phraates IV. gab darum die Fahnen des Crassus an Augustus zurück,

Zug aus, daß der die Freiheit über Alles liebende Teutsche doch oft in der Leidenschaft seine eigene Person auf einen Würfel setzte, und wenn er verlor, geduldig ein Knecht ward.

Digitized by Google

und begnügte sich mit der Grenze. Die glorreichen Tage Parthiens waren vorüber. Die Kriege gegen Rom begannen abermals und dauerten, jedoch abgebrochen, fort. Armenien war meistens der Zankapfel; Rom behauptete seine Ueberlegenheit.

Später brachte Trajan Parthien dem Untergang nahe. Mit den Waffen in der Hand drang er den gebeugten Parthern einen König nach seinem Willen auf, und behielt die Länder bis an den Tigris für sich. Nach seinem Tod huldigten die Parther dem alten König wieder, welchen Trajan vertrieben, und Hadrians Mäßigung bestimmte abermals den Euphrat zur Grenze. Dennoch erholte das Reich sich nicht. Die Grundmängel der Verfassung und die Ausartung der herrschenden Familie verhinderten es. Parthien war seiner Auflösung nahe, aber eine unerwartete Revolution gab ihm Kraft und Furchtbarkeit wieder.

Mittleres persisches Reich.

Unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus erhob gegen Artabanus IV. der Perser Ardschir Babechan (Artaxerxes) die Fahne des Aufruhrs; entsprossen aus der Hefe des Pöbels, und im Ehebruch erzeugt nach Einigen, nach Andern ein ächter Nachkomme des alten persischen Königsstammes. Er selbst, als das Glück seine Empörung begünstiget, und ihn durch den Gewinnst einer dreitägigen Schlacht, worin Artabanus fiel, auf den Thron gesezt hatte (226), nahm den Stolz und die Sprache, auch den Titel des „Königs der Könige" an, und erklärte sich für berufen, die Religion und das Reich des Cyrus in ihrer alten Herrlichkeit zu erneuen. Fünfthalbhundert Jahre gebot sein Stamm (die Sassaniden) über Mittelasien, bis auf die Zeiten der arabischen Herrschaft.

Artaxerxes, ungeachtet die Satrapen und der zahlreiche Adel, und dessen herrisches Verhältniß zum leibeigenen Volke blieben (im Grunde eine polnische Verfassung), erdrückte doch mit starker Hand den Geist der Empörung, so wie die einzelnen Reste der griechischen Freiheit, und tilgte durch Wiederherstellung von Zoroasters Lehre den Samen gefährlicher Parteiung.

Und mit der ganzen Macht seines großen neubegeisterten Volkes stürzte jezt Artaxerxes über die Römer. Eine stolze Gesandtschaft hatte zuvor in übermüthigem Ton die Rückgabe aller Länder gefordert, welche einstens in Asien und Afrika zu Darius Reich gehöret. Alexander Severus, bei solcher Gefahr, rückte mit drei Heeren gegen die Perser. Der Krieg war blutig, beiderseits verlustvoll, doch ohne Entscheidung.

Artaxerxes, der Stifter, der kraftvolle Beherrscher und

weise Gesezgeber des (mittlern) Perserreiches, starb nach zwölfjähriger Regierung (238).

Sein Sohn Sapor I. unterwarf sich Armenien, auf dessen Thron eine Nebenlinie des arsacidischen Hauses saß, und schreckte den ganzen römischen Orient. Valerianus zog gegen ihn, wurde umzingelt und gefangen (260). Das stolze Antiochien mit vielen andern Städten erfuhr eine schreckliche Verheerung; viele blühende Länder wurden zur Wüste gemacht. Aber des palmyrenischen Odenatus Tapferkeit und Glück nöthigten Sapor, zurück über den Euphrat zu gehen.

Ueberhaupt war die persische Kriegsmacht mehr zur Ueberschwemmung der Länder als zu deren Behauptung geschickt. Die Perser verstanden die Belagerungskunst und jene der Befestigung nicht, und hatten keine regelmäßige Taktik. Ein großer Troß erschwerte die Bewegungen, so wie die Verpflegung der Heere, und in Gebirgsgegenden vermochten sie gar Nichts gegen die abendländischen Völker.

Die Ueberlegenheit der römischen Waffen wurde vorzüglich in dem Kriege Diocletians sichtbar. Armenien, welches den von Rom geschüzten arsacidischen Flüchtling Tiridates als König aufgenommen, zog die Rache des Perserkönigs auf sich, und, nach Wiedereroberung des Landes, drohte Narses den Beschüzern des Rebellen. Diocletian sandte den feurigen Galerius mit einem starken Heer nach Mesopotamien. Im ersten Feldzug stritt Dieser unglücklich, im zweiten glücklich wider die Perser. Der gebeugte Narses bat um Frieden, und erhielt ihn gegen Abtretung von Mesopotamien und von fünf Provinzen jenseits des Tigris, worunter das merkwürdige Gebirgsland Carduene. Tiridates bekam Armenien, unter römischer Hoheit (297).

Vierzig Jahre währte dieser für Rom so glorreiche Friede. Aber Sapor II. übte Vergeltung. Zweiundsiebzig Jahre dauerte das Leben und die Regierung dieses als König geborenen Prinzen (308 bis 380). Sobald er das männliche Alter erreicht hatte, schlug er mit starkem Arm seine und des Staates Feinde nieder, und eröffnete gleich nach Constantinus M. Tod den Krieg gegen das römische Reich. Er drang in Mesopotamien, und schlug in neun blutigen Schlachten die Heere des Constantinus. Fast durch die ganze Regierung des Constantinus dauerte der Krieg mit Rom, nur einigemal durch kurzen Stillstand unterbrochen, wozu nicht die Macht des Kaisers, sondern die Einfälle der scythischen Horden den König nöthigten. Wie glücklich Sapor den erneuerten Krieg gegen Julian geführt, und wie Jovian die von Galerius gewonnenen Provinzen sammt den wichtigsten Grenzfestungen zum Preis des Friedens gegeben, ist oben in der

römischen Geschichte erzählt (363). Es war ein schwerer Preis, doch erhielt Vorderasien dadurch Ruhe auf längere Zeit.

Indien und Sina.

Indien und Sina blieben durch diesen ganzen Zeitraum, und noch viel länger, in ihrer schon früher geschilderten Gestalt. In Sina finden wir zwar eine Folge verschiedener Dynastien. Aber wer möchte sein Gedächtniß mit den Dynastien Tong-Shebu, Ta-Tsin, Hehu-Tsin, Han (Si-Han und Tong-Han, die westlichen und östlichen Han), Goeh, U, Tsin, Song u. s. w. belasten? —

Doch wollen wir des mächtigen Tschi-Hoang-Ti, Stifters der Linie Hehu-Tsin (3736, 247 v. Chr.) gedenken. Derselbe vereinte das vor ihm vielgetheilte Sina von Neuem zu einem Reich, beherrschte es viele Jahre lang, vollendete die große Mauer, und hatte ein ächtes Despoten-Talent. Die heiligen Bücher der Sinesen, welche Sachen enthalten mochten, die seiner Usurpation ungünstig schienen, ließ er alle verbrennen, und verfolgte ihre frommen Vertheidiger mit blutiger Strenge.

Schon der Enkel Tschi-Hoang-Ti's verlor die übel errungene Herrschaft und im Aufruhr das Leben. Sina zerfiel abermals in kleinere Reiche, aber Liehu-Pang (3776), ein Räuber, dann Feldherr, endlich Kaiser und „Himmelssohn," vereinte sie wieder, und stiftete die mächtige und länger dauernde Dynastie Han. Der politische Einfluß Sina's wurde unter derselben in Westen erweitert. Später kommen wieder drei streitende Reiche (Tschenkue), noch später ein südliches und ein nördliches vor. Ueber das lezte herrschten seit dem Ende des vierten Jahrhunderts tartarische oder mongolische Eroberer, welche von der Nähe des Sees Baikal ausgegangen.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede 3

Einleitung.

I. Von der Geschichte überhaupt.
Begriff und Eintheilung 9
Verhältniß zur Weltgeschichte. Philosophie der Geschichte . . 11
II. Von der Weltgeschichte insbesondere.
Ihr Begriff 12
Stoff der Weltgeschichte 15
Veränderungen der Erde 16
Veränderungen der Menschen 18
Ursachen derselben 19
Zweck der Weltgeschichte 23
Vom Nutzen der Geschichte überhaupt 24
Methode der Weltgeschichte 28

Erstes Buch.

Alte Welt.

Geschichte der Entstehung des Menschengeschlechts oder vom Anfang der historischen Kenntniß bis zur großen Völkerwanderung.
Einleitung.
Zeitrechnung 37
Charakter der alten Welt und ihrer einzelnen Perioden . . . 40
Schauplatz der Begebenheiten 45

Erster Zeitraum.

Von Adam bis Cyrus (i. J. d. W. 1—3425).

I. Allgemeiner Ueberblick.
Summe der politischen Begebenheiten 59
Kultur 61
Sprache und Schrift 63
II. Detaillirte Geschichte.
Vorsündflutige Welt 66
Sündflut und Völkerzerstreuung 69
Geschichte der Hebräer.
Aelteste Geschichte bis Moses 72
Josua und die Richter 74
Die Könige 75
Theilung des Reichs in Israel und Juda. Untergang beider . . 77
Geschichte der Aegypter.
Ursprung der Aegypter und ihrer Kultur 80
Hauptdata der Pharaonen-Geschichte 84
Untergang des Reichs 86
Geschichte Mittelasiens.
Allgemeinste Charakteristik 86

Digitized by Google

Seite

Alt-Assyrien 87
Neu-Assyrien, Neu-Babylon und Medien 88
Cyrus 90

Geschichte Syriens und Phöniziens.

Syrer 91
Phönizier 92

Geschichte Kleinasiens.

Ueberhaupt 95
Von einigen Völkern insbesondere 95

Geschichte der Griechen.

Ursprung und Ausbreitung 97
Heroisches Zeitalter 100
Griechische Nationalverbindung 101
Allgemeine Geschichte der Griechen bis zur Gründung der Freistaaten 102
Von den einzelnen Staaten insbesondere 104
Von den griechischen Inseln 107
Von den griechischen Kolonien 108
Geschichte Sparta's. Lykurgus 112
Geschichte Athens. Solon 117

Geschichte Italiens.

Etrusker. Lateiner 122
Erbauung Roms. Rom unter den Königen 123

Geschichte von Karthago.

Gründung Karthago's 128
Macht, Handel und Verfassung 129

Geschichte der Völker an und außer der Grenze der alten Erdkunde.

Aethiopier. Insbesondere der Staat von Meroë 132
Celten 133
Scythen 135
Indier 136
Sinesen 138

Zweiter Zeitraum.

Von Cyrus bis Augustus (J. d. W. 3425—3953).

I. Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten 141
Summe der Kulturgeschichte 145

II. Detaillirte Geschichte.

Geschichte der Perser.

Errichtung des Reiches. Cyrus 149
Darius Hystaspis. Verfassung 150
Xerxes. Verfall des Reiches 152
Artaxerxes Mnemon. Darius Codomannus 154

Geschichte der Griechen.

Eintheilung 156
Die Perserkriege 156
Der Krieg des Darius 157
Krieg des Xerxes 158
Cimonischer Friede 160
Innere Geschichte der Griechen. Primat Athens 161
Perikles 163
Der Peloponnesische Krieg 164
Alcibiades 166
Sicilien 167
Unglück der Athener. Wiedererhebung 169
Fall Athens. Lysander 170

Digitized by Google

Seite

Primat Sparta's . . . 172
Neuer Perserkrieg. Friede des Antalkidas . . . 173
Epaminondas und Pelopidas. Thebens Größe . . . 174
Griechenland durch Macedonien unterjocht . . . 176

Macedonische Geschichte.

Aelteste Geschichte . . . 177
Philipp II. . . . 178
Alexander der Große . . . 181
Zersplitterung des Alexandrischen Reiches . . . 185
Neue Reiche . . . 187

I. Neu-Macedonien und Griechenland.

Antipater. Die Unfälle Macedoniens . . . 187
Antigonus Gonatas und sein Haus . . . 190
Die Eidgenossenschaften der Achäer und der Aetolier . . . 191
Macedonien und Griechenland von Rom unterworfen . . . 193

II. Syrien.

Seleukus Nikator und sein Haus . . . 194
Das Parthische Reich . . . 195
Armenien . . . 197
Judäa. Die Makkabäer . . . 197

III. Aegypten.

Die ersten Ptolemäer . . . 199
Weitere Geschichte bis zur römischen Herrschaft . . . 201

IV. Kleinere Reiche . . . 203

Römische Geschichte.

Erste Abtheilung.

Von Stiftung der Republik bis auf die punischen Kriege.

Wichtigkeit der römischen Geschichte. Eintheilung . . . 206
Erste Kriege der Republik . . . 208
Innere Streitigkeiten. Fortschritte der Demokratie . . . 208
Decemvirn. Völliger Sieg der Demokratie . . . 211
Senat, Ritter und Volk. Optimaten . . . 213
Krieg der Samniter und des Pyrrhus . . . 215
Verfassung und Zustand Italiens . . . 217
Römische Politik . . . 219
Geschichte Siciliens und Karthago's . . . 222

Zweite Abtheilung.

Zeitraum der punischen Kriege.

Erster punischer Krieg . . . 225
Geschichte Roms und Karthago's bis zum Ausbruch des zweiten Kriegs . . . 227
Zweiter punischer Krieg. Hannibal. Scipio . . . 228
Friede . . . 233
Allgemeine Weltlage . . . 234
Kriege gegen Macedonien, Syrien und Griechenland . . . 235
Dritter punischer Krieg . . . 240
Viriathus. Numantia. . . . 242

Dritte Abtheilung.

Zeitraum der Bürgerkriege.

Verfassung Roms seit Vertreibung der Könige. Verderbniß . . . 243
Die Gracchen . . . 246
Der Krieg des Jugurtha und der Cimbren . . . 248

Digitized by Google

Seite

Der Bundesgenossen-Krieg 250
Erster Bürgerkrieg. Sulla. Marius 252
Fortsezung. Mithridatischer Krieg 254
Pompejus, Crassus, Cäsar 258
Catilina. Cicero 262
Das erste Triumvirat. Cato. Cäsars gallischer Krieg . . . 264
Zweiter Bürgerkrieg 268
Cäsar als Diktator. Wird ermordet 271
Das zweite Triumvirat. Antonius, Octavianus, Lepidus . . 274
Schlachten von Philippi 276
Schlacht bei Actium 277

Dritter Zeitraum.

Von Augustus bis Theodosius M. (J. d. W. 3953 bis 395 n. Chr.).

I. Allgemeiner Ueberblick.
Summe der politischen Begebenheiten 280
II. Detaillirte Geschichte.
Geschichte des römischen Reichs.
Charakteristik 284
Geschichte von Augustus bis Commodus.
Augustus Regierung 284
Augustus Haus 286
Geschichte der Juden 289
Vespasian. Titus. Domitian 291
Nerva bis M. Aurel 292
Kulturzustand. Kunst und Wissenschaft 294
Geschichte von Commodus bis zum Untergang des abendländischen Reichs.
Anfang des Verfalls 299
Diocletian bis Constantin M. 303
Religions-Geschichte.
Aeltere Religionsgeschichte 306
Ursprung der heidnischen Religionen 306
Nationalreligionen. Priester. Mythen 309
Mysterien und Orakel 312
Von den einzelnen Religionssystemen insbesondere 314
Das Christenthum 324
Ursachen seiner Ausbreitung 326
Christliche Kirche 331
Constantinus M. Christ 332
Verfassung und Organisation des Reiches 333
Constantins Haus. Julian der Abtrünnige 336
Geschichte bis Theodosius M. Anfang der Völkerwanderung . . 340
Theodosius der Große 341
Abendländisches Reich. Honorius bis Augustulus 344
Geschichte der Teutschen.
Aelteste Geschichte 346
Hermann, der Cherusker-Fürst 349
Batavischer und markomannischer Krieg 351
Teutsche Hauptvölker 351
Verfassung der Teutschen 352
Sitten der Teutschen 355
Geschichte Asiens.
Parther 357
Mittleres Persisches Reich 358
Indien und Sina 360

Digitized by Google

Digitized by Google

			215
			220
			226
167	3816	(Makkabäer.)	237
149	3834	. . . . .	247
143	3835	. . . . .	253
145	3838	. . . . .	261
135	3848	Untergang Baktriens.	265
132	3851	. . . . .	268
130	3853	. . . . .	270
118	3865	. . . . .	275
101	3882	. . . . .	
			276
90	3893	. . . . .	
88	3895	. . . . .	
87	3896	. . . . .	284
77	3906	. . . . .	286
71	3912	. . . . .	306
65	3918	. . . . .	308
64	3919	. . . . .	325
62	3921	. . . . .	340
61	3922	. . . . .	355
59	3924	. . . . .	357
			363
57	3926	. . . . .	364
52	3931	Schlacht bei Carrhä.	373
47	3936	(Haran.)	375
46	3937	. . . . .	
43	3940	. . . . .	
41	3942	. . . . .	376
37	3946		378
	bis		379
33	3950	Krieg gegen Antonius.	381
36	3947	(Herodes M.)	386
30	3953	. . . . .	394
			410
			420
			451
			455
			456
			475
			476

Asien.	Kulturgeschichte.
jischer Friede mit Rom.	Gold. Zeitalter der römischen Literatur.
	Christus geboren.
des M †.	
	Livius Patav †.
	Religion Fo's in Sina.
gang Jerusalems.	Josephus Flavius.
	Plinius der ältere †.
	Corn. Tacitus.
	Plutarch.
Hochab.	Antinous.
	Cl. Ptolemäus.
	Christl. Alexandrin. Schule.

Digitized by Google

Allgemeine Weltgeschichte

für alle Stände,

von den

frühesten Zeiten bis zum Jahr 1840,

mit

Zugrundelegung seines größeren Werkes

bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. Karl v. Rotteck,
Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechste Original-Auflage.

Fünf Bände.

Mit dem Portrait K. v. Rotteck's in Stahlstich.

Zweiter Band.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweites Buch.

Mittelalter.

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien und zur Reformation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Charakter des Mittelalters und seiner einzelnen Perioden.

Die wundervollen Bilder einer dämmernden Zeit, die hohen Gestalten aus Griechenland und Rom, und endlich die verglimmenden Lebensfunken einer alternden Welt sind uns jezt entschwunden. — Ein anderes Geschlecht, ein anderer Schauplaz, ein anderer Ton des Wirkens und des Leidens erscheint. Hier, aus den dunkeln Wäldern der Mitternacht, und dort, aus der Abgeschiedenheit der arabischen Wüste, ergießen sich bisher ungekannte oder thatlos schlummernde Völker, wie einbrechende Meeresfluten, über die römische Welt. Die längst morsche Grundfeste derselben erbebt, und mit betäubendem Gepraffel stürzt der in allen Fugen erschütterte Bau zusammen. Was in Jahrtausenden der menschliche Geist geschaffen, die Mühe der Geschlechter groß gezogen, die nie schlummernde Erfahrung vervollkommnet, befestiget hatte — alle Denkmale der Kraft, des Genies, der Tugend der alten Welt — Alles zerfällt in traurige Trümmer. Aber nicht unverdient und bei dem unheilbaren innern Verderben, auch kaum des Bedauerns werth! Alles Schöne und Große war längstens hingegeben und geschändet, jeder Keim eines edleren Lebens erstickt. Das Menschengeschlecht — vorgestellt durch den an Zahl und Bildung weitaus wichtigsten Theil desselben — war eine verächtliche Heerde geworden, unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloses Eigenthum des Herrn; nur physischen Genuß begehrend, ohne Sinn für Menschengut und Menschenwerth. Sie, die so schändlich herabgefallen von der alten Tugend und Herrlichkeit, im Angesicht der Götter- und Heldenbilder unerröthend im Staube krochen, die Freiheit wie ein Mährchen der

Digitized by Google

Vorwelt verachteten, nichts Besseres als die Knechtschaft weder hofften, noch selbst begehrten — wie hätten sie jemals sich wieder erheben mögen? — Dieses Geschlecht war unheilbar verderbt; Hoffnung, wenn nicht eine Sündflut hereinbrach, und es gänzlich vertilgte, konnte nur aus der gewaltsamen Aufrüttlung und allgemeinen Erfrischung wieder aufblühen. Von solchem Standpunkte betrachtet, erscheinen uns die Barbarenschwärme in ihren verwüstenden und umstürzenden Zügen als die Führer von Nemesis Schwert, als die scharfen Werkzeuge einer schmerzhaften, doch allein noch übrigen Heilung. —

Was aber mögen wir nun erwarten von ihnen? Etwa, daß sie, nach erfüllter Zerstörung, alsogleich ein neues und tadelloses Gebäude aufführten, daß sie über dem bluttriefenden, durch Verbrechen und Sklaverei geschändeten Erdkreis unverweilt das Reich des Friedens, der Freiheit und des Rechtes gründeten?? Einer solchen Vermuthung wäre der allgemeine Gang der Natur und insbesondere die Natur des Menschen entgegen. In langsamer Annäherung, welche wohl einzelne Unterbrechung oder Beschleunigung, aber keinen plötzlichen Sprung von einem Aeußersten auf's andere zuläßt, werden die Zwecke der Natur — der moralischen wie der physischen — erreicht; und je edler die Geschöpfe sind, desto später reifen sie zur Vollendung. Ungeschwächt durch die Lüste, unangesteckt von der Verderbniß der römischen Welt, in voller, jugendlicher Kraft und fast ursprünglicher Naturgestalt erscheinen die strafenden Völker! — aber auch unerleuchtet durch die Wissenschaft und unbelehrt durch die Erfahrungen eines ihnen fremden Geschlechtes. Ihr schwerer Tritt zermalmt ohne Unterschied der Weisheit und der Tugend Denkmale, wie jene der Thorheit und des Verbrechens. Mit wilder Lust, oder gedankenlos, wandeln sie über den Trümmern, nicht achtend aller Schäze des klassischen Bodens, und unangesprochen von den lehrreichsten Bildern einer ungekannten Vergangenheit. Aus sich selbst müssen sie nun die schlafenden Keime der Humanität entwickeln, eine eigene Bahn zur Kultur sich brechen, da die alten Pfade, wo einstens das vertilgte Geschlecht — wohl lange mit Glück und erst am End' abirrend — gewandelt hatte, unter Ruinen begraben waren. Aber bis sie nur das Bedürfniß, den Wunsch eines bessern Zustandes fühlten, mochten Jahrhunderte vergehen, und indessen der Rost der Barbarei noch dichter und härter werden. Glücklich, wenn sie wenigstens die Kraft bewahrten, die unter günstigeren Verhältnissen zum neuen und schweren Bau könnte verwendet werden: glücklich, wenn einzelne Lichtfunken aus der schönen Vorwelt zurück in die Nacht ihrer Arbeit fielen; wenn sie zur Förderung, Festigung und Verschönerung ihres Baues einzelne

Digitized by Google

wohlerhaltene Grundmauern und Säulen unter den lange verachteten Trümmern des Alten fanden und benützten. Solches werden wir auch, doch mehr im Abendland, als im Morgenland, und erst nach vielen Geschlechtsaltern, ja erst gegen das Ende der mittleren Zeiten sehen, da, während in Asien die früher, aber unvollkommen und einseitig, erblühte arabische Kultur abermal und auf immer in Barbarei und Entartung erstarb, in Europa durch die schöne Vereinbarung germanischer Kraft mit italischer Anmuth, so wie durch den verbundenen Reichthum des eigenen Genies und der wiederaufgegrabenen Schäze der klassischen Welt eine neue, im Beginnen herrliche und vielversprechende, aber gleichwohl (wie die Geschichte der allerneuesten Zeit darlegen wird) in ihren spätern Früchten abermals unbefriedigende Periode der Gesittung begründet ward.

Mit diesem Ueberblick offenbart sich uns sowohl der allgemeine Charakter des gesammten Mittelalters, als der besondere der einzelnen Zeiträume, in die es natürlich zerfällt. Im ersten Zeitraum bricht im Gebiet der wandernden Völker die Nacht der Barbarei herein; aber es unterhalten, wenigstens auf klassischem Boden, die gebrochenen Lichtstrahlen der untergegangenen Sonne noch einen dämmernden Schein; während das unter den nördlichen Barbaren sich ausbreitende Christenthum (in Verbindung mit ihrer edlen, jugendlichen Kraft) dieselben vor völliger Verwilderung sichert, und schöne Blüthen der Humanität, durch die Nacht der folgenden Jahrhunderte, reitend auf glücklichere Zeiten bringt. Sonst sehen wir nichts als Zerstörung, Völker auf Völker in betäubend schneller Folge über die Bühne rauschend; Reiche, plözlich entstehend und verschwindend, wie Bilder im Zauberspiegel; nichts Stätes, nichts Beharrliches, worauf der Blick mit Ruhe weile. Die Welt, Europa zumal, hat keinen Schwerpunkt mehr; alles fällt durcheinander in regellosem Getümmel. Endlich vertobt der Sturm; die schwellende Macht des fränkischen Reiches wird für Europa der neue politische Schwerpunkt (wie schon früher das arabische Chalifat für Asien geworden), und die zu gleicher Zeit sich festsezenden Verhältnisse des bereits vielfältig verunstalteten Christenthums, zumal der Hierarchie, verbunden mit der ausgebreiteten Herrschaft des Lehenwesens, gebieten den großen Bewegungen Stillstand, und geben fast dem ganzen Abendland eine gleichförmige, über 300 Jahre dauernde Gestalt. Von Karl M. bis zu den Kreuzzügen (welche die zweite Periode des Mittelalters schließen) dauerte dieser, im Allgemeinen klägliche, Zustand, den man die consolidirte Barbarei, die ganz finstere Nacht heißen kann, bis, bald nach dem Beginnen jener heiligen Kriege,

die ersten Spuren der erwachenden Dämmerung sichtbar werden, und nach Beendigung der Kreuzzüge (in der dritten Periode des Mittelalters), während in Asien Alles in bleibenden Schlaf versinket, die freundlich aufsteigende Morgenröthe Europa einen neuen und heiteren Tag — wiewohl trüglich — verkündet.

Viele sind, denen diese Charakteristik des Mittelalters unrichtig, oder auch als veralteter Gemeinplaz erscheinen wird. Denn allzulange und vielfältig schon ist die Barbarei der mittlern Zeiten geschildert und beklagt worden, als daß Neuerungssucht und Paradorenliebe hier nicht Stoff oder doch Reiz zum Lobe fänden. Auch sind noch zwei besondere Gründe wirksam, welche die Entstehung und willkommene Aufnahme von Ideen über das Mittelalter, die allen bisherigen gerade entgegen sind, in unseren Tagen begünstigen: der in der neuesten Literatur herrschende Geist der Poesie, welcher eine parteiische Vorliebe für das an poetischen Ansichten so reiche Mittelalter erzeugte, und das, wohl gerechte, Mißvergnügen über die Entartung und die Noth unserer eigenen Zeit. *

Doch mag vielleicht zur Vermittlung zwischen den Lobrednern und Tadlern des Mittelalters beitragen, wenn man zuvörderst über den Begriff des Wortes „Barbarei" sich verständigt.

Wenn ein Volk dem Zustand der Wildheit sich entzogen, aber jenen der höhern Civilisation noch nicht erreicht hat; oder wenn ein civilisirtes zurückgesunken, doch zur völligen Wildheit noch nicht gekommen ist, so nennt man seinen Zustand, der also ein mittlerer, oder ein Uebergang zum Höhern oder Niederern ist — Barbarei. Im Fall des Zurücksinkens ist der Zustand traurig und fast trostlos; sein Charakter ist Verderbniß und Schwäche, er endet sich entweder in Auflösung oder in Todesschlummer. Eine politische Revolution, eine Erfrischung des verdorbenen Blutes durch fremde Eroberung, mag allein wieder neues Leben und neue Hoffnung geben. Alsdann ist der Fall dem ersten gleich, wo ein der Wildheit entwachsenes Volk nur erst zur Barbarei gelangte.

Diesem Zustande der Halbkultur sind nun freilich mancherlei Reize und Vorzüge eigen, welche jenem der höhern Civilisation meistens abgehen; ein kräftigeres und freieres Leben, Stolz und Kühnheit, Wahrheit, Innigkeit, gewaltige Leidenschaften und heroische Charaktere. Die Betrachtung von dem Allen wirkt um so erhebender auf unser Gemüth, wenn wir als dessen Gegenbild

* Noch eines sehr wirksamen Grundes gedenkt der treffliche Daunou (Essai sur les garanties individuelles): „Le moyen age est l'age de fer du genre humain; c'est l'age d'or des oppresseurs... aussi voyons nous les regards des oppresseurs se reporter sans cesse vers un époque si redoutable."

die gewöhnliche Erschlaffung, Feigheit, knechtische Dahingebung, und moralische Verderbtheit hoch civilisirter Völker aufstellen. Aber wo die feinere Gesittung solche Auswüchse zeigt, da ist eine klägliche, allein, wenn auch bis jezt noch selten vermiedene, doch vermeidbare — Abweichung vom rechten Pfade eingetreten. Es ist nicht unmöglich, auch im verfeinertsten Zustand der Gesellschaft, die edelsten Tugenden der Halbkultur beizubehalten; aber dieser bleiben immerdar und nothwendig die Vorzüge und Tugenden der höhern Gesittung fremd.

Der Ausdruck „Barbarei," als Bezeichnung des Charakters von Völkern oder Zeiträumen, enthält nach dem Gesagten nichts weniger, als ein völlig verwerfendes Urtheil, und ist mit billiger Lobpreisung sowohl, als mit gerechtem Tadel vereinbar. Daß aber dieser Ausdruck zur Bezeichnung des Mittelalters passe, geht wohl schon aus der flüchtigsten Uebersicht derjenigen — in der Rohheit und Unwissenheit gegründeten — Mängel hervor, welche auch die entschiedensten Lobredner jener Zeit in derselben erkennen müssen, wiewohl sie — mit mehr oder weniger Kunst — selbst diese Mängel als Vorzüge oder Tugenden darzustellen gesucht haben.

Als solche Gebrechen — deren nähere Schilderung die folgenden Geschichten enthalten werden — wollen wir nur vorläufig einige der hervorstechendsten nennen: eine schlecht geregelte politische Verfassung, zwischen Anarchie und Tyrannei hin und her schwankend, einerseits die Masse des Volkes bis zur Leibeigenschaft niederdrückend, und anderseits in den Befehdungen das natürliche Faustrecht sanktionirend; eine eben so schlechte bürgerliche Ordnung, gerichtliche Zweikämpfe, Ordalien, Vehmgerichte; der Verstand der Menschen, an wissenschaftlichen Kenntnissen verarmt, und fast ohne Hilfsmittel, sie von Neuem zu erwerben, gefesselt durch Aberglauben, und bei dem mindesten Aufstreben zur Freiheit durch den Bannstrahl niedergedonnert; die Hierarchie — mitunter zwar eine heilsame Schranke der Adels- und Fürsten-Tyrannei — doch immer ein gefährliches Hilfsmittel und eine Herrschaft, die, je nach den Fällen oder dem Mißbrauch, nach ihrem Kampf oder ihrer Vereinbarung mit der bürgerlichen Macht, das öffentliche Elend oder die allgemeine Sklaverei noch erhöhen und vollenden mochte. Zu allem Dem endlich die Rohheit der Lebensweise, das Entbehren der meisten feinern Genüsse, keine Industrie, wenig Geselligkeit, wenig Verkehr zwischen den Menschen und Völkern — wenn Dieß nicht Züge der Barbarei sind; was sollen wir denn so nennen??

Digitized by Google

Erster Zeitraum.

(Vierter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Erneuerung des abendländischen Reiches,

oder von

Theodosius M. Tod bis Karl M.

Jahr Christi 395 bis 800.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten.

Am Anfang des Zeitraums erfüllt der römische Name noch den größten Theil der historischen Welt. Aber das unermeßliche Reich ist jezt in zwei Hälften, das abendländische und das morgenländische Kaiserthum, zerfallen, von welchen jenes durch einheimische Krankheit und äußere Stürme einem schnellen Untergang entgegen geführt wird, dieses, nach einem fast wunderbaren Verhängniß, sein, meist kümmerliches, Daseyn noch viele Jahrhunderte lang fortsezt. In Osten steht glänzend und den Römern furchtbar der persische Thron; in Norden ziehen, gleich drohenden Gewitterwolken, die vielgetheilten und vielnamigen Schwärme der Germanier, Sarmaten und Scythen herum, erfüllen durch ihren gleichzeitigen Stoß das längst über Rom liegende Verhängniß, und ändern plözlich die Gestalt der Welt.

Digitized by Google

Denn schon vor Ablauf des ersten Jahrhunderts lag der Thron der Cäsaren darnieder; über Rom und Italien — nachdem sie wiederholte Plünderungen von den Westgothen und Vandalen (Italien auch von den Hunnen) erfahren — streckte der Heruler Odoaker, und nach ihm Theodorich der Ostgothe, den fremden Herrscherstab. Von allen Provinzen des abendländischen Kaiserthums hatten barbarische Nationen Besitz genommen: die Vandalen von Afrika, Alanen, Sueven und Westgothen von Spanien, die leztern zugleich von Südgallien, die Burgunder von den Ländern der Saone, die Alemannen von enen des Oberrheins, die Franken von Nord- und Ostgallien, die Angeln und Sachsen von Britannien, die Ruzier und Heruler von Norikum und dessen Umgegenden, die Herren Italiens endlich, die Ostgothen, zugleich von den rhätischen und einigen illyrischen Ländern. Auch das morgenländische Reich hatte seine meisten europäischen Provinzen von Barbaren verwüsten sehen; einige der nördlichen gingen gänzlich verloren. Alle Stämme der Gothen, vor ihren westlichen Zügen, dürchplünderten die Donau- und die Hämus-Länder (ihre Geschlechtsverwandten, die Gepiden, sezten sich später in Pannonien fest). Nach ihnen kamen die schrecklichen Hunnen, deren Erscheinung in Europa das Hauptsignal dieser großen Bewegungen gewesen, und welche vor sich her und mit sich eine ganze Flut von Völkerschaften bis an die Loire und an den Po trieben; den Hunnen folgten die wilden Bulgaren, Avaren, Ugern, Chazaren u. A. m.

Diese Völkerzüge dauerten fort im sechsten christlichen Jahrhundert (oder dem zweiten der vorliegenden Periode), und hören im 7ten und 8ten nicht auf. Neue Schwärme rückten nach, drängten und verdrängten die ältern, oder wurden von ihnen verdrängt. Die vorhin genannten Hirtenvölker Asiens, dann die Slaven in vielfacher Abtheilung und unermeßlicher Verbreitung, auch neue germanische Stämme, oder welche früher unbedeutend gewesen, sezten sich fest in den ehemals römischen, oder auch in den altteutschen und sarmatischen Ländern. Die Reiche der Sachsen, Friesen, Thüringer, Baiern entstanden oder wurden näher bestimmt, die Longobarden riffen die Herrschaft Oberitaliens an sich; wendische und slavische, türkische und tartarische Stämme zogen, bunt unter einander gemischt und gegen einander feindselig, herum in den weiten Ländern zwischen dem schwarzen und baltischen Meer.

Aber die meisten der zuerst gestifteten, und selbst viele der spätern, auf den Trümmern von jenen gebauten, Reiche gingen wieder zu Grund in dieser wechselvollen Zeit. Von mehreren Völ-

Digitized by Google

kern verlor sich sogar der Name, von andern hörte wenigstens die Selbstständigkeit auf, der Grenzveränderungen waren unzählige. Das hunnische Reich, so gewaltig es unter Attila, dem Würger der Völker, gewesen, verschwand gleich nach des Wütherichs Tod (454). Nur hunnisches Raubgesindel hauste fortan noch um den mäotischen Sumpf. Von demselben bis an die baierische Grenze tummelten sich die folgenden Jahrhunderte hindurch die oben genannten tatarischen und kalmuckischen Horden, nördlich von ihnen die unstäten slavischen Stämme in unbestimmte Fernen. Die Sueven und Alanen in Spanien erlagen den Westgothen. Die Vandalen waren freiwillig über die Meerenge gezogen; aber das afrikanische Reich des fürchterlichen Genserich stürzte schon im ersten Drittheil des sechsten Jahrhunderts unter den Streichen Belisars zusammen. Bald darauf, und auf gleiche Weise, fiel unter den nächsten Nachfolgern des großen Theodorich der ostgothische Thron, den derselbe gebaut, und wenige Jahre später entrissen die Longobarden den Byzantinern Oberitalien, den schönsten Theil der gothischen Beute, wieder. Dieselben Longobarden hatten die Reiche der Gepiden und Heruler schon früher zerstört. Sie selbst erlagen am Ende dieses Zeitraums den übermächtigen Franken. Glück, Tapferkeit und Verbrechen erhoben diese lezte Nation zur gewaltigsten in Europa. Was Chlodwig, der Stifter des fränkischen Reiches (denn seine Vorfahren waren politisch unbedeutend), mit Kraft gegründet, und seine nächsten Nachfolger — weniger talentvoll, aber gleich gewissenlos — erweitert hatten, das wurde unter den spätern, ganz unfähigen, Königen durch das Genie der Großhofmeister, und nachmals Selbstherrscher, aus Pipins Geschlecht zur Vollendung gebracht. Den Ueberrest der römischen Herrschaft in Gallien hatte schon Chlodwig getilgt, die Alemannen überwunden, die Westgothen aus Südgallien verdrängt, nach allen Weltgegenden glücklich gestritten. Nach ihm wurden allmählig die Burgundionen, die Thüringer, die Friesen, die Baiern, selbst ein Theil der Sachsen unterjocht oder abhängig gemacht, die Longobarden gedemüthigt und zulezt verschlungen, und so in der Mitte Europa's ein Reich gebildet, welches demselben zum Schwerpunkt oder zur Grundsäule einer neuen politischen Ordnung dienen mochte. Doch solcher Gipfel der Macht und des Ruhmes wurde erst von Karl dem Großen erstiegen, dessen Regierung den Uebergang zur folgenden Periode bildet.

Konstantinopel hatte durch die Festigkeit seiner Lage und andere glückliche Umstände den Hauptstrom der Völkerwanderung von sich abgelenkt. Im zweiten Viertheil dieses Zeitraums, unter Justinian M., schien durch Belisars und Narses Genie die Heldengloria Roms von neuem zu erblühen. Aber es war ein schnell

Digitized by Google

vorübereilender Schimmer. Die alten Ursachen des Verfalles blieben: Despotismus, Entartung, innere Auflösung. Wenige Geschichten sind der byzantinischen an Scheußlichkeit zu vergleichen. Unwerth oder Laster der Kaiser, Uebermuth der Priester und Soldaten, Charakterlosigkeit, Ueppigkeit, Verdorbenheit des Volkes füllen abwechselnd ihre Blätter mit Scenen der Schande und des Verbrechens. Daher, wiewohl noch die schönsten Länder von drei Welttheilen dem byzantinischen Scepter gehorchten, von Geschlecht zu Geschlecht die Schwäche fühlbarer, der Untergang unvermeidlicher wurde. Es war mehr die Gunst äußerer Umstände als innere Kraft, welche so lange Zeit noch das Daseyn des oströmischen Kaiserstaates fristete.

Indessen schien im 7ten Jahrhundert (dem dritten dieses Zeitraums) das Verhängniß ihm näher zu rücken. Denn es erhob sich gegen dasselbe aus Süden ein Sturm von unerhörter Furchtbarkeit und plötzlicher Gewalt, weltumkehrend wie die nordische Völkerwanderung, und um so unwiderstehlicher, da er ungewarnt und ungeahnet losgebrochen. Zur Zeit, als das persische und das römische Reich den langwierigsten und wechselvollsten Kampf aus gemeinschaftlicher Ermattung schlossen, und durch Wiederannahme der alten Grenze, welche schon vor 700 Jahren die parthische von der römischen Herrschaft geschieden, den Beweis ihrer gegenseitigen Unbezwinglichkeit ablegten; da stürzte, auf die Stimme eines Bürgers von Mekka, eine Schaar von Fanatikern aus den arabischen Wüsten hervor, griff beide Weltreiche, denen bisher die saracenischen Horden entweder als Raubgesindel verächtlich oder als Miethlinge dienstbar gewesen, in einem und demselben Augenblick mit der Allgewalt der Begeisterung an, warf das eingänzlich nieder, und entriß dem andern die schönsten, reichsten bestverwahrten Länder, nach Konstantinopel selbst den Hauptsitz der Macht.

Aber das persische Reich, wie furchtbar es unter den beiden Koshru's gewesen, lag dennoch krank an Altersschwäche — welche in despotischen Staaten immer frühzeitig eintritt — und an der Erschöpfung, welche der anfangs glorreiche, nachmals verderbliche Krieg gegen den Kaiser Heraklius bewirket; innere Gährungen, Zwiespalt und Meuterei beschleunigten den Ruin. Der lezte König, Jezdgerd II., wiewohl er schuldlos den Thron bestiegen, verlor, nach des gereiften Schicksals Schluß, in drei Schlachten — wie einst Darius gegen Alexander — das Reich gegen die arabischen Feldherren.

Auch das byzantinische Reich, an welchem, sichtbarer noch als an dem persischen, das Alter nagte, vermochte nicht mit dem jugendlich aufstrebenden Volke Mohammeds einen gleichen Kampf

Digitized by Google

zu bestehen. Selbst die Siege des Heraklius — da sie die letzten Kräfte des Staates kosteten — bahnten den Weg zum Verderben. Kaum war in den von ihm wiedereroberten Provinzen zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer das Perser- und Römerblut aufgetrocknet; da fielen dieselben Provinzen, es fiel noch weiter das herrliche Aegypten, und ganz Nordafrika, auch Rhodus, Cypern, ein Theil Armeniens und Kleinasiens in der Moslems Gewalt. Das ganze Reich würden sie erobert haben, wenn nicht die Festigkeit der Hauptstadt, das griechische Feuer und eigener Zwiespalt ihren Fortgang gehemmt hätten. Das byzantinische Reich, nachdem es unter Heraklius Haus ein volles Jahrhundert unglücklich gewesen, wurde im darauf folgenden, achten Jahrhundert von der Familie Leo's des Isauriers beherrscht, und erholte sich durch deren Kraft und Einsicht. Aber der leidige Streit über die Bilderverehrung, welchen alle Prinzen dieses Hauses mit mehr Leidenschaft als Weisheit führten, verursachte den Verlust des wichtigen Exarchats, und beschleunigte den allgemeinen Verfall.

Nicht nur das persische Reich und die schönsten Provinzen des byzantinischen wurden von den Arabern verschlungen; auch jenseits der Grenzen beider dehnten diese ihre Herrschaft aus. Die Bucharei, Turkestan, Manarennahar und andere Länder in Osten, die pyrenäische Halbinsel in Westen, Nubien und weitere Strecken der afrikanischen Ostküste; endlich auch Sicilien und verschiedene Küstenländer des Mittelmeeres wurden ihre Beute. Sie drangen bis in die Mitte von Frankreich, wo aber Karl Martell's Schwert ihre weitern Fortschritte hemmte. Die Verhältnisse Arabiens und der übrigen Welt erklären diesen reißend schnellen Gang der Eroberung. Abgesondert von allen andern Völker durch schwer zu durchbrechende Naturgrenzen, hatte Arabien Jahrtausende lang ein isolirtes und freies Daseyn fortgeführt. Unbekannt, aber unertödtet schlummerten dort die vom Verhängniß vorbereiteten Kräfte, die nur eines Anstoßes bedurften, um mit wunderbarer Wirkung sich zu entfalten. Der Funke des religiösen Enthusiasmus, durch einen genievollen Mann hervorgerufen, fiel in die entzündbaren Gemüther der Wüstenbewohner. Bald war das weite Arabien von einer Flamme lodernd, welche, da sie auch jenseits der Wüste mancherlei Brennstoff, und, bei der verderbten Beschaffenheit der religiösen und politischen Verhältnisse des Auslandes, nur wenig Widerstand fand, schnell um sich griff, und den ganzen Erdball zu bedrohen schien.

Aber im Maße der Ausbreitung verminderte sich die Energie des arabischen Reiches. Der Thron der Chalifen, der zuerst in

Digitized by Google

würdevoller Einfachheit zu Medinah stand, wurde bald in dem prächtigen Damaskus und dann in dem neuerbauten, überherrlichen Bagdad aufgeschlagen. Die Beherrscher der Gläubigen, da eine halbe Welt ihrem Wink gehorchte, hatten keinen Grund weiter, nach Mehrerem zu streben; Behauptung des Besizes und Genuß schien nun die Hauptsache. Der religiöse und kriegerische Enthusiasmus lebte wohl noch einige Zeit in ihren Feldherren und Streitern fort; sie selbst ergaben sich allmählig der feineren und weichlicheren Sitte — einige Bessere auch der edlen Sorge für die Künste des Friedens. Dazu kam die einheimische Zwietracht der Saracenen, die erbliche Feindschaft zwischen den Anhängern und Gegnern Omars und Ali's, die Unterdrückung von Mohammeds Enkeln durch das Haus Ommajah, die spätere Rache, welche an diesem die Abbassiden nahmen, und, durch die Flucht eines ommajahdischen Prinzen nach Spanien, die Zerspaltung des Weltreichs in die zwei feindseligen Chalifate von Bagdad und Cordova. Die getheilte, oder gegen sich selbst gerichtete Kraft mochte jezt nach Außen nimmer so gewaltig seyn: aber erst im folgenden Zeitraum begann die Hauptzerrüttung; und den streitenden Dynastien blieb — wie tödtlich sie unter einander sich anfeindeten — doch, mit wenigen Ausnahmen, der Haß gegen die Christenheit gemein.

Kultur. Ueberhaupt.

Dem allgemeinen Charaktergemälde des Zeitraums sezen wir noch einige Hauptzüge bei. Die Welt bleibt — wiewohl ungleich — getheilt zwischen römischer Entartung und nordischer Barbarei. Nicht nur die Menschen, auch die Länder tragen den Stempel solcher Zeit. Die Denkmale der Kunst und des Fleißes, die Spuren der Wohlhabenheit und des Geschmackes verschwinden; die festen Wohnungen zusammengedrängter Geschlechter, die Mütter der Geselligkeit und höherer Menschenbildung, die Städte, sinken in Staub. In Attila's weitem Reich war nicht eine Stadt: halb Europa diente zu Weidepläzen, zu Lagerstätten unstäter kalmuckischer Horden.

Minder verwüstend als die asiatischen waren die germanischen Stämme. Nur die Vandalen haben den schaudervollen Ruhm der Hunnen durch ähnliche Zerstörungswuth erreicht. Andere Völker, vor allen die Longobarden, freuten sich, nach ausgetobtem Siegesrausch, der friedlichen Künste ihrer Besiegten: und auch in der Heimath waren einige Stämme, zumal unter den Sachsen, vom Ackerbau geneigt. Dasselbe und in noch höherem Grade fand bei mehreren wendischen Völkern statt, bei welchen

Digitized by Google

wir selbst Spuren des Kunstfleißes finden. Jenseits der Wenden herrschte völlige Barbarei.

Im Ganzen ist Europa, nach dem Untergang des abendländischen Reiches, in dem Zustand der Wildheit und Verödung. Brandstätten, Trümmerhaufen, weite Einöden bezeichnen den Weg der Völkerströmung und das Unheil der Zeit. Der Pflug und die Werkzeuge des Gewerbfleißes sind fast allenthalben nur in der zitternden Hand von wehrlosen Besiegten, deren Zustand theils wirkliche Sklaverei, theils ähnlich derselben durch eigenmächtigen Druck und Verachtung ist. Die herrschenden Nationen liegen dem Krieg, der Jagd, höchstens einiger Viehzucht ob. Rohe Sitte, freche Gewalt treten an die Stelle römischer, zahmer Verfeinerung, Verdorbenheit und Schwäche.

Fast gleich ausgedehnt, doch minder zerstörend als die von Norden gekommenen, waren die saracenischen Züge. Selbst im Zeitpunkt des frisch entglühten Fanatismus ehrten die Araber die wesentlichen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, schonten der Städte, begünstigten Ackerbau und Industrie. Später, als ihre wilde religiöse Schwärmerei nachgelassen, wurden sie die Väter einer die europäische, Jahrhunderte hindurch, anerkannt und weit überstrahlenden Kultur.

Sitten.

Das Sittenverderbniß Roms dauerte fort, wiewohl seine Pracht durch die barbarischen Plünderungen kläglichst beschränkt ward. In Konstantinopel vermehrte sich dieselbe durch den dort concentrirten Reichthum und durch den mit Verächtlichkeit steigenden Stolz des Hofes. Aber die Laster des Luxus und der Korruption wurden allmählig, durch das Sinken des guten Geschmacks und durch die wachsende Zahl der Barbaren im Kaiserreich, mit jenen der Rohheit gepaart. Die moralische Nichtswürdigkeit erreichte ihre Vollendung.

Die rohe Einfalt der teutschen Sitten — in Neigungen, Lebensweise, bürgerlicher und Familienordnung sich aussprechend — blieb auch in den neuen Wohnsizen an den Eroberern und Herrschern kenntlich. Zwar die Genüsse vermehrten sich durch die reiche Kriegsbeute und den Besiz der Macht; aber derselbe barbarische Geschmack, wie vordem in den heimathlichen Wäldern, thronte jezt in den römischen Lustgärten und Palästen. Auch auf die Provinzialen, wiewohl unter diesen noch durch einige Geschlechtsalter die Liebe der Gesittung fortlebte, ging allmählig die Rohheit der Sieger über: Gallien, Hispanien, ein großer Theil Italiens versanken in nordische Barbarei. Dagegen konnte die Reinheit

der alt-germanischen Sitte, die Treue und Wahrheit im Gemüth, der einfältig fromme Sinn, die Unverdorbenheit der ganzen Natur unter den neuen Verhältnissen der Eroberung, des Reichthums, der regellosen Herrschaft sich nicht erhalten. Die Leidenschaften wurden entfesselt. Ehrgeiz, Habsucht, Hang zu sinnlichen Genüssen legten die Schaam ab; fortgesetzter Mißbrauch der Gewalt tödtete das Gefühl des Rechts; der Freiheitstolz — der wahre Adel der Seele — ging unter mit der Freiheit selbst; die Nation theilte sich in trozige Tyrannen und demüthige Knechte.

Daher finden wir in den Geschichten dieser Zeit nicht nur jene schaudervollen Scenen, welche die gewöhnlichen Folgen der Kriegswuth unter barbarischen Horden sind, nicht nur — auch in einheimischen Zänkereien, selbst im Familienkreis und unter den Edelsten der Nation — die häßlichsten Aeußerungen einer fast thierischen Wildheit; sondern wir werden auch fast ohne Unterlaß durch den Anblick jener verworfenen und teuflischen Laster — als der Tücke, des Verraths, des Meineids — empört, welche sonst die traurigen Auswüchse der Civilisation heißen, aber in der Vereinbarung mit Rohheit und Aberglauben noch frecher und scheußlicher sind.

Freilich trifft nicht alle Völker dies Urtheil gleich. Die Teutschen, die in der Heimath blieben, bewahrten treuer die alte Sitte. Auch unter den erobernden Stämmen erwarben einige — wie die Ostgothen, noch mehr die Longobarden, deren Gemüth die Wildheit nicht hatte, welche ihr Aeußeres zu verrathen schien — den Ruhm der Menschlichkeit und selbst liberaler Gesinnung. Auch die Westgothen — nur daß bei diesen der Aberglaube seine düstere Herrschaft übte — verläugneten nicht völlig die alt-germanische, edle Weise. Aber durchaus schlecht wurden die Franken, und da sie zum herrschenden Volk sich aufschwangen, so ging von ihnen das Verderbniß auch auf die andern über.

Völkerverkehr und Handel.

So wie die Wellen der Völkerwanderung über den Ländern zusammenschlugen, so gingen mit den übrigen Einrichtungen und Künsten der Gesittung und des Friedens auch Völkerverkehr und Handel unter; nicht nur als natürliche Folge der unaufhörlichen Kriege, sondern wegen des Charakters und der Verhältnisse der Sieger. Dieselben kannten nicht, und verachteten in ihrer Rohheit die Segnungen der Civilisation, den Gewinn des stillen Fleißes, die Wohlthaten des die Genüsse vervielfältigenden, völkervereinenden Handels. Gewalt war ihre einzige Kunst, Raub ihre Erwerbsquelle und — bei der gleichen Gesinnung aller mit- und nachströmenden

Völker — das Schwert die einzige Bürgschaft des Besitzes. Also zerrissen plözlich die alten Bande des gegenseitigen Vertrauens, des freundlich nähernden Bedürfnisses: und abermals wurden die Worte „Fremder" und „Feind" gleichbedeutend. Auch der einheimische Verkehr stockte. Waffengetös verscheuchte, Sklaverei erdrückte die bürgerliche Industrie. Die Ausartung der Allodialverfassung sowohl, als die Anarchie des Feudalsystems lösten die Völker in eine Menge kleiner, nach Selbstständigkeit strebender, unter einander feindseliger Herrschaften auf; die öffentliche Sicherheit, die Bedingung des friedlichen Verkehrs entfloh; es begann die eiserne Zeit des isolirenden Faustrechts.

Doch nicht leicht wird die Gesittung, wo sie einmal tiefe Wurzeln geschlagen, wieder völlig ausgerottet. Welche Städte durch ihre Lage am Meer oder an großen Strömen begünstigt, und durch Volkszahl oder Besitzungen stark genug waren, um einige Selbstständigkeit unter der allgemeinen Zertrümmerung zu behaupten, dieselben sezten wenigstens einen Theil der ererbten bürgerlichen Gewerbe fort, und trieben etwas Handel — mühsam und kümmerlich — auf den von Barbarei umlagerten, doch noch unvergessenen und nicht ganz vertilgten Bahnen. Die Städte am Rhein, einige am atlantischen und am Mittelmeer, vorzüglich aber die italischen Städte, waren hierin vor andern glücklich.

Im Morgenlande verfiel der Handel weit minder. Konstantinopel, durch seinen Reichthum und seine Schwelgerei, gab ihm Leben in einem weiten Kreise; ja, es wurde die erste Handelsstadt der Welt, als Alexandrien, welches früher solchen Rang behauptete, in die Hände der Saracenen gefallen war.

Eine große Umwälzung in den Handelsverhältnissen wurde durch die Eroberungen der Saracenen bewirkt. Der innere und südasiatische Handel kam fast ganz in ihre Hände. Auch mit der afrikanischen Ostküste bis weit in Süden und mit einigen wichtigen innern Ländern dieses großen Welttheils trieben sie lebhaften Verkehr. Doch erst im folgenden Zeitraum erreichte der Handel, wie überhaupt die Gesittung der Araber, solche Ausbreitung und festgegründetes Gedeihen.

Kunst und Wissenschaft.

In Bezug auf Kunst und Wissenschaft war der Einbruch der Barbaren in's römische Reich das Signal einer allgemeinen Verwilderung. Nur in wenigen Ländern — wie im Orient, zumal in Konstantinopel, dessen Mauern den Wogen der Völkerwanderung trozten, und in Italien, dessen milder Him-

Gel selbst die Barbaren sänftigte, auch in einigen auserlesenen megenden Spaniens und Galliens — blieb ein dürftiger Rest des Geschmacks und der Wissenschaft. Ueberall sonst, mit Ausnahme der am Ende des Zeitraums erblühenden arabischen Kultur, war, oder ward vollendete Barbarei und Nacht.

In diesen wenigen Worten liegt die Summe des vorliegenden Gegenstandes, so weit er den Welthistoriker interessirt. Ein leeres Blatt bezeichnet am getreusten den Zustand der Kunst und Wissenschaft bei barbarischen Völkern. Aber auch da, wo nur knechtisches Fortüben der ererbten Kunst, demüthiges Wiederholen überlieferter Formeln ist, wo fast alle Künstler und Gelehrte den gemeinsamen Stempel derselben Mittelmäßigkeit (größtentheils auch völliger Werthlosigkeit) tragen, und kaum Einer durch wahre Genialität, oder eine merkwürdige Individualität sich auszeichnet — da begnügt sich die Weltgeschichte mit solcher allgemeinen Charakteristik. —

Das fünfte Jahrhundert indessen hat, außer einer bedeutenden Anzahl kirchlicher Schriftsteller, noch mehrere achtungswerthe (zwar nicht fortschreitende, jedoch das Alte bewahrende) Lehrer der Realwissenschaften, zumal in Alexandrien, hervorgebracht. Die Geschichte dagegen, ein Paar historische Dichter von Verdienst abgerechnet, ist äußerst dürftig.

Doch begann gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, und dauerte durch die Hälfte des sechsten fort, die — vergleichungsweis — glückliche Periode von Theodorichs und Justinianus M. Regierung. Der ostgothische König — wiewohl selbst ungelehrt, und bei seiner eigenen Nation die kriegerische Barbarei aus Grundsäzen begünstigend — war der römischen Kunst und Wissenschaft liberaler Gönner, und erweckte — so viel vermag die Gunst der Könige — noch einige edle Talente. Sein vortrefflicher Minister, Cassiodorus, und Liberius, dessen Kollege, waren Zierden ihrer Zeit. Beide genossen fortwährend Theodorichs Gnade. Aber Boëthius, der tugendhafte Weise, durch Geburt und Ehrenstellen, Talent, Wissenschaft und Patriotismus gleich ausgezeichnet, starb als Märtyrer der Freiheitsliebe.

Justinians Regierung, durch Siege und Gesezgebung verherrlicht, wurde auch durch Künste geziert. Die Baumeister, Anthemius von Tralles und der Milesier Isidorus, dienten durch ihr ausgezeichnetes Talent der Eitelkeit des Kaisers, welcher überall in seinem weiten Reich eine unzählbare Menge von Gebäuden, zur Pracht, zur Andacht, zum bürgerlichen und Kriegsgebrauch aufführen ließ. Der Sophientempel in Konstantinopel ist unter denselben am meisten gepriesen worden; doch hätte er in Perikles oder Augustus Zeit nur mäßigen Beifall erhalten.

Auch die Real-Wissenschaften wurden unter Justinian nicht ohne Erfolg betrieben.

Justinian hieß die heidnischen Philosophen schweigen: aber ihr Hauptlehrer, Plato und Aristoteles, herrschten fort auch in den christlichen Schulen. Das Ansehen des Stagiriten wurde durch Johann Philoponus (im 7ten Jahrhundert) mächtig erhoben; noch mehr durch Johann von Damaskus (im 8ten), welcher sein Lehrgebäude der Theologie auf die peripatetische Weisheit gründete, und hierdurch der scholastischen Philosophie das Daseyn gab. Auch Isidor und Beda im Abendlande waren Freunde des Stagiriten.

Im 7ten Jahrhundert litt die Kunst durch den Fanatismus der Araber, im 8ten durch jenen der christlichen Bilderstürmer mannigfaltigen Verlust. Die politischen Erschütterungen, welche durch beide veranlaßt wurden, sezten diese klägliche Wirkung auch auf die Wissenschaft fort. Weiter hin herrschte Feudal-Tyrannei und eisernes Faustrecht. Die Musen, hier durch Kriegslärm, dort durch fanatisches Geschrei, überall durch Sklaverei und Noth verscheucht, flohen aus der christlichen Welt, im Reich der Chalifen eine Freistätte suchend.

II.

Speciellere Geschichte.

Geschichte der Völkerwanderung.

Einleitung.

Hochasien und seine Bevölkerung.

In den Blättern der Geschichte ist wohl keine Umwälzung verzeichnet, welche an Ausdehnung, Charakter und Folgen so wichtig und imponirend wäre, als die große nordische Völkerwanderung. Sie gab dem historisch merkwürdigsten — ja damals fast allein bekannten — Theile der Welt eine allgemeine Erschütterung, und mehr als der Hälfte desselben eine völlige Umgestaltung. Neue Menschen, neue Sitten, Verfassungen, Gesetze,

Angelegenheiten und Verhältnisse, neue Staaten und Sprachen, neue Charaktere und Namen erscheinen plözlich, und alles Alte verschwindet. Eine neue Ordnung der Dinge, fast ohne Zusammenhang mit der alten, und Schöpferin der spätesten Zukunft, erhebt und begründet sich, nicht nur für den Schauplaz der Wanderungen, sondern für die ganze Welt; da sie die Geschichte derjenigen Völker bestimmt, welche später an die Spize des Menschengeschlechts sich schwingen, und durch Waffen, Geist und Handel über den Erdkreis gebieten.

Gleichwohl ist diese große Völkerwanderung mehr nur durch ihre Ausdehnung und ihre bleibenden Wirkungen, als durch einen eigenen Ursprung und Charakter von vielen andern verschieden, welche ihr vorangingen und folgten; und die Ursachen dieser Verschiedenheit haben wir nicht bei den wandernden Horden selbst, sondern in den allgemeinen Zeitumständen und den Verhältnissen der überströmten Länder zu suchen.

Das römische Reich, mit den mannigfaltigsten und herrlichsten Schäzen der Natur, der Kunst erfüllt, war hierdurch und durch die von Geschlecht zu Geschlecht mit dem innern Verderbniß zunehmende Schwäche, schon seit Jahrhunderten ein lockender Gegenstand für die vielen, längs seiner unermeßlichen Grenzen hausenden Barbaren gewesen. Die Kaisergeschichte enthält von den dadurch veranlaßten Einfällen mannigfaltige Beispiele. Zwar gelang es den Teutschen noch nicht, Wohnsize in den römischen Ländern zu nehmen; sie mußten sich auf flüchtige Raubunternehmungen beschränken, oder sie wurden durch die Ueberzahl der herbeieilenden Legionen erdrückt; aber an den Grenzen selbst erschienen fast in jedem Jahrhundert wieder neue Völker, von welchen früher nichts war gehört worden, und welche aus fernen Gegenden des Aufgangs oder der Mitternacht sich herangewälzt hatten. Auf solchen Zügen wurden die ältern Einwohner entweder verdrängt, oder den neuen Ankömmlingen einverleibt, und Germanien mit den umgebenden Ländern blieb ein getümmelvoller Schauplaz von Volkswanderungen, deren Richtung zwar mitunter sich durchkreuzte, dem Hauptstrom nach aber von Nord und Osten gegen die römischen Grenzen ging.

Von Geschlecht zu Geschlecht wurden diese Grenzen schwächer; es war unausbleiblich, daß die oft zerrissenen Dämme zulezt gänzlich einbrächen, und die wilde Flut über die innern Länder sich ergösse. Der ganze Süden war reich und schwach, der Norden stark und arm; jener mußte die Beute von diesem werden.

Aber diese große Umwälzung wurde beschleunigt und vollständig gemacht durch einen, im verhängnißvollen Zeitpunkt ge-

Digitized by Google

kommenen, gewaltigen Stoß aus Asien auf die wogenden Völkermassen Europens. Und so wie ein schon hoch gehender Fluß, wenn plözlich in denselben ein wild anschwellender Bergstrom sich ergießt, auf einmal über alle einstürzenden Ufer und unaufhaltsam bricht: also stürzten sich die längst rührigen und mühsam eingedämmten Völker Germaniens, als der hunnische Strom daher brauste, allgemein und allgewaltig über das römische Reich.

Wir wollen einen Blick werfen auf jene geheimnißvolle Steppe, das große Vorrathshaus von Völkern, wo unversiegbar die Quellen springen von länderverwüstender, weltumkehrender Strömung.

Von der Nähe der kaspischen See bis zum morgenländischen, und in fast gleicher Entfernung vom indischen und vom Eismeer, erhebt sich ein mächtiger Erdbuckel, unermeßlich lang und breit, überlaufen von mannigfaltig sich kreuzenden Gebirgen, die Grundmasse der ganzen asiatischen Erde. Von einzelnen Bergjochen und Bergketten wissen wir theils ältere, theils neuere Benennungen (doch meist das Lezte, weil die alte Erdkunde nicht weit über die Grenze dieses Hochlandes reichte); auch einige Wege durch die ungeheuere Steppe haben Handelsgeist, Religionseifer, kühne Neugierde und Zufall einzelnen Reisenden oder auch größeren Karavanen und Gesandtschaften gebahnt: gleichwohl ist weder der Umfang und die eigentliche Gestalt des ganzen Erdbuckels, noch die Lage, Höhe, Richtung und Verkettung der einzelnen Hauptjoche bestimmt. Aber diese Unerforschtheit — fast Unerforschlichkeit — ist eben der imponirendste Charakter der Steppe, und die Erklärung, warum in ihrem weiten Bezirk die wilde Freiheit ewig herrscht, und die zahme Ebene umher unabläßig mit Verwüstung bedroht. Auch mögen wir aus den gewaltigen Strömen, welche von dem Hochlande herab nach allen Weltgegenden sich ergießen, dessen Umfang schäzen, aus der Lage und Richtung der entgegengesezten Quellen auf seinen allgemeinsten Umriß schließen, und selbst die Hauptpartien des großen Gebirgs durch genaue Vergleichung und Verbindung der verschiedenen Nachrichten auffinden.

Der Oxus und Jaxartes (h. z. T. Amur und Sir Daria), jener als vielbefahrener Kanal des nordischen Handels, dieser als Grenze zwischen Iran und Turan merkwürdig, in Westen; der mächtige Oby, mit seinem gleich starken Gefährten, dem Irtisch; der Jenisey, der König der Flüsse im alten Kontinent, mit den brausenden Gewässern der Selinga, Angara und des wundervollen Sees Baikal, und hierauf die wenig geringere Lena in Norden; der Onon und Kerlon — vereinigt

Digitized by Google

Amur genannt —, Tungusiens großer Fluß, und die chinesischen Hauptströme, der Hoang-ho und Yanse-kian in Osten; endlich in Süden die drei Hauptflüsse der hintern indischen Halbinsel, der Menam Kom, der Menam und der Irabatti; eben so viele in Vorder-Indien, der vielarmige Indus, der heilige Ganges und sein Bruder, der gleich starke Burramputre, alle diese großen Ströme und unzählige kleine entfließen dem asiatischen Hochland. Wie ungeheuer muß das Gebiet seyn, das eine solche Wassermasse erzeugt? und welcher Wechsel von Höhen und Thalgründen, welche mannigfaltige Richtung und Verschlungenheit der Bergreihen und Steppen läßt in solch einem Raum sich denken? Auch inländische Flüsse, die in der Steppe versiegen, oder in Steppenseen sich münden, enthält Hochasien. Sein Flächenraum muß weit über 100,000 Quadratmeilen betragen.

Zwei Haupttheile — durch Lage, Beschaffenheit und Bewohner von einander gesondert — lassen sich in diesem Hochland unterscheiden: das Gebiet des Mustag und jenes des Altai. Das erste führt meistens den Namen der Tatarei, das zweite der Mungalei.

Der Mustag, der Imaus der Alten nach Rennel, thront zwischen der großen und kleinen Bucharei, und sendet starke Arme nach allen Richtungen bis in die weitesten Fernen aus, und steht in Osten und Nordosten durch den rauhen Mussart mit dem Bogdo-oola und Altai, demnach der mungalischen Bergregion, in Zusammenhang.

Von derselben scheint der große Bogdo, welcher zwischen den Quellen des Irtisch und der Selinga seine wolkennahen Scheitel hebt, der Hauptstock zu seyn. In zwei mächtigen Ketten geht von ihm in Nordwesten der metallreiche Altai, in Südosten aber der Kangai aus. Der erste sendet seine Arme nach den äußersten Enden Sibiriens; der zweite läuft nördlich über China hinweg, bis nach Corea und Japan. Auch mit den Ketten des Mustag und des fernern Ural im Südwest und Nordwest steht der Bogdo mittelst des Mussart und der Alakberge in Verbindung. Im Ganzen ist das mungalische dem tatarischen Hochlande in Nordosten gelegen. Quer durch beide Regionen aber, und gleichfalls in nordöstlicher Richtung, von den Quellen des Ganges bis zum Gebiet des Amur zieht sich — in vielen Stellen über hundert Meilen breit, und in der gesammten Ausdehnung an 30,000 Quadratmeilen haltend — die hohe, kalte, wasserlose Wüste Gobi oder Shamo hin, nur hier und da mit dürftigem Gras — an vielen Stellen mit flechtenartig aufsprießendem Salz, an andern mit immergrünen Kali-Pflanzen bedeckt — überhaupt

eine grobsandige und steinichte Bergfläche, von welcher man nordwestlich auf einigen, von der Natur selbst gebahnten Straßen, in allmähliger Senkung nach vielen Tagreisen zur sibirischen Grenze gelangt, südöstlich aber auf schnellerer Abdachung durch immerwährende Wildniß bis zur großen Mauer und nach China herabsteigt. Nördlich an diesem Reiche, fast bis zu den Ufern des Amur und bis an die Nähe des Oceans, zieht sich von der großen Wüste aus eine breite, unwirthbare, meist mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgsreihe, doch schon keine Steppe mehr, sondern eine Abwechslung von Höhen, Thalgründen und Flächen, wo die wilden Dauri und die unstäten, weitverbreiteten Tungusen hausen, und wo das Vaterland der Mantschu, der lezten Eroberer von China, ist.

Wenn wir die Bergreihen, welche wir nannten, und die Ströme, welche denselben entspringen, in ihrem ganzen Laufe verfolgen, so gelangen wir an die äußersten Ende Asiens, in Nord und Süd. Für jezt aber haben wir blos die hohen Steppenländer im Auge, von den östlichen Ufern des Jaxartes bis zu den Niederungen des Amur, und die zusammengedrängten Gebirgsmassen von der sinesischen und indischen bis zur sibirischen Grenze.

Die natürliche Beschaffenheit dieses rauhen Berg- und Steppenlandes hat für dessen Bewohner gebieterisch, und wohl unwiderruflich, Lebensweise, Verfassung und selbst Charakter bestimmt; und wenn wir dasjenige, was schon Herodot von den alten Scythen berichtet, mit den Erzählungen der chinesischen Annalisten von Hirtenvölkern der Wüste, so wie mit den Zeugnissen römischer und byzantinischer Schriftsteller von der Völkerwanderung, mit den abendländischen und morgenländischen Trauergeschichten von türkischen, mongolischen und tatarischen Zügen, mit den Schilderungen der europäischen Reisenden, welche im Mittelalter Hochasien durchwanderten, endlich mit den gründlichen, meist an Ort und Stelle unternommenen Forschungen neuerer Gelehrten vergleichen: so erkennen wir die wunderwürdigste Gleichförmigkeit des Zustandes und der Sitten unter zahllosen Völkern eines unermeßlichen Raumes und eine durch Jahrtausende laufenden Zeit.

Alle Rauhigkeit, die unter einem nördlichen Himmel der ungebändigte Naturzustand des Menschen erzeugen mag, ist und war von jeher der Charakter der scythischen Horden. Dem Ackerbau fremd, theils durch die Beschaffenheit des Landes, theils durch Abneigung, bleiben sie in ihren unwirthbaren Steppen für Nahrung und Kleidung auf die einfachen Erzeugnisse der Viehzucht und der Jagd beschränkt. Beide Beschäftigungen, zumal in un-

fruchtbarem Lande, entfernen von allen Künsten wie von allen Bequemlichkeiten der Civilisation. Mit Mangel und Mühseligkeit vertraut, und an Blutvergießen durch unaufhörliche Tödtung zahmer und wilder Thiere gewohnt, erwirbt der nordische Nomade eine mit seinem Klima harmonirende Härte des Körpers wie der Seele. Unbekannt mit feinern oder sanftern Empfindungen, den wilden Affekten seine ganze Kraft hingebend, ist kein anderer wie Er geschickt und geneigt zur Gewaltthat und zum Krieg, dessen Vorbild und Schule, Jagd und Wanderung sein tägliches Geschäft, sein Vergnügen, ja fast die Summe seines Lebens sind. Der Besiz des Pferdes vermehrt die Furchtbarkeit dieser kriegerischen Horden, und bringt die in ihren eigenen Wildnissen Unangreifbaren mit überraschender Schnelligkeit nach den fernsten Fluren eines unvorbereiteten oder weichlichen Feindes.

So tapfere Männer, und welche die Segnungen der bürgerlichen Gesellschaft verschmähen, scheinen sicher auch vor den Gefahren derselben, und geeignet zur vollständigsten Behauptung der Freiheit. Indessen sind doch die Tataren vielfältig Sklaven gewesen; und die Freiheit so wenig, als die Despotie hat fest bei ihnen wurzeln, oder zu einem unerkannten Recht sich erheben mögen.

Zwar die Freiheit ist dem Menschen von Natur gegeben, doch ist sie als solche nur eine thierische Freiheit. Jene, welche wahrhaft menschlich ist, sie, das kostbarste und edelste der Güter, wird ihm nur im Zustand der Veredlung, nicht in jenem der tiefsten Rohheit zu Theil. Der Gewaltthätige wird leicht Raub der Gewalt, der Ungerechte ist selbst dem Unrecht preis, der Herrschsüchtige muß gehorchen, der Dumme wird zur Beugung des starken Nackens beschwazt. Die Sklaverei der Tataren ist nicht minder lehrreich, als der Germanier Freiheit.

Die Urverfassung unseres Geschlechtes, die patriarchalische, herrschet für und für unter den vielnamigen Völkern der Steppe. Aber nicht in der schönen Gestalt, worin wir sie im grauen Alterthum und zum Theil noch heute bei einigen sanftern, natürlich guten oder durch Verhältnisse humaneren Nomaden erblicken, sondern in der Ausartung, welche die Folge rauher Sitte ist und einer naturwidrigen Uebertreibung. Der Stammesälteste, oder wer sonst nach hergebrachtem Familienerbrecht das Haupt der Horde wird, soll, dem Begriff seiner Würde nach, die Glieder derselben als Familienglieder mit väterlichem, nicht mit herrischem Ansehen in Krieg und Frieden führen, richten, in Ordnung halten. Aber die allgemeine Ungeschlachtheit der Glieder leitet auch das Haupt zu wilder Gewaltthat oder tyrannischer Willkür; die Geschäfte der Wanderungen, noch mehr des

Digitized by Google

Krieges, welchen Raubsucht, Hunger, Rache und Stolz unter den Horden unablässig entzünden, erheischen einen strengen Oberbefehl, und die Schicksale des Krieges unterwerfen zwanzig, fünfzig, hundert Horden einem glücklichen Anführer. Derselbe ist der Besiegten, nicht nach dem Familienrecht, sondern nach dem Kriegsrecht, Herr. Aber die siegende Horde macht mit jenen jezt eine größere Vereinigung aus; und es werden alle zusammen von der gegenseitig übertragenen, demnach gedoppelten, väterlichen und herrischen Gewalt unterdrückt. Wenn dann die schwellende Flut in die südlichen Länder sich ergießt, weichliche Völker, von jeher der Sultansregierung gewohnt, eine Beute der nördlichen Hirten werden: alsdann sieht der übermächtige Chan sich als den Erben der unbedingten Herrschaft der von ihm gestürzten Throne an, wird auch von den niedergetretenen Völkern als solcher betrachtet, und legt durch den dienstbaren Arm der Besiegten seinen ältern, siegreichen Unterthanen das gleiche Sklavenjoch auf. So oft die Tataren als Eroberer auszogen, so oft — und Nichts konnte wohl gerechter seyn — sind sie Knechte geworden. Doch bleibt noch einige Zeit wenigstens die Erinnerung derselben, und eine äußere Form der Freiheit in den Kurultai's oder großen Reichstagen übrig, auf welchen, nach der heimathlichen Sitte, der Chan, seine Prinzen und die Murza's (oder Stammeshäupter) mit ihrem kriegerischen Gefolge erscheinen, und gemeinschaftlich über die großen Nationalangelegenheiten sich berathen. Selbst die Welteroberer aus des großen Dschengis Hause hielten noch solche Kurultai's, ja es wurden mehrere Großchans auf denselben gewählt. Später arteten sie wohl bei der Konsolidirung des Despotismus in leeres Hofgepränge aus; und die südlich angesiedelten Stämme versanken in die allgemeine Dahingebung und Schwäche der Besiegten. Aber diese Annahme von fremden Sitten, meistens auch von fremder Religion, führte allmählig eine Scheidewand zwischen ihnen und ihren daheimgebliebenen Brüdern auf und es erwachte dann gewöhnlich um so energischer der Geist der Freiheit in Norden wieder. Die Stämme der Wüste warfen das Joch der von ihr ausgegangenen, aber weichlich gewordenen Monarchen ab, und man sah das alte, feindselige Verhältniß von Iran und Turan wieder.

Ungeachtet der im Ganzen fast gleichförmigen Beschaffenheit des asiatischen Hochlandes, und der hiernach auch unter dessen Bewohnern herrschenden Aehnlichkeit in Sitten, Lebensweise und rein klimatischen Zügen können wir gleichwohl eine Sonderung derselben in zwei Hauptstämme oder Racen, nach gewissen abstechenden Verschiedenheiten und genetischen Charakteren,

Digitized by Google

deutlich erkennen. Der eine ist der tatarische, der andere der mongolische Stamm.

Der tatarische Stamm (wohl auch der kaukasische genannt, weil er am Kaukasus in vorzüglicher Ausbildung erscheint und von dort aus in viele südliche und westliche Länder ging) hat zu Charakteren einen regelmäßigen, fast runden Schädelbau, ein ovales Gesicht, ein schönes Verhältniß der Züge, eine weiße, jedoch leicht braun werdende Hautfarbe mit frischem Incarnat und dunkles Haar. Der Hauptsiz dieser Tataren ist vom kaspischen Meer bis zum Gebirg Altai, in den arabischen Ländern und in der großen und kleinen Bucharei. Aber sie haben sich noch in viele Länder nach allen Weltgegenden ausgebreitet. Nördlich und westlich am kaspischen Meer, am Jaik, an der Wolga, in der Krimm und Kuban, in verschiedenen Gegenden Sibiriens (doch hier in bunter Vermischung mit mongolischen, kalmuckischen und finnischen Stämmen), in einem Theile Persiens u. s. f. hausen Tataren; und die weit verbreiteten Türken, mit deren Namen Turuk die Tataren sich selbst benennen, sind ihre Geschlechtsverwandten. Man glaubt, daß auch die Tibetaner und Japaner zu dieser Race gehören. Die Tataren scheinen nicht unempfänglich für Kultur und geistige Bildung, wie zumal die Bucharen (freilich weit weniger die Türken) zeigen; und selbst unter den nomadischen Stämmen, besonders denjenigen, welche dem russischen Scepter gehorchen, trifft man bisweilen einige Anfänge der Civilisation, und wenigstens vergleichungsweis mildere Sitten.

Dagegen sind die Mongolen und Kalmucken um so hartnäckigere Barbaren, und gleich häßlich an Leib und Seele. Die von ihnen so benannte mungalische Bergregion ist ihr Hauptsiz; und wenn auch die Tungusen, mit den Lamuten, Dauren und Mantschuren, und die korjäkischen Stämme mit den Tschuktschen und Kamtschadalen zu ihrer Race gehören, so haben sie fast den ganzen Nordost von Asien erfüllt; so wie höchst wahrscheinlich in Südosten die Sineser und Koreaner von ihnen stammen.

Die Mongolen oder Mungln, welche eigens solchen Namen führen, theilen sich in die gelben oder Scharra- und die Kalkas-Mungln, wovon die lezten südlich an den ersten hausen. Die Kalmucken aber, welche bei Vielen für einen eigenen, von den mongolischen getrennten, Hauptstamm gelten, und westlich an den eigentlichen Mungln wohnen, werden in die Torgauten, Soongaren, Choschoten u. A. unterschieden. Auch leitet man von ihnen die samojedischen und finnischen Völkerschaften ab.

Die mungalische und vorzugsweise die kalmuckische Race

Digitized by Google

charakterisirt sich durch eine kleine Statur, einen untersezten, fehr muskulösen Körperbau, gelbliche Hautfarbe, schwarzes, steifes und dünnes Haar, einen fast viereckigen Schädel und häßliche — man möchte sagen nur halbvollendete — Gesichtszüge. Ihre Augen sind klein, die Nase eingedrückt und weit offen, das ganze Gesicht flach, breit und beinahe bartlos. Wohl kommen, bei der weiten Verbreitung dieses Stammes, klimatische Nüancen vor, aber die Hauptcharaktere bleiben kenntlich.

Es ist wohl begreiflich, daß unter diesen zahlreichen Völkern Hochasiens, und weiter hin nach Nord und Süd, ein vielfacher Wechsel der Herrschaft und der Unterwerfung, des Untergangs und Wiederaufkebens seit unfürdenklichen Zeiten werde gewesen sein. Aber wenn auch die deutlichsten Nachrichten darüber vor uns lägen, so müßte die Aufzählung solcher — nach einförmigen Gründen und einförmigen Wirkungen — ewig wiederkehrenden Revolutionen ein mühsames, wohl auch trockenes und wenig fruchtbringendes Geschäft seyn.

Ohne daher den chinesischen Annalisten (oder ihrem fleißigen Kompilator de Guignes) die sterilen Geschichten von den Völkern des östlichen Hochasiens, als von den To-pa, den Gengen, den Sien-pi — den Goei, Yen u. A. nachzuerzählen (es waren ohnehin meist dieselben Stämme, die nur je nach dem Namen der herrschenden Horden oder Dynastien, die Benennung änderten), wollen wir unsern Blick allein auf die furchtbaren Hiong-nu richten, deren frühe Macht und lang gedauerte Herrschaft in Osten nicht minder wichtig ist, als die spätern Thaten ihrer — wahrscheinlichen — Nachkommen, der Hunnen, es in Westen wurden.

Die Hiong-nu.

Zwölfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, etwa ein Menschenalter vor Troja's Fall, ward die Macht der Hiong-nu gegründet. In dem mungalischen Hochland, in dem Theile der Wüste Kobi, von welchem herab man nach China steigt, standen ihre Gezelte; frühe bedrohten sie, „die Wilden des Berges," von daher die sinesische Grenze. Doch erst im dritten Jahrhundert vor Christus kam der Name Hiong-nu auf (früher wechselten ihre Benennungen nach den Dynastien) und wird ihre Geschichte zusammenhängend. Gegen sie ward die große Mauer gebaut. Tschi-Hoang-ti, der Gewaltherrscher, um Hannibals Zeit, vollendete dieselbe. Aber vergebens! Die Tanjou's — also hießen die erblichen Oberhäupter der Hiong-nu — überstiegen zu wiederholten Malen das schlecht vertheidigte Bollwerk, und erschütterten das innerlich kranke Reich. Ueber den größten Theil Hochasiens, von der

Digitized by Google

Nähe des östlichen Oceans bis zum Irtisch, von der sinesischen bis zur sibirischen Grenze, hatten die Hiong-nu ihre schwellende Macht ausgebreitet. In dem Heere der Tanjou's waren über zweimal hunderttausend Reiter. Jezt, unter dem Vatermörder Me-te, überwältigten die Hiong-nu durch ihre wilde Tapferkeit die wohlgeübten, wohlbewaffneten und kriegsgelehrten chinesischen Heere, erzwangen sich Jahrgelder und den schimpflicheren Tribut von auserlesenen Mädchen des Landes. Die Kaiser von China gaben ihre eigenen Töchter den Umarmungen der Tanjou's preis, und erkauften hierdurch gleichwohl die Ruhe nicht.

Auf den Zeitpunkt der höchsten Macht und Glorie — wohl auch des allzusichern Selbstvertrauens — der Hiong-nu folgte in kurzer Frist Verwirrung und Noth. Die Sinesen, durch die Waffen der Barbaren überwunden, erhoben sich wieder durch ihrer Feinde Zwietracht und durch eigene schlaue Politik. Dieselbe Dynastie der Han, welche so große Demüthigungen von den Hiong-nu erlitten, rächte, nach blutigen und wechselnden Kriegsscenen, die alte Schmach durch einige Siege, und gab der Macht der Feinde China's durch Aufwiegelung der von denselben unterjochten Horden einen entscheidenden Stoß.

Eine kurze Periode des Wiederauflebens erneuerte die Schrecken des Namens Hiong-nu. Aber innere Spaltung vollendete den Ruin. Die Frage, ob Punu oder Pe Tanjou seyn solle, wurde der Anlaß dazu, denn der Leztere, als der Nebenbuhler ihn drängte, unterwarf sich mit den südlichen Horden, welche ihm anhingen, dem chinesischen Kaiser (nach Chr. 48). Jezt mußten auch die nördlichen Hiong-nu den Zwist der Herrscher mit dem Verlust der Unabhängigkeit büßen, und ihr Heil von des Kaisers Gnade erwarten.

Aber unversöhnlich blieben die Chinesen. Nach kurzem Stillstand brachen sie abermals in die Wildnisse, den Vertilgungskrieg gegen die Hiong-nu zu führen. Die Sien-pi — der alten Unbilden eingedenk, die sie von denselben erfahren, und von den Chinesen aufgehezt — benuzten den Zeitpunkt einer entscheidenden Niederlage, welche diese den Feinden beigebracht, und vollendeten den Untergang des dreizehnhundertjährigen Reiches (nach Christus 93).

In dem Hauptsiz des alten Tanjouats herrschten jezt die Sien-pi; unter ihnen, mit Aufopferung der Freiheit und des Namens, blieb ein Theil der Hiong-nu — doch wohl der kleinste — zurück, und wurde eines mit den Siegern durch Vermischung des Blutes. Ein anderer Schwarm zog nach Süden zu den längst abgefallenen Brüdern, welche unter chinesischer Hoheit lebten. Aber die tapfersten und trozigsten Stämme des nördlichen

Reiches hatten, bei dem unausweichlichen Einsturz desselben, den muthigen Entschluß gefaßt, in dem entfernten Abendland eine, den Waffen und der Herrschaft ihrer Feinde unzugängliche, Freistätte aufzusuchen. Unermeßliche Steppenländer lagen vor ihnen; sie schlugen ihr Lager, wo sie Weide und Jagd fanden. Gegen zweihundert Jahre folgte der Blick der Chinesen den Wanderungen der Hiong-nu; doch ungewisser, je weiter sie sich entfernten; endlich verschwanden sie jenseits des Imaus völlig aus ihrem Gesicht.

Die Vergleichung der chinesischen Berichte mit einigen Winken abendländischer Geschichtschreiber und Geographen erleichtert uns das Verständniß beider, und einige sehr natürlich sich darbietende Muthmaßungen verknüpfen die erlöschende Geschichte der Hiong-nu mit der, ein Jahrhundert später anhebenden, Geschichte der Hunnen.

Nach langem Umherirren ließ ihre Hauptschaar sich zwischen dem Jaik und der Wolga, in dem Lande Juen-Pan (wo heute die Baschkiren hausen, und südlich bis gegen Astrakan) nieder. Der Name Groß-Hungarien, welchen noch im dreizehnten Jahrhundert diese Gegenden führten, ist ein Denkmal ihres Aufenthalts daselbst.

Aber die unversöhnlichen Sien-pi ließen nicht ab von Anfeindung der Hiong-nu, drängten diese vom Land der Iguren und vom Ili zurück bis gegen den Jaik, zumal da sie selbst durch die in der Mitte des dritten Jahrhunderts (um 260) emporgekommenen To-pa von Osten gegen Westen getrieben wurden. Auch die Scheu-schen (Geugener), durch einen Räuber, Moko, gestiftet, durch einen andern Räuber, Tulun, über ganz Hochasien groß, bedrängten die Hiong-nu. Europa wußte nichts von diesen großen Bewegungen, deren wachsender Strom bald nachher von Tanais bis zum atlantischen Meer über die Länder brauste.

Die Hunnen. Anfang der Völkerwanderung.

Die Hunnen — unter diesem Namen erscheinen sie jezt bei den römischen Geschichtschreibern — entschlossen sich, die Wolga zu übersezen (374). Ihr Stoß auf die Völker diesseits dieses Stromes und des Tanais brachte den längst vorbereiteten Sturm zum Ausbruch.

An den westlichen Ufern der Wolga bis zum Tanais, und weit hin nach Nord und Süd, weideten die Alanen. Ueber dieselben fielen die Hunnen mit unwiderstehlicher Gewalt, schlugen sie in einer entscheidenden Schlacht, und zerstäubten oder vereinigten mit ihrer eigenen Nation die furchtbaren und weit ver-

breiteten Stämme. Der nächste Schritt brachte sie über den Don nach Europa.

Daselbst herrschte, vom Tanais bis zur Donau, und vom Euxin bis zu den baltischen Gestaden, die große Nation der Gothen. Seit langer, jedoch unbestimmter Zeit war sie in die zwei Hauptstämme der Ostgothen (Greuthunger) und der Westgothen (Thervinger) getheilt. Der Ostgothen König war damals der große Hermanrich, aus dem Heroen-Geschlecht der Amaler. Vom Dnieper bis zur Donau gebot den Westgothen — vielleicht abhängig von Hermanrich — Athanarich, der Balte.

Plözlich erscholl jezt die Kunde von der feindlichen Annäherung bisher unbekannter, scheußlicher Horden. Von den Schneegebirgen Asiens herab wälzte sich verheerend, unwiderstehlich die zahllose Schaar. Vom Menschen hätten sie kaum die Gestalt; breite Fleischklumpen statt des Gesichts, bartlos, mit kleinen, tiefliegenden Augen, platten Nasen, niedriger Statur; überhaupt zweifüßigen Bestien, oder auch halbgeformten Blöcken ähnlich, und an Gemüth und Sitten nicht minder häßlich, als am Körper; aber behend, auf Rossen wie einherfliegend, mordlustig, nie fehlend im Schuß. Die Gefangenen opferten sie ihren Göttern. Fliehende Alanen, bald auch zitternde Gothen, verkündeten solche Schrecken. Schaudervolle Sagen vermehrten dieselben. Die bösen Geister der Wüste hätten in schändlicher Vermischung mit den scythischen Unholdinnen sie erzeugt.

Der Greis Hermanrich, als diese Gefahr einbrach, verzweifelte an der Möglichkeit, das Ungewitter zu beschwören, und gab sich den Tod. Sein Nachfolger, Withimer, blieb in der Schlacht. Die Ostgothen ergaben sich den Hunnen. Nur ein kleiner Theil floh gegen den Dniester. Hinter denselben Fluß hatten auch die Westgothen unter Athanarich sich zurückgezogen; aber die Hunnen sezten ihnen nach, und schlugen sie. Der größte Theil der Nation floh jezt in der ängstlichsten Bestürzung bis an die Donau, deren breiter Strom ihm die noch einzig mögliche Schuzwehr gegen die Barbaren schien.

Aber jenseits der Donau herrschten die Römer; ohne deren Bewilligung mochte sie nicht übersezt werden. Die Gothen faßten den Entschluß, solche Bewilligung vom Kaiser Valens zu erbitten (376), und eröffneten hierdurch die zweite Hauptscene der Völkerwanderung. Ein Blick auf die frühere Geschichte der Gothen mag deren Darstellung vorangehen.

Gothen. (Ostgothen und Westgothen.) Alarich.

Schon seit den Zeiten des Caracalla (um 215) tönte der

Name der Gothen von den euxinischen Ländern her. Sie bedrohten Dacien, erpreßten sich Jahrgelder, und wagten selbst über die Donau nach Mösien, Thrazien, Macedonien, ja über's Meer nach Kleinasien und Griechenland verheerende Kriegszüge.

Nicht minder furchtbar waren die Gothen den barbarischen Völkern. Die Vandalen, die Markomannen, Guaden, fühlten die Schwere ihres Arms, und wurden ihnen steuerbar mit Gut und Blut. Die sarmatischen Völker bis gegen Livland und Esthland wurden von Hermanrich bezwungen (um 350). Demselben dienten viele scythische Stämme um Sold.

Von wannen dieses mächtige Volk der Gothen gekommen, welches seine Abstammung und Urgeschichte sey, darüber herrschen zwei verschiedene Hauptmeinungen. Schriftsteller von Rang zählen sie zum großen thrazischen Volksstamm, und halten sie für einerlei mit den Geten, die wir schon zu Herodot's Zeit am südlichen Ufer des Ister, später aber am nördlichen finden. Nach der andern Meinung haben die Gothen in Scandinavien, zumal in den südlichen Theilen von Schweden, gewohnt, und sind von da in dunkler Vorzeit über das baltische (codanische, gothanische) Meer an die pommerschen und preußischen Küsten gekommen.

Jornandes Erzählung von den drei Schiffen, welche die ganze Auswanderung in sich enthalten — das eine die Ostgothen, das andere die Westgothen* und das dritte die Gepiden — mag freilich ein Mährchen seyn; so wie die, in noch ältere Zeiten zurückgehenden, Sagen von Odin oder Wodan, dem großen Gesezgeber Scandinaviens, mehr der Mythe als der Geschichte anzugehören scheinen.

Mit einiger Bestimmtheit erkennen wir von dem Anfang unserer Zeitrechnung bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts die Gothen um die Weichselmündung und längs der preußischen Gestade. Westlich an ihnen, um die Oder, hausten die Vandalen mit den zu ihnen gehörigen Stämmen der Burgunder, Heruler, Longobarden u. A. Aber im Grunde mögen — die Uebereinstimmungen in vielen Charakteren der Gestalt, Sitten und Sprachen weisen darauf hin — Vandalen und Gothen ursprünglich ein Volk seyn.

Um die Zeit des markomannischen Bundes, oder wenig später, scheint die allgemeine Bewegung begonnen zu haben, welche die

* Erst in der Mitte des dritten Jahrhunderts unterscheiden wir deutlich die Ostro- und die Visi- (Ost- und West-) Gothen. Dem Jornandes zufolge wäre solche Eintheilung und Lage schon aus Scandinavien herrührend gewesen, und hätte bei allen Wanderungen der Gothen fortgedauert.

Digitized by Google

ganze gothische Nation allmählig von den baltischen an die euxinischen Gestade brachte.

Auch die Gothen verschmähten den friedlichen Anbau der eroberten Länder, und lebten fort nach gewohnter barbarischer Sitte. Aber von den übrigen Germaniern unterschieden sie sich durch erbliche Häupter; (die Nachkommen des Amala, des berühmtesten Anführers auf ihrer südlichen Wanderung und Sprößlings der Ansen, der Halbgötter seiner Nation, geboten den Ostgothen; das Haus der Balten, der Kühnen [*Balta* oder *Bold*] regierte die Westgothen) demnach durch eine festere politische Vereinigung (jedoch unbeschadet der Freiheit), auch durch früheres Erwachen einiger Kultur, welches wohl begünstiget ward durch die frühere Annahme des Christenthums. Gefangene Priester, die sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts aus Kleinasien mit sich führten, streuten den Samen desselben aus, welcher bald zu schönen Früchten reifte.

Mit dem Hereinbrechen der Hunnen beginnt eine neue Periode der gothischen Geschichte.

Zu Anttochia erschien unversehens vor Kaiser Valens eine gothische Gesandtschaft mit der demüthigen Bitte, ihrer bedrängten Nation den Uebergang über die Donau zu erlauben, und sie in die römischen Provinzen als Unterthanen des Reiches und Vertheidiger von dessen Grenzen aufzunehmen. Valens, durch die unmittelbaren Vortheile der Gewährung angereizt, ertheilte sie; doch unter der doppelten Bedingung, daß die edelste Jugend der Gothen, als Geiseln der Treue, in's Innere der römischen Provinzen zur zweckmäßigen Erziehung sollte abgeführt, und die Waffen der Mannschaft vor dem Uebergang sollten ausgeliefert werden. Das Erste geschah; aber die Westgothen wußten von dem Geiz oder der Wollust der römischen Befehlshaber die Beibehaltung der Waffen zu erhandeln, und so wurde eine furchtbare — nach ererbter Gesinnung feindliche — Heeresmacht mit Mühe und Eifer über den breiten Strom des Ister in das römische Land versezt. Ueber eine Million Menschen betrug die Auswanderung; der Bewaffneten waren zweimal hundert tausend.

Die Minister des Valens waren unsinnig genug, den Grimm dieser gewaltigen Schaaren durch unverschämte und vertragswidrige Preiserhöhung aller Lebensbedürfnisse zu reizen, und endlich durch empörenden Verrath, die Häupter der Westgothen, Alavivus und Frittigern, zur Selbstvertheidigung zu zwingen. Also entbrannte der Krieg, dessen Schrecken schon in der alten Geschichte erzählt wurden, und daher jezt nur zu berühren sind.

Schon vor dem Ausbruch des Kampfes hatten auch Alatheus und Saphrax, die Führer der Ostgothen, eigenmächtig und

gegen die ausdrückliche Verweigerung des Kaisers, die schlecht bewachte Donau übersezt, und endlich zog der weise und tapfere Fritigern, welchem die Nation die oberste Kriegsführung vertraut hatte, von jenseits der Donau noch verschiedene barbarische Stämme, selbst einige hunnische Horden, zu seiner Verstärkung herbei. Unerhörte Verwüstungen und gegenseitige Grausamkeiten bezeichneten den Krieg, und vermehrten sich nach der Schlacht bei Hadrianopel (378, am 9ten August). Erst der große Theodosius endete, nach vierjähriger, musterhafter Kriegführung, begünstigt durch des trefflichen Fritigern Tod und dessen Folge, einheimischen Zwiespalt der Gothen, die Drangsale des Reiches durch einen Frieden (382), welcher den Gothen Wohnsize im Reich — und zwar den Westgothen in Thrazien und Mösien, einem Haufen Ostgothen aber in Kleinasien — unter der Verbindlichkeit des Gehorsams und der Kriegsdienste, jedoch mit Beibehaltung ihrer eigenen Gesezе, Sitten und erblichen Stammeshäupter, welche blos die königliche Würde nicht führen durften, anwies.

Das Verhältniß dieser im Reich angesiedelten Gothen war demnach völlig verschieden von jenem der übrigen barbarischen Kolonien, welche früher dahin versezt oder aufgenommen worden. Die Gothen blieben ein eigenes Volk für sich, zusammen wohnend und im Genuß einer nur wenig beschränkten Selbstständigkeit. Die Ernennung ihrer Oberbefehlshaber war fast die einzige dem Kaiser zustehende Gewaltsübung; seine Herrschaft im Uebrigen blos dem Namen nach vorhanden. Die Gothen selbst aber erwarben sich einen mächtigen und gefährlichen Einfluß in alle öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, und mochten bei geringem Anlaß oder Aufreizung die Ruhe, ja selbst das Daseyn des Kaiserthums bedrohen. Das Reich erhielt sich gegen so vielfache Bedrängniß weniger durch eigene Kraft, als durch glückliche Zufälle, oder durch innere Parteiung der Gothen.

Wir haben hier allernächst der Thaten des Alarich zu gedenken. Gleich nach dem Tode des großen Theodosius, dessen Genie und Kraft die Gothen im Zaum gehalten, brach eine allgemeine Empörung derselben unter diesem talentvollen und muthigen Alarich, dem Balten, aus (395). Wenige Namen tönten so schreckend, wie der seine, in der Römer Ohr; Er ist einer der Hauptverderber des Reiches.

Aus den längst verwüsteten Provinzen Mösiens und Thraziens — vorüber an der für ein Barbarenheer unüberwindlichen Hauptstadt — zog Alarich (396) durch Macedonien gegen das noch unverheerte Griechenland, eroberte die meisten Städte von Hellas und vom Peloponnes, würgte, raubte, zerstörte mit

Digitized by Google

schonungsloser Wuth. Athen kaufte mit seinen Schätzen von schlimmerem Schicksal sich los; Korinth, Argos, Sparta hatten den Tod oder die Gefangenschaft der meisten Bürger und selbst die Verbrennung der Häuser zu beweinen. In den rauchenden Tempeltrümmern von Eleusis — dessen mochten unter dem allgemeinen Jammer die Zeloten sich erfreuen — ging der lezte Lebensfunke des klassischen Heidenthums aus.

Da eilte aus dem abendländischen Reich der tapfere Stilicho über's Meer dem blutenden Griechenland zu Hilfe, und schloß das gothische Heer in den Gebirgen Arkadiens ein; aber der wachsame und kühne Alarich entkam mit seinen Gefangenen und seiner Beute nach Epirus. Die Minister des Arkadius, welchen Alarichs Größe minder gefährlich, als jene des verhaßten Stilicho schien, beeilten sich, einen Frieden mit jenem zu schließen, wodurch derselbe zum Präfekt des östlichen Illyricum ernannt ward (398).

Sofort ließ Alarich seine Truppen aus den römischen Zeughäusern mit Waffen versehen, preßte beiden Reichen Tribut und Geschenke ab, ließ sich von seinen dankbaren Kriegern feierlich zum König der Westgothen erklären, und beschloß endlich, nach kluger Wägung der Umstände, den Angriff auf die Abendländer, wo ihm ein leichterer Sieg und ein größerer Preis zu winken schienen.

Schon im Jahre 400 rückte Alarich gegen Italien. Wir haben nur unvollkommene Nachrichten von diesem Zug. Im Jahr 403 wurde der Angriff fortgesezt oder erneuert. Nach der Eroberung von Istrien und Venetien ergoß sich der gothische Strom über die Länder des Po.

Da erschien rettend der Held Stilicho mit der eilig gesammelten Macht des ganzen abendländischen Reiches, schlug den Gothenkönig von Asti, worin er den Kaiser Honorius belagerte, weg und besiegte ihn völlig in der blutigen Schlacht von Polentia (29. März 403). Aber dennoch wagte der geschlagene Alarich mit seiner Reiterei den kühnen Marsch nach Rom, nahm nur ungern die angetragenen Bedingungen eines ruhigen Rückzuges und eines bedeutenden Jahrgeldes an, und verließ Italien, mehr durch den Abfall seiner launischen Barbaren bezwungen, als durch die römische Macht.

Sechs Jahre nachher wurde Rom durch denselben besiegten Alarich erobert und geplündert. Aber die Zwischenzeit bis zum erneuerten gothischen Krieg ist von noch größerem Schrecken erfüllt.

Die große Strömung nordasiatischer Horden, welche den Stoß der Hunnen auf die Völker Europens veranlaßten, hatte

Digitized by Google

nicht nur gegen den Euxin, sondern auch gegen das baltische Meer hin gewirkt. Das Kriegsgetümmel der drängenden und der verdrängten Horden setzte von den Ufern der Wolga bis zu jenen der Weichsel sich fort; eine Flut sarmatischer Völkerschaften, die vor den Streichen asiatischer Barbaren flohen, bedrohte die Teutschen in den baltischen Ländern, und mochte den Entschluß jener großen Auswanderung erzeugen, welche — der alten cimbrischen ähnlich — unter Anführung des wilden Radagaisus (405) unwiderstehlich über die Donau und über die Alpen sich ergoß.

Sueven, Vandalen, Burgunder, ein Schwarm flüchtiger Alanen, viele tausend Gothen, zum Theil Trümmer von Alarichs Heer, — überhaupt eine Masse von 200,000 Bewaffneten — wälzten sich verheerend über die Länder. Rom erzitterte vor dem nahenden Sturm, und noch weit größere Schrecken, als vor dem christlichen Alarich, gingen vor dem heidnischen Radagaisus einher.

Aber noch einmal ward Stilicho Roms und Italiens Retter. Mit einem wenig zahlreichen Heer rieb er die ungeheuere Macht des barbarischen Königs, welche er auf den dürren Felsen von Fäsulä mit einer Kette von Verschanzungen einschloß, durch Hunger und theilweise Gefechte auf. Der verzweifelnde Radagais ergab sich, und wurde enthauptet, der Ueberrest der Barbaren als Sklaven verkauft. Aber noch schwärmten wohl zwei Drittheile von Radagaisus Heer, welche schon früher von ihm sich getrennt hatten, in den Provinzen Oberitaliens umher. Stilicho, durch List und Waffen, brachte sie zum baldigen Rückzug. Gallien, welches von Legionen entblößt war, schien ihm eine lockendere Beute. Wir werden sie später dort wieder finden.

Indessen hatte Alarich, nach seinem Rückzug über die Alpen, wieder ein neues Heer gesammelt. Stilicho, um die Gefahr zu beschwören, schloß ein Freundschafts-Bündniß mit ihm, und bekleidete ihn mit der Befehlshaberstelle des von dem Hofe von Ravenna in Anspruch genommenen Illyricum. Aber Alarich, nach einigen unbedeutenden Versuchen gegen solche Provinz, wandte vom Morgenland sich wieder feindlich nach dem Abendland, und forderte trotzig für die zweifelhafte Dienstleistung großen Lohn. Man bewilligte ihm, nach Stilicho's Rath, 4000 Pfund Goldes. Dennoch beschuldigte man den Letzten, daß er den Alarich nach Italien gerufen. Solche Anklage kommt aber aus dem Mund seiner Feinde, und da Stilicho bald darauf in die Ungnade des Kaisers fiel, so fand sich unter einem Volk von Sklaven keine Zunge zu seiner Vertheidigung mehr. Der elende Honorius, der, bei allen Bedrängnissen seines Volkes, hinter den

Digitized by Google

Mauern und Sümpfen von Ravenna verborgen schlief, ließ, durch Einblasungen verworfener Günstlinge bewogen, seinen Vormund, Rathgeber und Schwager, den wohl stolzen und herrschsüchtigen, aber großen Stilicho, den mehrmaligen Retter des Reiches, ohne Untersuchung und Urtheil tödten.

Bald darauf erschien Alarich vor Rom (408). Das Volk der Hauptstadt — weit über eine Million an Zahl, und im Besitz unermeßlicher Schätze und Hilfsquellen — erstaunte anfangs über des Barbarenkönigs Vermessenheit, der Gebieterin der Welt feindlich zu nahen. Aber bald wurde es durch Hunger, Pest und Muthlosigkeit zu dem demüthigenden Schritt bewogen, die Gnade Alarichs anzuflehen.

Nach einigen Unterhandlungen begnügte sich der König mit einem Lösegeld von 5000 Pfund Goldes, 30,000 Pfund Silbers und einer verhältnißmäßigen Menge anderer Kostbarkeiten. Der Vertrag wurde getreu erfüllt, und auch zum Frieden mit Honorius bezeigte Alarich sich geneigt. Neue Schwierigkeiten erhoben sich aber, und Alarich rückte abermal vor Rom (409). Seines Einzugs in diese Stadt, der Erhebung des armseligen Attalus zum Gegenkaiser, dann der Aussöhnung und des wiederholten Bruches mit Honorius, endlich der stürmenden Eroberung der herabgekommenen Weltgebieterin (410) ist in der alten Geschichte gedacht.

Von Rom, wo er nur sechs Tage verweilte, zog Alarich siegreich und mit Beute beladen nach Unteritalien. Die Städte des Landes beugten ihr Haupt, viele Gegenden wurden verwüstet. Von Unteritalien streckte er seine gewaltigen Arme nach Sicilien aus, und verschlang im Geist bereits die afrikanische Beute. Aber ein Sturm schlug die gothische Flotte zurück, und Alarich selbst starb noch vor Ausgang des Jahres.

Einmüthig erwählten die Gothen zu des Helden Nachfolger dessen Schwager Adolph (Ataulph), einen jungen Mann, so tapfer als Alarich, aber zugleich edelmüthig, liebreich und schön. Seine Mäßigung bahnte den Weg zur Aussöhnung mit Rom. Er verließ Italien, und übernahm es, als kaiserlicher Feldherr nach dem südlichen Gallien gegen die dort herrschenden Usurpatoren und Barbaren zu ziehen. Die Vermählung mit Honorius Schwester, Placidia, befestigte die Freundschaft, und Honorius empfing bald das willkommene Geschenk der abgeschlagenen Häupter von zwei Tyrannen.

Aus Gallien ging Adolph, abermals aus kaiserlichem Auftrag, über die Pyrenäen nach Spanien, um die Alanen, Sueven und Vandalen zu bekämpfen (414). Er eroberte Barcelona, und fiel bald darauf durch Meuchelmord (415).

Digitized by Google

Wallia, sein Nachfolger durch Wahl, stritt als Diener des Kaisers tapfer und glücklich gegen die Alanen, Sueven und Vandalen, gab — treu dem Vertrag mit Rom — seine spanischen Eroberungen dem Reiche zurück, und erhielt für seine Nation die schöne gallische Provinz Aquitanien zur bleibenden Niederlassung (419).

Solches war die erste Grundlage des westgothischen Reiches, welches später über die ganze pyrenäische Halbinsel sich ausbreitete, und den Stoff einer eigenen Geschichte darbietet. Laßt uns nun nach andern Völkerzügen blicken.

Alanen. Sueven. Vandalen. Burgunder. Franken.

Als Alarich zum erstenmal in Italien brach, hatte Stilicho zur Rettung dieses Hauptlandes die Truppen aus allen transalpinischen Standquartieren zurückberufen. Die Linien und Festungen des Rheins wurden verlassen, und Gallien, ohne anderen Schuz als den Namen der römischen Macht, den teutschen Völkern preis gegeben. Selbst aus dem fernen Britannien mußten die Legionen nach Italien ziehen; der brittische Wall gegen die wilden Caledonier blieb unvertheidigt.

Am lezten Tage desselben Jahres (405), welches durch die Niederlage des Radagaisus verherrlicht worden, sezten die Vandalen, Alanen, Sueven und Burgunder über den Rhein, und verließen das römische Gebiet nicht wieder. An demselben Tage empfing die Römerherrschaft in den transalpinischen Ländern den Todesstoß.

Von diesen einwandernden Schaaren gehören die Sueven, Vandalen und Burgunder dem germanischen Stamme an;* aber die Alanen sind wahrscheinlicher ein hochasiatisches Volk, und ein Theil derjenigen Alanen, welche von den Hunnen über den Jaik und die Wolga gegen den Tanais gedrängt und zulezt völlig überwunden wurden.

Aber mehr durch bloße Gleichzeitigkeit, als durch wirkliche Vereinbarung oder geschlossenes Bündniß der Völker trafen diese Züge zusammen. Laune, Zufall, Bedürfniß des Augenblicks son-

* Der Name der Sueven ist unter allen teutschen Volksnamen der ausgebreitetste, darum auch der unbestimmteste. Die Sueven, von welchen hier gesprochen wird, scheinen früher um die obere Donau gehaust zu haben. Die Vandalen werden schon von Plinius unter die vier Hauptnationen Germaniens gerechnet. Die gewöhnliche Meinung sezt sie an die Ostsee, westlich an den Gothen, denen sie gleichfalls verbrüdert, oder gar ihr Stammvolk seyn sollen. Im dritten Jahrhundert näherten sie sich der untern Donau. Wahrscheinlich waren viele Stämme verschiedener Abkunft unter dem Namen der Vandalen vereinigt. Die Burgunder werden mit Bestimmtheit zu ihnen gerechnet. Auch sie zogen von der Ostsee allmählig gegen den Rhein.

Digitized by Google

derte die Heere, oder vereinigte sie wieder. Bald jedoch ließen die Burgundionen gleich in der Nähe des Oberrheins und um die Saone und Rhone sich nieder. Die Alanen, Sueven und Vandalen aber durchzogen innerhalb zwei Jahren und unter schrecklichen Verheerungen ganz Gallien bis ans Weltmeer und an die Pyrenäen, überstiegen dieses Gebirg (dessen Päße die Einwohner anfangs muthig vertheidigt, die römischen Sold-Truppen aber treulos geöffnet hatten), und nahmen erst in Spanien, nach gleicher Verwüstung, Siz.

Das Maß des Elendes wurde zumal über dieses Spanien gehäuft. Die Schilderung, die uns davon der Zeitgenosse Idatius, ob auch mit einiger Uebertreibung, gibt, füllt des Lesers Gemüth mit Entsezen. „Alles wurde von den wüthenden Barbaren verheert. Zu den Gräueln des Krieges gesellte sich die Pest und eine Hungersnoth, welche die Lebenden zwang, das Fleisch der Verstorbenen zu verzehren. Glücklich war zu preisen, Wen der Tod von solchen Schrecknissen befreite."

Im zweiten Jahr des Einbruches (411) kam eine Art von Theilung zu Stande, wonach die Alanen von Lusitanien bis ans Mittelmeer sich ausbreiteten, die Sueven und Vandalen aber in Gallizien und den Nordprovinzen sich niederließen. Aber die Barbaren hatten kaum nachgelassen in ihrer Wuth gegen die Eingeborenen, als unter ihnen selbst der Krieg ausbrach, und noch eine vierte Nation — die Westgothen — in den Kampf sich mischte. Schon Ataulph, mehr aber Wallia drängte die früheren Eroberer. Die Sueven wurden auf ein kleines Gebiet beschränkt, die Alanen so sehr geschwächt, daß sie, die Hoffnung der Selbstständigkeit aufgebend, sich meistens mit den Vandalen vermischten; und diese leztern wurden endlich mehr und mehr an die südliche Grenze gedrängt. Wallia's Nachfolger unterwarfen allmählig ganz Spanien der westgothischen Macht. Bevor Solches geschehen, waren die Vandalen unter ihrem König Genserich nach Afrika gegangen (429). Das Reich, welches er dort errichtete, hat bis auf Justinian M. gedauert. Seine Geschichte wird unten erzählt.

Aber noch viele andere Wogen folgten dieser großen Völkerströmung. Die Scheidemauern der barbarischen und der gesitteten Welt waren umgestürzt; unmöglich war dem entnervten Reich, solche von Neuem zu errichten.

Der Niederlassung der Burgundionen haben wir oben gedacht. Dieselbe geschah vermöge friedlicher Gestattung des Gegenkaisers Jovinus, welche nachmals von Honorius bekräftigt worden (414). Valentinian III. bewilligte ihnen eine ansehnliche Vergrößerung. Der Name der römischen Oberhoheit blieb

Die Franken, welche im Bund mit Rom tapfer gegen die Vandalen gestritten, ahmten bald das Beispiel dieser Eroberer nach. Sie fielen feindlich in Gallien; die Westprovinzen des Niederrheins um die Maas und die Schelde wurden allmählig eingenommen; die Hauptstadt Galliens, Trier, wurde geplündert. Bei allem dem erkannten die Franken noch, und so auch die Gothen, welche im Süden fortwährend um sich griffen — mit dem Munde wenigstens — Roms sinkende Majestät: und die Könige der Barbaren bewarben sich um den in ihren Augen weit glänzendern Titel von Oberfeldherren der kaiserlichen Heere.

Dagegen sagten sich Armorika, und früher schon Britannien, von der römischen Herrschaft los (409). Nach dem Abzug der Legionen waren die Britten landeinwärts den Einfällen der Picten und Scoten, und von der See her den Räubereien der sächsischen Piraten preis. Die Nation — wie durchaus die Unterthanen des Kaiserreichs — war der Führung der Waffen und jeder selbstständigen Kraftäußerung entwöhnt. Aber die Noth weckte noch einige Funken des Muthes; die Britten griffen zum Schwert und schlugen die gefürchteten Caledonier. Honorius erkannte die Unabhängigkeit der Insel, zumal ihrer Städte; aber wegen einheimischer Zwietracht mochte die Selbstständigkeit schwer behauptet werden, und die Britten sahen sich zu wiederholtenmalen genöthigt, den Schuz der Legionen, demnach die erneuerte Herrschaft Roms, als eine Gnade zu erflehen. Doch unter Valentinian III. wurde Britannien auf immer sich selbst überlassen; und dieses, bei wachsender äußerer Noth und einheimischer Entzweiung, rief endlich (449) die Angeln und Sachsen zu Hilfe, welche dann — was fremde Retter so gern thun — sich selbst zu Herren des Landes machten. Die Geschichte des so entstandenen angel-sächsischen Reiches werden wir unten erzählen.

Dem Beispiele der Britten folgend, hatten auch die Städte von Armorika — dem Küstenlande zwischen der Seine und Loire — sich für frei erklärt. Ihre Selbstständigkeit und republikanische Verfassung wurde von Honorius anerkannt, später widerrufen; überhaupt aber durch Verdorbenheit und Zwiespalt des Volkes das Gedeihen der Freiheit verhindert.

Attila.

Der westgothische und vandalische Sturm hatte noch nicht vertobt, als die Hunnen, von deren erstem Stoß auf Europa derselbe ausgegangen, ihre eigenen, verderbenden Waffen ins Herz des Welttheils trugen. Ein Menschenalter hindurch hatten diese Unholde ohne wichtige Thaten in den Nordländern

der untern Donau und des Euxin gehaust, ihre Kraft in unrühmlichen Raubzügen — bisweilen selbst im Dienst ihrer besiegten Feinde — vergeudet, und bei der losen Verbindung der Horden kaum mehr das Bild einer großen Nation bewahrt. Ihre Häupter, welche bei den römischen Schriftstellern genannt werden, scheinen, bis auf Rua, blos theilweise Anführer gewesen zu seyn. Rua oder Rugilas, am Anfang des fünften Jahrhunderts, entfaltete die Macht eines allgemeinen Hauptes der Nation. Doch beschränkten sich seine Thaten auf die Erwerbung Pannoniens in Westen, welches er der Verbindung mit Aetius verdankte, in Osten aber auf die Plünderung einiger Provinzen und die Erpressung eines Jahrgeldes von 350 Pfund Goldes.

Nach seinem Tod (433) kam die Herrschaft an Attila und Bleda, seine Neffen, Mundzuks Söhne. Attila, zum Eroberer, zum Verderber geboren, that nicht lang nach seiner Erhebung den Titel der Weltherrschaft, nach der ihn gelüstete, den Völkern kund. Solcher war ein Schwert, das er gefunden hatte, ein wohl sicheres Pfand der göttlichen Gnade, ja selbst das Bild Gottes, nach den angeerbten Religionsbegriffen der Hunnen. Bald zeigte er, daß er dessen Führung verstehe, durch den Mord des Bruders, welcher seiner Herrschsucht im Wege stand, und durch blutige Verwüstung aller Länder umher. Völker und Könige trat dieser große Eroberer in den Staub, aber — frei von der Heuchelei, welche manche andere Eroberer nach Vorwänden der Raubzüge suchen läßt — er that es offen, zeigte unverholen seine Klauen und nannte selbst sich „die Geißel Gottes."

Jornandes-Ausdruck, daß Attila „Herr der scythischen und germanischen Lande" gewesen, ist zu schwankend, um daraus die Grenzen seines Reiches zu erkennen. So viel jedoch mögen wir aus den vorhandenen römischen Berichten entnehmen, daß Attila alle Horden der Hunnen durch sein Ansehen in enger Vereinbarung erhielt, daß er außer denselben noch viele sarmatische und wohl auch scythische Stämme, wenigstens diesseits der Wolga, ferner die germanischen Völker bis gegen den Rhein und die Nordsee (man will behaupten, bis in Scandinavien) beherrschte, daß die Ostgothen, die Gepiden, die Heruler, die Rugier, die Longobarden, die Thüringer, die Burgunder, ein Theil der Franken u. A. m. unter seinen Fahnen kämpften; daß eine Schaar von Königen, folgsam, demüthig wie Satelliten, seinen Thron umgab, daß Persien vor ihm erschrak, Ost- und West-Rom bei seinem Namen bebten, und daß die barbarischen Völker in ihrem Herrn und Ueberwinder auch den Zauberer scheuten.

Gleich nach seiner Thronbesteigung erpreßte Attila von dem

morgenländischen Kaiser Verdopplung des Tributs und noch andere schmähliche Opfer. Nach wenigen Jahren, welche er zur Unterwerfung sarmatischer und teutscher Völker benüzte, fiel er ins Reich, zerstörte die wichtigsten Städte und Festen der illyrischen Grenze, schlug in drei Feldschlachten die Truppen des Kaisers, und ergoß seine verwüstenden Schaaren über alles Land vom schwarzen bis zum adriatischen Meer, von der Donau bis zur Grenze von Hellas; selbst Constantinopel zitterte, und über 70 Städte sanken in Schutt.

Theodosius erbettelte den Frieden (446). Ein großer Strich Landes im Süden der Donau, ein jährlicher Tribut von 2100 Pfund Goldes, 6000 Pfund dieses Metalls für die Kriegskosten, große Lösegelder für die römischen Gefangenen, unentgeltliche Entlassung aller gefangenen Hunnen und Auslieferung der Ueberläufer: — so lauteten die Gesetze desselben, welche Attila vorschrieb und der feige Theodosius annahm. Aber solches war nicht die Grenze der Schmach. Die trozigen Gesandtschaften Attila's sprachen fortwährend der Majestät des Kaisers Hohn, und erpreßten für jedes zürnende und jedes gnädige Wort ihres Herrn einen hohen Preis; während die römischen Gesandten, wenn sie viele Tage lang durch die verödeten Provinzen ihres Vaterlandes, über Brandstätten und Leichenhügel gewandert, und, von Bildern des Schreckens erfüllt, das Hoflager des Königs erreicht hatten, mit der demüthigsten Beredsamkeit und den kostbarsten Geschenken Attila's gefurchte Stirn zu erheitern suchten.

Furcht und Haß bewogen endlich die Minister des Kaisers zum Mordanschlag gegen Attila. Aber der verrätherische Plan wurde entdeckt, und Theodosius Erniedrigung durch Attila's verachtende Verzeihung vollendet.

Nach dem Tode des Halbmanns, dessen Nachfolger, Marcian, Eisen statt Gold den Hunnen entgegen trug, zog das Gewitter sich nach Westen. Valentinians III. Schwester, Honoria, aus Lüsternheit und Rache, bot Attila heimlich ihre Hand. Derselbe — durch Genserich, den Vandalenkönig, zum Streit gegen den gemeinschaftlichen Feind ermuntert — forderte die Kaisertochter zur Gattin und einen Theil des Reiches als Mitgift. Die Weigerung des Hofes von Ravenna ward das Signal zum Krieg.

Eine Flut von Völkern, unter Attila's Fahne vereint, ergoß sich aus den Gefilden Hungarns, durch Germanien, über den Rhein, in das belgische und celtische Gallien (451). Siebenmal hunderttausend Barbaren zählte das im Fortrücken immer schwellende Heer. Trümmer und Leichen bezeichneten seinen Tritt. Schon waren viele Städte, unter denselben das blühende

Mez, zerstört; andere, wie Mainz, Straßburg, Trier, Worms, Speyer, geplündert; und Orleans, der Schlüssel Südgalliens, dem Falle nah. Da brachte Rettung, im Augenblick der höchsten Noth, der Patrizier Aetius, der letzte Held des sinkenden Reiches. Mit ihm waren die starken Westgothen, — vor Kurzem noch im Krieg mit Rom, durch Aetius Weisheit aber demselben versöhnt — mit ihm die Alanen an der Loire, deren König Sangiban jedoch mehr aus Furcht, als aus Treue dem Patrizier gehorchte, dann die gallischen Völkerschaften, welche, einst Unterthanen Roms, jezt den Rang von freien Bundesgenossen ansprachen, die Amoriker, die Läti u. A., endlich viele Stämme der Teutschen, als die Brennen, die Sachsen, und Burgunder, die ripuarischen und ein Theil der salischen Franken.

Attila, mit schneller Besonnenheit, zog sich an die Marne zurück, wo er die weiten katalaunischen Gefilde mit seinen überlegenen Reiterschaaren bedeckte. Doch nicht die Hunnen, sondern Teutsche waren der Kern seines Heeres; die Ostgothen unter Wandalars Heldensöhnen, Walamir, Theodomir und Widemir, standen auf dem linken Flügel, ihren Brüdern, den Westgothen, gegenüber; auf dem rechten die Gepiden, von dem tapfern Ardarich geführt, den Römern; mit Attila selbst aber und seinen Hunnen stritten im Mittelpunkt die Rugier, Heruler, Thüringer, Franken und Burgunder gegen Sangiban, den Alanen, und die vermischten Schaaren der verbündeten Teutschen. Die größte der Schlachten, die jemals auf abendländischem Boden geschlagen ward — wie leider so manche andere, zumal in unserer traurigen Zeit — wurde nicht durch die Hauptparteien des Streites, sondern durch teutsche Hilfsvölker gegen teutsche Hilfsvölker entschieden. Die Ehre des großen Schlachttages ward von den Westgothen errungen. Als Attila bereits das Mitteltreffen der Feinde zersprengt, dann, schnell zur Linken sich wendend, auch die Hauptschaar der Westgothen, deren König Theodorich durch den Streich eines Ostgothen gefallen war, in Verwirrung gebracht hatte, stellte Theodorichs kühner Sohn Thorismund durch neuen Angriff das Treffen wieder her, und, nach schrecklichem Würgen auf allen Seiten, ward Attila zum Rückzug gezwungen. Hundert und zwei und sechzig tausend Menschen nach Einigen, dreimal hunderttausend nach Andern, sollen an diesem Tage gefallen seyn. Attila errichtete einen Scheiterhaufen von Sätteln und kostbaren Pferdedecken, um sich in die Flamme zu stürzen, wenn die Wagenburg, welche als die einzige Schuzwehr sein Lager umschloß, sollte erstürmt werden. Aber die Eifersucht der Verbündeten ward — wie gewöhnlich — des gemeinsamen Feindes Heil. Aetius, da-

mit nicht die Westgothen allzuglänzenden Ruhm erwürben, bewog Thorismund, eilig nach Toulouse zur Besitznahme seines Reiches zu ziehen. Auch die übrigen Heerschaaren trennten sich, und meist nur die Franken folgten — in vorsichtiger Entfernung — dem Hunnenkönig, welcher durch vereinten Angriff hätte erdrückt werden mögen, und jetzt stolz und langsam seinen Rückzug über den Rhein vollbrachte.

Kein volles Jahr verging, ehe der Gewaltsräuber verderbend wiederkehrte. Gegen Italien zog sich dießmal der Sturm. Attila, nachdem er dessen Vormauer, das starke Aquileja, also zerstört, daß das nachfolgende Geschlecht nicht die Spur der berühmten Stadt mehr erkannte, ließ auch viele andere Städte seine Wuth und Raubgier empfinden, erfüllte ganz Italien mit seines Namens Schrecken, und machte den Kaiser hinter den unüberwindlichen Mauern von Ravenna zittern. Kümmerlich hielt sich Aetius gegen Attila's Uebermacht im Felde; und Rom konnte, wie es schien, nur noch von des Drängers Gnade, oder von einem Wunder Heil erwarten. Auch wird der Friede, welchen der König den Bitten Leo's (des Bischofs von Rom, der die feierliche Gesandtschaft an Attila begleitete) — jedoch nicht ohne Lösegeld — gewährte, je nach dem Standpunkt der Geschichtschreiber, auf eine oder die andere Weise erklärt. Wir wissen blos, daß der erwünschte Rückzug Attila's Italien, und bald darauf sein Tod (er starb im Brautgemach der schönen Ildiko, 453) die Welt von einem der fluchwürdigsten Völkerräuber und unersättlichsten Würger befreite.

Mit ihm brach die Grundfeste der hunnischen Macht. Seine Söhne haderten um das Erbe. Die Horden trennten sich; die unterjochten Völker ersahen den Augenblick der Rache. Ardarich, der Gepiden König, mit ihm die drei ostgothischen Fürsten und andere Häupter, brachen in einer blutigen Schlacht ihre Fesseln, und tödteten Ellak, Attila's tapfern Sohn. Irnak, der jüngste dieser Söhne, rettete auf einige Zeit den Namen mehr als die Herrschaft der Hunnen in einigen Winkeln am euxinischen Meer. Auch diese letzten Trümmer des Weltreichs wurden bald durch die Avaren verschlungen.

Ueberblick noch anderer Wanderungen.

Die Auflösung des hunnischen Reiches hatte mittelbar auch den beschleunigten Untergang des abendländischen Kaiserthums und eine lange Reihe von Wanderungen und großen Katastrophen zur Folge. Wir wollen die wichtigsten derselben nach ihrer chronologischen Ordnung betrachten.

Digitized by Google

Der Untergang des abendländischen Kaiserthums, welches, nachdem in 20 Jahren neun Kaiser auf dem sinkenden Thron gesessen, durch den Willen Odoakers, des Anführers der barbarischen Bundestruppen, aufhörte (476), ist in der alten Geschichte erzählt. Die meisten Stämme, aus denen diese Truppen bestanden, die Heruler, Rugier, Scirren u. s. f., hatten ursprünglich um die Oder-Mündung und in den benachbarten baltischen Ländern gehaust, waren schon vor längerer Zeit — dem Hauptstrom der nordischen Völker, zumal der Gothen, folgend — gegen Süden gewandert, und hatten das Loos der Ostgothen, die Unterwerfung unter die Hunnen, getheilt. Nach Attila's Tod zog ein Theil ihrer Mannschaft, Abenteuer begehrend, nach Italien in den Kriegsdienst des Kaisers; aber als die Gelegenheit winkte, wurden die Soldknechte Eroberer und Herren. Odoaker, ihr selbstgewählter Anführer, regierte als König über Rom und Italien. Die eingeborenen Italiener mußten den barbarischen Kriegern das Drittheil ihrer Ländereien abtreten, und was ihnen noch gelassen wurde, fast als ein Geschenk der Gnade betrachten. Odoaker, mit dem eifrigsten Willen des Guten, vermochte nicht, den Trotz dieser glücklichen Miethlinge zu bändigen; Italien war unglücklich unter seinem Scepter, und er selbst erlag nach 14jähriger Verwaltung dem Angriff Theodorichs, des Königs der Ostgothen.

Diese Ostgothen, nachdem sie von dem hunnischen Joch sich losgerissen (455), besezten die pannonischen Länder von Vindobona bis Sirmium, mit Bewilligung K. Marcians. Sie standen noch unter denselben Häuptern, welche Attila's Fahne bis Chalons gefolgt waren, den drei Brüdern Walamir, Theodomir und Widemir. Theodomir's Sohn, Theodorich, welchen Talent und Glück zum Stolz des gothischen Namens machten, wurde als achtjähriger Knabe nach Konstantinopel gesandt, als Geisel des Friedens zwischen den Gothen und dem Kaiserreich. Jene solten von räuberischen Einfällen ablassen, und die Reichsgrenze gegen die nördlichen Barbaren schirmen, dieses ihnen einen jährlichen Tribut oder Lohn von 300 Pfund Goldes zahlen. Wie einstens der macedonische Philipp in Theben, also empfing Theodorich in Konstantinopel diejenige Erweiterung der Begriffe und Politur der Sitten, wodurch sein natürliches Talent, seine eingeborne Kraft den Lehrern selbst um so furchtbarer wurde. Der achtzehnjährige Theodorich kehrte zum Vater zurück, auf welchen, durch den Tod des einen und die Entfernung des andern Bruders, die Alleinherrschaft der ganzen Nation gekommen, machte schnell seinen Namen groß durch glänzende

Digitized by Google

Kriegsthaten, und bestieg nach des Vaters Tod (475), unter dem Zujauchzen seines Volkes den alten Thron der Amalen.

Vermehrte Subsidien, große Länderabtretungen und die Ernennung zum Konsul und Patrizius waren der Preis, um welchen jezt Kaiser Zeno einen unsichern Frieden erkaufte. Doch Theodorich, mit Einsicht die Verhältnisse wägend, wandte seinen Blick nach Italien und Odoakers schlecht befestigter Herrschaft. Er erbat sich und erhielt vom Kaiser den Auftrag, gegen den Thronräuber zu ziehen, und im Namen des Reichs das befreite Italien zu beherrschen. Die ganze Nation folgte ihm, muthig und vertrauend, durch die verwüsteten Donauländer, und stieg über die julischen Alpen gegen Aquileja's Brandstätte herab.

Odoaker, nach seinen Tugenden eines bessern Looses werth, stritt mehreremal im Felde mit Ruhm, aber unglücklich gegen seinen überlegenen Feind. Noch gaben ihm die Sümpfe Ravenna's einen dreijährigen Schuz. Endlich öffnete er dessen Thore, durch das Versprechen der Freundschaft und einer gemeinschaftlichen Regierung getäuscht. Aber Theodorich, unter den Freuden der Tafel, tödtete den unglücklichen Nebenbuhler sammt seinen treuesten Kriegsknechten.

Von da an durch dreiunddreißig Jahre führte Theodorich den Scepter Italiens, Siciliens und dazu noch eines großen transalpinischen Gebietes. Aber die Geschichte seiner glorreichen Regierung und des mit ihm beginnenden großen ostgothischen Reiches erheischt eine gesonderte Erzählung.

Unter der ostgothischen Fahne waren auch die Rugier nach Italien gezogen. Dieselben hausten, nach Attila's Tod, westlich an den Gepiden, in den Lande, welches heut zu Tage Oestreich heißt, und damals den Namen Rugeland von ihnen führte.

In das verlassene Rugeland oder Norikum rückten Heruler und Longobarden ein, jene ein gothischer, diese ein suevischer Stamm. Schon zu Augustus Zeit stritten die Römer mit den Longobarden, als welche damals im Westen der Elbe wohnten, und allmählig dem Rhein sich näherten. Weiter erscheinen die Longobarden im großen Bunde der Markomannen. Nach ihrem Einzug ins Rugeland (um 488) wurden sie anfangs von den Herulern gedrängt, ja unterworfen. Doch, schon 495 erhoben sie sich und stürzten das herulische Reich. Ein Theil der Besiegten vereinte sich mit den Gepiden.

Die Herrschaft dieses lezten Volkes hatte der tapfere und kluge Ardarich nach Attila's Tod über Pannonien und Dacien ausgebreitet. Hundert Jahre blühte solches gepidische Reich. Alsdann wurde es von den Longobarden zerstört. Der König der Leztern, Audoin (527), besezte mit K. Justinian's Be-

Digitized by Google

willigung einen Theil Pannoniens. Albоin, sein Nachfolger, kriegerisch und wild, übermannte den König der Gepiden, Kunimund, und tödtete ihn (567).

Im folgenden Jahr, auf Einladung des von seinem Kaiser beleidigten Narses, des Eunuchen, Siegers der Ostgothen und Statthalters von Italien, zog Albоin mit dem ganzen longobardischen Volk, verstärkt durch große Schaaren von fremden Kriegern, über die Alpen, und gründete in den reichen Fluren, die noch heute von den Lombarden (Longobarden) den Namen tragen, von dem südlichen Abhang des Gebirgs bis in die Nähe von Ravenna und Rom, ein über 200 Jahre blühendes — den Stoff einer eigenen Geschichte darbietendes — Reich.

Nirgends auf der Erde waren die Strömungen wandernder Horden so anhaltend und mannigfaltig, als in den Donau- und euxinischen Ländern, welche wir die große Heerstraße heißen mögen, aus dem völkererzeugenden Hochasien nach dem städtebauenden Europa. Die Züge der Bulgaren, Avaren, Chazaren und Ungarn, welche die vorliegende Periode erfüllen, können wir noch als zum Ganzen der großen Völkerwanderung gehörig betrachten. Aber noch viele andere Bewegungen folgten nach, bis auf die osmannische und russische Zeit.

Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts (487) begannen für das byzantinische Reich die Schrecken des bulgarischen Namens. Die Länder nördlich und südlich am Hämus wurden von diesem wilden Volke verwüstet; Anastasius, durch die Erbauung der langen Mauer, bekannte seine äußerste Noth.

Einige Menschenalter später * erschienen — weither aus Hochasien kommend — die Avaren, deren Sitte und Körpergestalt an die Hunnen erinnerte, und eroberten das dacische Land. Sie flohen vor den Türken, welche vom Altai aus die Völker Asiens schreckten. Nach einer ungeheuern Niederlage, welche sie erlitten, eilten die Trümmer der Nation unaufhaltsam gegen Westen, und brachten Unheil über Europa. Die Bulgaren unterwarfen sich ihrer aufstrebenden Macht; die Longobarden, denen sie das gepidische Reich zerstören halfen (567), überließen ihnen, als sie in's reiche Italien zogen, das verwüstete Pannonien; weit umher herrschte das Schrecken ihrer Waffen. Den Raub der Nationen häuften sie in ihren Lagern, die sie mit starken Verschanzungen (Ringen) umgaben; der Segen der Natur und des Fleißes wurde verachtet.

Aber die Bulgaren ermannten sich. Der Chan Kubrat

* Um 560. Die Avaren sollen die Geugener (Scheuschen) seyn, die um 310 aus Korea und Sibirien wanderten. Ihr Chagan Lu-nu, um 400, erhob ihre Macht.

Digitized by Google

warf das Joch der Avaken ab (635); sein Sohn Asparuch (678) gründete in Niedermösien dasjenige bulgarische Reich, welches, gleich anfangs dem byzantinischen fürchterlich, noch viele Jahrhunderte, unter mancherlei Wechsel von Macht und Schwäche, bis auf die osmannische Zeit sich erhalten hat.

Die Avaren gingen schon am Ende des vorliegenden Zeitraums zu Grunde. Außer den Bulgaren hatten auch andere, theils unterjochte, theils geplünderte, Völker zur Rache sich erhoben. Neue, wandernde Horden aus Osten, zumal die Chazaren, vermehrten die Bedrängniß. Endlich stürzte unter Karl M. die fränkische Macht auf sie. Die Ringe in Norikum und Pannonien wurden erstürmt, die Räuber, welche dem Schwert entrannen, nackt wie sie gekommen waren, flohen ins innere Dacien (769). Nach einem Menschenalter verschwinden die Avaren aus der Geschichte.

In einem Theil ihrer Länder sezen sich Chazaren fest, ein großes Volk, welches — wie so viele andere — von jenseits des mäotischen See's hergekommen, im 6ten und 7ten Jahrhundert aber in den Nordländern des Euxin und weit nach Westen mächtig geworden war. Der byzantinische Hof suchte und benüzte vielfältig die Freundschaft der Chazaren.

Jenseits des asiatischen Chazaren-Landes hausten die Ungarn (auch Ugren und Onoguren genannt) in Groß-Hungarien, welches von ihnen, oder von den Hunnen, die man deßwegen für ihre Stammväter hält, den Namen trägt. Viele Horden dieses Volkes oder Volks-Stammes zogen mit und nach den Nationen, deren so eben gedacht worden, in die euxinischen und Donau-Länder; durch diese Periode denselben doch meistens dienstbar, in der folgenden aber selbstständig, und Stifter eines noch jezt bestehenden Reichs.

Ob diese Ugern Hunnen oder Finnen* seyen, ob Ugern und Finnen von den Hunnen stammen, ob die Chazaren (so auch die später auftretenden Patzinazen und Uzen), ob selbst die Bulgaren und Avaren zur ugrischen Völkerfamilie gehören; oder ob die Chazaren eine Bastard-Race der Kalmucken, die Avaren die Ueberbleibsel der (von den altaischen Türken zu Grunde gerichteten) Geugen, die Bulgaren aber eine tatarische Horde gewesen — dieses Alles (und noch mehrere Varianten bei alten und neuen Schriftstellern) lassen wir unerörtert; da nach der Beschaffenheit der vorliegenden Daten fast unmöglich ist, einen befriedigenden Beweis für irgend eine Meinung zu führen.

* Suome oder Some ist der wahre Name des Volksstammes, welcher oft von den Finnen, die aber nur ein Theil desselben sind, benannt wird. Der europäische und west-asiatische Norden, vom Eismeer bis tief in's südliche Rußland, vom finnischen Busen bis zum Oby, ist uraltes Besitzthum dieses weitverbreiteten aber vielgetheilten Stammes.

Digitized by Google

Die Wlachen, welche Viele für ein besonderes Volk, Andere für einen Zweig der (mit ihnen meistens verbundenen) Bulgaren halten, sind wahrscheinlich blos ein Gemisch von gothischen, slavischen und hunnischen Stämmen und von eingeborenen Provinzialen.

Von allen Nationen, die hier aufgeführt sind, hat keine im vorliegenden Zeitraum ein eigentliches Reich gestiftet. Ihre Geschichte — außer dem was noch davon in die byzantinische Historie eingreift — ist eine bloße Reihe von Wanderungen.

Wenden und Slaven.

Dasselbe ist von den Wenden und Slaven zu sagen, auf deren Heimath dabei ein noch dichteres Dunkel ruht.

Vom adriatischen bis zum baltischen Meer, von der Elbe zum Don, ist die wendische Sprache, das wendische Blut ausgebreitet, ja die erste wird — neben den einheimischen Zungen — als jene des herrschenden Volkes bis zum Eismeer und zu den Kurilen geredet: aber wer eigentlich die Wenden, oder von wannen und wessen Stammes sie seyen? ist unentschieden. Sonst hielt man sie fast allgemein für Sarmaten. Neuere haben sie für Teutsche erklärt; ja, Gatterer ist geneigt, sie für eines mit den Vindelern oder Vandalen des Plinius zu halten. Nach einer dritten Hypothese sind die Wenden ein eigenes Stammvolk, welches die östlichen Germanen in Norden von den Finnen, in Süden von den Sarmaten schied.

Aber die Vervielfältigung der Stammvölker, wo nicht auffallende Verschiedenheiten in den Charakterzügen, nach Sitten, Gestalt und Sprache, erscheinen, ist nicht wohl zu rechtfertigen; und solche wichtige Verschiedenheiten zwischen Wenden und Sarmaten lassen sich keine erweisen. Denn ob auch die westlichen Wenden ihren Nachbarn, den Germanen, in Einigem ähnlich, demnach von den entferntern Sarmaten verschieden gewesen; so läßt sich Solches aus der auf der Grenze unvermeidlichen Vermischung des Blutes benachbarter Stämme, oder aus gegenseitiger Nachahmung der Sitten erklären.

Die charakteristischen Züge, unter welchen die Saramaten erscheinen, und welche wir auch bei den Wenden und Slaven meistens erkennen, bestanden außer der eigenen (slavischen) Sprache in der schwarzen Haar- und Augenfarbe, in fliegenden Gewändern, tragbaren Gezetten, in der Vielweiberei, in dem vorherrschenden Gebrauch der Pferde; wogegen die Germanier durch blondes Haar, eng anliegende Kleidung, Monogamie, fester Hütten und Ueberzahl des Fuß-Volkes im Kriege sich unterschieden.

Demnach wäre die Einheit des wendischen mit dem sarmatischen Stamm allerdings glaubwürdig; aber wir mögen zur Bezeichnung desselben entweder den alten Namen der Sarmaten, oder — was zweckmäßiger scheint — den neuern der Wenden wählen.

Das erste historische Licht, welches (aus Jornandes) auf die Wenden fällt, zeigt uns dieselben in drei Hauptstämme, die eigentlichen Wenden, die Slaven und die Anten, getheilt, wovon die Ersten an Teutschlands nördlichen Grenzen, die Zweiten von der obern Weichsel bis gegen den Dniester, die Dritten von da bis zum Dnieper hausten. Aber die Begrenzung ihrer Size war schwankend und wandelbar, teutsche, finnische und scythische, oder auch verwandte, aber anders benannte sarmatische Stämme in bunter Vermischung, drängten sich neben und zwischen sie; und große, allgemeine Strömungen wurden durch äußere Revolutionen veranlaßt.

Als die Völker des nördlichen Teutschlands in allgemeiner Bewegung gegen den Süden drangen, so rückten viele Stämme der Wenden in die verlassenen oder nur noch dünne bewohnten Gegenden des nordöstlichen Teutschlands ein. Der Zug der Gothen an den Mündungen der Weichsel zu jenen des Dnepers brachte die meisten sarmatischen Stämme in — ausweichende, widerstrebende oder folgsame — Bewegung. Hermanrichs starker Arm eroberte, erschütterte wenigstens das ganze wendische Land; und sowohl der Einfall der Hunnen in Europa und Attila's Schwert, als nach dessen Tod die Auflösung des hunnischen Reiches nebst manchen, weiter nachfolgenden Völkerströmungen gaben den Anstoß zu neuer Bewegung und zur Stiftung vieler, theils ephemerer, theils bleibender, wendischer Staaten.

So sollen Großchrobatien in Ostböhmen, Schlesien und Lodomerien, Großserblien in Meißen, Westböhmen und Mähren, am Ende des 5ten Jahrhunderts von vermischten wendischen und slavischen Stämmen, nach der Zertrümmerung dieser Reiche durch die Avaren und Franken, abermals von Wenden und Slaven Großmähren und Böhmen, von Slaven allein oder vorzüglich die donauischen und illyrischen Reiche oder Fürstenthümer, Dalmatien, Kroatien, Friaul, Kärnthen, Slavonien, Servien und Bosnien, von den Anten aber (deren Name später unter den nachströmenden asiatischen Horden verschwand) die russischen Staaten von Kiew und Nowgorod und das polnische Reich — insgesammt vor dem 7ten Jahrhundert — gestiftet worden seyn. Unter den in's nordöstliche Teutschland eingewanderten Stämmen machten insbesondere die Pommern, die Uker und Lutizer, deren Name noch heute in ihrem

Wohnsitzen lebt, die Wilzen zwischen der niedern Oder und Elbe, die Sorben in Meißen und dem südlichen Brandenburg und die mächtigen Obotriten im Mecklenburgischen ihren Namen berühmt.

Geschichte der einzelnen barbarischen Reiche.

Vandalisches Reich.

Wir haben oben gesehen, wie die Vandalen in Spanien neben oder mit den Alanen und Sueven die barbarische Herrschaft einführten, und sodann unter Genserich (oder Geiserich) über's Meer in die reiche afrikanische Provinz einfielen, deren Statthalter Bonifacius, in die Schlingen des schändlichsten Verraths verstrickt, den lauernden Feind des Reichs herbeirief. Genserich führte seine vandalischen Krieger mit Weibern, Kindern und Sklaven, dazu die Alanen, welche schon früher seiner Fahne sich beigesellt hatten, und einen vermischten Haufen anderer Abenteurer über die Meerenge, und landete — als Feind — auf der afrikanischen Küste (429).

In kurzer Frist war das schöne und große Land von Tanger bis Tripoli von den Vandalen überschwemmt, welche in der Freundschaft der Mauren und in dem fanatischen Eifer der Donatisten eine willkommene Hilfe fanden.

Bonifacius, seinen unseligen Irrthum zu spät erkennend, kämpfte wohl tapfer, aber unglücklich gegen einen starken, schlauen, sieggewohnten Feind. Einige Festen noch hielten sich kümmerlich durch mehrere Jahre; durch einen plözlichen Ueberfall gerieth Karthago — noch immer die Hauptstadt, die Zierde, die Königin des afrikanischen Landes — in vandalische Gewalt (439). Das Volk wurde zur gemeinen Knechtschaft verdammt, seine Habe geraubt, die Gebäude so wie das Land umher unter die Sieger vertheilt. Auf deren Geheiß und Rechnung sezten die, dem Schwert oder auswärtigen Verkauf entronnenen, Karthager die gewohnten Arbeiten einträglicher Industrie und starken Schiffbaues fort. Aber nicht nur Handels-, auch Kriegsflotten liefen aus dem altberühmten Hafen, beherrschten das Mittelmeer, und machten, — wie einst in der punischen Zeit das aufstrebende — jezt das sinkende Rom erzittern.

Denn, wiewohl ein abermaliger Friede geschlossen worden mit dem Eroberer Afrika's, so hörten doch, so lang er lebte, die Bedrängnisse Ost- und West-Roms durch diesen fürchterlichen

Feind nie auf. Alle Küsten des Mittelmeeres, vor allen die italischen, spanischen und griechischen, wurden geplündert, mißhandelt; nicht ein Jahr verging ohne Raub und Brand. Rom, nach der Ermordung Valentians III., erfuhr die schwere Hand des von der Wittwe herbeigerufenen Rächers (455). Alle folgenden Kaiser, bis zum Untergang des abendländischen Reichs, zitterten vor ihm. Nur Majorianus ermannte sich zum kräftigen Angriff, aber Genserich verbrannte dessen Flotte. Eine zweite, noch größere Unternehmung, von beiden Reichen unter Leo und Anthemius ausgerüstet, wurde in der Nähe Karthago's zerstört. Genserich, übermüthiger als zuvor, brandschazte die Küsten bis nach Asien, eroberte Sicilien erst mit allen Inseln um Italien, und schloß wahren Frieden mit Odoaker (474), welcher das Reich der West-Römer geendet.

Genserich war grausam aus Charakter, fremd jedem menschlichen Gefühl, kalt selbst für Sinnengenuß, nur Tyrannenlust begehrend, wie geboren zur Völkergeißel. Durch ihn, dessen Gebot und Beispiel verderbend wirkte, mehr als durch die Eigenthümlichkeit der Nation, wurde der Namen Vandalen zum Abscheu. — Denn nur barbarisch, nicht unmenschlich war das germanische Volk.

Genserich war ein Wütherich nicht nur gegen Feinde, sondern auch gegen sein eigenes Volk und gegen sein Haus. Seines Bruders Söhne, die rechtmäßigen Erben der Gewalt, tödtete er, ihre Mutter ließ er ins Wasser werfen; die Gattin seines Sohnes schickte er verstümmelt ihrem Vater, dem König der Westgothen, zurück. Mehr vandalisches Blut soll durch Ihn unter dem Henkerbeil als auf dem Schlachtfeld geflossen seyn. Auch die Katholiken in Afrika erfuhren eine harte Verfolgung von dem arianischen Tyrannen, auf welchem demnach die gleich heftige Verwünschung des Frömmlings und des Philosophen ruht.

Unter seinem verworfenen Sohn, Hunerich, dem Henker seiner eigenen Familie (478), schärfte sich noch die Verfolgung. Solches Verhältniß hinderte nothwendig das Erstarken des vandalischen Reiches. Eine Art von Kriegsstand währte fort zwischen den barbarischen Eroberern und den mißhandelten Eingeborenen. Der griechische Kaiser — jeder fremde Angreifer, wenn er anders der athanasischen Lehre hold war — mochte auf die Unterstüzung des afrikanischen Volkes gegen die verhaßten Vandalen rechnen.

Diese Eroberer konnten daher blos von der eigenen Stärke ihr Heil erwarten. Aber frühzeitig erlosch der kriegerische Muth und die Kraft der Seele wie des Körpers unter Weichlichkeit und übertriebenen Sinnengenuß. Einheimische Entzweiung, blutiger

Hader im Königshaus, wegen schwankender Ordnung der Erbfolge, beschleunigten das Verderben.

Auch Hunerichs Neffen, Gundamund und Thrasimund (484 und 496) — wiewohl minder grausam — machten die Unterdrückung der katholischen Lehre zum Hauptgeschäft ihrer Regierung. Aber Hilderich (523), des tyrannischen Hunerich milder Sohn, stellte die Gewissensfreiheit her, wurde den Vandalen dadurch verhaßt, und von dem streng arianischen Gelimer, seinem Verwandten, des Throns beraubt (530). Justinian M. suchte durch Unterhandlungen die Fesseln Hilderichs zu lösen, und beschloß, bei des Usurpators Weigerung, den afrikanischen Krieg.

Belisars großer Name erhöhte das Interesse dieses Krieges. Eine Flotte von 600 Segeln, mit 30,000 Soldaten und Matrosen, 5000 Pferden und vielem Kriegszeug beladen, ging an der afrikanischen Küste vor Anker. Im Süden Karthago's, fünf Tagereisen davon entfernt, war der klug erwählte Plaz der Landung. Belisar führte sein Heer in vorsichtigen Märschen, und mit gleich weiser als menschenfreundlicher Kriegszucht, bis in die Nähe der Hauptstadt, als er plözlich auf drei Seiten angegriffen ward. Die weichlichen Vandalen erlagen Belisars ächt römischer Tapferkeit, und Gelimer, von seinem fliehenden Heer mit fortgerissen, gab Befehl zur Hinrichtung des gefangenen Hilderich und seiner Freunde.

Jezt öffnete Karthago laut jubelnd seine Thore; Belisar, als Freund und Retter, zog durch die geschmückten Straßen in Genserichs Palast.

Noch einmal, in den Gefilden von Bulla, sammelte Gelimer die Kriegsmacht seines Volkes. Verzweiflung vertrat die Stelle des Muthes. Aber mit zehnfach geringerer Zahl schlug und zerstreute Belisar den, seinem Verhängniß folgenden Feind, eroberte das Lager mit unermeßlichen Schäzen, und endete, drei Monate nach seiner Landung, das vandalische Reich.

Denn alle Länder und Städte Nord-Afrika's bis zur herkulischen Säule, auch Sardinien, Korsika, die Balearen huldigten; und Gelimer selbst, der sich in die unzugänglichen Höhen eines numidischen Berges geflüchtet hatte, ergab sich, durch Leiden und Hunger gebeugt, an den edlen Pharas, einen herulischen Anführer in Belisars Heer (534). Er zierte den Triumphzug des Siegers, küßte den Staub zu Justinians Füßen, erfuhr aber dann mit seiner Familie und seinen Freunden eine großmüthige Behandlung. Die vandalische Nation verschwand. Einige Tausende ihrer Jünglinge wurden zu einer auserlesenen

Digitized by Google

Kriegsschaar gesammelt; der Ueberrest vermischte sich mit dem gemeinen Haufen der afrikanischen Provinzialen. Selbst der Name des Volkes ging unter. Die afrikanischen Provinzialen jedoch hatten deß wenig Gewinn. Von der rohen Willkür der Barbaren befreit, kehrten sie jezt unter das noch drückendere Joch der künstlichen römischen Despotie zurück. Einige Rückgaben von früher geraubten Ländereien fanden statt; aber fiskalische Tyrannei machte die Noth allgemein; und hatte der Himmel nicht mehr über die Verfolgung der Katholiken zu zürnen, so blickte er jezt unwillig auf die unmenschliche Wiedervergeltung an Arianern und Donatisten herab.

Ostgothisches Reich.

Kurze Zeit nach dem vandalischen erlag dem gleichen Verhängniß das ostgothische Reich.

Wir haben die Stiftung dieses Reiches in Italien durch den großen Theodorich gesehen (493). Sie ward befleckt durch Odoakers Mord: aber dreiunddreißig Jahre einer fast durchaus milden, gerechten und glorreichen Regierung begründen die Annahme, daß Theodorich solchen Mord für nothwendig zur Erhaltung des Friedens erachtet, und — widerstrebend — in diesem einzigen Fall der Politik das Recht geopfert habe.

Zwar ein Drittheil der Ländereien Italiens eignete sein Gewaltspruch den Gothen zu: doch schon die Söldlinge Odoakers hatten solches Drittheil genommen; Theodorichs Leute mochten nach dem Kriegsrecht an ihre Stelle treten.

Nicht nur über Italien, auch über Sicilien, welches die Vandalen willig ihm abtraten, über die südlichen Donauländer von Rhätien bis gegen das untere Mösien, über Dalmatien und über einen Theil der süd-gallischen Küste herrschte Theodorich. Im Namen seines unmündigen Enkels Alarich verwaltete er später auch das westgothische Spanien. Sein Herrscherwort tönte von der untern Donau bis zum atlantischen Meer. Leicht hätte er von solcher Höhe zu noch größerer Macht sich aufschwingen mögen; aber nachdem er so glänzenden Preis durch wenige Schlachten gewonnen, legte er, in der vollen Kraft des Alters, das siegreiche Schwert zur Seite, und widmete sein Leben einer friedlichen, bürgerfreundlichen Verwaltung.

Nach einer langen Periode von Elend und Schmach freute Italien sich der Wiederkehr — zwar nicht einer augustischen oder trajanischen, aber doch einer so glücklichen Zeit, als nur immer bei der erlöschenden Geisteskraft der Nation und bei den

Digitized by Google

unvermeidlichen Nachwehen der früheren Bedrängniß noch möglich war. Wohlstand, Emsigkeit, Volkszahl erholten sich wunderbar schnell: Ordnung, Sicherheit, Vertrauen spendeten ihren Segen, und die Wohlthaten einer einsichtsvollen, liebenden kräftigen Regierung wurden erhöht durch den Genuß eines dauernden Friedens. Die gothischen Streiter waren in allen Gegenden Italiens wie in die Distrikte einer wohl geordneten Kantonirung vertheilt, und schon das Schrecken von Theodorichs Namen hielt die Feinde vom Angriff ab. Die wenigen Kriege, welche Theodorich führte, wurden jenseits der Alpen und glorreich entschieden.

Aber rühmlicher als aller Waffenglanz war für Theodorich die freiwillige Huldigung, die seinen Tugenden, seiner anerkannten Mäßigung und Gerechtigkeit, von den fernsten Völkern und Königen gebracht ward. Viele Kriege wurden durch seine Vermittlung geschlichtet, die Majestät der weltherrschenden Roma schien in seiner Person erneuert. Die Könige der Franken, Burgunder, Vandalen, Thüringer und Westgothen waren durch häusliche Verbindungen an ihn geknüpft, und — bis auf die Zeiten von Chlodwigs emporstrebender Herrschaft — war er von Allen als der gemeinschaftliche Vater, Schiedsrichter und Beschüzer verehrt.

Indessen ist so strahlender Ruhm dem König der Ostgothen nur in Vergleichung mit seinen ganz barbarischen oder verderbten Zeitgenossen worden. Theodorich befolgte fast sklavisch die Einrichtungen des gesunkenen Kaiserreiches, und ließ, was eine bleibende Trennung des besiegten von dem herrschenden Volk, demnach eine nothwendige und unheilbare Schwäche bewirkte, die Römer nach römischen, die Gothen nach gothischen Gesezen und Sitten leben. Die ersten sollten — wehrlos — die einträglichen Friedenskünste treiben, die zweiten — wie ein stehendes Heer — die Beschüzer, wohl auch Zuchtmeister, der Eingebornen seyn. In solchem Verhältniß blieb das italische Volk dem soldatischen Uebermuth preisgegeben, und es hing sein Schicksal von der jedesmaligen Laune, von gelegentlicher Verstimmung oder Verführung des Beherrschers, das Schicksal des Reiches endlich von dem Schicksal weniger Schlachten ab. Beides zeigte sich nur allzufrüh in trauriger Erfahrung.

Theodorich, so tolerant er aus Liebe und Einsicht war, gab zulezt doch — freilich gereizt durch den unbesonnenen Eifer der Katholiken — den Aufhezungen seiner Glaubensgenossen, der arianischen Gothen, nach, wurde unfreundlich, streng gegen die athanasischen Bekenner, und nur sein Tod wendete die schon beschlossene Verfolgung ab.

Von der ersten Ungerechtigkeit führt ein jäher Abfturz die

Digitized by Google

Gewalthaber zur Tyrannei. Die Hinrichtung des weisen und tugendhaften Boëthius und dessen ehrwürdigen Freundes, Symmachus, schänden Theodorichs sonst glorreiche Regierung; doch mag die Gewissensangst darüber, die seine Tage abkürzte, für das natürlich gute Gefühl des Königs zeugen und die Strenge unseres Urtheils mildern.

Nach Theodorichs Tod (526) zeigte sich bald die Schwäche des auf eines Mannes Genie und auf eines Heeres Kraft gebauten Reiches. Die Erdrückung der Vandalen, welcher die Gothen ruhig zugesehen, war das Vorspiel ihres eigenen Schicksals. Innere Zwietracht, zumal im Königshaus, war die nähere Ursache ihres Untergangs. Amalasuntha, Theodorichs schöne, geistreiche, gelehrte, hochgesinnte Tochter, hielt nach des Vaters Tod die Zügel des Reichs im Namen des unmündigen Athalarich, welchen sie ihrem frühe verstorbenen Gatten und Verwandten, Eutharich, geboren. Die Grundsäze ihrer Verwaltung — der treffliche Cassiodor leitete sie — waren mehr liberal und mild, als jene von Theodorichs schönster Zeit, und die Erziehung des Thronerben wurde mit gleich viel Sorgfalt als Einsicht geleitet. Aber das unlenksame Gemüth des Prinzen trozte der Zucht, und die rohen Gothen unterstüzten solchen Troz. Amalasuntha beweinte die täglich zunehmende Wildheit und die Ausschweifungen des ihrer Gewalt entriffenen Sohnes; bald stürzten ihn leztere ins Grab (533). Da vermählte sich die Königin einem Prinzen des Hauses, von verächtlicher Sinnesart (wiewohl nicht ungelehrt), und ihrem geheimen Feinde. Theodats Schwäche, so hoffte sie, würde seine Abhängigkeit sichern. Aber bald wurde die Köntgin Italiens auf Befehl desjenigen, den sie erhoben hatte, eingekerkert und nach kurzem Verhaft erdrosselt (535).

Sofort erklärte Justinian, als Amalasunthens Rächer, den Krieg. Der Held Belisar, mit einer kleinen Macht, ging nach Italien über. Theodat, durch Furchtsamkeit und Wankelmuth seinen Gothen verhaßt, ward von ihnen des Reiches entsezt. Sie erhoben statt seiner auf ihren Schilden Vitiges, einen tapfern Kriegsmann. Theodat fiel unter den Streichen eines Gothen, den er persönlich beleidigt hatte.

Aber Belisar rückte in schöner Ordnung, fest, wachsam und den Bürgern freundlich, von Rhegium herauf, eroberte Neapel, brachte ganz Unteritalien zum Gehorsam, empfing die freudige Einladung der Römer und zog triumphirend in die befreite Hauptstadt des Reichs (536, December).

Indessen hatte Vitiges die Kriegsmacht seiner Nation in Ravenna gesammelt, und rückte heran mit 150,000 Mann, gegen welche Belisar mit nicht mehr als 5000 geübten Kriegern und

Digitized by Google

einigen unzuverläſſigen Haufen von Eingeborenen den weiten Umkreis der zum Theil verfallenen Mauern und die vielen Thore Roms faſt zwei Jahre lang vertheidigte. Bitiges, nach ungeheuerem Verluſt, hob die ewig denkwürdige Belagerung auf, und flüchtete mit den Trümmern ſeiner Macht hinter die Moräſte von Ravenna.

Die Freundſchaft der Franken war von beiden Streitenden, den Römern und Gothen, geſucht worden. Theudebert von Auſtraſien, Chlodwigs wilder Enkel, ſtieg jezt an der Spize von 100,000 Barbaren die Alpen hinab, verſprach beiden Theilen Hilfe, und ſtürmte faſt zu gleicher Zeit das gothiſche und das römiſche Lager. Schrecklich war die Verwüſtung der ſchönen Länder am Po, das Gemezel und die Zertrümmerung in Städten. Aber Hunger und Seuchen rafften das, mit vieler Rohheit abwechſelnd zerſtörende und ſchwelgende, Heer hinweg. Einige Trümmer führte Theudebert über die Alpen heim, und wurde im Forſt von einem wilden Stier getödtet.

Beliſar, nachdem er Ravenna durch harte Belagerung geängſtigt hatte, gab dem Antrag der Gothen, welche, der Bewunderung ſeiner Größe voll, ihn ſelbſt zu ihrem Könige wählten, zum Scheine Beifall, und zog ohne Schwertſtreich durch die geöffneten Thore von Ravenna. Aber nur als Stellvertreter des Kaiſers nahm er die Huldigungen der getäuſchten Gothen an, und ſchikte den gefangenen Bitiges nach Konſtantinopel (540).

Gleich darauf wurde er zurückberufen, angeblich „um den Orient gegen die Perſer zu vertheidigen," in der That jedoch nur wegen der niedrigen Eiferſucht des Kaiſers Juſtinian.

Nach ſeiner Entfernung ermannte ſich der kleine Reſt der noch unbezwungenen Gothen. Sie wählten den heldenmüthigen Totila (541) zum König. Derſelbe, mit 5000 Gothen von Pavia ausziehend, eroberte ſchnell und wunderähnlich Italien vom Po bis zum herkuliſchen Vorgebirge wieder.

Des Kaiſers Feldherren, eilf an der Zahl, unter ſich uneins und ohne Thatkraft, ſchloſſen ſich, nach einigen Niederlagen, jeder in eine Feſtung ein, das italiſche Volk aber, unter dem Druck ſeiner angeblichen Befreier ſeufzend, ſezte ſeine lezte Hoffnung in die Rückkehr der barbariſchen Herrſchaft.

Noch hielten ſich Ravenna, Rom, mit einigen wenigen Plätzen; da wurde — allzuſpät und mit allzugeringer Macht — Beliſar geſandt (544), um das von ihm ſo glorreich gewonnene, von ſeinen Nachfolgern ſchändlich aufgeopferte Land von neuem zu erobern. Fünf Feldzüge that der Held, bewundernswürdig für den Kenner, der das Mißverhältniß der Streitkräfte erwägt, aber im Ganzen ohne Erfolg, ſelbſt durch weſentliche Verluſte bezeichnet.

Rom wurde nach einer, durch die schrecklichsten Leiden denkwürdigen, Belagerung von Totila erobert. Die Soldaten, da ihnen kein Sold bezahlt ward, gingen zum Feind über; Verkehrtheit, Mißtrauen, Armuth des byzantinischen Hofes beraubten den Feldherrn jeder Unterstützung. Belisars edles Gemüth grämte sich über den Druck, welchen er über Unterthanen und Freunde verhängen mußte; und außer Stand gesetzt, Gutes zu wirken, sah er seine endliche Abberufung (548) als eine erwünschte Gnade an.

Hierauf unterwarfen sich alle italischen Städte — bis auf Ravenna, Ancona und Croton; es unterwarfen sich Sardinien und Korsika dem gothischen König. Derselbe suchte Sicilien als erzürnter Gebieter heim, und plünderte mit einer starken Flotte die Küste von Epirus und Griechenland.

Solche Schande und das Zureden des Papstes Vigilius überwanden endlich Justinians Indolenz. Er entschloß sich zur Wiedereroberung Italiens und zur Befreiung der katholischen Kirche (549). Der kühne, gewandte Verschnittene Narses, des Kaisers Kämmerling, ward zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere ernannt. Heruler, Gepiden, Longobarden, Hunnen, selbst Perser verstärkten dieselben; und während Narses langsam mit den Landtruppen längs der adriatischen Küste bis Ravenna zog, ward durch Ardabanus Muth Sicilien gewonnen, und die gothische Seemacht in einem glücklichen Treffen zerstört.

Die entscheidende Schlacht wurde geliefert (Jul. 552) über den Gräbern der Gallier (Busta Gallorum), wo vor 850 Jahren der jüngere Decius durch heldenmüthige Selbstaufopferung Rom den Sieg und den Galliern Verderben gebracht hatte. Der Verschnittene — nicht durch ähnliches Hingeben, aber durch geschicktere Anführung — errang gleich herrlichen Triumph. Der König Italiens, nachdem er die Niederlage der Seinen gesehen, fiel durch den willkommenen Stoß eines Gepiden; ein Mann, selbst nach dem Zeugniß von Feinden vor vielen Helden groß, und durch humane Tugend vor den meisten liebenswerth.

Aber die Gothen, mit preiswürdigem Muth, beschlossen, eher unterzugehen, als zu dienen. Der tapfere Tejas, durch einmüthige Wahl auf den wankenden Thron erhoben, sammelte die Trümmer der Nation und wagte den Heldenkampf gegen das Verhängniß. Südlich von Neapel, am laktarischen Berg, geschah die Schlacht (März 553). Tejas stritt wie ein homerischer Held. Als er seinen Schild, der von feindlichen Speeren starrte, vertauschen wollte, traf die entblößte Seite der Todesstoß. Die Schlacht — wüthender als zuvor — wurde fortgesetzt bis in die sinkende Nacht. Da ruhten die Gothen auf ihren Waffen, und mit dem ersten Morgenstrahl erneuerten sie den Kampf. Und abermals bis

zur Nacht wurde gestritten. Narses, voll Bewunderung, bot den Ueberlebenden die Wechselwahl des Gehorsams oder der Auswanderung mit ihrer beweglichen Habe. Viele wählten das Lezte. Sie verließen Italien, jenseits der Alpen eine neue Heimath suchend. Doch nahmen auch viele Justinians Gnade an.

Jezt stürmte die rhätischen Alpen herunter eine wilde Schaar von Franken und Alemannen, Herrschaft oder Raub in dem bluttriefenden Lande suchend. Fünfundsiebenzigtausend Streiter zählte der furchtbare, zum Theil noch heidnische Haufe. Narses, hinter die Mauern der Hauptstadt sich zurückziehend, ließ den ungestümen Strom vorüber brausen. Im folgenden Frühling zog er mit seiner ganzen Macht an den Vulturnus, wo Bucelin mit der Hälfte der Barbaren in einem verschanzten Lager stand, seinen Bruder Lothar vergebens erwartend. Denselben, als er voraus gegen die Alpen geeilt war, seine Beute in Sicherheit zu bringen, hatten sammt seinem Heere Hunger und Seuchen getödtet. Bucelins Schaaren gingen, rühmlicher, auf dem Schlachtfeld bei Casilinum (554) zu Grunde.

Der ruhmgekrönte Narses verwaltete jezt in des Kaisers Namen das gewonnene Italien, und zwar anfangs mild und weise. Aber wohlwollende Edikte mochten das Elend eines zwanzigjährigen Krieges nicht heilen, und Millionen* erschlagener oder verkümmerter Menschen nicht in's Leben zurückrufen.

Longobardisches Reich.

Im fünfzehnten Jahr von Narses — früher lobenswerther, jedoch später durch Geiz und Volksdruck befleckter — Verwaltung wurde Oberitalien von den Longobarden überschwemmt. Narses selbst, durch schnöde Behandlung des Hofes, zumal der Kaiserin Sophia, tief gekränkt, hatte sie eingeladen, starb aber in demselben Jahr (568). Der neue Exarch, Longinus, sah unthätig den Eroberungen des wilden Volkes zu, und in kurzer Frist war das schöne Land von den Alpenpässen bis gegen Ravenna und Rom im Besiz der Fremdlinge. Pavia allein hielt eine langwierige Belagerung aus; um so kostbarer däuchte die Stadt dem Sieger; er erhob sie zur ersten des Reichs.

Mit den Longobarden waren noch viele andere Schaaren vermischter Abkunft nach Italien gekommen. Der Fuß dieser Barbaren trat den Segen der Natur und die Denkmale menschlichen Fleißes nieder. Viele Gegenden wurden wüste, viele Städte

* Nach Procopius — wohl sehr übertriebener — Rechnung waren über 15 Millionen Menschen in diesem Kriege umgekommen. Der afrikanische hatte 5 Millionen gekostet.

Digitized by Google

von Menschen leer. Doch bald sänftigte sich der Charakter der Eroberer. Ackerbau, Viehzucht, auch bürgerliche Gewerbe wurden von ihnen selbst oder unter ihrem Schuz mit Liebe und Glück getrieben. Hierin zeichneten die Longobarden vor den übrigen Barbaren sich aus.

Auch über einen großen Theil des mittlern, und über verschiedene Länder im untern Italien, zumal um Benevent, herrschten die Longobarden. Aber die frühe Feindschaft der Franken, mehr noch die Zerstückelung der Herrschaft, hemmte den Siegeslauf. Unter 36 Herzoge wurden die gewonnenen Provinzen vertheilt. Auch die byzantinischen Besizungen wurden durch Herzoge verwaltet. (Der Exarch — an Rang den Königen gleich — saß zu Ravenna.) Aber die griechischen Herzoge waren bloße Diener ihres Kaisers; die longobardischen waren übermüthige Vasallen und strebten nach Selbstständigkeit.

Die Grundzüge solcher innern und äußern Verhältnisse sind schon unter Alboin, dem Stifter des Reiches, sichtbar; doch später erweiterten und befestigten sie sich. Er selbst — nach Charakter und Thaten ein ungezähmter Barbar — blendete seine Zeit durch Heldenmuth, Glück, Freigebigkeit. Doch war er nur hassenswerth durch Grausamkeit, Uebermuth und wilde Leidenschaft. Sein Tod war seines Lebens würdig (573). Die schöne Rosamunda, seine Gattin, des gepidischen Königs Kunimund Tochter, welche er, jedes Gefühl höhnend, zwang, aus dem Schädel des von ihm erschlagenen Vaters — seinem Ehrenpokal — zu trinken, ließ ihn tödten durch ihre Buhlen.

Die Großen der Nation erwählten jezt Klephis zum König. Nach 18 Monaten ermordete ihn ein Diener. Zehn Jahre blieb der Thron unbesezt. Die Herzoge walteten, jeder in seinem Gebiet, gemeinschaftlich, freilich nicht immer einträchtig, in Sachen des Reichs. Aber solche Vereinzelung schwächte die Gesammtkraft der Longobarden. Die griechischen Waffen, und mit ihnen im Bunde jene der Franken, drängten sie; worauf die Nation abermals zum Königthum, als dem stärkenden, gemeinschaftlichen Band, ihre Zuflucht nahm, und Autharis, Klephis blühender Sohn, die Krone erhielt (585). Unter ihm und seinem Nachfolger Agilulf (591), Herzog von Turin, stärkte das Reich sich durch Waffen, unter Rotharis (636), dessen Edam, durch Gesezе. Diese Könige wurden alle frei von der Nation gewählt. Unter den nachfolgenden Regierungen ist jene Grimoalds, Herzogs zu Benevent (661), vorzüglich aber jene Luitprand's merkwürdig (712).

Unter demselben erhob sich, blühender als je, die Macht der Longobarden. Der Streit über die Bilderverehrung bewegte

Italien. Auf die Hirtenbriefe des Papstes griffen die Einwohner zu den Waffen, um die geliebten Bilder gegen die profanen Edikte des Kaisers zu vertheidigen. Bei solcher Verwirrung eroberte Luitprand, als Beschüzer der Bilder, ohne Mühe einen Theil von Romagna. Später verband sich der König mit dem Exarchen gegen die Römer, schloß Friede, brach von neuem, und zog Gewinn aus jeder Fehde und jeder Aussöhnung. Vergebens rief der Papst Karl Martell, Herrn der Franken, zu Hilfe. Derselbe war Freund Luitprand's, dieser sein Verbündeter gegen die Saracenen. Aber dieses Verhältniß war nur persönlich. Im Allgemeinen blieb die Politik der Franken, wie ihre Gemüther, den Longobarden feindselig. Auch wurde der Thronräuber Pipin dem Papst für dessen beifälliges Urtheil zur Dankbarkeit verbunden. Daher, als — nach einigen unbedeutenden Regierungen — Aistulph (751) die seinige mit Eroberung des Exarchats eröffnete, und mit überlegenen Waffen Rom bedrängte, eilte der Papst Stephan III. über die Alpen, die wirksame Unterstüzung seines mächtigen Freundes zu erbitten. Sein Anblick, seine Beredsamkeit, entzündeten den Eifer der frommen Franken für diesen gewissermaßen heiligen Krieg. Mit einem starken Heer überfiel Pipin die Longobarden, zwang Aistulph zur Rückgabe seiner Eroberungen, und ließ ihn, da er wortbrüchig wurde, in einem zweiten Krieg die volle Schwere seines Armes empfinden (754 u. 756).

Aber der Haß gegen Rom trieb die Longobarden zu erneuten und immer vergeblichen Angriffen; die Feindschaft des Papstes beschleunigte ihr Verderben. Derselbe war durch die Schenkung des Exarchats, die er von Pipin erhalten hatte, auch an weltlichen Kräften reicher worden; und Karls des Großen aufstrebendes Genie machte die Franken furchtbarer als je. Anstatt durch behutsame Nachgiebigkeit solche Feinde zu entwaffnen, oder, wenn dieses nicht anging, entschlossen den Krieg zu bereiten, reizte Desiderius, Aistulph's Nachfolger (756), den König wie den Papst durch Aeußerungen seiner Abneigung, und versäumte dennoch die dringenden Vertheidigungsanstalten. Plözlich brach Karl M. im Einverständniß mit dem Papst (Hadrian I) durch die Alpenpässe (773). Die Longobarden standen den Franken im Felde nicht. Nur die Mauern von Pavia leisteten Widerstand. Aber im zweiten Jahr der Belagerung wurde die Stadt erobert, Desiderius in ein Kloster gesteckt (774). Doch Name, Sitten und Gesezе, ja das Reich der Longobarden blieben; nur wurde dieses mit dem fränkischen unter einem Scepter — wie brüderlich — vereint. Auch erhielt sich in Unteritalien, unter Arichis, Herzog von Benevent, fast selbstständig die longobardische Herrschaft.

Digitized by Google

Burgundisches Reich.

Viel früher war das burgundische Reich von den Franken gestürzt worden. Wenig länger als hundert Jahre (wenn man vom J. 414 seinen Anfang rechnet) hatte es gedauert. Von der Westseite der Alpen bis zur Rhone, Saone, zum Oberrhein und zum vogesischen Walde, über die schönen Länder von Provence, Dauphiné, Savoyen, Lyonnais, über die westliche Schweiz und — worauf später vorzugsweise der Name ruhte — über das gedoppelte (das Herzogthum und die Grafschaft) Burgund ward es allmählig ausgebreitet, und troz der Wildheit der Stifter, durch frühe Sänftigung ihrer Sitten, durch Schonung der Eingebornen, auch durch Gesez und Staatseinrichtungen blühend und gewaltig. Die Könige — ursprünglich blos Anführer freier Leute — stärkten ihre Macht durch Erringung der Erblichkeit, mehr noch durch Verleihung der Kaiser, als welche dieselben wiederholt mit der Würde des Patrizíats und der Gewalt von Reichsbefehlshabern bekleideten. Nach dem Untergang des Kaiserreichs wurden die schwankenden Verhältnisse zwischen den Eroberern und Provinzialen durch ein eigenes Gesez (502) (Gundobada von Gundebald genannt), meistens nach den heimathlichen Begriffen der ersteren, bestimmt; auch für Privatsachen und Streitigkeiten in demselben Gesez die, gleichfalls von roher Einfalt zeugende, Regel gegeben.

In vielen Kriegen glänzte die Tapferkeit der Burgundionen. So lange noch Kaiser von West-Rom waren, erkannten sie deren Hoheit, und stritten in deren Dienst. Der König Gundicar blieb gegen die Hunnen (435). Gundiak eroberte (um 460) das Land von den Vogesen bis Lyon. Seine Söhne theilten das Reich. Aber Gundebald tödtete zwei seiner Brüder, und regierte über das ganze Reich — löblicher, als solche Gewaltthat vermuthen ließ.

Damals war der fränkische König Chlodwig der Völker Schrecken durch ein wohlgeführtes Schwert und durch gefährlichere List. Auf Burgundien, welches er bereits halb umgrenzte, warf er den gierigen Blick. Seine Gattin Chlotilde, Tochter eines der Brüder, welche Gundebald erschlagen, ermunterte ihn zu des Vaters Rache; und die katholische Klerisei, dem arianischen Beherrscher troz seiner Milde abhold, war geneigt, den Angriff eines rechtgläubigen Feindes zu unterstüzen. Also erschien Chlodwig mit Heeresmacht. Unfern Langres war die Schlacht (500). Der geschlagene Gundebald floh bis Avignon, wo er durch hartnäckige Vertheidigung die Geduld der Belagerer ermüdete,

Digitized by Google

doch nur durch Versprechung eines Tributs und Ueberlassung großer Beute den Untergang von sich abwandte.

Aber nach seinem Tode brachte Chlotildens unversöhnlicher Eifer von Neuem Krieg über ihr unglückliches Vaterland. Auf die mütterliche Mahnung griffen die Söhne Burgund an, dessen Scepter Sigismund, Gundebalds katholischer Sohn, mit blutbefleckten Händen führte. Seinen eigenen Sohn, Siegerich, hatte er der Wuth einer zweiten Gemahlin aufgeopfert. Durch fromme Stiftungen und durch mönchische Büßungen suchte er seine Gewissensangst zu lindern. Der Zorn des Himmels lag auf ihm, das Verhängniß über seinem Reich. Die Franken siegten in einer großen Schlacht, und verwüsteten das ganze Land. Der König wurde gefangen, nach Orleans geschleppt und mit Frau und Kindern in einen Brunnen geworfen (524). Chlodomir, der solche Unthat beging, fiel zwar in der Schlacht gegen Sigmunds Bruder, Godemar, und noch zehn Jahre sezte dieser die Vertheidigung fort; aber endlich erlag er dem ungleichen Kampf. Burgundien — wiewohl mit Beibehaltung seiner Nationalgeseze — wurde eine fränkische Provinz (534).

Westgothisches Reich.

Die Gründung des westgothischen Reiches durch Alarich, Ataulph und Wallia haben wir oben gesehen. Noch war es — dem Namen nach — abhängig von Rom, und auf Aquitanien, mit einem Theil des narbonnensischen Galliens beschränkt. Toulouse war die Hauptstadt.

Nach Wallia's Tod (419) wurde Dietrich I. König, ein tapferer, kluger und auch ein edler Mann. Er regierte zweiunddreißig Jahre mit Kraft und Glück. In der Schlacht bei Chalons (451) fiel Dietrich. Sein Sohn Thorismund, der Held dieser Schlacht, eilte heim zur Besiznahme des Reiches, und wurde getödtet von seinem Bruder Dietrich II. (453), welchen, nach glücklichen Kriegen mit den Sueven in Gallizien, das gleiche Loos durch die Hand Eurichs, des dritten Bruders, traf (466).

Der verlorene Zustand des abendländischen Reiches, und bald dessen völliger Untergang, gaben Eurich die anerkannte Befreiung von fremder Oberhoheit und Gelegenheit zu großen Eroberungen sowohl in Hispanien, wo er die Sueven zum Tribut zwang, und das römische Land bis auf einige Ufergegenden unterwarf, als in Gallien, wo er Arles und Marseille gewann, und überhaupt bis zur Loire und Rhone die westgothische Herrschaft ausdehnte. Aber die Franken, von ihrem kühnen Chlodwig

geführt, überzogen Alarich II., Eurichs Sohn, mit Krieg. Sie übersezten die Loire und die Vigenna, und stürzten unsern Poitiers auf das gothische Heer (507). Die fromme Ergebenheit der rechtgläubigen Einwohner erleichterte den katholischen Franken den Sieg. Die Westgothen wurden entscheidend geschlagen; Alarich ward von Chlodwigs Faust erlegt, und alles gallische Land wäre eine Beute des Siegers worden, hätte nicht des ostgothischen Theodorich Macht die septimanische Provinz (von der Rhone bis zu den Pyrenäen) gerettet. Theodorich, dessen Tochter Alarichs Gattin gewesen, verwaltete jezt im Namen seines unmündigen Enkels, Amalarich, das westgothische Reich.

Nach Theodorichs Tod entbrannte abermals der Krieg mit den Franken. Amalarich wurde ermordet während desselben (531). Drei nachfolgende Könige aus andern Häusern traf dasselbe Loos. Religionshaß der Katholiken und Arianer nährte die politischen Parteiungen. Die Römer, von Afrika aus, verstärkten ihre Macht in Spanien, und eroberten vieles Land.

Endlich, unter dem vortrefflichen Leovigild (567), erhob sich, glänzender als je, die westgothische Macht. Er endete durch Andeca's Besiegung das Reich der Sueven (585), welches fast 180 Jahre in den Nordprovinzen Spaniens bestanden, und herrschte — mit Ausnahme einiger Punkte an der See, wo die Römer sich noch eine Zeitlang hielten — über die ganze pyrenäische Halbinsel. Aber schon damals — und seitdem unablässig bis heute — lag über dieser schönen Monarchie der Fluch des Aberglaubens, der Bigotterie und der Verfolgungswuth. Leovigilds katholische Unterthanen — wiewohl er eine freie Duldung ihnen gewährte — haßten ihren arianischen Beherrscher, und seine lezten Regierungsjahre wurden durch den Undank und die wiederholten Empörungen seines Sohnes Hermenegild getrübt. Derselbe, durch die Beredsamkeit des Erzbischofs von Sevilla überwunden, ging feierlich zum nicänischen Glauben über, und ergriff — über den Eifer eines Neubekehrten der Sohnes- und Bürgerpflichten vergessend — die Waffen gegen seinen gütigen Vater. Die Römer, die Franken, die Sueven, als welche rechtgläubig waren, rief er zur Hilfe herbei, und als er, besiegt und gefangen, Gnade erhalten von dem väterlichen Richter, so ließ er doch nicht ab von Verrath und Meuterei, bis endlich der Tod des Rebellen — des Märtyrers sagen die Zeloten — den Frieden herstellte.

Sein Bruder Reccared theilte den Glauben Hermenegilds, aber nicht dessen Schuld. Erst nach des Vaters Tod (585) schwur er die arianischen Irrthümer ab, und brachte durch die Macht des königlichen Beispiels, mitunter auch durch Anwendung von Strenge,

die ganze Nation der Westgothen zur Fahne der Rechtgläubigkeit.

Mit diesem ersten katholischen König beginnt eine neue Periode der westgothischen Geschichte, ein neuer Charakter des Volks und der Regierung. Sieger und Besiegte, nachdem die Scheidewand des feindseligen Glaubens gefallen war, berührten sich auch williger in den übrigen Punkten, und schmolzen allmählig wie in eine Nation zusammen, durch vervielfachte Familien-Verbindungen, mehr noch durch ähnliche Sitten und Lebensweise, durch eine gemeinschaftliche Sprache und gemeinschaftliche Gesetze. Aber die Religion, welche vorzugsweise solche Vereinbarung bewirkt hatte, blieb auch in der Folge das vorherrschende Prinzip der westgothischen Monarchie. Die Westgothen selbst, mit dem Eifer der Neubekehrten, und die alten Spanier oder Provinzialen mit jenem einer nach langer Unterdrückung endlich triumphirenden Partei, ehrten den katholischen Glauben als das Pfand nicht nur des ewigen, sondern auch des zeitlichen Wohles. Die Klerisei, als Hüterin solches Glaubens, jezt unter einem Panier vereint und wohl geordnet, erhielt sofort einen überwiegenden Einfluß in alle Geschäfte. Bischöfe und Aebte wurden nicht nur wie in den übrigen abendländischen Reichen als natürliche Mitglieder der National-Versammlungen betrachtet, sondern die Synoden vertraten selbst die Stelle von jenen, und entschieden in politischen nicht minder als in geistlichen Dingen. Solche Macht des Klerus sezte das Ansehen des Königs herab, oder zwang ihn zu andächtlerischen Regierungs-Maximen, schlug den kriegerischen Geist der Westgothen nieder, entnervte die ganze Nation, und zog ein Geschlecht von schwachen, aber verfolgungssüchtigen Frömmlingen heran. Auch liegt in diesen Sätzen der Schlüssel, die Summe der ganzen nachfolgenden westgothischen Geschichte.

Siebenzehn Könige herrschten noch von Reccared bis Roderich, welcher den Untergang des Reiches sah; fast alle waren Sklaven der Geistlichkeit oder Schlachtopfer derselben. Als die bessern mögen gelten: Sisebut (612), Suintilla (621), Wamba (672) und endlich Witiza (701). Gegen diesen Witiza erhob Roderich einen Aufruhr, und bestieg nach ihm, mit Ausschließung von dessen Söhnen, den Thron (710). Dieselben, ungeachtet das Reich verfassungsmäßig nicht erblich war, schwuren ihm Rache. Oppas, ihr Oheim, Erzbischof von Sevilla, theilte ihre Leidenschaft, und machte sie furchtbar. Die Verbindung mit dem Grafen Julian, dem Befehlshaber in Mauretanien und Andalusien, führte schnell die Katastrophe herbei.

Die Saracenen, nachdem sie in Nordafrika alle römischen Länder und viele Länder der Mauren erobert hatten, bedrohten

Digitized by Google

schon geraume Zeit die westgothische Macht. Julian selbst hatte sie von Ceuta zurückgeschlagen. Jezt lud er sie ein zur Besitznahme seiner Provinz und zur Unterwerfung des Reiches. Wunderähnlich schnell ward sie vollbracht. Im Julius des siebenhundert und zehnten Jahres unserer Zeitrechnung, dreihundert Jahre, nachdem unter Ataulph die Westgothen in Südgallien gezogen, landete Tarik, von Musa, dem Oberbefehlshaber, vorausgesandt, um das Unternehmen vorzubereiten, mit einer kleinen arabischen Schaar auf der Küste Spaniens, da wo ein mächtiger Fels, eine der herkulischen Säulen, über die Wasser ragt, und durch seinen steilen Abhang gegen das Land eine unüberwindliche Stellung darbeut. Er befestigte den Felsen, der von ihm noch heute den Namen trägt (Gebel al Tarik, Gibraltar), und rückte kühn in die Gefilde von Xeres de la Frontera. Hieher hatte, auf die Kunde solcher Gefahr, Rodrigo die Blüthe der gothischen Nation, wohl 100,000 Krieger, versammelt. Tarik, mit nicht mehr als 12,000 Saracenen, dazu eine Rotte christlicher Ueberläufer und eine — wohl große aber mehr zum Raub als zum Kampf geneigte — Schaar halbnackter Mauren, wagte gegen ihn die Schlacht, gewann sie, und mit ihr das Reich (19 — 26. Juli 711). Blutig, und anfangs zweifelhaft, wurde gestritten, bis die verrätherischen Prinzen mit ihrem Oheim, dem Erzbischof, aus den vaterländischen und christlichen Reihen in jene der Ungläubigen übertraten, und hierdurch das Verderben der Westgothen unwiderruflich entschieden. Rodrigo selbst, welcher mehr Zuseher als Theilnehmer des Kampfes gewesen, ertrank als Flüchtling in den Fluten des Quadalquivir.

Der Sieger Tarik und der mit neuer Macht herbeieilende Musa durchzogen jezt, fast ohne Widerstand, das weite Reich. Das ganze Land von Cadix bis Narbonne, von Carthagena bis Corunna (Brigantium) huldigte, an Rettung verzweifelnd, und durch einheimische Zwietracht gedrängt, mit demüthiger Bereitwilligkeit dem Chalifen.

Doch ein Lebensfunke der gothischen Monarchie erhielt sich in den Gebirgen Asturiens, wohin die Tapfersten der Nation sich gezogen hatten, entschlossen, frei zu seyn, oder zu sterben. Klein aber unüberwindlich war diese Heldenschaar, ihr Haupt, Pelayo, Sprößling des frühern Königsgeschlechts. Wie von ihnen, die da herrlich gegen die Saracenen stritten, allmählig ein neues christliches Reich über Spanien gegründet worden, davon gehört die Darstellung dem folgenden Zeitraum an.

Angelsächsisches Reich.

Vierzig Jahre nachdem Honorius Britannien seinem Schicksal

Digitized by Google

überlassen, landeten an der Küste der, von innern und äußern Stürmen hart bedrängten, Insel Hengist und Horsa, Anführer der Sachsen. Sie waren, nach der gewöhnlichen Erzählung, von Vortigern, Fürsten von Dannovien und damals über ganz Britannien König, herbeigerufen worden, um das an eigener Kraft verzweifelnde Volk gegen die furchtbaren Caledonier zu beschüzen (449). Die Sachsen demüthigten diese Barbaren, und erhielten als Lohn die Insel Thanet zum Siz. Aber bald verwandelten sich die Beschüzer in Feinde. Mehrere Schwärme der Sachsen, Jüten und Angeln, dann auch Dänen, Preußen, Rugier, eine große Zahl Friesen u. A. folgten der ersten Auswanderung, und drangen von Norden, Osten und Süden in das unglückliche Land. So verzweifelt die Lage der Eingeborenen schien, so ermannten sie sich doch zur tapfern Gegenwehr, stritten — gegen 150 Jahre — vielmal glorreich, endlich ermattend — gegen die wilden Feinde, und behaupteten auch dann noch, als die fremde Heptarchie* festgegründet auf brittischem Boden war, in dem westlichen Theil desselben, in den Bergen von Cornwallis, und länger noch in jenen von Wales (dort bis in die Mitte des zehnten — hier bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts) ihre selbstständige Herrschaft. Viele suchten jenseits des Meeres die Freiheit, gründeten auf den Küsten Armorik's eine Niederlassung, die sie durch glückliche Kriege erweiterten, und gaben diesem Theile Galliens ihren heimathlichen Namen (Bretagne) und ihre, bis auf den heutigen Tag, neben jener des herrschenden Volkes fortlebende Sprache.

Die Kriegsmanier der Sachsen in Britannien glich jener der Vandalen und Hunnen, oder war noch zerstörender. Alle Spur der römischen Gesittung, Gesezе und Künste, auch die Sprache und Religion der Besiegten wurde vertilgt, und der elende Ueberrest der lezten zur kläglichsten Sklaverei erniedrigt. Doch als der Krieg vertobt, der Besiz sich befestigt hatte, wurde die Behandlung milder. Auch die christliche Religion erhob sich wieder nach Ethelberts von Kent Bekehrung (596), durch den Eifer P. Gregors des Großen und seines Glaubensboten, des Mönches Augustin. Jener Ethelbert war zugleich Gesezgeber seines Volkes und allgemeiner Monarch.

Nicht nur das unterjochte Britannien, auch das freie Wales war in Wildheit zurückgesunken, ja dieses auf längere Zeit als jenes. Zum zweitenmal, wie vor der römischen Eroberung, wurde die Insel ein wildes und dunkles Fabelland. Die Kraft des Volkes erschöpfte sich in innerer Zwietracht.

*Kent, Sussex, Essex, Northumberland, Ostangeln, Mercia und Westsex heißen die sieben in solcher Zeitfolge, von 456 an, gestifteten Reiche.

Digitized by Google

Die sieben Reiche, von ihrer Gründung bis auf Egbert von Westsex (800—836), welcher sie bleibend vereinigte, demnach länger als 300 Jahre, kriegten fast unabläßig unter einander (welcher Hader nicht wenig die Freiheit in Wales stärkte). Durch Glück und Kühnheit oder hervorleuchtendes Verdienst erwarb bald dieser bald jener König den Vorrang, selbst eine Art von Herrschaft über die Andern. Aber nur die Umstände, nicht ein Gesez oder bleibendes System, erhoben sie zur Würde solcher allgemeiner „Monarchen." Auch hat keiner mit den auswärtigen Nationen bedeutenden Verkehr gehabt. Egbert selbst aber gehört mehr der folgenden als der gegenwärtigen Periode an.

Geschichte der Franken.

Ursprung.

Alle abendländischen Reiche wurden weit, an Ruhm und Macht, vom fränkischen übertroffen. Dasselbe hat über viele der übrigen seinen Scepter gestreckt und den Verhängnissen Europens eine bleibende Richtung ertheilt. Seiner Geschichte gebührt eine ausführlichere Darstellung.

Ueber den Ursprung dieser weitgebietenden Franken jedoch herrschen Dunkelheit und Zweifel. In der Mitte des dritten Jahrhunderts treten sie zum erstenmal auf bei den römischen Schriftstellern. Sie erscheinen da als ein Kriegsbund verschiedener Völker (der Catten, Amsivarier, Chamaver, Brukterer, Chauzen, Sicambrer, Usipeten, Attuarier u. A.), aber wir wissen nicht, ob diese Stämme durch eine freiwillige Vereinigung unter dem gemeinschaftlich angenommenen Namen der Franken sich zur größern Nation gebildet, oder ob solche Vereinigung durch die Macht eines andern und eigenen Volkes, welches dann das ursprüngliche Frankenvolk wäre und die übrigen Stämme sich nur einverleibt hätte, bewirkt worden. Wir möchten das Leztere vermuthen, und das nordalbingische Land für die Heimath dieser wahren Franken halten.

Ueber die Geschichte des ältesten Frankenvolkes, vor seiner Vereinbarung mit den fremden Stämmen, und herab bis auf die Periode zusammenhängender, gleichzeitiger Zeugnisse finden wir zwar in Ueberlieferungen und in Chroniken, die aus Ueberlieferungen schöpften, manche, selbst fortlaufende und umständliche Angaben. Aber das Wunderbare und Mährchenhafte derselben

verhüllt das Wahre so sehr, daß dieses kaum mehr mag erkannt werden. Auch werden die Franken (dasjenige abgerechnet, was aus ihren Sagen zur Beleuchtung uralter Nationalsitte hervorgeht) welthistorisch merkwürdig erst durch die Verhältnisse mit Rom und durch Erstarkung zum größern Volke. Nur das Allgemeinste von ihrem ältesten Zustand und eine kurze Charakteristik mag hier eine Stelle finden.

An den Franken erkennen wir deutlich die allgemeinen Charaktere der germanischen Abkunft. Blondes Haar, einen stattlichen Wuchs, eng anschließende Kleidung, Liebe der Waffen, Verhältnisse, Sitten, Lebensweise — Alles wie bei den übrigen Teutschen, oder wenig davon verschieden. Zu ihren Eigenthümlichkeiten gehören eine vorzüglich gute Bewaffnung (ein starkes Schwert, ein großer Schild und eine sehr gefährliche Streitart mit Widerhaken), Kühnheit, ja Vermessenheit in deren Gebrauch, sodann — wenn wir Berichte der römischen Schriftsteller für Beweise gelten lassen, doch freilich auch nach den Zeugnissen ihres eigenen Geschichtschreibers, Gregor von Tours — Frechheit im ganzen Thun, ungezähmter Hang nach Gewaltthaten, Stolz, der in Hochmuth, Freiheitssinn, der in Zügellosigkeit übergeht, endlich Grausamkeit und Untreue.

Die Franken waren lange in mehrere Stämme getheilt, von welchen jeder seinen eigenen Fürsten hatte. Solches hinderte die gemeinschaftliche Anwendung der Kraft und verzögerte den Zeitpunkt der Nationalgröße. Doch fielen sie dem römischen Reich vielfältig durch wilden Angriff und weite Raubzüge schwer. Die salischen Franken zumal machten ihren Namen berühmt.

Unter der Regierung des Honorius breiteten sich die Franken, welche schon unter Constantius um Toxandria (unfern Lüttich) eine feste Niederlassung gegründet, in der ganzen niederrheinischen Provinz (Germania secunda) von Gallien aus. Klodion (vor 440), der erste ihrer Könige, dessen Gestalt uns mit Bestimmtheit erscheint, eroberte das belgische Land bis zur Somme. Die beiden Brüder, die zu Attila's Zeit über die Franken herrschten, und von welchen der Eine — Ungenannte — den Schuz des Hunnen-Königs, der Andere, Meroväus (Merwig) den Schuz der Römer anflehte, sollen Klodions Söhne gewesen seyn. Von diesem Meroväus hat, nach der gewöhnlichen Meinung, das erste Königsgeschlecht der Franken den Namen der „Merovinger" erhalten. Denn die Herrschaft bei den Franken war erblich, wenn gleich weder streng nach Erstgeburt, noch untheilbar. Welchen die Nation aus dem regierenden Haus zum Oberhaupt erkor oder annahm, derselbe wurde auf einem Schild — zum Zeichen des

Digitized by Google

Kriegsbefehls — emporgehoben und dann als König verehrt. Alle Glieder dieses Hauses trugen, als Kennzeichen ihrer Würde, das lange, unbeschnittene (blonde) Haar. Alle Unterthanen — Gemeine und Edle — mußten — und sehr lange dauerte solches Gesez — ihre Häupter scheeren.

Meroväus Sohn (nach Andern dessen Bruder) war Childerich (von 456—481), der schönste, weiseste und stärkste Mann seiner Zeit, und ein glücklicher Krieger. Sein Tod gab dem fünfzehnjährigen Chlodwig, seinem Sohn, die Herrschaft über den salischen Stamm.

Chlodwig. Merovinger.

Chlodwig (Chlodoväus, Chludewig, Ludwig) ist der wahre Stifter der fränkischen Monarchie, ein Mann, durch Charakter und Thaten äußerst merkwürdig, doch wenig lobenswerth. Sein ererbtes Gebiet war klein; über den größern Theil des Frankenlandes herrschten andere Stämme (zumal zwischen dem Niederrhein und der Maas die Ripuarier), und überhaupt war bis dahin von den Franken mehr nur Land durchplündert und verwüstet als erobert worden. Von dieser beschränkten Lage erhob Chlodwig sich zur Herrschaft eines mächtigen Reiches, und vollendete innerhalb 30 Jahren die Gründung einer Monarchie, welche sofort der Schwerpunkt von Europa ward, und in ihrem Hauptland heut zu Tage noch mit imponirender Stärke besteht.

Das abendländische Reich war erloschen (476); Odoaker, welcher in Rom den Kaiserthron umgestürzt, begehrte der transalpinischen Länder nicht. Kaum hatte Chlodwig seine einheimischen Angelegenheiten geordnet, im fünften Jahre seiner Regierung (486), so stürzte er auf Syagrius, welcher, im Namen des erloschenen Reiches, von Soissons aus einen nicht unbeträchtlichen Theil von Gallien regierte. Bei Nogent, unfern Soissons, war die Schlacht. Syagrius sah die Auflösung seines Heeres, und floh nach Toulouse an den westgothischen Hof. Aber auf Chlodwigs Drohung wurde Syagrius ausgeliefert, und dann getödtet. Das ganze belgische Land, die wichtigen Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens huldigten dem Sieger, welcher sofort auch in Osten das Land der Tungrer, zwischen der Niedermaas und Mosel, eroberte, und in Westen gegen die Loire vordrang.

Ein gefährlicher Angriff der Alemannen unterbrach solchen Siegeslauf. Dieses streitbare, aber fernen Wanderungen abgeneigte Volk hatte auf heimathlichem, teutschem, Boden seine

Macht gegründet, herrschte anfangs zwischen dem Main und Neckar, später — mit den Baiern, Ostgothen, Burgundern und Franken zusammenstoßend — vom Lech und der Donau bis jenseits des Mains und des Oberrheins — dort zur Lahn, hier über Elsaß, einen Theil Lothringens und das nördliche Helvetien. Jezt drangen sie den Rhein abwärts gegen Köln, in das Gebiet Siegberts, Königs der ripuarischen Franken. Chlodwig eilte seinen Brüdern zu Hilfe, und stieß auf die Alemannen in den Feldern von Tolbiacum (Zülpich im Jülichischen, 496). Als die Schlacht verloren schien, und die Alemannen ein Siegesgeschrei erhoben, da flehte Chlodwig zum Gott der Christen und seiner Gemahlin Chlotilde um Sieg, und gelobte an ihn zu glauben, wenn er durch wirksame Hilfe in dieser Stunde der Noth ihn von seiner höhern Macht überzeuge. Sofort wandte sich das Treffen; die Alemannen flohen, die Blüthe ihrer Mannschaft fiel, es fiel ihr König, der Ueberrest bat um Gnade. An diesem Tag ging die Selbstständigkeit Alemanniens unter; es wurde eine fränkische Provinz; zwar unter selbstgewählten — in der Folge erblichen — Herzogen, und unter Fortbestand der alten Gesezе und Gewohnheiten (noch war bei den Franken kein festes System der Herrschaft), doch nicht minder unterworfen und dienstbar. Auch wurde der nördliche Theil des Landes, um den Main und westlich am Rhein bis Worms, von fränkischen Kolonien besezt, und trägt heut zu Tage den hiervon abgeleiteten Namen.

In demselben Jahr, da er die Alemannen besiegte, nahm Chlodwig, seinem Gelübde treu, in Rheims die Taufe, mit ihm 3000 Franken, und in kurzer Frist der größere Theil der Nation.

In der Bereitwilligkeit, seine alten Götter zu verwerfen, weil sie seine Bitte unerhört ließen, und Christus zu huldigen, spiegelt sich, wahr und ungeschmückt, unseres Proselyten Seele. Seine Bekehrung war eigennüzig, aber darum doch aufrichtig, nur freilich nicht in's Innere dringend.

Diese Annahme ist wohl die günstigste für Chlodwig. Viele meinen, daß er blos aus Betrachtung der politischen Vortheile, welche — auch ohne Einschreiten des Himmels — die Taufe ihm bringen mußte, sich zu derselben entschlossen habe, daß also seine Bekehrung ein leeres Blendwerk, eine bloße Maske gewesen.

Auch waren jene Vortheile allerdings sehr groß, ja unermeßlich. Die herrschende Religion in den Ländern, nach deren Unterwerfung Chlodwig strebte, war die christliche, und die Grundmasse der Bevölkerung nebst dem größten Theil des Klerus hing

mit Eifer dem katholischen Glauben an, während die barbarischen Eroberer Galliens, die Westgothen und Burgunder, die arianische Lehre bekannten. Durch Abschwörung des Heidenthums hob Chlodwig die gehässige Scheidewand zwischen seiner Nation und den christlichen Galliern, und machte dieselben, so wie die Ueberreste der römischen Truppen, geneigter zur Unterwerfung. Durch das Bekenntniß des athanasischen Glaubens aber gewann er die feurige Anhänglichkeit, ja den bereitwilligen Beistand des orthodoxen Klerus und der meistens gleichgesinnten Provinzialen gegen ihre arianischen Gebieter, endlich auch einen bequemen Vorwand des Angriffs und ein Mittel zur Begeisterung seiner Krieger.

Aber auch die Kirche, zumal die orthodoxe, hatte vollen Grund, der Bekehrung Chlodwigs sich zu freuen. Seine und seiner Nachfolger Macht erweiterten fernerhin in Krieg und Frieden die Herrschaft des Christenthums; und was noch freudigeren Dank erregte, jene Bekehrung gab der katholischen Kirche eine feste Stüze gegen die, unter dem Schuze aller übrigen christlichen Häupter damals drohend einherschreitende, Kezerei.

Chlodwig, nach empfangener Taufe, verfolgte eifriger als zuvor den Lauf der Eroberung. Das ganze nördliche Gallien, die Städte von Armorika, und was irgend noch in jenen Ländern den römischen Namen behauptete, unterwarfen sich (497 ff.).

Seine Kriege mit den Burgundern und Westgothen (500 und 507 ff.), und wie er durch beide seinen Ruhm und seine Macht erweitert, haben wir früher gesehen.

Noch fehlte zur Sättigung Chlodwigs die Vereinbarung aller fränkischen Stämme unter seine Herrschaft. In den meisten seiner Kriege hatten zwar dieselben schon mitgestritten; doch nur aus freiwilliger Neigung und unter ihren eigenen Häuptern. Alle waren mit Chlodwig verwandt. Der gewissenlose Tyrann räumte sie alle, sammt Söhnen und Brüdern, durch den empörendsten Verrath aus dem Weg, und saß fortan allein auf dem blutbefleckten Thron.

Aber nicht lange mehr besaß er denselben. Im 45sten Jahre des Alters und im 30sten der Herrschaft (511) starb der gleich tapfere, als kriegsgewandte und verschmizte, gewaltthätige, meineidige Stifter des französischen Reiches.

Die Einheit dieses Reiches, durch so viele Verbrechen erkauft, ging wieder verloren durch dessen Theilung unter Chlodwigs Söhne. Theodorich, der Aelteste, erhielt Austrasien, das östliche Land. Von der Maas zum Rhein, und jenseits desselben, über die eroberte alemannische Provinz, erstreckte sich sein

Digitized by Google

Gebiet (auch Einiges an der Marne, um Rheims und Chalons, wurde dazu geschlagen), Metz war die Residenz. Die drei jüngern Brüder, Chlodemir, Childebert und Lothar I., schlugen zu Orleans, Paris und Soissons ihre Size auf, und beherrschten von da, nach zweifelhaften Theilungslinien, das übrige — westliche — Reich (Neustrien).

Ungeachtet der Theilung, schwoll die Macht der Franken noch immer so wie sie begonnen hatte, durch Verbrechen und Sieg; dabei begünstigt durch ihrer Nachbarn Schwäche.

Der austrasische Theodorich zerstörte das thüringische Reich. Die Thüringer werden seit dem Ende des dritten Jahrhunderts genannt. Von der Nordelbe, jenseits welcher sie anfangs gehauset, rückten sie in die Mitte Germaniens, allwo sie seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts weit hin nach allen Richtungen herrschten. Die Freundschaft der Ost- und Westgothen, ihrer Geschlechtsverwandten, befestigte ihre Macht. Unter den Völkern, welche mit Attila zogen, waren sie eines der wichtigsten; die Franken, so wie die Gallier, empfanden damals ihre schwere Hand, und feindselige Erinnerungen aus diesem Krieg pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Erneute Beleidigungen von beiden Seiten vermehrten den Haß.

Indessen beraubten Theodorichs M., des Ostgothen, Tod und Bedrängnisse, welche gleich darauf über dessen Reich kamen, Thüringen seiner wichtigsten Stüze. Da fiel Theodebert, des austrasischen Theodorichs Sohn und Nachfolger (534), über den, wegen Wortbrüchigkeit allerdings strafbaren, König Thüringens, Hermanfried, schlug ihn an der Unstrut, lockte ihn darauf nach Zülpich, unter dem Schein der Versöhnung, und stürzte ihn die Stadtmauer herab. Das thüringische Reich, mit seiner Hauptstadt Scheidungen wurde jezt leicht erobert und zur fränkischen Provinz gemacht. Doch zogen in einen Theil von dessen nördlichen Ländern die Sachsen ein.

Derselbe Theodebert, bei den Nöthen des ostgothischen Reiches, vollendete die Eroberung Alemanniens (vielleicht auch Baierns), und erfüllte Oberitalien mit den Schrecken, so wie mit dem Abscheu des fränkischen Namens. Sein Sohn Theudebald starb kinderlos (554).

Durch gleichen Ausgang der übrigen Linien wurde bald nachher das ganze väterliche Reich unter Lothar I., Chlodwig's jüngstem Sohn, vereint.

Bei seinem Tod (561) erfolgte eine neue Theilung. Von seinen vier Söhnen erhielt Charibert Paris, Guntram Orleans und Burgund, Chilperich Soissons und Siegbert Austrasien.

Digitized by Google

Die Geschichten dieser Prinzen und ihrer Söhne sind durch die größten Verbrechen bezeichnet. Selbst der Beste aus den Brüdern, Guntram, den man darum den Frommen nannte, war grausam und treulos; aber in den Häusern Chilperichs und Siegberts häuften sich Gräuel auf Gräuel. Die Verworfenheit und die unerhörten Frevel zweier Weiber, Brunehild und Fredegund, entzündeten allernächst den verbrecherischen Hader. Die erste, eine westgothische Prinzessin und Gemahlin des austrasischen Königs Siegbert, rief diesen auf zum Krieg gegen den Bruder Chilperich in Soissons, welcher auf Anstiften der Buhlerin Fredegund seine Gemahlin, Galsuinde, Brunehilds Schwester, ermordet hatte, und dann die Verbrecherin ehelichte. Später beherrschte sie im Namen ihres Sohnes, Childebert II., und dann ihrer beiden Enkel, Theudebert und Theodorich, achtunddreißig Jahre lang, den größern Theil des Frankenreiches unter Schandthaten und Verbrechen ohne Zahl und Maß; alles aus Herrschsucht, Wollust und wüthendem Haß gegen die gleich schändliche Fredegund, Chilperichs Gemahlin und Mörderin (584).

Endlich, nach dem friedlichen Tod dieser Feindin, erging über Brunehild die Rache. Lothar II., Fredegunds Sohn, vollstreckte sie auf barbarische Weise. Ihn gelüstete nach Austrasien und Burgund, welche Brunehild verwaltete. Die Nation erklärte sich gegen Brunehild, und huldigte Lotharn. Die Königin wurde gefangen und, mit ihren Urenkeln, schmählich, unter entsezlichen Martern hingerichtet (613).

Der Mörder — nunmehr Herr über das ganze Reich — hielt eine merkwürdige Versammlung von dessen geistlichen und weltlichen Ständen zu Paris (615), wo die Rechte der Nation — oder vielmehr ihrer Großen und Bischöfe — bestimmt, befestigt und erweitert wurden.

Unter demselben Fürsten († 628) sehen wir zuerst die Macht des königlichen Major Domus, Hausmeiers oder Großhofmeisters, über alle andern Gewalten sich erheben. Von dem ursprünglichen Geschäft, der Verwaltung der Krongüter und des königlichen Hauses, hatte dieser Minister sich allmählig zur obersten Leitung aller bürgerlichen und Kriegsgeschäfte emporgeschwungen. Warnachar, dessen Hilfe Lothar II. vornehmlich die Herrschaft verdankte, erhielt von diesem die Zusage der lebenslänglichen Gewalt. Persönliche Verdienste oder Kühnheit einiger Großhofmeister, kluge Benuzung der Umstände, vor allem die zunehmende Erschlaffung der merovingischen Prinzen, erhöhten und befestigten des Ministers Macht. Fortan ist nur von ihm von dem König nicht mehr die Rede.

Digitized by Google

Zwar noch 124 Jahre nach Chlotars Tod saßen dessen Nachkommen auf dem Thron. Aber es war nur der Name der Herrschaft; das Machtwort des Großhofmeisters — mitunter auch die Parteisucht der Großen und die früh erwachte gegenseitige Abneigung der Austrasier und Neustrier — bekleidete bald diese, bald jene merovingische Puppe mit dem Königsmantel, sezte sie wieder ab, vereinigte oder theilte das Reich. Die Würde des Ministers, welche anfangs der König frei ertheilt und zurückgenommen hatte, wurde später durch die Wahl der Stände — höchstens auf den Vorschlag des Königs — vergeben: endlich sahen die Inhaber sie als Eigenthum, ja als ein Erbgut an. Nicht minder um sie, als um die Krone selbst wurden Kriege geführt.

Die Könige dieser Zeiten werden von den Franzosen mit Recht les Rois fainéans (gekrönte Schlafmüzen, wie man es gut übersezt hat) genannt. Doch waren sie unschädlich. Die Majestät des Thrones, auf welchem sie schliefen, blieb immer ein Nationalband, und ihre Hofhaltung wurde, ohne Auflagen, aus dem Ertrag eigenthümlicher Maierhöfe bestritten. Alle Jahre, im Maimonat, erschien der König in der Versammlung der Nation, sprach, was der Minister ihm in den Mund gelegt, theilte — nach dessen Weisung — die erledigten Lehen aus, bestätigte die früheren Vergabungen, die allgemeinen und besonderen Rechte. Hierauf fuhr er, von einem Viergespann Ochsen gezogen, in den Palast zurück, und man sah ihn nimmer bis zum folgenden Maitag. Nicht die Ohnmacht dieser Könige, mehr die allzugroße Gewalt des Ministers, brachte Unheil über das Reich.

Unter den Großhofmeistern vor Pipin machten Grimoald und Ebroin durch Kraft und Verbrechen ihre Namen groß. Ein weit höheres Interesse aber beginnt mit der Erhebung Pipins von Heristal (678).

Pipin von Heristal. Karl Martell.

Derselbe wurde von den Austrasiern zum Major Domus oder Herzog, gegen Ebroin, ernannt. Der König, Dietrich III., bestätigte ihn gezwungen in solcher Würde über das ganze Reich (687). Von da an, durch 27 Jahre, regierte Pipin kraftvoll, weise, glücklich in Krieg und Frieden. Von den Königen dieser Zeit weiß man Nichts als die Namen. Mehrere Empörungen der teutschen Völker, welche unwillig den Franken dienten, wurden niedergeschlagen, und die Ruhe im Innern durch gute Einrichtungen und Gesezе befördert.

Nach Pipins Tod (714) entstanden große Bewegungen, durch die Eifersucht der Austrasier und Neustrier, durch die Macht

Digitized by Google

von Parteihäuptern, auch durch einen Ueberrest von Anhänglichkeit ans Königshaus, bis Pipins natürlicher Sohn, Karl Martell, durch Tapferkeit, Gewandtheit und Glück, aus der Mitte der streitenden Parteien sich zum Herzog von Neustrien und zum alleinigen Herrn über beide Reiche erhob. Zwar eine Zeitlang noch ließ er das Schattenbild der Könige fortdauern; aber nach Dietrichs IV. Tod (737) setzte er demselben keinen Nachfolger mehr, führte ungetheilt — wenn auch ohne den Königstitel — die Gewalt, und hinterließ sie seinen Söhnen wie ein Familiengut (741).

Durch siegreiche Kriege Karls mit den teutschen Nationen wurde der Umfang des Frankenreiches erweitert, mehr aber noch durch eine energische Regierung im Innern die Kraft erhöht. Die großen Dynasten und Vasallen gehorchten — unwillig, aber durch Karls starke Hand gezähmt — dem mächtigen Großhofmeister, und er übte selbst über die stolzen Prälaten sein Herrscherrecht.

Unter den Lorbeeren, welche Karls Stirne zieren, sind die saracenischen die glorreichsten. Wir haben früher die Moslems die große Halbinsel der Pyrenäen erobern sehen. Jezt überstiegen sie dieses finstere Gebirg und betraten Gallien, um die alten Länder der Westgothen dem eroberten spanischen Reiche beizugesellen. In diesen Ländern herrschte jezt, mit königlicher Macht, Herzog Eudes von Aquitanien, über ein aus Vasken, Gothen und Franken gemischtes Volk. Einen ersten Angriff schlug er zurück; ein zweiter unterwarf den Saracenen das heutige Languedoc und Gascogne von der Rhone-Mündung bis zu jener der Garonne. Hierauf führte Abdor-Rhaman ein drittes Heer über die Pyrenäen (731): ganz Gallien, ja ganz Europa, sollte des Beherrschers der Gläubigen werden. Jenseits der Rhone, bei Arles, schlug er die Christen in einer mörderischen Schlacht, dann nochmals, und fast bis zur Vertilgung, im Norden der Garonne, den unglücklichen Herzog Eudes, überschwemmte, verheerte das schöne Land bis zur Loire und Saone, und erfüllte mit lähmendem Schrecken die ganze Christenheit.

Wäre ihm gelungen, die Macht der Franken zu brechen, kein anderes Reich mehr hätte widerstehen können. Siegreich hätten die Saracenen des Abendlandes ins Herz von Europa vordringen, und allda sich mit ihren, vom Morgenland herbeikommenden, Brüdern vereinigen mögen. In so verhängnißvoller Lage hätte ein Sieg der Saracenen dem Christenthum den Untergang bereiten, und mit demselben die Grundlage der edelsten Humanität und die Keime der Freiheit zerstören können.

Digitized by Google

Als die Kunde von Abdor-Rhamans Siegen erscholl, als der vertriebene Eudes von Aquitanien um Hilfe flehend herumirrte, als Flüchtlinge von Tours, Lyon, Besançon die nahende Gefahr verkündeten, da sammelte Karl die fränkischen und teutschen Krieger unter seine allzeit siegreichen Paniere, ordnete als großer Heerführer den Marsch in die Ebenen von Poitiers, und daselbst die unsterbliche Schlacht (732). Am siebenten Tage des Kampfes, wo die Gewaltshaufen des Fußvolkes zur Entscheidung auf einander stießen, da „vertilgte — nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Rodericus Toletanus — das hochstämmige, kühne Geschlecht der Teutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend, in wenig Augenblicken das arabische Heer." Die Trümmer desselben, durch einheimischen Hader vollends zerrüttet, flohen eilig und auf immer, jeder Stamm einen besondern Weg suchend, über die Pyrenäen zurück. Karl erhielt von so großem Sieg den Beinamen Martell (Hammer).

König Pipin.

Neun Jahre nach dieser herrlichen Waffenthat starb Karl (741). Seine Söhne, Karlmann und Pipin, theilten das Reich. Der erste erhielt Austrasien, der zweite Neustrien. Noch schien ein König nothwendig, um der Gewalt der Großhofmeister den Namen zu leihen, oder auch um solchen Titel zum Vortheil dieser lezteren im Gebrauch zu erhalten. Ein merovingischer Prinz, Childerich III., wurde darum auf den Thron gesezt, welchen er bald seinem Gewaltträger überlassen mußte.

Pipin — seit der Abdankung Karlmanns, welcher ins Kloster Monte Cassino ging, Alleinherrscher — hatte der Nation durch Thaten seine Kraft bewiesen. Aber kein persönliches Verdienst ist so ehrwürdig in den Augen des Volkes, als der Schimmer einer Krone, und dem Ehrgeiz ist die kostbarste Huldigung jene, welche vermög eines selbstständigen Rechtes, unabhängig von Tugend und Kraft, gefordert wird.

Demnach beschloß Pipin, König zu werden, und weil die Heiligkeit des merovingischen — wenn auch veralteten — Rechtes nur einem noch heiligeren Titel weichen zu können schien, so wandte der Großhofmeister sich an den Papst, welcher bereits, durch kluge Benüzung günstiger Umstände, eine glänzende Hoheitsstufe erklommen hatte, und nach dem, was kurz zuvor von ihm der heilige Bonifazius, der große Apostel der Teutschen, den Abendländern gelehrt, als Haupt der Christenheit, ja als Stellvertreter Gottes auf Erden von den Franken verehrt ward. Eine Gesandtschaft ging an ihn ab und trug seiner Entscheidung die Frage vor: „Welches der wahre

Digitized by Google

und rechtmäßige König sey, ob jener, der den leeren Namen trage, ob der, welcher die ganze Gewalt des Reichs und dessen Sorge in Krieg und Frieden führe?" — Der Papst (Zacharias) entschied nach den Wünschen des Gewaltträgers. Nach seinem Ausspruch wurde Childerich entthront, geschoren, ins Kloster gesteckt und Pipin von den, ihrer Treue gegen Chlodwigs Haus entbundenen Franken als König begrüßt. Der heilige Bonifazius, und nachmals der Papst selbst ertheilten ihm durch feierliche Salbung einen heiligen Charakter, und es wurde ein schwerer Bannfluch gegen diejenigen ausgesprochen, welche je es wagen würden, von dem also geweihten Pipin oder seinem Haus auch in der spätesten Folgezeit abzufallen.

Diese glänzende Ausübung der päpstlichen Machtvollkommenheit — Absezung und Einsezung von Königshäusern — enthielt zugleich das feierlichste Anerkenntniß jener Macht, und diente dem römischen Stuhl als fernere Begründung der Hoheitsansprüche über alle Throne der Christenheit.

Wie dankbar Pipin sich gegen den römischen Stuhl bezeiget, sein zweimaliger Kriegszug gegen die Longobarden, welche Rom bedrängten, die Eroberung des Exarchats und dessen Schenkung an den Papst — dieß ist oben erzählt. — Er starb 768.

Pipin, so wie seine Vorfahren, hatten vielfältigen Krieg mit den teutschen Völkern, insbesondere mit den Alemannen, Thüringern, Baiern, Sachsen und Friesen zu führen. Wir haben hier nur noch die drei leztgenannten zu betrachten.

Daß die Baiern (Boioarii, Baioarii, Bodoarii) von denjenigen Bojern abstammen, welche nicht lange vor Christi Geburt durch die Markomannen aus Böhmen (Bojohemum von ihnen genannt) vertrieben wurden, ist die — von starken Gründen unterstüzte — Meinung der meisten Schriftsteller. Nach solcher Annahme wären sie nicht germanischen, sondern gallischen Ursprungs. Doch mögen sie in den neuen Wohnsizen, nämlich in Norikum, Vindelicien und Rhätien, mit teutschen Stämmen sich vermischt haben. Die Länder, wo sie nun hausten — der Lech trennte sie von den Alemannen —, waren meistens eine Zugabe des italischen Reiches. Bei dem Falle des ostgothischen Reiches kamen sie an die Franken. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint zum erstenmal deutlich ein Herzog von Baiern, Garibald, aus dem agilolfingischen Hause. Dasselbe besaß solche Würde erblich, doch nicht untheilbar, und in der Personsbestimmung abhängig von des fränkischen Königs Willen. Die enge Verbindung der Baiern mit den Longobarden erregte bei den Franken Unwillen und Mißtrauen; den Baiern gab sie Muth zu Empörungen. Karl Martell und Pipin schärften die Abhängig-

Digitized by Google

keit. Karl der Große — nach wiederholtem Abfall des Herzogs Tassilo II. — setzte denselben ab (788), und ließ Baiern durch fränkische Grafen wie sein übriges Reich regieren.

Der Kriegsbund der Sachsen erstarkte allmählig zum großen Volke. Ihr Name kömmt schon bei Ptolemäus geographisch vor; historisch erscheinen sie erst gegen das Ende des dritten Jahrhunderts. Sie theilten sich, nach ihren Sizen, in Ostphalen, Westphalen und Engern. Die Länder, wo ihre Völker gewohnt hatten (von der Ost- und Nordsee über die untere Elbe und Weser bis gegen den Rhein), verließen die Sachsen nicht; nur einzelne Schwärme von ihnen gingen oft aus in benachbarte und ferne Reiche, als Abenteurer, Seeräuber, als Theilnehmer an fremden Kriegen, endlich als Eroberer. Mit Alboin, der Longobarden König, zogen viele tausend Sachsen über die Alpen (569). Den Franken halfen sie schon früher das thüringische Reich zerstören (534). Aber der Sturz solcher Scheidewand stellte sie selbst den Angriffen der Franken blos. Schon Lothar I. (454) soll ihnen einen Tribut von 500 Kühen auferlegt haben. Aber Karl Martell und Pipin fielen ihnen abermals schwer. Die zunächst an den Franken wohnenden Stämme bequemten sich zu einem Tribut von 300 Pferden. Doch blieb der größte Theil der Nation frei und freiheitsstolz, und erlag auch Karl dem Großen erst nach dem heldenmüthigsten Widerstand.

Dagegen wurden die Friesen schon in diesem Zeitraum bezwungen. Dieses zahlreiche, teutsche Volk wohnte in den alten Sizen der Chauzen, und weiter hin längs der Nordsee-Küste, von der Mündung der Elbe bis zu jener der Schelde. Frühe kamen die südlichen Stämme mit den Franken in Streit. Radbod, ihr Fürst, wurde (689) von Pipin von Heristal besiegt, mußte Südfriesland abtreten, und Tribut zahlen. Die Einführung des Christenthums sollte die Abhängigkeit befestigen. Darum wurde der heilige Willibrod nach Friesland geschickt. Anfangs ohne großen Erfolg, bis Karl Martell (734) den friesischen Fürsten Poppo überwand und tödtete. Ganz Friesland war jezt eine fränkische Provinz, welche jedoch bis auf Karls M. Zeit noch ihre eigenen Fürsten behielt.

Die Geschichte dieses großen Karl erzählen wir in der folgenden Periode.

Verfassung der Teutschen. Allodialfreiheit.

Die Verfassung der teutschen Völker blieb durch einen großen Theil dieses Zeitraums dieselbe, welche sie im vorigen

gewesen: aber allmählig erfuhr sie bei den meisten — bei den erobernden Stämmen zuerst, bei jenen, welche in der Heimath blieben; später — eine wesentliche Veränderung. Kein Machtgebot, kein revolutionärer Sturm hat solche Veränderung bewirkt; sie war die natürliche Entwicklung der in der Ur-Verfassung schlafenden Keime, bestimmt und gefördert durch neue Umstände und erweiterte Verhältnisse.

I. Die Teutschen, da sie nach dem Schluß der Nation im Heerbann, oder auch in freiwilliger Vereinigung, unter der Fahne eines Geleitsherrn, in die römischen Provinzen fielen, führten ihren eigenen — nicht eines Herren Krieg. Demnach war auch die Kriegs-Beute das gemeinsame Eigenthum der Streitgenossen. Was erobert, so wie was geraubt worden, theilten sie in Loose; und jeder Einzelne erhielt ein solches, nur größer oder kleiner, je nach Verhältniß seines Kriegs-Verdienstes, seiner Eigenschaft oder vertragsmäßiger Bestimmung.

Diese Erwerbung geschah mit vollem und unbeschränktem, daher auch erblichem, Eigenthumsrecht. Die also zugetheilten Güter wurden Allodien (vollständige, freie Besitzthümer) genannt.

II. Der neue Gutsbesizer jedoch entsagte sofort seinen vorigen Neigungen und Gewohnheiten nicht. Jagd und Krieg liebte er mehr als Ackerbau, und wo er den lezten trieb, da geschah es durch Leibeigene und Knechte, überhaupt durch Hörige oder bürgerlich nicht selbstständige Leute. Nach wie vor war Er ein freier Mann, ein gleiches Glied seiner Nation, immer bereit zum Krieg, ein selbstständiger Wehr, in allen gemeinen Geschäften stimmberechtigt.

Denn die Angelegenheiten der Nation wurden noch immer auf allgemeinen Versammlungen geschlichtet, worauf jeder Freie — ob vornehm oder gering — seine, wenn auch dem Ansehn nach verschiedene, doch dem Recht nach gleiche, Stimme erhob. Die natürliche Kriegspflicht im Heerbann, Folgeleistung gegen die gemeinen Beschlüsse, Unterwerfung unter den Spruch der Gerichte, Annahme oder Bezahlung des Wehr- und Friedgeldes — dieß war die Summe von des Freien bürgerlicher Verbindlichkeit. Auch seine Habe, wie seine Person, war frei; Steuern kannte man nicht. Nur von Unfreien, Hörigen, oder von besiegten Fremden, mochte Tribut gefordert werden. Der freie Mann gab in Fällen der Noth freiwillige Geschenke.

Solche neidenswerthe Freiheit blieb ungekränkt in ihren Hauptzügen, auch wo Könige, selbst wo Erbkönige über die eingewanderten Völker herrschten. Gewohnheit, freiwillige Ehr-

Digitized by Google

furcht, mehr als bestimmtes Recht, erhielten oft eine Heldenfamilie im Besiz der obersten Würde: doch unter den Gliedern der Familie mochte das Volk nach Gefallen wählen. Bei mehreren Völkern galt unbeschränktes Wahlrecht. Der König war blos Führer des Heerbanns, Vorsizer in der National-Versammlung und in den hohen Gerichten, Vollstrecker der Volksbeschlüsse und Urtheile, endlich seiner Person nach heilig, zumal wenn er gesalbt worden, im Uebrigen dem Volkswillen und dem gemeinen Privatrecht unterthan. Er lebte von seinem Gut, von gesezlich oder ritterlich bestimmten Strafgeldern, höchstens von freiwilligen Gaben. Seinen unmittelbaren Leibeigenen, Hörigen und Leuten mochte er Befehl ertheilen, oder Leistungen auflegen, doch nicht anders als die übrigen Guts- und Leutebesizer. Ueber freie Männer und deren Gut hatte er keine Gewalt noch Recht. So auch die Stellvertreter, die er ernannte, die Herzoge und Grafen, oder wie sonst die Unterfeldherren, Vorsizer der Provinzgerichte, überhaupt des Königs Gewaltträger in Krieg und Frieden hießen.

III. Aber dieses kunstlose Gebäude germanischer Freiheit, entsprechend nur den einfachen Bedürfnissen eines Wälder bewohnenden Hirten- und Jägervolkes, mochte unter den neuen Verhältnissen der Eroberung weder mehr genügend seyn, noch auch dasselbe dem Geist und Charakter nach bleiben. Allmählig, ohne auffallende oder laut ausgesprochene Aenderung in Formen oder Grundsäzen, ging die demokratische Freiheit unter; und das Volk — abwechselnd von Königs-, Adels- und Priestertyrannei bedroht, doch eine Zeitlang noch durch den Streit dieser drei Mächte bei einigem Ansehen erhalten — wurde endlich, als die Königsmacht entscheidend gestürzt war — was aber erst im folgenden Zeitraum geschah — rettungslos den beiden andern preis.

Nachstehende Säze mögen diese traurige Umwälzung erklären.

1) Der eingewanderte Stamm nach der Eroberung war nicht länger ein durch Gesammtbesiz und Gesammtnuzung einer beschränkten Gegend friedlich vereintes, nahe zusammen wohnendes, leicht an einem Ort zu versammelndes Volk. Ueber ein großes Land, über eine zahlreiche feindliche Bevölkerung hingegossen und zerstreut, glich es jezt einem, in weite Kantonnirungen vertheilten, doch immer kriegsbereiten, schlagfertigen Heer. Die bürgerliche Freiheit wich der militärischen Subordination.

2) Welche Behandlungsart der Ueberwundenen stattfand, immer war sie der Freiheit gefährlich. Die Meisten, die dem Schwert entrannen, wurden zu Leibeigenen gemacht. Aber die große Menge derselben gewöhnte sich an den Anblick der Sklaverei, und gab einladende Beispiele der Bedrückung. Ließ man den Besiegten

Digitized by Google

einen Theil ihrer Güter, oder nahm sie (was bei zeitlicher Unterwerfung, zumal in Ansehung der Vornehmern oft geschah), gar in die Gemeinschaft der Rechte auf; so brachte die Vermischung der beiden Nationen nothwendig auch eine, der rein teutschen Freiheit nachtheilige, Verwirrung der Begriffe und Grundsäze hervor. Die Sieger lernten von den Besiegten dienen.

3) Auch wurde jezt schwer oder unmöglich, Nationalversammlungen im eigentlichen Sinn des Wortes zu halten. Aus dem großen, eroberten Reiche die zerstreuten Wehren auf einen Punkt zusammen zu rufen, ging nicht mehr an. Es blieb also nur der Name, nicht das Wesen solcher Versammlungen. Die Masse der Nation — die dem Versammlungsplaz benachbarte Volksmenge ausgenommen — erschien nicht mehr darauf: die Edlen und Vornehmen, zumal auch die Geistlichen, kamen allein, oder hatten wenigstens überwiegenden Einfluß. Die Notablen fingen an die Nation zu repräsentiren, demnach zu beherrschen.

Lehen.

4) IV. Endlich hatte der eingeführte Allodialbesiz gleich mit sich den Keim einer andern Besizart gebracht, welcher sich bald neben und mit der erstern entwickelte, später dieselbe umschlang, zurückdrängte, und zulezt fast ganz vertilgte.

Die einwandernden Nationen bestanden zum Theil aus Männern, welche selbstständig, jeder für sich allein, als einzelne Wehren kämpften, zum Theil aus solchen, die im Geleite stritten. Die Leztern, als welche in eines Andern Namen, nicht auf eigene Rechnung, in Krieg zogen, erhielten auch bei der Vertheilung der Beute oder des eroberten Landes kein eigenes oder Allodial-Loos. Wohl aber wurde dem Geleitsherrn, welcher als solcher mehr Verdienst, mehr Antheil an der Eroberung, als ein einziger Streiter gehabt, ein verhältnißmäßig größeres Loos zugeschieden, demnach seine Leute wegen ihrer Befriedigung stillschweigend an Ihn gewiesen.

Der Geleitsherr (die meisten Edlen waren Geleitsherren), so wie er schon in der Heimath aus Kriegsluft, Stolz oder Herkommen seine Schaar von Getreuen oder Leuten durch Geschenke von Pferden, Waffen oder durch Schmausereien im Dienst erhalten, theilte jezt von dem großen Allod, welches ihm zugefallen, kleinere Stücke unter sein Gefolge aus — nicht zum unbeschränkten Eigenthum, sondern nur zu Lehen, d. h. zum nuzbaren und zugleich widerruflichen Besiz, wobei — anfangs stillschweigend, nachmals ausdrücklich und feierlich — die gegenseitige Verpflichtung:

von Seite des Lehensherrn zu Schuz und Vertretung, von Seite des Lehensmanns oder Vasallen zu weiterer Dienstleistung und Treue, eingegangen oder erneuert ward.

Diese, ursprünglich von der Gnade der Lehensherren abhängigen Lehen gingen nach und nach — in natürlichem doch langsamen Fortschritten — in erblichen Besiz über. Es war kein Grund, den treuen Lehensmann, so lang er lebte oder Dienste thun mochte, aus dem verliehenen Lehengut zu vertreiben. Aus mehreren Mitbewerbern um ein erledigtes Lehen mochte der Sohn des verstorbenen Vasallen, wenn er tauglich zum gleichen Dienst schien, billig den Vorzug erhalten, und die öftere Wiederholung solcher an Söhne — in deren Ermanglung auch an Seitenverwandte — gemachten Verleihungen begünstigte allmählig den Anspruch, endlich auch das Anerkenntniß der Erblichkeit.

Nichts schien bequemer, Nichts den Vortheilen der Geringern wie der Vornehmen entsprechender, als solche Einrichtung, wonach der große Gutsbesizer die Ländereien, welche er selbst zu nuzen nicht vermochte, zum leichten Unterhalt einer — seinen Glanz und seine Macht erhöhenden — Dienstmannschaft verwandte, der arme Freie dagegen für wenig beschwerliche, oder doch seiner Neigung zusagende, Dienste gutes Auskommen, ja Wohlhabenheit fand. Bald vermehrte sich die Zahl der Lehenswerber. Als kein Grund und Boden mehr zu vergeben erübrigte, machte man Lehen aus jedem andern Besizthum, aus nuzbringenden Rechten, Einkünften, Gefällen jeder Art, endlich aus Ehren und Würden, ja selbst aus geistlichen Dingen.

Vor allen suchten die Könige recht viele Vasallen zu sammeln. Nicht nur schien die Würde des Throns eine zahlreiche Dienstmannschaft zu fordern, auch die Gewalt des Königs beruhte auf ihr. Die hergebrachte Freiheit der Wehren oder Allodialbesizer hatte dieselben mit den engsten demokratischen Schranken umgeben; der emporstrebende Geist der großen oder adeligen Freien drückte sie noch tiefer durch aristokratischen oder oligarchischen Troz herunter. Nur von den eigenen Vasallen mochte der König stets bereiten Gehorsam fordern, nur durch ihre Hilfe sein Ansehen über aufrührerische Große, oder selbst über Gemeinfreie behaupten. Daher wurden, weil die Ländereien der Krone größtentheils zur Bestreitung der Hofhaltung vorbehalten blieben — vorzüglich die Rechte derselben, die Aemter und Würden, lehenbar verliehen. Die edelsten der Nation, die größten Allodialbesizer — als aus deren Klasse die königlichen Oberbeamten, die Herzoge und Grafen, meistens genommen wurden — kamen so in das (freilich nur anfangs heilig geachtete, nachmals, wie die Lehen erblich und die großen Vasallen über-

mächtig wurden, sehr lose) Verhältniß der Lehenspflicht oder der persönlichen Unterwürfigkeit gegen den König; während sie selbst, als dessen Gewaltsträger, mehr Anreizung und Gelegenheit erhielten, durch Vermehrung der eigenen Vasallen ihren Hofstaat oder ihre Macht zu vergrößern.

Besaß einer ein ausgedehntes Lehengut (was zumal bei den Kron-Vasallen stattfand), so gab er kleinere Theile davon an Andere als Afterlehen, und wurde so zugleich Lehensherr und Vasall. Solche Unterordnung mochte durch mehrere Grade sich fortsezen.

So wurden von allen Seiten die Lehen vervielfacht, und es begann — da die bestimmte Pflicht gegen den Lehensherrn die allgemeine gegen den Staat überwog — die Zerstücklung der Nation in eine Menge von Geleiten oder kriegerischen Verbindungen, gegen welche die einzelnen Freien oder kleinen Allodialbesizer bald eine untergeordnete Rolle spielten.

Die eiserne Gewalt erhob jezt ihr Haupt. Nach der Zahl seiner Lehensmannen oder Kriegsknechte maß der Edle seine Rechte, das Gesez verstummte vor dem Schwert.

Da entschlossen sich viele Gemein- oder auch ärmere Edelfreie, Sicherheit gegen das überhandnehmende Faustrecht durch Aufopferung der theuern Freiheit zu erkaufen. Der Lehensverband gab dem Vasallen Anspruch auf den Schuz des Lehensherrn. Also übertrugen schwache Allodialbesizer ihr Freigut einem benachbarten Mächtigen (oft auch einer Kirche, da der heilige Schirm noch kräftiger schien) als Lehen, und erkannten ihn als dessen Obereigenthümer, sich selbst (jedoch mit Vorbehalt der Erblichkeit, welche hierdurch auch im Allgemeinen befestigt ward) als Vasallen.

Hierdurch erlitt die alte Verfassung, erlitten alle Nationalrechte einen tödtlichen Stoß. Die Masse der Nation, welche ehedessen aus freien Männern bestanden, zählte jezt der Gemeinfreien nur noch noch wenige. Sie waren Vasallen oder Aftervasallen der Edelfreien, der Herzoge, des Königs selbst geworden. Selbst von den Edelfreien hatten Viele sich zu Leuten von Mächtigeren erniedrigt. Ehedessen hatte auf den Nationalversammlungen die Stimme der Nation in der That entschieden. Jezt war der größte Theil der Nation in Lehensleute verwandelt, welche, als solche, kein Stimmrecht mehr unter den Freien besaßen. Ihre Lehensherren, die großen Allodialbesizer und die Gewaltsträger des Königs (auch die Priester, welche unter jeder Aenderung der Verfassung ihre Präpotenz bewahrten) wurden nun die Hauptglieder der — noch immer so genannten, aber dem Wesen nach von den frühern völlig verschiedenen —

Nationalversammlungen. Gegen ihre vorherrschende Stimme mochte jene der täglich sich vermindernden ärmeren Allodialbesizer kein Gewicht mehr haben. Allmählig blieben diese gänzlich aus, und aus demokratischen Nationalversammlungen wurden aristokratische Reichstage.

Die Großen rissen nun leicht alle Gewalt an sich. Sie sezten den König herab, und erdrückten das Volk, welches sich unvermerkt zur gleichen Dienstbarkeit, selbst Leibeigenschaft seiner Ueberwundenen und Knechte verurtheilt sah, und errichteten so über den gemeinsamen Trümmern des Königthums und der Demokratie eine tyrannische Adelsmacht.

Dieser Umschwung der Verhältnisse, diese fortschreitende Erweiterung des Lehenswesens ist nicht in allen Ländern gleichförmig, auch nicht überall in derselben Ordnung oder Folge, wie oben dargestellt worden, geschehen. Nach Nationen und Ländern, nach dem Einfluß der allgemeinen Ereignisse, auch nach einzelnen örtlichen und persönlichen Umständen wurde, hier länger und glücklicher, dort schwächer und erfolgloser, die Allodialfreiheit, in ihrem vollen Umfang oder in dürftigen Ueberresten, gegen das einreißende Feudalwesen behauptet. Auch ist überall erst im folgenden Zeitraum der Sieg des leztern über die erstere völlig entscheidend worden.

Unter die teutschen Nationen, welche auf germanischem Boden blieben, als die Alemannen, Baiern, Thüringer und Sachsen, kam das Lehenswesen erst von den Franken, ihren Siegern. Auch waren dort, da der Boden den alten Eigenthümern geblieben, die aufgetragenen Lehen, nicht die gegebenen, Regel. Die Sachsen zumal — als welche erst im folgenden Zeitraum unterworfen wurden — besaßen ihren Grund durchaus nach dem Allodialgesez.

Unser Zweck erheischt nicht, dieses Alles im Einzelnen ausführlicher zu behandeln. Die Summe des welthistorisch Wissenswerthen besteht darin: daß in diesem Zeitraum die Allodialfreiheit, im folgenden das Lehenswesen vorherrschten, jedoch niemals und nirgends — wenigstens in den eroberten Ländern nicht — allein herrschten. Gleichzeitig mit den Allodialgütern wurden die ersten Lehen gegründet, und vollkommen ward der Allodialbesiz nie verdrängt. Beide Verfassungen wurden auch durch fremdartige Einmischungen als Leibeigenschaft, Priestermacht — vielfältig bestimmt oder entstellt; beide haben auch ihre gemeinsamen Charaktere, als Adelsmacht und Beschränkung des Königthums; doch so, daß vom Allodialwesen die Adelsmacht ein Auswuchs, vom

Digitized by Google

Lehenswesen eine nothwendige Folge war, und daß die Beschränkung des Throns bei jenem einen demokratischen, bei diesem einen aristokratischen Charakter hatte.

Kriegswesen.

Das teutsche Kriegssystem, und wie die germanischen Völker theils im Heerbann, theils im Gefolge stritten, ist schon in der alten Geschichte erklärt. Solche Gefolge — als geübte, stets bereite Waffenmacht — dienten übrigens nicht blos in den Privatkriegen ihrer Geleitsherren, sondern oft auch — gegen Sold oder vertragsmäßigen Lohn — der Nation selbst. Diese Benüzung der Geleite schien den Gutsbesizern, den eigentlichen Wehren, bequem; aber sie führte einen doppelten Nachtheil mit sich. Der kriegerische Geist, die Wehrbarkeit des eigentlichen Nationalkörpers, wurde vermindert, und die Geleite — in dieser Rücksicht den stehenden Truppen ähnlich — oder ihre Herren, als Gebieter, ja Inhaber der bewaffneten Macht, konnten die Freiheit der Nation gefährden.

Die Heermannie — ursprünglich in Folge des Nationalbeschlusses oder gemeinsamen Verabredung, wohl auch der solcher gemäßen Einladung des Königs, Mannitio, sich erhebend — verwandelte sich später in ein königliches Aufgebot (Bannus), in dem Maße nämlich, als die Gewalt des Königs (oder auch der Großen, deren Beschluß alsdann der König proklamirte) an die Stelle der Nationalversammlung trat.

Gesezе der Teutschen.

Die teutschen Nationen, nachdem sie von den besiegten Römern schreiben gelernt, trugen allmählig ihre alten Gewohnheiten in förmliche Gesezbücher zusammen. Die salischen Franken — entweder im Anfang des fünften Jahrhunderts, um die Zeit, in welche Pharamund gesezt wird, oder wahrscheinlicher erst nach ihrer Niederlassung im belgischen Gallien — erhielten das nach ihnen benannte Gesez durch die Arbeit von vier ihrer ehrwürdigsten Häupter. Später — auf Veranlassung des austrasischen Theodorich I. und, nach hundertjähriger Unterbrechung, durch den mächtigen Dagobert I. — wurden die Gesezе der ripuarischen Franken, desgleichen jene der Alemannen und der Baiern gesammelt. Die friesischen und die anglo-warinischen (oder thüringischen) Gesezе sind ungefähr aus derselben Zeit, die sächsischen etwas später. Jene der Burgundionen wurden von Gundobald und Sigismund gesammelt; die westgothi-

schen von Eurich; dann von Suintilla's Nachfolgern bis Egiza; die longobardischen endlich von Rotharis, Grimoald, Luitprand, Rachis und Aistulph gegeben; nirgends aus Machtvollkommenheit des Königs, sondern auf dessen Vortrag und Einleitung durch die Versammlungen der Nation oder ihrer Großen.

Der Charakter dieser Gesetze überhaupt ist natürliche Einfalt und Rohheit, doch mit gesundem Verstand, Stolz der Freiheit, bei den meisten auch Stolz der Eroberung, in den spätern Zusätzen mitunter schon Feudalgeist und emporstrebende Priester- und Herrschergewalt.

Die Verfügungen über Mein und Dein, über Erbschaften u. s. w. sind einfach und klar. Natürliche Billigkeit, gemeiner Verstand genügten zur Entscheidung der seltenen Rechtsstreite. Ueber Beleidigungen aber und Verbrechen ist eine große Zahl der genauesten Bestimmungen. Geldbußen, Wehrgelder sind die gemeinen Strafen; ihr Maß, nach Person und Fällen, mit sorgfältiger Abstufung festgestellt. Selbst öffentliche Verbrechen werden mit Geld gebüßt. Nur auf die schwersten ist Tod gesezt. Für Unfreie sind Leibesstrafen Regel.

Oberster Richter ist zwar gewöhnlich der König; doch muß er nach dem Ermessen der Großen oder der Nation sprechen. Unter ihm richten in den Ländern, Gauen und Bezirken die Herzoge, Grafen (auch Centgrafen und Schultheiße), jeder mit Beiziehung redlicher, verständiger Leute (Schöppen), öffentlich — auf freiem Feld oder Bergen (Mall-Stadt oder Mall-Berg). Zeugen, Eidschwüre oder Eideshelfer — auch schon Gottesurtheile — sind die Beweise.

Die Gesetze alle sind keine Landes-, sondern Volksgesetze. Den teutschen Eroberern fiel nicht bei, ihr Gesez den Besiegten aufzudringen. Wohl verordneten sie über das Schicksal derselben; aber sie ließen ihnen ihr einheimisches Recht, oder stellten jedem die Wahl frei zwischen dem römischen und germanischen Gesez.

Geschichte des morgenländischen Kaiserthums, oder des byzantinischen Reiches.

Verfassung. Arkadius. Theodos II.

Die Verfassung des römischen (byzantinischen) Kaiserreiches blieb, wie sie am Ende der vorigen Periode gewesen,

eine vollendete, fest begründete, künstlich geordnete Despotie. Nur wurzelten die Grundsäze und Einrichtungen, worauf sie beruhte, von Geschlecht zu Geschlecht tiefer, und immer vollständiger schwanden die Erinnerungen, die Denkmale, auch die Namen aus der alten, freien Zeit. Daher der Uebermuth der Regierung immer unverhüllter und ruhiger, die Dahingebung des Volkes immer williger und gedankenloser, die innere Reichsgeschichte immer einförmiger und trauriger.

Ein Umstand verhinderte das völlige Herabsinken der Regierung zur ganz gemeinen Unwürdigkeit der orientalischen Dynastien. Der Thron war nicht erblich. Viele Erschütterungen und die abscheulichsten Verbrechen, hier der ränkevollen Hof- und Priesterlist, dort der frechen soldatischen Gewalt, wurden dadurch erzeugt: aber solche Aufregungen fachten periodisch das ermattende Leben wieder in etwas an, und der glückliche Emporkömmling brachte öfters aus dem Privatstand diejenigen Talente und Herrschertugenden mit, welche bei den im Serail geborenen Prinzen gewöhnlich erstickt werden. Der tiefste Verfall des Reichs hebt erst — im folgenden Zeitraum — mit dem Aufkommen langer regierender Häuser an; so wie in der vorliegenden Periode keine Zeit unglücklicher und schmachvoller, als jene des Hauses von Heraklius ist.

Gemäß der endlichen Theilung des Reichs unter Theodosius M. Söhnen, herrschte der morgenländische Kaiser über alle Länder und Meere von der libyschen Wüste bis zur Donau und zum Kaukasus, und vom Euphrat bis zum adriatischen Meer. Dieses ungeheure Gebiet blieb auch lange Zeit, vorübergehende Kriegsverheerungen der einzelnen Provinzen abgerechnet, unvermindert, und wurde noch vermehrt nach dem Untergang des abendländischen Reichs durch viele Küstenländer Galliens, Hispaniens und, nach dem Sturz des vandalischen und ostgothischen Thrones, durch Afrika und Italien. Dieses Reich, bei einer nur erträglichen Verfassung, und nur vom geringsten Funken des Geistes belebt, hätte es nicht herrlich, überglücklich, unangreifbar seyn und bleiben mögen? — Aber seine Geschichten zeigen uns nichts als einen schneidenden, in jedem Verhältniß wiederkehrenden Kontrast zwischen dem Segen der Natur und der Schlechtigkeit der Menschen. Alle Grundübel, alle Keime des Verderbens, welche schon in dem verbundenen Kaiserreich vorhanden waren, dauerten fort, entwickelten sich vollständiger und vermehrten sich noch in jenem von Konstantinopel: Unbestimmtheit der Thronfolge, Einfluß des Heeres, selbst der barbarischen Kriegshäupter, auf dieselbe und die ganze Regierung, daneben der gleich gefährliche, aber planmäßiger geübte Einfluß einer stolzen, eng-

Digitized by Google

herzigen, verfolgungssüchtigen Geistlichkeit; Kaisermord, Bürgerkriege, Empörungen, alle Schrecken und alle Schmach einer vollendeten, festgewurzelten Despotie, meistens böse oder schlechte oder untaugliche Kaiser (vielfältig aus den niedrigsten Ständen und Ausländer) — und fast immer, wie Solches bei Sultans-Regierungen gewöhnlich ist, nichtswürdige Minister. Dazu nun die steten Einfälle der barbarischen Nationen, die schweren persischen Kriege, die Erschöpfung des Reiches durch den Sold der Miethvölker, durch die Hofpracht, durch Günstlinge, die unaufhörlichen Verwüstungen von Freund und Feind; endlich die Entstehung eines neuen, furchtbaren Reiches in Süden, der unwiderstehliche Angriff von Mohammeds fanatischen Jüngern, die Erschütterung einer wie aus ihren Angeln gehobenen Welt: — Solches sind die Hauptzüge vom innern und äußern Zustand dieses stolzen Kaiserreichs, dessen lange Fortdauer, bei so vielen Gebrechen und Stürmen, weit wunderwürdiger erscheint, als sein endlicher Fall.

In ruhiger Nachfolge und friedlicher Theilung setzten, nach des großen Theodosius Tod, dessen beide Söhne, Arkadius und Honorius, sich auf den Thron, jener des morgenländischen, dieser des abendländischen Reichs. Beide Prinzen waren minderjährig, und blieben es dem Geiste nach ihr Leben lang.

Die Minister, welche Theodosius zu Vormündern seiner Söhne gesetzt, Rufinus und Stilicho, Beide talentvoll, ja Letzterer ein wahrhaft großer Mann, zerrütteten das Reich durch ihre Zwietracht, Rufinus zugleich durch seine Laster. Er war des Morgenlandes und des Arkadius, Stilicho des Honorius und des Abendlandes Regent. Rufinus schändete seine Verwaltung durch Ungerechtigkeit, Uebermuth, Grausamkeit, Geiz und schreiende Erpressung; aber bald ließ ihn Stilicho, welcher die Regierung beider Reiche ansprach, ermorden durch Gainas, den Gothen, den er mit den Legionen des Orients dem Arkadius zugeschickt (27. Nov. 395).

Von dieser Gewaltthat erntete Stilicho keinen Vortheil. Arkadius, welchen man kurz zuvor mit der schönen Eudoxia, der Tochter des Bauto, Feldherrn der im Sold des Reichs stehenden Franken, vermählt hatte, gab auf deren Empfehlung sein Vertrauen und seine Macht an Eutropius, den Eunuchen und Präfekten der kaiserlichen Schlafkammer, einen Menschen von vollendeter Schlechtigkeit, gleich häßlich und verworfen an Leib und Seele. Bis dahin hatte ein Gefühl des Anstandes die Kaiser abgehalten, die Eunuchen — von welchen sie wohl oft sich heimlich regieren ließen — ganz öffentlich an die Spitze der Magistrate und der Kriegsheere zu stellen. Jetzt erfuhren die Römer —

wenn wir die byzantinische Sklavenheerde so heißen dürfen — auch diese Schmach, und mußten vor dem verschnittenen Patrizius und Konsul, dem ekelhaftesten und allerschamlosesten Räuber und Tyrannen, im Staube kriechen. Auch wurde er nicht durch das Uebermaß seiner Verbrechen, sondern durch eine bloße Serails-Intrigue gestürzt. Gainas forderte den Kopf des Eutropius. Aus der Hauptkirche, wohin der Elende geflohen war, zog man ihn hervor und richtete ihn hin, trotz der menschlichen Fürbitte des heil. Chrysostomus und des eidlich gegebenen Versprechens der Schonung (399).

Nach Gainas Tod (400) regierte in des Kaisers Namen die stolze, gewaltthätige Eudoxia bis zu ihrem Tod (404), nach Leidenschaft und Laune, zu großem Unheil des Reiches. Die Hunnen, die Isaurier verwüsteten die Provinzen, Aufruhr wüthete in Konstantinopel. Das Volk, wiewohl in bürgerlichen Sachen längstens an leidenden Gehorsam gewöhnt, war in Sachen des Himmels noch der kühnsten Entschlüsse fähig. Die Verfolgung des mit Recht verehrten heil. Chrysostomus entflammte es zum Widerstand, und die Flamme des Bürgerkrieges wüthete im Reiche.

Arkadius starb, nachdem er dreizehn Jahre Kaiser geheißen (408.(

Gleich schwach, ja wo möglich noch schwächer, war sein Sohn, Theodosius II. Er war noch ein Knabe, als Arkadius starb. Anfangs der rechtschaffene Anthemius, hierauf (414) des Kaisers Schwester, die jungfräuliche Pulcheria, führten die Vormundschaft, die Lezte, auch fernerhin durch 40 volle Jahre die Regierung des Reichs. Pulcheria war die erste Selbstherrscherin, oder förmlich anerkannte Regentin des Römerreichs. Sie zählte erst 16 Jahre, als sie über den 14jährigen Bruder die Vormundschaft antrat, und Er blieb ihr folgsam im männlichen Alter wie in der Knabenzeit. Die Schriftsteller rühmen die vorzüglichen Gaben Pulcheriens, ihren Geist und Muth, ihre Thätigkeit und Kenntniß der Geschäfte. Doch war sie auch nicht frei von weiblicher Leidenschaft und Schwäche.

Auch die Vermählung des Theodosius entzog ihn der Herrschaft seiner Schwester nicht. Er nahm die Gattin, welche sie ihm zuführte, liebte sie, so viel Pulcheria es erlaubte, und verstieß sie, als sie der Schwester Gunst verlor.

Unter dem elenden Theodosius II. wurden gleichwohl die Reichsgrenzen in Osten erweitert. Armenien, von einem Fürstengeschlecht, welches abwechselnd den Parthern (nachmals Persern) und Römern diente, beherrscht, der unaufhörliche Zankapfel der beiden Reiche, wurde — einheimische Parteiung,

Bruderzwist im Königshaus gaben den Anlaß — unter dieselben vertheilt; das arsacidische Haus verlor den durch 560 Jahre behaupteten armenischen Thron.

Indessen wurden die europäischen Provinzen des Kaiserreiches von den Hunnen verwüstet. Wir haben jedoch die Bedrängniß, die vielfältige Schmach des Theodosius schon oben (bei Attila's Geschichte) dargestellt.

Theodosius II., der Schönschreiber, denn dies ist der einzige Ruhm, welchen des großen Theodosius Enkel sich erworben, starb im 50sten Jahre seines Alters und im 43sten seiner sogenannten Regierung (450).

Pulcheria herrschte fort, jezt im eigenen Namen. Doch hielt sie der Klugheit gemäß, ihren Thron durch einen männlichen Genossen zu stärken. Der Senator Marcian, ein weiser, tapferer, aber schon 60jähriger Mann, erhielt die Hand der Kaiserin, und damit den Purpur. Er lenkte den Strom der hunnischen Ueberschwemmung glücklich von seinem Reiche ab, welcher dann freilich desto gewaltiger über die Abendländer sich ergoß. Marcian starb, vier Jahre nach seiner Gemahlin, der heiligen Pulcheria (457).

Geschichte bis Justinian M.

Ein Barbar, Aspar der Gothe, Patrizius des Reichs, vergab jezt den Thron. Er selbst, so wie sein gleich benannter Vater und sein Sohn (Ardaburius) hatten nach einander die römischen Heere siegreich angeführt, und sein Heldenhaus war stark durch Freunde, Klienten und eine zahlreiche Leibwache. Aspar schlug dem Senat seinen Haushofmeister Leo, einen Kriegsoberſten, zum Kaiser vor. Der folgsame Senat applaudirte, und Aspars Diener erhielt das Reich.

Aber Leo verlangte wirklicher, nicht Schatten-König zu seyn. Asparn wurde gelehrt, daß er Unterthan sey. Darüber ergrimmte der Stolze, und Leo ließ den Rebellen sammt seinen Söhnen hinrichten.

Der Kaiser unternahm sofort, in Gemeinschaft mit Anthemius, dem von ihm selbst eingesezten abendländischen Kaiser, einen wohl angelegten, und mit der äußersten Anstrengung beider Reiche in's Werk gerichteten Kriegszug gegen Genserich, den Vandalenkönig. Eine Flotte von 1100 Schiffen segelte von Konstantinopel nach Afrika; sie trug über 100,000 Mann. Ihre Ausrüstung hatte 130,000 Pfund Goldes gekostet. Die Truppen von Aegypten und jene der Abendländer, welche schon früher den Kampf begonnen, sollten mit dem großen Heer nach seiner

Landung sich vereinigen. Aber der König der Vandalen — ein Fremdling auf der afrikanischen Küste, von den Völkern, die er allda sich unterworfen, ja von vielen seiner eigenen Unterthanen gehaßt seiner Tyrannei willen, die scheinbar leichte Beute jedes entschlossenen Angreifers — zernichtete durch List und Muth die unermeßlichen Streitkräfte Ost- und Westroms (467).

Leo's Erbe († 474) war sein Enkel, gleichfalls Leo genannt, welchen Ariadne, seine Tochter, ihrem Gemahl, dem Isaurier Trasklaliffeus, geboren. Aber der Prinz starb bald, nachdem er zuvor seinen Vater zum Reichsgehilfen ernannt hatte. Derselbe, welcher den griechischen Namen Zeno statt seines barbarischen angenommen, regierte ohne Ruhm und ohne Glück. Basiliskus, troz der Schande, womit der afrikanische Feldzug ihn bedeckt hatte, nahm den Purpur. Seine Schwester, die herrschsüchtige Verina, Leo's Wittwe, leitete die Verschwörung. Zeno erhielt sich mit Mühe. Der Gegenkaiser und seine Familie wurden martervoll hingerichtet. Zu Basiliskus Besiegung hatte Theodorich, der Ostgothe, dem Kaiser sehr wirksame Hilfe geleistet. Nachher fiel er den Provinzen durch Räubereien und Erpressungen schwer. Aber seine Sendung nach Italien gegen Odoaker befreite das Reich (489).

Ariadne reichte nach Zeno's Tod ihre Hand, und damit den Purpur, dem rechtschaffenen Anastasius, einem alten, treuen Minister, welchem das Volk, zum rühmlichen Zeugniß für seinen Wandel, zurief: „Regiere, wie du gelebt hast!“

Anastasius, hatte milde, väterliche Gesinnungen, gab wohlthätige Verordnungen, verminderte die Auflagen; aber seine Güte bewirkte nur Verachtung bei seinen der Zuchtruthe gewohnten und bedürftigen Unterthanen; und religiöser Eifer, gepaart mit dem Wahnsinn der circensischen Faktionen, entflammte die sonst Feigen und Freiheitsvergessenen zur Empörung und zum Bürgerkrieg. Im Hippodrom, bei der Feier eines Wagenrennens, wurden 3000 Bürger von der „blauen“ Partei durch die „grüne“ ermordet. Aber mit dem frivolen Streit der Farben verband sich der ernsthafte religiöse Zwiespalt. Anastasius galt für einen Anhänger der eutychianischen Ketzerei; seine und der Grünen Feinde waren Kämpfer der Orthodoxie. Ueber das unglückliche Trisagion entbrannte in Konstantinopel ein so heftiger Aufruhr, daß die Hälfte der Stadt in Asche gelegt, und der Kaiser gezwungen wurde, drei Tage lang in einer Vorstadt sich zu verbergen. Vitalian, welcher sich zum Vertheidiger des katholischen Glaubens, des Papstes und der chalcedonischen Synode aufgeworfen, übte große Verwüstungen in Thrazien und den Donauländern, rückte mit seinem Heer vor Konstantinopel, und

diktirte einen den Triumph der Orthodoxie befestigenden Frieden, welchen der gebeugte Anastasius auf dem Todbette unterzeichnete (518). In diesem ersten christlichen Religionskrieg waren mehr als 60,000 Bekenner im Namen ihres Gottes, welcher ein Gott der Liebe und des Friedens ist, getödtet worden.

So groß war schon die Schwäche des Reiches, der schirmlose Zustand der Provinzen, daß Anastasius für nöthig fand, die Halbinsel, worauf Konstantinopel gebaut ist, durch eine lange Mauer (die alten Kaiser hatten die caledonische Grenze also geschüzt) gegen Feindesüberfall zu wahren.

Ein dardanischer Bauer, Justin, bestieg jezt den Kaiserthron. Er war Oberhaupt der Leibwache, als Anastasius starb. Ihm vertraute jezt der Eunuch Amantius eine große Summe, um mit derselben den Zuruf der Leibwache für einen Klienten, Theokrition, den er zum Kaiser bestimmt hatte, zu erkaufen. Justinus theilte das empfangene Geld im eigenen Namen seinen Soldaten aus, wurde als Kaiser ausgerufen, und befestigte den schlecht erworbenen Thron durch Amantius und seiner Genossen Blut.

Neun Jahre regierte Justinus, oder schien zu regieren. Im Grund verwalteten Proklus, der Quästor, und Justinian, Justins Neffe, den er an des Sohnes Statt angenommen, das Reich. Der Kaiser, roh wie ein Soldat, unwissend wie ein Bauer, und nicht einmal des Schreibens kundig, jedoch streng orthodox, und darum der Geistlichkeit wie dem Volke werth, überließ Jenen die Geschäfte, für sich selbst den Glanz des Thrones und ruhigen Ueberfluß vorbehaltend.

Justinian M.

Von Justinus Tod (527), durch 38 Jahre, führte Justinianus, den man den Großen heißt, den Scepter. Seine Regierung ist die merkwürdigste von allen in der byzantinischen Geschichte.

Am Hofe dieses vielgepriesenen Kaisers herrschte vor allen Theodora, seine Gattin. Sie, die Tochter des Bärenhüters Acacius, Theatermädchen, Lustdirne, ausgelernt in jeder Schande, ward, nachdem sie in glücklich gewechselter Rolle durch schlaue Verstellung und Buhlerkünste den Patrizier Justinian gefesselt, dessen geheime, dann dessen öffentliche Geliebte, bald seine rechtmäßige Gemahlin (524), (mit Aufhebung der alten Gesezе, welche die Ehen von Senatoren mit Sklavinnen oder Schauspielerinnen verboten) und, so wie er Kaiser wurde, seine feierlich gekrönte Throngenossin, ja seine gleiche und unabhängige Mitherrscherin.

Der verblendete Justinian blieb bis an ihren Tod (548) ihr folgsam, und pries selbst in Gesezen die Weisheit seiner vortrefflichen Rathgeberin, der „ehrwürdigsten Gemahlin, welche Gott selbst ihm gegeben.“ Solche Anbetung rechtfertigte gewissermaßen und erhöhte ihren unbändigen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt über den Kaiser gab ihrer Habsucht, ihrer Grausamkeit, allen heillosen Launen und Leidenschaften ihres verderbten Gemüthes den weitesten Spielraum. Ihr muß von den Ungerechtigkeiten, Bedrückungen, Schändlichkeiten, welche die Regierung Justinians entehren, der größere Theil zugeschrieben werden.

Auch die meisten Minister Justinians, oder welche sonst Einfluß auf ihn und Gewalt am Hofe hatten, waren verächtlich oder schlecht. Tribonian besaß Gesezkenntniß und Fleiß, aber weder Rechtlichkeit noch wahres Genie. Johann von Kapadocien, der prätorianische Präfekt, war der habsüchtigste, gewissenloseste, unmenschlichste Bedrücker. Seine Nachfolger und Kollegen, so wie die Statthalter in den Provinzen, waren, mit wenigen Ausnahmen, knechtisch gegen den Herrn, tyrannisch gegen das Volk, dem eigenen Vortheil durch solche doppelte Schändlichkeit fröhnend.

Besser als seine Minister wählte Justinian seine Feldherren, und die Einsicht, die er hier bewies, mag den Verdacht begründen, daß er keine bessern Minister wollte.

Die Kriegshelden Belisar und Narses, mit preiswürdigem Kennerblick, der Erste im Feldlager, der Zweite unter den Eunuchen des Hofes von Justinian ausgewählt, erscheinen Beide vor allen Heerführern ihrer Zeit, und neben den vorzüglichsten aller Zeiten, große, imponirende, hohe Gestalten. Zumal Belisar, ein Held, den Zierden des alten Roms zu vergleichen, aber gigantisch hervorstehend unter dem Pygmäengeschlecht Konstantinopels. Wo etwas Großes erscheint in Justinians Geschichte, da hat Belisar es gethan, und meist mit dürftigen Mitteln, unter den ungünstigsten Umständen Glück und Sieg durch persönliche Kraft erringend. Kühn und vorsichtig, tapfer und bescheiden, leutselig, treu, alle Größe sich selbst, Nichts der Erziehung, Nichts dem Beispiel oder dem edlen Wetteifer verdankend, in Allem der Liebe nicht minder als der Bewunderung werth. Nur Eines kann nicht verkannt werden, und zeigte abermals den moralischen Pesthauch der Despotie: — Belisar hatte den Stolz der Freiheit nicht. Ein freier Mann — nach so vielen Proben der Zurücksezung, der Undankbarkeit, wie Belisar erfuhr, hätte den glänzenden Dienst eines verächtlichen Herrn gegen würdevolle Dunkelheit vertauscht. Belisar — wie es scheint, ohne schwere Selbstüberwindung — betete immer gleich demüthig vor Justinian und Theodoren an: ja! — so wahr ist es, daß, wer einer Skla-

verei gewöhnt ist, auch williger jede andere erträgt — selbst seines Weibes Sklav war Belisar. Die schlechte Antonina, Ehebrecherin, Mörderin, die würdige Vertraute und Freundin Theodorens (sonach freilich auch die Ausspenderin der Hofgunst, welche Belisarn zum Glücke nöthig schien), sah den Helden des Zeitalters, den Sieger der Nationen, kindisch folgsam zu ihren Füßen liegen.

Der erste, der von Justinian unternommenen Kriege, und welcher den größten Theil von seiner Regierung trübte, war der persische. Seit Jovianus (um 363) den theuer erkauften Frieden mit den Persern schloß, war bis auf Anastasius Zeit kein bedeutender Krieg zwischen beiden Reichen geführt worden. Kobad (491), der Sohn des Perozes, welcher gegen die Euthaliten oder weißen Hunnen äußerst unglücklich, mit Verlust der Freiheit und des Lebens, gestritten, bestieg, nach großen einheimischen Zerrüttungen, den väterlichen Thron. Er erneuerte die Furchtbarkeit seines Reiches. Mit einem gewaltigen Heer überschwemmte er das römische Armenien und Mesopotamien (502—505), eroberte mehrere wichtige Festen, schlug Anastasius Truppen in offener Feldschlacht, gab jedoch gegen schweres Geld seine Eroberungen zurück. Eine neue Festung, Dara, von Anastasius mit Hast angelegt (erst von Justinian vollendet), sollte der Schuz dieser Grenze werden. Kobad erhob neuen und glücklichen Krieg gegen Justin I., da dieser sich weigerte, des Königs Sohn zu adoptiren.

Blutiger, hartnäckiger war der Kampf unter dem großen Kosbru (Cosbroës I.), welcher den Beinamen Nushirvan (der Gerechte) führte (521). Dieser „gerechte" König war über die Leichen zweier älterer Brüder und ihrer Kinder auf den Thron gestiegen. Das Schrecken blieb die Stüze desselben, und Kosbru erkannte für sich selbst kein anderes Gesez als seinen Willen, seine Leidenschaft und seine Laune. Doch schäzte er die Vortheile der geselligen Ordnung, duldete nicht, daß außer ihm — und einigen Lieblingen — Jemand im Reiche Unrecht übe, und schüzte durch Edikte und Strafen die Ruhe, die Sicherheit und den Wohlstand des Volkes.

Kosbru besiegte die Euthaliten und andere asiatische Nationen: aber den Hauptkampf führte er gegen das byzantinische Reich. Im zweiten Jahr von Justinians Regierung (539) wurde die morgenländische Grenze mit einem Einbruch heimgesucht. Der persische Feldherr bedrohte Dara; aber Belisar, mit weit geringerer Macht, schlug ihn auf's Haupt. Ein „ewiger" Friede wurde hierauf geschlossen: Justinian zahlte 11,000 Pfund Goldes; die alten Grenzen blieben.

Digitized by Google

Von dieser Seite gesichert, unternahm Justinian jetzt den vandalischen und dann den ostgothischen Krieg. Wir haben die Erfolge dieser Kriege oben erzählt. Koshru hörte mit Neid, mit Besorgniß die schnell folgenden Siegesberichte, und wie Belisar nach einander Karthago und Afrika, Sicilien, Italien mit der Hauptstadt der Welt, Rom, gewonnen. Gothische Gesandte erschienen vor seinem Thron, und mahnten ihn auf zum Kriege gegen den Unersättlichen, dessen schwellende Macht Persien selbst Verderben drohte. Also fiel Koshru (539) unversehens in Syrien, eroberte, brandschazte, verwüstete zum Theil dessen herrlichste Städte, und zerstörte bis auf den Grund die Königin des Morgenlandes, das reiche, volkerfüllte Antiochia.

Koshru, in seiner Siegeswonne, träumte schon von den Schäzen Kleinasiens, ja Konstantinopels; da erschien Belisar — und mit Belisar Rettung (541 und 542). Geräuschlos, ohne blutige Schlachten, trieb er den großen König in zwei schwierigen Felbzügen über den Euphrat zurück.

Ohne förmlichen Friedensvertrag, vielmehr aus beiderseitiger Ermattung, oder weil die Streitkräfte in andern Gegenden gebraucht wurden, trat jezt eine Waffenruhe in den verheerten Ländern des Euphrat ein. Der Schauplaz des Krieges zwischen Persien und Rom wurde auf das kaukasische, zumal das kolchische, Land beschränkt. Aus den widerstreitenden Ansprüchen beider Reiche auf dieses, durch Handel und Lage wichtige, Land entstand ein siebenjähriger Krieg (549—556), welcher mit ungemeiner Erbitterung mit wahrem Heldenmuth auf beiden Seiten geführt und zulezt zu Gunsten Roms entschieden ward.

Nach langwierigen, oft unterbrochenen Unterhandlungen kam endlich ein — auf 50 Jahre lautender — Friede zwischen beiden Reichen zu Stande. Koshru that Verzicht auf Kolchis; die übrigen Grenzen blieben wie sie vor dem Krieg gewesen; der Kaiser — so wie er schon frühere Stillstände erkauft hatte — versprach eine jährliche Zahlung von 30,000 Goldstücken.

Während das ferne Afrika und Italien von den siegreichen Heeren Justinians durchzogen wurden, zitterten die Herzprovinzen des Reichs Thrazien, Macedonien, Griechenland, zitterte selbst Konstantinopel vor den alljährlichen Einbrüchen der wilden Raubhorden, welche, verschiedenen Namens und Stammes, in den Ländern jenseits der Donau sich herumtrieben. Aus denselben hatte Justinian zumal die Slaven und die Bulgaren zu fürchten. Auch die Gepiden rückten eigenmächtig in das, von den durch Belisar gedrängten Ostgothen verlassene, Norikum und Pannonien, welches der Kaiser als eine Zugabe des gothischen Reiches hätte ansprechen mögen. Doch baten sie —

scheinbar demüthig — um die Schenkung der in Besitz genommenen Länder; und es wurden ihre weiteren Fortschritte durch die von Justinian herbeigerufenen Longobarden gehemmt.

Dagegen dauerten die Fehden mit den Slaven und Bulgaren fast ohne Unterbrechung fort. Der Ehrenname „Anticus," welchen Justinian in seinem Titel führte, deutet auf die Besiegung eines Hauptstammes der Slaven, der Anten, hin. Dieselben wohnten damals in den östlichen Dacien, von Siebenbürgen bis zum schwarzen Meer. Procopius behauptet, daß während der langen Regierung Justinians kein Jahr ohne Einbruch verflossen, und daß jeder Einbruch 200,000 Unterthanen des Reichs das Leben oder die Freiheit gekostet habe. In demselben Jahr, da Ravenna genommen ward, verheerten die Bulgaren alles Land vom thrazischen Bosporus bis zum jonischen Meer, und legten über 30 blühende Städte in Schutt. Selbst über den Hellespont nach Asien reichten ihre Verwüstungen.

Gegen das Ende von Justinians Regierung wurde Konstantinopel selbst durch die feindselige Annäherung eines Bulgarenheeres mit Schrecken erfüllt. Die lange Mauer war durch ein Erdbeben gebrochen; von den Wällen der schlecht besetzten Hauptstadt erblickte man die nahen Lagerfeuer der Barbaren. Da ergriff der Greis Belisar, zum letztenmal (559), den Feldherrnstab. Unter seinem Panier sammelten sich vertrauensvoll einige tausend Streiter, und Zabergan, der Chan der Bulgaren, floh, nach dem Verlust einer Schlacht in das nördliche Thrazien.

Ein paar Jahre später fiel der Held, der für seine meisten Siege blos Neid und Undank geerntet hatte, in die völlige Ungnade seines Herrn. Einmal war solches schon während des persischen Krieges geschehen. Doch erfolgte bald die Wiederherstellung.

Ernsthafter war Belisars zweiter Fall. Ein Rebell, Sergius, welcher gegen das Leben des Kaisers mit mehreren Anderen sich verschworen, hatte, als er ergriffen ward, zwei Hausbeamte Belisars als Genossen der Verschwörung angegeben. Dieselben, „unter den Qualen der Folter," demnach ohne alle Beweiskraft, gestanden die Mitschuld ihres Herrn. Die vielgeprüfte Treue des Helden und sein ganzes Leben stempeln solche Anklage zur Lüge: aber die Richter erkannten in Justinians ungnädigem Angesicht, daß Belisar schuldig sey. Seines Lebens wurde geschont, aber er verlor sein Vermögen und seine Freiheit (563), und wiewohl später solches Urtheil widerrufen ward, so genoß der unschuldig erklärte Belisar seine Befreiung nur noch wenige Monate. Er starb (13. März 565), wohl aus Kränkung; seine

Digitized by Google

Schäze blieben dem Fiskus; nicht eine Ehrensäule wurde seinem Gedächtniß errichtet.

In demselben Jahr, wie Belisar, starb auch sein undankbarer Gebieter (14. Nov. 565). In einer 38jährigen Regierung hatte er sich emsig bemüht, Ruhm zu erwerben, und für groß zu gelten; aber aller, selbst ängstlichste Fleiß und Eifer, auch alles Glück und der Schimmer, der von Triumphen, Gesezen und Gebäuden auf den (von Juristen zumal) vielgepriesenen Kaiser fällt, ersezen vor den Augen der Unbefangenen den Mangel an eingeborener Kraft und den Mangel an Rechtlichkeit nicht. Justinian war kein wilder, aber ein kalter Despot, welcher — nicht eben aus Freude am Blutvergießen oder Wehethun, nur aus ruhig berechneter Politik oder Herrscherstolz, im Krieg oder einheimischer Verfolgung das Leben und Lebensglück von Millionen verschwendete, alles ohne eigene Anstrengung und Gefahr, durch die bereitwilligen Dienste seiner Sklaven. Er hatte Vieles gelernt, aber sein Geist nie auf eine freie, lichte Höhe sich geschwungen; sein Herz war eng, keiner heroischen Leidenschaften, nur der knechtischen Hingebung an Theodoren und einige Lieblinge, nicht des edeln Stolzes, nur gemeiner Eitelkeit, keiner humanen Erhebung, höchstens mönchischer Tugenden fähig. Er war niemals von hohen Ideen erwärmt, sondern, in religiösen Dingen zumal, zur Gemeinheit des Pöbels herab gesunken, frömmelnd, abergläubisch, unduldsam, Menschensazungen höher als Gottes Willen, Wortgezänk wichtiger als Pflichterfüllung, theologische Grübeleien, Kezerverfolgung für das würdigste Geschäft eines römischen Kaisers achtend, dabei keine Kezerei für so abscheulich haltend, als das Widerstreben gegen seinen Willen. Die Unterthanen Justinians, welche sich unglücklich unter seiner Regierung fühlten, vergalten ihm mit wohlverdientem Haß. Nur die Strenge der Gesezе und die Furcht vor den Soldaten hielten den gewaltsamen Ausbruch ihres Mißvergnügens zurück. Doch wurden mehr als einmal Verschwörungen gegen den Kaiser angesponnen, und im 5ten Jahr seiner Regierung (532) gerieth er durch einen schrecklichen Tumult in der Hauptstadt in die äußerste Gefahr. Das schreiende Unrecht, womit er — der feindseligen Leidenschaft Theodorens fröhnend — die grüne Partei des Cirkus niederdrückte, gab den Anlaß zu solchem Aufruhr. Schon hatte das Volk den widerstrebenden Hypatius, Anastasius Neffen, zum Kaiser ausgerufen, schon hielt Justinian einige Schiffe zur Flucht bereit, als die Entschlossenheit Theodorens und Belisars muthige Treue ihm Rettung brachten.

Ueberhaupt erschien in der ganzen Verwaltung Justinians ein empörender Ton der Strenge und des unbedingten Herrscherwil-

lens, ferner Habsucht, schonungsloser Druck und die entgegengesezten, aber gleiches Unheil bringenden Laster der Verschwendung und des Geizes. Schlechte Minister, käuberische Beamte wurden straflos gelassen: kleine Vergehungen der Unterthanen, oder welche es wenigstens in politischer Beziehung sind, waren grausam verpönt.

Anastasius, bei der Verminderung der Auflagen, hatte durch Sparsamkeit einen Schaz von 120,000 Pfund Goldes gesammelt; Justin I. vermehrte ihn, aber Justinian, in kurzer Frist, verschwendete denselben. Er eroberte Afrika und Italien, brandschazte Freund und Feind, riß die einträglichsten Monopole (zumal mit Seide) an sich, konfiszirte das Vermögen von Schuldigen und Unschuldigen, erschlich und erpreßte Vermächtnisse und Erbschaften, hob mit unerbittlicher Strenge die erhöhten Steuern ein — und war arm bei allem dem. Die wichtigsten Kriegsunternehmungen, und in den entscheidendsten Zeitpunkten, wurden ohne Nachdruck, mit armseligen Streitkräften begonnen oder fortgeführt; und was durch Dürftigkeit hier nicht entschuldigt wird, muß dem Geiz des Kaisers zur Last fallen.

Die Unterthanen Justinians, welche frühe von der Verblendung zurückkamen, die anfänglich der Schimmer seines Reiches erzeugt hatte, waren zulezt geneigt, ihm selbst die natürlichen Plagen zuzuschreiben, welche ein grausames Verhängniß über seine Zeitgenossen in außerordentlichem Maße häufte. Nicht nur die gewöhnlichen Gefährten des Krieges, Hunger und Seuchen, sondern eine eigene, unerhört furchtbare, aus Aegypten gekommene Pest entvölkerte vom 15ten Jahr seiner Regierung bis an deren Ende (ja noch ein ganzes Menschenalter darnach) alle Länder des römischen und der meisten andern Reiche in Ost und West. Zur Pest gesellten sich zerstörende Erdbeben in schrecklicher Wiederholung. 250,000 Menschen fanden unter den stürzenden Gebäuden von Antiochia ihr Grab; die Rechtsschule zu Berytus wurde mit ihren edlen Zöglingen verschlungen, Konstantinopel 40 Tage durch anhaltende Erschütterungen geängstigt.

Römisches Recht.

Wir dürfen Justinian M. nicht verlassen, ohne seiner Rechtsgesezgebung, in der That seines Hauptwerkes, zu gedenken.

Die römische Gesezgebung und Jurisprudenz, das langsam emporgestiegene Werk der Jahrhunderte, gelangte jezt erst, durch den Eifer dieses Kaisers, zu ihrer Vollendung. Schon in der republikanischen Zeit — laut Cicero's vollgiltiger Klage —

war das römische Recht zu einem ungeheuern und unübersehbaren Umfang erwachsen. Aber nach ihm ward dasselbe durch die fortwährende Arbeit der Rechtsgelehrten, die von Jahr zu Jahr erneuerten prätorischen Edikte und durch die zahlreichen — theils besonderen, theils allgemeinen — Verordnungen der Kaiser noch weiter, und bis in's Unendliche, vermehrt.

Aber die schwellende Flut solcher Rechtsquellen erschwerte deren Wissenschaft und Anwendung. Es blieb Justinian dem Großen vorbehalten, eine allgemeine Revision und erneuerte Begründung des römischen Rechtes zu Stande bringen.

Derselbe — schon als Jüngling der Rechtsgelehrtheit Freund — ließ gleich in den ersten Jahren seiner Regierung (von 528 bis 534) durch Tribonian, mit einigen Rechtsgelehrten, anfangs die Verordnungen der Kaiser von Hadrian bis auf Ihn selbst in eine systematische Sammlung bringen; hierauf aus 2000 Büchern der berühmtesten Rechtslehrer — zumal der 40 Allerberühmtesten — die Summe der rechtlichen Grundsäze und Entscheidungen ausziehen, und zugleich eine kurze Einleitung — die Institutionen — in die zwei weitläufigen Haupttheile des also festgestellten Rechtes, den Codex und die Pandekten, ausarbeiten. Zur Vervollkommnung dieses großen Werkes, zur Hebung der in demselben frühe bemerkten Widersprüche und Lücken, zum Theil auch aus Unthätigkeit, eitler Lust und Willkür, verordnete Justinian noch eine erneute Ausgabe des Codex (Codex repetitae praelectionis), bereichert zumal durch 50 eigene Gesetze oder Decisionen; und bezeichnete noch jedes folgende Jahr seiner langen Regierung mit immer neuen Konstitutionen (Novellen) und Edikten.

Die eigenen Verordnungen Justinians enthalten wohl einige, jedoch nicht sehr bedeutende Verbesserungen oder genauere Bestimmungen der älteren Rechtslehren und Gesetze; häufiger trifft sie der Tadel zweckloser Neuerungssucht, kleinlicher Ansicht, mitunter auch engherziger Strenge. Aber auch als bloße Sammlung oder geordneter Auszug betrachtet, ist das justinianische Recht nur wenig preiswürdig. Uebereilung — woraus abwechselnd Lücken, Wiederholungen und Widersprüche hervorgingen —, schlecht gewählte Ordnung, endlich häufige Verfälschung des Grundtextes — mitunter aus Versehen, öfters mit Absicht begangen — sind die schweren Anklagen, welche mit Recht gegen dasselbe erhoben werden.

Gleichwohl hat sie dem wesentlichen Bedürfniß einer übersehbaren, bestimmten, geschlossenen Gesetzgebung — wenn auch nicht auf völlig genügende, doch immer auf sehr wohlthätige Weise — abgeholfen; und es hat Justinian sich durch solches Werk

Digitized by Google

des Friedens ein weit schöneres und bleibenderes Denkmal, als durch seine glänzenden Eroberungen gesezt. Denn nicht nur in *seinem* — dem byzantinischen — Reiche, bis zu dessen Untergang, hat die gesezliche Kraft dieses justinianischen Rechtes fortgedauert; sondern auch über die *Abendländer*, zumal über die ehemaligen west-römischen Provinzen, und dann über das *teutsch-römische* Kaiserreich, dessen Häupter sich Justinians als ihres *Vorfahrers* rühmten, hat dessen Herrschaft sich erhalten oder ausgebreitet, und sie besteht noch jezt in den wichtigsten europäischen Ländern theils unmittelbar und namentlich, theils mittelbar, insofern die einheimischen Gesezgebungen auf den Grund oder aus den Materialien des römischen Rechtes erbaut sind, oder auch *subsidiarisch*, insofern dasselbe die Unvollständigkeit von jenen ergänzen muß.

Und wohl nicht unbillig! Denn schon in der republikanischen Zeit, und bevor die übrigen Wissenschaften in Aufnahme kamen, ward zu Rom die *Jurisprudenz* mit Eifer und Erfolg gepflegt. Die hohe Achtung, welcher daselbst die Rechtsgelehrten immerdar sich erfreuten, ermunterte die edelsten Geister zum Rechtsstudium, und es ist die Jurisprudenz die vorzüglichste — ja die *einzige* Wissenschaft (denn in den übrigen wurde blos den *Griechen* nachgebetet), worin die Römer *selbstständigen* Ruhm, oder das Verdienst eigener Schöpfung erworben haben. In allmähligen Fortschritten, unaufhörlich bereichert durch neue Erfahrungen und durch die Studien jedes nachfolgenden Geschlechtes, mußte wohl die Rechtswissenschaft im Lauf der Jahrhunderte zu einem hohen Grad der Vollendung gelangen; und sie erhielt sich auf ihrer Höhe, als die Künste des Geschmacks und die rein philosophischen Disciplinen durch die Unbild der Zeiten schon längstens gesunken waren. Selbst vor dem Thron der wildesten Despoten fand sie Gnade, weil ihre Aussprüche den — über jedes Gesez erhabenen — Kaiser nicht banden, und weil auch der Despot sein Interesse dabei findet, daß *außer Ihm* Niemand Unrecht übe.

Auf solche Weise häufte sich in den Schriften der Rechtslehrer ein herrlicher Schaz von Aussprüchen einer reifen, durch Erfahrungen geleiteten, von reinen Rechtsbegriffen ausgehenden Vernunft über die unzähligen, zumal über die auf das „*Mein* und *Dein*“ sich beziehenden Verhältnisse des privatbürgerlichen und häuslichen Lebens, so zwar, daß deren Summe (abgesehen freilich von den vielen abgeschmackten — dem *Wesen* jedoch nicht angehörigen — Förmlichkeiten, Fiktionen und Härten, abgesehen zumal von den schweren Gebrechen des *öffentlichen*, insbesondere des *Kriminalrechts*) — selbst in der mangel-

Digitized by Google

haften und vielfältig unlautern Sammlung Justinians — größtentheils als wahres, blos näher bestimmtes, ergänztes, sanktionirtes, Naturrecht mag betrachtet werden.

Geschichte bis Heraklius. Der persische Krieg.

Justinus II., Sohn Vigilantiens, der Schwester Justinians, erhielt vor dessen übrigen Verwandten den Thron durch den Eifer seiner Freunde, und verdiente ihn durch seine Gesinnung mehr, als durch Kraft oder Glück. Er war gerecht, wohlwollend, mild: aber seine Diener mißbrauchten seine Güte, belogen sein Vertrauen, drückten das Volk, welches er glücklich zu machen wünschte, und glücklich wähnte. Krankheit hielt ihn im Palaste gefangen. Dieses und sein fortwährendes Unglück im Krieg — die Longobarden hatten Oberitalien (568)e die Perser die Grenzfesten des Morgenlandes erobert — stürzte den gutdenkenden Kaiser in tiefe Schwermuth, aus welcher er sich zu dem edlen Entschlusse erhob, den Scepter niederzulegen und ihn einer kräftigeren Hand zu vertrauen. Keiner von seinen Verwandten, der tugendhafteste Bürger sollte sein Nachfolger seyn. Demnach gab Justinus feierlich das Diadem dem Befehlshaber der Leibwache, Tiberius (574), einem durchaus vortrefflichen Mann, welchen selbst Trajan mit Beifall hätte adoptiren mögen, und eine besonders strahlende Erscheinung in einer sonst so düstern Zeit.

Vier Jahre noch bei Lebzeiten seines Wohlthäters, und vier Jahre nach dessen Tod, regierte Tiberius II. Justins Wittwe, die herrschsüchtige, ränkevolle Sophia (dieselbe, deren übermüthige Behandlung des Helden Narses den Verlust Italiens bewirkte), suchte den Feldherrn Justinian, einen Sprößling des vorigen Kaiserhauses, auf den Thron zu heben. Tiber vereitelte die Verschwörung mit Muth und Klugheit. Er verzieh Justinian, führte durch ihn, dann durch Mauritius, den Perserkrieg glücklich, noch glücklicher aber und mit ungetheiltem Ruhm die innere Regierung, und ernannte sterbend seinen, ihm an Rechtlichkeit ähnlichen, jedoch minder kräftigen Feldherrn Mauritius zum Thronfolger (582).

Unter ihm — und schon früher unter Justin I. — erscheinen zum erstenmal die Türken * in der Geschichte des oströmischen Reiches, welchem sie 900 Jahre später den Untergang brachten.

* Diese Türken hatten in den Wüsten des Altai und weit umher ihr Reich gegründet, die Geugener — ihre ehemaligen Herren — unterjocht, die Avaren verjagt, China gedemüthigt und bis nach Vorderasien geschreckt.

Das erste Verhältniß der beiden Nationen war friedlich. Gleiche Feindschaft gegen die Perser machte sie zu Verbündeten.

Mauritius Regierung (von 582—602), bei allen seinen Tugenden, war unglücklich: zumal wurde Italien durch die longobardischen Waffen verwüstet.

Im Orient dagegen gewann Mauritius Persarmenien, und dazu die treue Freundschaft des Königs Kosphru II., zum Lohn dafür, daß er ihn, den seine Unterthanen vertrieben hatten, auf den Thron wieder eingesezt. Die Truppen, welche sonst die persische Grenze gehütet hatten, waren daselbst jezt entbehrlich; Mauritius ließ sie in die Donauländer gegen die Avaren ziehen, deren Chan, Bajan, frech wie kein anderer Barbar seit Attila's Zeit, die Majestät des Reichs verhöhnte. Durch die feierlichsten Eide wiegte er den Kaiser in Sicherheit ein, überfiel darauf und eroberte Sirmium, die starke illyrische Grenzfeste, und Singidunum, das er zerstörte, so wie alles Land von da bis in die Nähe Konstantinopels, überall durch Todtenhügel und Brandstätten seine Tritte bezeichnend.

Gegen diesen furchtbaren Chan schickte Mauritius sein, wohl starkes, aber schlecht gesinntes und schlecht angeführtes Heer. Commentiolus, welcher den Oberbefehl führte, schändete sich und das Reich durch Feigheit oder Verrath. Ein Haupttreffen ging verloren; zwölftausend Römer wurden gefangen. Mauritius weigerte sich, das verlangte Lösegeld für sie zu bezahlen. Da ergrimmte der Chan, und ließ sie tödten. Das Heer gerieth jezt in furchtbare Bewegung. Mauritius sandte ihm den Befehl, in Feindesland die Winterquartiere zu nehmen; aber die Soldaten, die bequemere und sicherere Verpflegung bei Mitbürgern vorziehend, brachen darüber in volle Empörung aus, und ernannten Phokas, einen bloßen Centurio, zu ihrem Haupt (Oktober 602). Konstantinopel, als die Aufrührer heranrückten, wurde vom Kampf der Faktionen zerrissen. Die Grünen waren Freunde der Rebellen. Mauritius, zagend in solcher Noth, floh nach Chalcedon; Phokas, im Purpurgewand, zog in die Hauptstadt ein, und wurde vom Patriarchen feierlich eingesegnet.

Der Usurpator befestigte seinen Thron durch Blut. Mauritius, mit seiner Familie, wurde ergriffen; er sah 5 seiner Söhne unter dem Henkerbeil sterben, und starb selbst also, unter Aeußerungen einer heroischen Frömmigkeit. Auch die ehrwürdige Constantina, Tiberius Tochter und Mauritius Gattin, ward mit ihren drei Töchtern auf derselben Stelle hingerichtet, wo das Blut ihres Gatten und ihrer Söhne geflossen.

Digitized by Google

Solche Gräuel und viele andere empörten die Gemüther, und stürzten den Tyrannen. Heraklius, Exarch von Afrika, versagte den Gehorsam; sein Sohn, der junge Heraklius, das Racheschwert erhebend, nahte mit Heeresmacht der Hauptstadt: Konstantinopel freute sich ihrer Ankunft. Der Patrizier Trifpus, Pholas Eidam, aber von ihm beleidigt, ergriff ihn in seinem Palast, und ließ ihn gefesselt, in einem schlechten Boote, der Flotte des Heraklius entgegen führen. Unter Schmach und Pein hauchte der Tyrann den Geist aus; der Rächer ward als Imperator begrüßt.

Aber die Freuden seiner Krönung trübten die Schrecken des Perserkrieges.

Der große Kosbru I. Nushirvan hatte die lange Fehde mit Rom wenige Jahre vor Justinians M. Tod durch einen rühmlichen Frieden geschlossen. Aber die Versöhnung war nicht aufrichtig und nicht dauernd. Kosbru eroberte Yemen, das abgeschiedene, alte Königreich des glücklichen Arabiens, welches vor einiger Zeit der christliche Fürst der Abyssinier seinem Scepter unterworfen. Der Fürst Abyssiniens war durch die Religion dem Kaiser Roms befreundet. Justinus II. hielt jezt den versprochenen Tribut zurück, nahm die rebellischen Persarmenier — auch Sie waren Christen — in Schuz, und schloß endlich ein drohendes Bündniß mit den Türken gegen Persien. Bei solcher Gefahr führte der 80jährige Nushirvan (572) seine Heere unverzagt in's Feld, eroberte Dara, Apamea, verwüstete die Länder umher, gewährte jedoch dem zitternden Justinus einen Stillstand auf 3 Jahre. Als sie verflossen waren, erneuerte Tiberius glücklicher den Krieg. Bei Melitene wurde eine große Schlacht siegreich für Rom geschlagen. Persarmenien wurde erobert, die Küste des kaspischen Meeres im Triumph betreten. Im folgenden Jahre erblickte von den Zinnen seiner Residenz Kosbru die feindlichen Panière, und der Schmerz über solchen Unfall am späten Abend einer glorreichen Regierung stürzte ihn in's Grab (579).

Sein Sohn Hormuz IV. war ein gewöhnlicher Tyrann, und erfuhr die — ungewöhnliche — Strafe der Tyrannei. Die verzweifelnden Provinzen wurden durch Aufruhr bewegt, die Völker, welche Nushirvan bezwungen hatte, pflanzten das Panier der Freiheit auf, und von entgegengesezten Seiten rückten unwiderstehlich, hier die römischen, dort die türkischen Heere gegen das Herz des Reiches. Zwar Bahram (590), dessen Heldenname in vielen morgenländischen Geschichten tönt, vertilgte in wunderbarem Sieg 400,000 Türken. Aber gegen Mauritius Feldherren war Bahram unglücklich, wurde dafür mißhandelt von seinem undankbaren Gebieter, und dann Rebell zur Selbstrettung. Auf solche

Kunde fiel das ganze Reich, fiel selbst Mobain, die Residenz, von dem Tyrannen ab. Er wurde in den Kerker geworfen, gefesselt vor die Satrapen zum Verhör gestellt und endlich ermordet von Bindoës, einem Prinzen des Hauses, einem schwer beleidigten, persönlichen Feinde.

An diesen Gräueln hatte Kosbru Parviz, Hormuz ältester Sohn, keinen Theil gehabt. Er war entflohen beim Anfang des Tumultes, wurde zurückberufen und auf den väterlichen Thron gesezt. Aber der stolze Bahram beharrte in seiner Empörung, und zog unter dem Zuruf der charakterlosen Satrapen als Monarch in die Hauptstadt ein (590).

Da suchte Kosbru und fand Rettung bei dem Erbfeinde des Reiches, bei dem Kaiser der Römer. Mauritius gab ihm Hilfe. Der Feldherr Narses, von persischer Abkunft, führte Kosbru an der Spize eines römischen Heeres in sein Reich, und kaum hatte er eine Schlacht gewonnen, als die meisten Satrapen, die Soldaten und das Volk ihm zufielen. Nur Wenige verharrten bei Bahrams Fahne. Sie wurden in zwei Schlachten aufgerieben, und Bahram, zu stolz, seine Größe zu überleben, nahm Gift (591).

Kosbru II. belohnte seinen Wohlthäter durch Zurückstellung der römischen Grenzfesten, durch Abtretung Persarmeniens und durch Aeußerungen der Geneigtheit für die christliche Religion. Unverbrüchlich blieb seine Treue gegen Mauritius. Aber als Phokas seine Thronbesteigung und des Mauritius Hinrichtung dem Perserkönig durch eine feierliche Gesandtschaft ankündete (602), da zog Kosbru, von gerechtem Zorn gegen den Mörder glühend, aus zur Rache, welche freilich zuerst auf die unschuldigen Völker fallen mußte. Mesopotamien, Armenien, Syrien wurden von den persischen Heeren überschwemmt. Sie stritten mit Wuth; der alte Nationalhaß, unter dem Deckmantel einer heiligen Rache, gab sich ungescheut volle Befriedigung. Viele Städte wurden erobert und zerstört, die Völker zertreten. Auch Antiochia war gefallen, als Kosbru die Boten des Heraklius empfing, welche seine Erhebung und den Tod ihres gemeinschaftlichen Feindes meldeten (610).

Der Kaisermord war gerächt. Aber die Gelegenheit war zu lockend für den Sassaniden, dessen Erbfeindschaft gegen Rom nach dem Tod des Wohlthäters ohne Rücksicht sich äußerte.

Also sezte er den Siegeslauf fort, eroberte, plünderte die meisten Städte der syrischen, der phönizischen Küste, entweihte selbst die Heiligkeit Jerusalems durch Sturm und Brand, und führte die gesammelten Opfer von drei Jahrhunderten, sammt dem wahren Kreuz, welches die heilige Helena gefunden, von dannen.

Digitized by Google

Noch nicht gesättigt, überfiel und eroberte Kosbru das ferne Aegypten mit allen Festen von den Mündungen des Nils bis an die äthiopische Grenze, ja einen Theil Libyens bis zum Syrtenland; während seine Feldherren die Städte und Fluren Kleinasiens bis an die Meerenge verwüsteten, Chaleedon eroberten und im Angesicht Konstantinopels ihr drohendes Lager schlugen (616).

Heraklius schien indessen blos leidender Zuseher von dem Untergang des Reichs. Bitten, Vorstellungen, Anerbietungen von Tribut waren fast die alleinigen Waffen, die er dem furchtbaren Feind entgegensezte. Kosbru nahm endlich (622), als den Preis eines Stillstandes, einen jährlichen Tribut an von tausend goldenen und tausend silbernen Talenten, tausend seidenen Gewändern, tausend Pferden und tausend Jungfrauen.

Aus solcher Tiefe der Schmach und Noth erhob sich jezt plözlich Heraklius mit ungeahneter und wunderähnlicher Kraft. Auch den Avaren, welche gleichzeitig mit dem persischen Krieg das Reich bedrängten, hatte Heraklius keinen thätigen Widerstand gethan. Ungestraft plünderten, verheerten sie die schönsten Länder von den Grenzen Italiens bis zu den Vorstädten Konstantinopels, mordeten, übten jede freche Gewalt, und schleppten bei einem verrätherischen Ueberfall 270,000 Gefangene fort. Heraklius unterhandelte, gab Geschenke, bat um Frieden, und beschloß endlich, verzagend, nach dem fernen Karthago zu fliehen. Doch auf einmal raffte er sich auf mit dem Geist eines ächten Imperators und eines Helden. Mit Anstrengung der äußersten Kraft rüstete er ein mächtiges Heer, beschwichtigte die Avaren auf einige Zeit durch reiche Geschenke, und unternahm den verzweiflungsvollen Zug zur Rettung des Reiches. Sechs Jahre stritt er, romantisch kühn, eines Helden der schönsten Römerzeit würdig, mit Muth, Ausdauer, Weisheit und jeder Kunst des Krieges, eroberte die verlorenen Provinzen wieder und drang ins Herz von Persien; während das verlassene Konstantinopel eines furchtbaren Angriffs der Avaren und Perser glorreich sich erwehrte. Im fünften Jahr dieses ruhmvollen Krieges (627, 1. Dezember) erfocht Heraklius auf der Stätte, wo einst Ninive gestanden, den herrlichsten Sieg, und gewann als Preis desselben das königliche Dastagerd (Artemita) mit unermeßlichen Schäzen. Hier war die auserlesene Residenz des großen Königs, hier die aufgehäufte Beute der Nationen und der Schweiß der eigenen Unterthanen, an Gold, Silber und Edelsteinen, Gewürz und Seide. Einiges — zuerst sein Harem — hatte Kosbru geflüchtet, das Uebrige wurde geraubt oder zerstört.

Der gefallene Weltmonarch floh den Anblick seines siegreichen Feindes, und rächte jede Niederlage durch Hinrichtungen, zum Theil

der edelsten und getreuesten seiner Diener. Aber zweiundzwanzig Satrapen benützten die mißvergnügte Stimmung des Volkes und des Heeres zu einer Verschwörung. An ihre Spize stellte sich Kosbru's ältester Sohn, Schirujeh (Kobad II.), welchen die geliebte Sirä ihm geboren, und drückte durch Vatermord der Geschichte Persiens ein grauenvolles Schandmal auf. Auch seine Brüder, 18 an der Zahl, ließ das Ungeheuer vor des Vaters Augen tödten, und wurde einmüthig als König erkannt (628).

Mit ihm schloß Heraklius großmüthig einen Frieden, welcher dem Reich nur die alten Grenzen, ohne irgend eine Vergrößerung, zugleich aber die verlorenen Fahnen und Gefangenen und das unschäzbare Kleinod des heiligen Kreuzes wieder gab. Ohne äußere Veränderung der Verhältnisse endete so der 26jährige Krieg; aber er hatte beide Reiche bis aufs innerste Mark erschöpft. Das Verhängniß hatte es also gewollt, auf daß sie Beide eine leichte Beute der eben zu großen Bestimmungen sich erhebenden arabischen Macht würden.

Heraklius, nach so großen Verrichtungen, sank zurück in früher gewohnte Unthätigkeit. Sinnengenuß und alberne Mönchsstreitigkeiten erfüllten die 13 noch übrigen Jahre seines Lebens. Während er den Beweisen nachspürte, daß Christus bei seinen zwei Naturen doch nur einen Willen gehabt, ließ er fast ohne Widerstand geschehen, daß die heiligen Orte, wo der Erlöser gewandelt und gelitten hatte, ja, daß mit Palästina das weite syrische Land vom Mittelmeer zum Euphrat, daß auch das reiche Aegypten von den Jüngern Mohammeds erobert wurde. Er starb (11. Febr. 641) wenige Wochen, nachdem die zweite Stadt des Reiches, Alexandrien, in die Gewalt der Sarazenen gekommen.

Das Haus des Heraklius und jenes des Leo Isaurikus.

Über die nachfolgenden byzantinischen Geschichten mögen wir flüchtig hineilen.

Konstantin III. und sein Stiefbruder Herakleonas folgten ihrem Vater Heraklius auf dem, durch den Verlust der schönsten Provinze für immer geschwächten, Thron. Beide starben bald gewaltsam (641).

Konans II., Konstantinus Sohn, ermordete seinen Bruder Theodosus, irrte darauf, von Gewissensbissen verfolgt, durch die Länder und wurde getödtet zu Syrakus von einem seiner Knechte (68).

Konstantin IV., sein Sohn, Pogonat, der Schönbärtige genant, erhielt sich in der Alleinherrschaft gegen einen zu

Digitized by Google

Gunsten seiner Brüder erhobenen Soldaten-Aufstand, und war der erste orthodoxe Prinz seines Hauses.

In Justinian II. (685), seinem Sohn, erblicken wir wieder eines von denjenigen gekrönten Ungeheuern, welche der Menschheit doppelt Schande bringen: einmal weil sie solche erzeugen, und vielleicht noch mehr, weil sie ihre Herrschaft zu ertragen vermag. Zehn Jahre tyrannisirte er sein Volk, bis der Patrizier Leontius ihn vom Thron stürzte (695). An der Nase halb verstümmelt, lebte er weitere zehn Jahre in dem traurigen Exil zu Cherson auf Tauris, Gedanken der Rache, nicht der Besserung, nährend. Leontius geschah bald durch Aspimar oder Tiberius III., wie Er Justinian gethan, und dieser lezte gelangte endlich, durch Hilfe des Bulgaren-Königs Terbelis, und des gedankenlosen Pöbels der Hauptstadt, von neuem zu der so schlecht verwalteten Herrschaft. Der Antritt und die ganze Dauer seiner zweiten, sechsjährigen Regierung waren durch Grausamkeit der empörendsten Art, durch schaudervolle Mord- und Folterscenen bezeichnet. Endlich wurde er selbst, mit ihm sein unschuldiger, jugendlicher Sohn, durch den General Philippikus Bardanes getödtet. Hundert Jahre nach seiner Erhebung nahm des Heraklius Haus dieses Ende (710).

Philippikus, Anastasius II. und Theodosius III. bestiegen und verloren schnell nach einander den gewaltsam errungenen Thron durch ähnliche Gewalt. Der Sieger des leztern, Leo I., der Isaurier, gründete ein Regentenhaus, welches bis in's vierte Glied das Reich behauptete.

Die Prinzen dieses Hauses haben durch Anfeindung des Bilderdienstes die leidenschaftlichen Schmähungen der Orthodoxen sich zugezogen. Die Lobpreisungen, welche die Bilderfinde ihnen ertheilten, wurden unterdrückt, oder verhallten in dem lauten Geschrei der Zeloten. Die neuere, aufgeklärte Zeit — aus Allgemeiner und nicht unbegründeter Vorliebe für die Gegenstände des Mönchshasses — hat die Ehre dieser Kaiserfamilie durch zum Theil warme, Apologien wieder hergestellt. Doch wird derwahrhaft freidenkende und freigesinnte Mann immerdar einen Despoten nennen, der eine Lehre, und wäre sie die böe und heiligste, mit Feuer und Schwert seinem Volke aufdringt. Mag man die Ansichten eines Copronymus vom Bilderdienst billigen: Er würde — ohne seinen Charakter zu ändern — auch die gegenseitige Meinung, wäre sie die seinige gewesen, gleich gewaltsam behauptet haben.

Leo II. (717), wiewohl er noch mit einiger Mäßigung bei Abschaffung der Bilder verfuhr, wurde doch dafür durch vielfältigen Aufstand in der Hauptstadt und in den Provinzen durch den

Digitized by Google

Abfall und den zum Theil bleibenden Verlust Italiens, endlich durch Kriegsunglück gegen die Sarazenen gestraft. Konstantin V. mit dem ekelhaften Spottnamen Copronymus (741), sein Sohn, schärfte die Edikte, und suchte die Bilderverehrer mit einer wirklichen Verfolgung heim. Stürmische Auftritte im ganzen Reich waren die Folgen davon. Konstantin wurde vertrieben, erkämpfte jedoch den Thron sich wieder, und stritt gegen einheimische und äußere Feinde überall mit Kraft und meistens mit Glück.

Ihm folgte nach einer 34jährigen Regierung (775), Leo III., sein Sohn, ein schwacher Prinz. Er übergab sterbend das Reich an seinen 10jährigen Sohn Konstantin VI. (780), den man den „im Purpur Geborenen" (Porphyrogennetus) nennt. Wir finden diesen Namen als Ehrennamen mehreremale in der byzantinischen Geschichte, als ob nicht für den persönlichen Werth beweisender wäre, von dem kleinsten Dorf zum Vorsteher gewählt, als zum Gebieter von Millionen geboren zu werden.

Im Namen des gekrönten Knaben führte Irene, seine Mutter, die vormundschaftliche Regierung über das Kaiserreich. Aber so wie Konstantin zum Jüngling heranreifte, wurde der Palast vom ärgerlichsten Streit des Sohnes und der Mutter erfüllt. Irene, freilich hochgereizt durch den Uebermuth des pflichtvergessenen Jünglings, der, noch unbärtig, sich vermaß, der lästigen Beschränkung seines Willens durch Verbannung der Mutter sich zu entziehen, focht feindselig, wie ein fremder Thronbewerber gegen den andern, so gegen den Sohn, die unnatürliche Fehde aus; wurde anfangs vom Thron gestoßen, erhob sich aber durch List und Ränke von neuem zur Herrschaft, und befestigte dieselbe durch das Blut des Sohnes. Der Bürgerkrieg, der eben zu entbrennen drohte, ward verhindert durch solche That; aber sie erfüllte selbst das verderbte Volk der Griechen mit Entsezen.

Irene hatte schon früher, als Vormünderin, den Bilderdienst wieder hergestellt (787), und hierdurch die Anhänglichkeit einer mächtigen Partei gewonnen. Durch das Gewicht dieser Partei vornehmlich behauptete sie auch jezt die ungetheilte Herrschaft. Als aber die Kaiserin den großen Plan entwarf, durch ihre Vermählung mit Karl M, dem Erneuerer des abendländischen Reiches, die Vereinbarung der beiden Kaiserthümer, die Wiederherstellung der alten Glorie Roms zu bewirken, so machten die Großen Konstantinopels, welche Rom und die Franken und die Herrschaft eines energischen Kaisers gleich stark haßten, eine Verschwörung, und erhoben Einen aus ihrer Mitte, den Großschazmeister Nicephorus, auf den Thron (802). Derselbe verbannte Irene nach Lesbos, wo sie in Armuth und Verachtung ihr Leben schloß.

Digitized by Google

Geschichte des arabischen Reichs.

Einleitung. Land und Volk.

Durch die Eroberungen des großen Alexanders, der Seleuciden lang währende Herrschaft und Roms noch dauernde Gewalt wurden über einen großen Theil Asiens europäische Sitten, Gebräuche, Ideen, Künste, Sprachen, Regierungen und Religionen ausgebreitet. Denn selbst die christliche Religion, wiewohl von Asien ausgegangen, hatte dennoch ihre Fortbildung, und dann die Verfassung ihrer Kirche in und von dem römischen Reiche, demnach in europäischem Geist, erhalten. Europa war bis an den Tigris vorgerückt. Der Genius des Orients wich in's innere und östliche Asien zurück, von wo aus er nur schwach — als von fern und durch wenigere Berührungspunkte — auf den europäischen fortwirkte. Ein sehr auffallendes Ermatten auf beiden Seiten — denn in Wirkung und Gegenwirkung allein besteht das Leben — war die Folge davon. Aber es erschien die Zeit, da durch eine mächtige Umwälzung der morgenländische Geist wieder zur alten Kraft erwachte, sein altes Reich, selbst mit erweiterten Grenzmarken, wieder in Besz nahm, und durch grelle Entgegensezung und durch feindseliges Streben nach Herrschaft auch auf die Thätigkeit und Entwicklung des abendländischen Geistes einen vielseitigen Einfluß äußerte.

In den Gegenden des untern Euphrat, in der von der Natur selbst gesezten Grenzscheide der beiden Weltreiche, des römischen und persischen, da erstreckt sich viele Tagreisen lang und breit eine todte Wüste. Die schönen Länder, Syrien in Westen, Al-Dschesira (Mesopotamien) in Norden, und Irak (Babylon) in Osten, verlieren sich durch allmählige Uebergänge in deren traurigen Sand. Jenseits, im Süden dieser Wüste, liegt — oder wird vielmehr gebildet durch den fortwährenden Zug derselben — die Halbinsel Arabien. Durch das rothe Meer, mit seinen beiden Busen, dem arabischen und persischen, auf drei Seiten, auf der vierten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden, blieb dieses Land der Wunder, Jahrtausende lang, fast ohne alle wirkende oder leidende Theilnahme an den Schicksalen der auswärtigen Völker, ein geheimes Vorrathshaus von Kräften, welche zu großen Bestimmungen heranreiften.

Arabien, mit Inbegriff der nördlichen Wüste, enthält den vier bis fünfmaligen Flächenraum von Teutschland. Seine Beschaffenheit im Allgemeinen ist jener der afrikanischen Sahara

ähnlich (von welcher es blos durch einen schmalen Meerbusen und durch das glückliche Nil-Thal getrennt wird), nur daß es mehr Gebirge, zumal längs der Küsten, und in einigen Gegenden etwas mehr Wasser hat. Doch sind die meisten Berge nacktes Gestein, die meisten Quellen dürftig und von Salpeter und Salz geschwängert, die grünenden Räume gleich kleinen Eilanden im Sandmeere zerstreut. Dieser Sand, von den senkrechten Strahlen der Sonne glühend, versengt den Fuß des nicht eingeborenen Wanderers, raubt durch den heißen Qualm, der ihm entsteigt, den Athem, und erschreckt durch die darin schwimmenden Truggestalten. Wenn aber der Wind ihn wie Meereswogen aufthürmt und niederweht, dann begräbt er ganze Karavanen, ganze Heere in seinen Schooß.

In den südlichen Gegenden jedoch, zumal in den Küstenländern, wo höher liegende Thäler, kühlere Lüfte und häufigere Quellen sind, da ist auch reicheres, vegetabilisches und animalisches Leben, da wird Korn und Reis gebaut, köstliche Südfrüchte, auch Zuckerrohr und Trauben gedeihen, Weihrauch, Myrrhen, Kaffee erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und geben den vielgefachten Stoff eines lebendigen, fernhin wirkenden Handels.

Dieser südliche, schönere Theil der Halbinsel wird darum das glückliche Arabien genannt, ist aber, da auch hier die Wüste vielarmig streicht, solcher Benennung nur vergleichungsweise werth.

In Norden werden das peträische, und das sandige oder wüste Arabien, in strengerer Bedeutung, unterschieden. Ersteres, von seinen Felsgebirgen, oder eigentlicher von der Stadt Petra, also genannt, reicht von der ägyptischen Grenze und vom Sinai-Gebirge über das Küstenland des arabischen Busens, welches den Namen Hedjaz führt, und die heiligen Städte Mekka und Medinah enthält. Letzteres begreift die weiten Wüsten von Syrien, Al-Dschesira und Irak, und südlich daran die Länder Hedscher, das höhere Nedjed, im innern Lande, und Jamomah, den Siz des berühmten Stammes Honaifah. Doch sind die Grenzmarken des peträischen und wüsten, zumal gegen das glückliche Arabien, sehr unbestimmt, und die ganze Eintheilung den Einheimischen, als welche blos die einzelnen Provinzen, wie Hedjaz, Neged u. s. w. nennen, unbekannt.

Die allermeisten Gegenden Arabiens sind blos zur Viehzucht tauglich, und von jeher sind deren Bewohner auch Hirten — Nomaden — gewesen. Die Hauptmasse der arabischen Nation trieb in den ältesten Zeiten, und treibt noch jezt das Hirtenleben. Dieselben grünenden Eilande im Sandmeer, dieselben Brunnen wie vor Jahrtausenden dienen noch heut zum Sammelplaz, zum wechselnden Aufenthalt der Beduinen. Zwei kostbare Thiere

zumal machen ihren Reichthum aus, das Kameel und das Pferd, beide einheimisch in Arabien, und von der edelsten Race.

Doch auch von jeher haben die Stämme Arabiens durch Verkehr unter einander und mit dem Ausland sich, was sie außer ihren Heerden bedürfen, oder wornach sie lüstern sind, zu verschaffen gesucht. Einige Gegenden, etwa durch die Lage zu solchem Verkehr vorzüglich geeignet, oder durch vergleichungsweise Fruchtbarkeit zum ansäßigen Leben einladend, sind auch eigends von handelnden oder ackerbauenden Stämmen (Hadesi und Fellah's) seit den ältesten Zeiten bewohnt; und Städte in nicht unbeträchtlicher Zahl bilden durch ihr regeres Leben einen anziehenden Kontrast mit dem gewöhnlichen Schweigen der umgebenden Wüste.

Der Hauptcharakter des Nomadenlebens ist die Freiheit. So auch in Arabien. Die Kinder der Wüste, im Schooß der freien Natur erzogen, gesund, stark, genügsam, bedürfen der Einschränkungen und Gängelbänder der bürgerlichen Gesellschaft nicht, und ihr stolzer Geist verschmäht sie. Dem Aeltesten der Familie, oder dem Würdigsten in derselben, wird eine freiwillige mehr, als gezwungene Folge geleistet, und auf ähnliche Weise unter den Geschlechtern, die einen Stamm bilden, das eine zum anführenden bestimmt. Gemeinsames Interesse oder künstlich geweckter Enthusiasmus mögen die vielen Stämme zu einer Nation, ihre Streiter zu einem Nationalheer vereinigen, aber solche Vereinigung ist immer nur vorübergehend und los. Selbst jene, welche Mohammeds Genius bewirkte, löste sich großentheils auf, als seine Nachfolger den Siz der Herrschaft im Ausland aufschlugen.

Die innere Freiheit gibt Muth und Kraft zur Behauptung der äußern. Doch ist auch diese bei den Arabern so sehr Geschenk des Bodens, als eigenes Verdienst. Oefters ist die Eroberung Arabiens versucht, aber niemals vollendet worden. Aegypter, Perser, Römer haben nach einander ihre Waffen hineingetragen, aber nur mit geringem Erfolg, und meistens zum eigenen Verderben. Hunger, Durst, Mühseligkeit rieben die Heere auf in der wegloſen Wüste; oft verschlang sie das sturmbewegte Sandmeer. Nur Yemen, überhaupt Südarabien — wenn es zur See angegriffen wurde, denn zu Land ist die Wüste seine undurchdringliche Vormauer — mochte leichter bezwungen werden. Hier bietet der Boden solche Hindernisse nicht dar, und die durch Bequemlichkeit und gewohnten Genuß geschwächten Bewohner eines fruchtbaren Landes neigen sich zur Feigheit und Folgsamkeit der übrigen Südasiaten. Wir haben schon früher der Eroberung der Abyssinier, dann der Perser (unter Koshru I.) in Yemen gedacht. Noch führte ein Statt-

halter Persiens hier die Gewalt, als Mohammeds Sendung Arabien und die halbe Welt aus ihren Angeln riß.

Die Araber sind eines feurigen und hohen Geistes, von überreicher, kühner Phantasie und schnell entglühendem Enthusiasmus. Sie lieben die Dichtkunst, und sind leichter durch die Kraft der Worte, als des Scepters oder des Schwertes zu lenken. Sie sind freiheitsstolz, unerschrocken, ausharrend, mäßig, ernst, großmüthig, gastfrei; aber auch räuberisch, rachsüchtig, leidenschaftlich, unruhig und wandelbar. Gefährliche Feinde, unzuverlässige Bundesgenossen, ihre Pflicht nach ihrem Wohlwollen, ihr Recht nach ihrer Kraft ermessend, allem Fremden abgeneigt, im Zorne grausam.

Mohammed.

Die Kraft dieses Volkes hatte bis dahin nur in einheimischen Fehden, oder in vereinzelten Raubzügen, in theilweiser, bezahlter Hilfeleistung an Fremde, endlich in wenigen Vertheidigungskriegen an den Grenzen sich geübt. Die Gesammtkraft der Nation hatte sich noch nie entfaltet. Gleichwohl bestand, über ganz Arabien ausgebreitet, eine seit alter Zeit unvermischte, durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache, der vorherrschenden Sitte, und hiernach muthmaßlich der Herkunft verbundene Nation. Dieselbe erhielt sich in ihrer Absonderung, wiewohl nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Ankömmlinge unter ihnen sich ansiedelte. Sabäer schon zu Cyrus Zeit, später aber Magier, Juden und Christen aus allen benachbarten Ländern (unter den Christen zumal die verfolgten Ketzer), so wie durch die wechselnden politischen und kirchlichen Revolutionen eine Sekte gedrängt wurde, flohen in die Freistätte der Wüste; und fanden unter den heidnischnen Arabern die Duldung, welche sie von den Genossen einer edleren Religion nicht erhalten konnten. Reinere Ideen, vor allen die Idee eines höchsten Gottes, wurden durch den Verkehr mit den Fremden allmählig in Umlauf gesezt. Noch hatten sie den Sieg über die ererbten rohen Ideen des Fetischmus und der Abgötterei nicht erhalten; aber es war das arabische Volk doch vorbereitet worden zu ihrer Aufnahme, und hierdurch zur großen Umwälzung, die, in der von der Vorsehung bestimmten Zeit, über dasselbe, und von ihm aus über die halbe Welt kommen sollte.

Der Stifter dieser Revolution, ein so mächtiges Werkzeug der Vorsehung, muß wohl ein hohes Interesse erregen. Allein die Entfernung machte seine Züge fast unkenntlich, und Geschrei der Parteisucht übertönt der ächten Ueberlieferung leisen Ruf. Aber

nicht in der Leidenschaft, nur in ruhiger Betrachtung ist die Wahrheit; auch nimmt die Wissenschaft ihren Standpunkt höher, als irgend eine positive Lehre reicht. Warum wäre Mohammed zu verachten, oder zu hassen? — Wen Gott zum Werkzeug einer weltumkehrenden Veränderung erkoren, der kann nicht verächtlich sein; und es mag bezweifelt werden, ob ein Böse wicht jemals eine weitreichende, bleibende Veränderung hervorgebracht.

In dem Stamme Koreisch, welcher in dem von Alters her heiligen Mekka herrschte, dem edelsten in Arabien durch Thatenruhm und Sprache, und in der Familie Haschem, welcher die Anführung des Stammes und die Bewahrung der Kaaba (eines uralten Tempels und Nationalheiligthums) erblich durch viele Geschlechtsalter zustand, wurde im fünfhundertneunundsechzigsten Jahr unserer Zeitrechnung — als Justinus II. im 4ten Jahr das römische Reich verwaltete, ein Jahr nach der Eroberung Oberitaliens durch die Longobarden — Abul Kasem Muhämmed (der Ruhmwürdige) geboren. Von den edelsten Vorfahren erbte Mohammed gleichwohl nur ein kleines Glück. Frühe ward er Waise. Die Habe seines Großvaters fiel meistens den Oheimen zu, und Er erhielt für seinen Antheil nicht mehr als fünf Kameele und eine Sklavin. Abu Taleb, unter den Oheimen der geehrteste, jezt Anführer des Stammes, übte Vaterrecht über den verwaisten Jüngling, bis derselbe die Hand der Kadischah, einer reichen Wittwe, deren Handelsgeschäfte er als treuer Diener besorgt hatte, erhielt, und hierdurch zu Vermögen und Selbstständigkeit gelangte.

Mohammed (diese Schreibart, als die gewöhnlichere, wiewohl minder richtige, werden wir fortan beobachten) war vierzig Jahre alt, und noch umschloß der Kreis eines stillen Privatlebens seine Schritte. Jezt vernahm er den höhern Ruf, trat auf (609) — anfangs unter wenigen eng vertrauten, dann öffentlich in der Familie Haschem, endlich vor allem Volk, den Koreischiten und Fremden, in der Kaaba und überall, wo er Zuhörer fand — als „Gottgesandter Lehrer der einzig wahren Religion."

Wirklich ist Mohammeds Hauptlehre: „Es ist nur Ein Gott," die erhabenste, heiligste Wahrheit; und auch der unlautere Zusaz: „Mohammed ist sein Prophet," möchte — entweder als aufrichtige Selbsttäuschung und Schwärmerei, oder als heilsamer Betrug, um die Hauptlehre wirksamer einzuschärfen, oder endlich durch eine freiere Deutung des Wortes Prophet, wornach Jeder, der den innern Drang fühlt, eine entdeckte große Wahrheit zu verkünden, als von Gott hierzu berufen gelten kann — entschuldigt oder gebilligt werden: wofern nicht Mohammed durch seine Strenge in Festsezung, durch seine Härte in Behauptung seiner Prophetenwürde solche Nachsicht verwirkt hätte. Doch

Digitized by Google

stolzer, unbedingter als jedes andern Gottgesandten klingen Mohammeds Verkündigungen. Nicht nur göttliche Lehren, auch unmittelbar göttliche Worte sind es, die er vorträgt. Er ist der größte und lezte aller Propheten. An ihn zu glauben ist unumgänglich nöthig zur Seligkeit, und — so sezte er hinzu, als die Verfolgung der Gegner ihn gereizt, schwellende Stärke ihn ermuthigt hatte — eine Pflicht, deren Erfüllung, wo die Lehre nicht hinreicht, durch's Schwert eingefordert wird.

Aber langsam und schwierig waren die ersten Fortschritte des Propheten. Gegen ihn waren eingewurzelte Vorurtheile, blinder Fanatismus, Neid und Parteihaß. In drei Jahren hatte er nur 14 Proselyten gewonnen, worunter Kadischah seine Gattin, Zeid sein Sklave, der junge Ali, Abu Talebs heldenmüthiger, schwärmerischer Sohn, und der ehrwürdige Abubeker, Mohammeds vielgeprüfter Freund. Zehn Jahre später war, wiewohl von fremden Pilgrimen eine bedeutende Zahl seine Lehre angenommen, noch immer der Koreischiten größter Theil derselben feind, und selbst im Hause Haschem der Widerstand groß. Doch schüzte Abu Taleb, obschon er selbst die Neuerung haßte, den Neffen vor der Gewalt der Feinde, und Familienpflicht verband die Haschemiten alle zu solchem Schuz. Da entbrannte der Krieg der Koreischiten gegen Haschems edles Haus, und es ward nach Abu Talebs Tod die Anführung des Stammes an Abu Sophian, das Haupt des Hauses Ommajah, gegeben.

Dieser, von altem Familienhaß gegen die Haschemiten und von Fanatismus zugleich getrieben, bewog die versammelten Häupter der Koreischiten und ihrer bundesverwandten Stämme zum Bluturtheil über Mohammed. Aus jedem Stamm — zur Verkündigung der Nationalrache — sollte ein Schwert in sein Herz gestoßen werden. Der Tag ward bestimmt, die Mörder umringten des Propheten Haus. Er aber, durch Ali's heldenmüthige Treue, rettete sich (16. Jul. 622, Anfang der Hedschrah) in die Wüste, und gelangte, begleitet von Abubeker, fast wunderbar den Verfolgern entrinnend, in 16 Tagen nach Medinah, der Stadt des Buches oder des Unterrichts, deren Bürger, schon früher dem Gotte Mohammeds huldigend, einen geheimen Bund mit dem Propheten geschlossen hatten, und ihn jezt mit lautem Jubel empfingen. Die Charegiten und Asiten, die beiden Hauptstämme dieser Stadt, bildeten jezt in brüderlicher Verbindung mit den herbeieilenden Flüchtlingen von Mekka den ersten lebendigen Keim von Mohammeds Reich.

Derselbe entwickelte sich und erstarkte binnen 10 Jahren schon zum gewaltigen Baum, welcher ganz Arabien überschattete, und jenseits der Wüste bis nach Syrien, und an den Euphrat

Digitized by Google

reichte. Vertheidigung und Rache gegen die Verfolger von Mekka entzündeten den Krieg, welchen bald Fanatismus oder wachsender Ehrgeiz des Siegers in einen allgemeinen gegen die Ungläubigen überhaupt verwandelte. Aber die Schlachten Mohammeds und seiner Feldherren — die Schriftsteller zählen deren gegen fünfzig — von dem ersten Sieg bei Beder (623), wo sein Heer, aus 313 Mann bestand, bis zum Zug gegen das griechische Reich, auf welchem 20,000 Krieger zu Fuß und 10,000 Reiter seiner Fahne folgten, sind zwar reich an interessanten, hohen, ergreifenden Zügen: aber der allgemeine Geschichtschreiber, nur dem großen Strom der Verhängnisse folgend, muß die Darstellung des Einzelnen, so anziehend sie sey, dem Spezialhistoriker überlassen.

In dieser thatenreichen Periode von Mohammeds Leben sehen wir den hohen Charakter des Sehers, des unerschrockenen, doch friedfertigen Predigers der Wahrheit allmählig in jenen des fanatischen Priesters und des ehrgeizigen Eroberers übergehen. Widerstand hatte seinen Eifer heftiger gemacht, Verfolgung hatte seinen Zorn entzündet, wachsende Stärke endlich seinen Stolz erhöht. Nicht mehr im Ton der Lehre, welche zu überzeugen wünscht, im Ton des strengen Gebots, das Unterwerfung fordert, und mit Feuer und Schwert verkündete er jezt die Einheit Gottes, so wie seine eigene Prophetenwürde. Die Zeit der Duldung war vorüber; den Ungläubigen wurde Krieg erklärt über die ganze Erde. Im Namen des unendlich Gütigen wurden dessen Geschöpfe zu vielen Tausenden geschlachtet, zur Ausbreitung der Wahrheit Trug, Meineid, verworfene Tücke geübt, jedes menschliche Gefühl verläugnet, jedes Menschenrecht niedergetreten zur Einschärfung humaner Gesetze.

Mohammed starb im dreiundsechzigsten Jahr seines Alters und im zehnten seiner Vertreibung aus Mekka (632). Seinen Charakter zeichnen ist schwer. Seine Thaten liegen vor uns, aber zu ihrer moralischen Würdigung wäre nöthig, des Propheten Herz und die innersten Geheimnisse seines Gemüthes zu durchschauen. Doch über die Gaben und Talente Mohammeds können wir, nach den unverwerflichsten Zeugnissen und nach seinen Werken, ein historisch begründetes Urtheil fällen. Er erscheint uns als ein Mann, welchem die Natur nicht einen jener äußerlichen und innern Vorzüge versagt hatte, welche dem Mann des Volkes, dem kräftigen Reformator nöthig sind: Schönheit, Adel in Antlitz und Gestalt; Wohllaut, Volton der Stimme; hierzu ein scharfer Verstand, schnelles Urtheil, lebendiges Gefühl, reiche und glühende Phantasie und ein nie erschöpfter Strom natürlicher Beredsamkeit; endlich Kühnheit, Beharrlichkeit, hohe Genialität,

genährt durch einsame Betrachtung, beflügelt, entzündet durch den Geist der Schwärmerei.

So viele Gaben der Natur machten die künstliche Bildung entbehrlich. Mohammed konnte weder lesen noch schreiben. Doch hatte er, auf einigen Reisen nach Syrien und auch in Mekka selbst, durch Umgang mit Einheimischen und Fremden, den Gesichtskreis seines Verstandes erweitert; und einem empfänglichen Geist gibt jedes Thun und jedes Leiden Belehrung.

Mohammeds Privatleben — wenn wir seine Unenthaltsamkeit im Punkt der Liebe ausnehmen, wo jedoch das Klima und die Nationalsitten zu berücksichtigen sind — war unschuldig, erbaulich, tadellos. Der Beherrscher Arabiens, so wie früher der Bürger in Mekka, nährte sich von Gerstenbrod und Datteln. Milch und Honig war seine kostbarste Erquickung; sein Lager ein Teppich auf bloßer Erde. Gleich einfach Wohnung, Kleidung und die ganze Weise. Doch alles das lag theils im allgemeinen Charakter des Arabers und des Kriegers, theils mochte es nothwendig oder räthlich scheinen zur Behauptung der Prophetenwürde und des Charakters der Heiligkeit, demnach sowohl Klugheit als Tugend seyn.

Erste Chalifen.

Mohammed hinterließ keinen Sohn; auch von seinen Töchtern überlebte nur Fatime den Vater. Sie war Ali's Gattin, * Hassans und Hoseins Mutter und, durch diese und mehrere andere Kinder, Mutter eines zahlreichen Geschlechts.

Keiner unter den Gläubigen hatte so vielen Anspruch, dem Propheten nachzufolgen, als Ali, sein Verwandter und Eidam, und welchen er schon beim Antritt des öffentlichen Lehramts zum Chalifen (Stellvertreter), zu seinem Bruder, seinem Aaron erklärt hatte. Aber die Ränke von Ayescha, Abubekers Tochter, der schönsten von Mohammeds Frauen, wohl auch der Freiheitsgeist der Häupter, welcher die erblichen Ansprüche scheute, vor Allem der Eifer Omars, welcher Ali und das Haus Haschem haßte, entschieden für Abubeker. Ali, mit edler Selbstverläugnung, unterwarf sich.

Nach zwei Jahren (634) starb der Chalif, ein Mann von hoher Tugend und Weisheit, im Krieg wie im Frieden groß; sterbend bezeichnete er Omar, als den Würdigsten, zum Nachfolger. Die Häupter ehrten seine Wahl; auch Ali gehorchte.

* Der Koran hat sie mit Kadischah und Jesus Mutter und Moses Schwester zum Rang der vier vollkommensten Frauen erhoben.

Digitized by Google

Unter Omar ging der Schrecken der arabischen Waffen über Syrien, Persien, Aegypten; es war die schönste Heldenzeit des Reiches. Omar, gleich edel und kräftig, gleich demüthig und enthaltsam, wie sein Vorfahrer, fiel nach zehnjähriger Verwaltung (644) durch den Stoß eines Meuchelmörders.

Da ernannte die Zeche (der hohe wählende Rath, aus den vornehmsten Häuptern und Mohammeds Freunden bestehend) Othmann, des Propheten Geheimschreiber, zum Chalifen, mit einiger Beschränkung der Macht. Schwäche des Alters und des Charakters machten ihn minder fähig, als seine Vorgänger zur Führung der Gewalt. Nach außen zwar dauerte das Kriegsglück fort. Kleinasien, Armenien, Nubien wurden betreten, Cypern, Rhodus erobert. Aber Arabien selbst brannte von Aufruhr und Parteiwuth. Aus allen Stämmen der Nation strömten die Empörer gegen Medinah, belagerten, erstürmten die heilige Stadt, und tödteten den 82jährigen Chalifen (655).

Jezt endlich, nach 23jähriger Verdrängung, gelangte Ali zu seinem Recht. Seine Regierung war kurz und unglücklich, wiewohl von Heldenthaten glänzend. Ayescha, seine unversöhnliche Feindin, verband sich mit Telha und Zobeir, zwei mächtigen Häuptern; aber Ali schlug und tödtete dieselben in einer großen Schlacht, und sandte die gefangene Ayescha zurück zu des Propheten Grab.

Da erhob sich gegen ihn, noch furchtbarer, Moawijah der Ommajahde, Statthalter von Syrien. In der Ebene von Siffin stritten die beiden Heere hundert und zehn Tage lang. Vierhundert in einer Nacht erlegte Ali mit eigener Hand. Aber die Arglist des Gegners entriß ihm die Früchte des Sieges durch heuchlerische Berufung auf den Koran und einen schiedsrichterlichen Spruch. Noch einige Jahre währte der Krieg der Waffen und der Ränke; da entschlossen sich drei Charegiten, durch Ermordung der streitenden Häupter dem Volke Frieden zu geben. Ali, Moawijah und Amru, des Lezten Freund und Eroberer von Aegypten, sollten sterben. Doch nur gegen Ali gelang — in der Moschee von Kufa * — die That (660).

Seine Getreuen riefen Hassan, seinen ältesten Sohn, zum Chalifen aus. Dieser, aus Friedensliebe, entsagte dem Reich. Sein Weib, von Moawijah gewonnen, vergiftete ihn.

Die Würde des Imam oder Chalifen, nach der Haschemiten und aller wohldenkenden Araber Stimme, ging nun über auf Hosein, Hassans Bruder, welcher des Vaters Heldengeist mit des Bruders stiller Tugend einte. Aber zu Damaskus hatte

* Ali hatte den Siz des Reiches von Medinah nach Kufa — in Irak Arabi — verlegt.

Digitized by Google

Moawijah den usurpirten Thron befestigt durch die Anhänglichkeit der Syrer, der Perser und Aegypter und auch vieler arabischer Stämme, welche theils aus alter Eifersucht gegen Haschems Geschlecht, oder gewonnen durch Moawijah's Freigebigkeit, sich ihm ergeben hatten. Dieselben Häupter, deren stolzer Freiheitssinn die Erblichkeit der Macht in des Propheten Haus verschmäht hatte, unterwarfen sich jezt der erblichen Herrschaft von dessen heftigstem Feind; und gemäß solcher Erbhuldigung, welche Moawijah durch List und Gewalt errungen, ergriff nach seinem Tode (680) der werthlose Jezid, sein Sohn, den entweihten Stab des Apostels.

Indessen waren es mehr die Häupter als das Volk, welche sich so pflichtvergessen und sklavisch an Moawijah hingaben; und meistens nur diejenigen, welche jenseits der freien Wüste sich angesiedelt, oder überhaupt durch längeren Kriegsdienst den feilen Geist der Soldknechte angenommen hatten. Viele echte Moslems bewahrten in ihrem Herzen eine fromme Treue für Fatimens Geschlecht. Bald nach der Thronbesteigung Jezids erhielt Hosein zu Medinah eine Liste von 140,000 Gläubigen aus Irak, zumal aus Kufa, welche heimlich seiner Sache geschworen hätten, und ihn aufforderten, am Euphrat zu erscheinen als ihr Heerführer und als Chalif.

Hosein, ohne seine Getreuen aus Arabien zu sammeln, zog eilig mit einem kleinen Gefolge von Weibern, Kindern und nur 72 Streitern durch die Wüste, wie zur leichten Besitznahme des Reiches. Aber schon war die Verschwörung durch Obeidollah, den Statthalter von Kufa, unterdrückt worden, und Hosein, als er die Gefilde von Kerbela betrat, sah plözlich seinen schwachen Haufen von mehr als 5000 Feinden umringt. Nach einem verzweiflungsvollen Kampf, nachdem er alle seine Freunde hatte fallen sehen, ein Sohn und ein Neffe in seinen Armen getödtet waren, sank endlich der unglückliche, edle Enkel Mohammeds unter den Streichen eines unmenschlichen Mörders, der sich einen Gläubigen nannte. Auf der Stelle, wo Hosein fiel, so wie unfern davon, über dem Grabhügel von Ali, wurde später ein frommes Denkmal und eine Moschee errichtet. Beide heiligen Orte, durch den Zulauf der Pilgrime belebt, erweiterten sich allmählig zu ansehnlichen Städten (Medsched Hosein und Medsched Ali), und noch heute werden unaufhörlich die beiden Gräber durch die andächtigen Thränen unzähliger Wallfahrer von nah und fern benezt. Doch hat der Grad der Verehrung, welche Ali und seinen Söhnen gezollt wird, eine bleibende Spaltung unter den Moslems veranlaßt.

Digitized by Google

Mohammedanische Religion.

Zum Verständniß der politischen und bürgerlichen Geschichte des Reiches Mohammeds ist ein Blick auf seine Religion nothwendig.

Der Hauptlehre Mohammeds: „Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet," haben wir schon oben gedacht.

Auf sehr geschickte Weise ist diese Lehre mit dem Glauben der Juden und Christen in Verbindung gesetzt, oder vielmehr nur wie dessen vollendete Krone dargestellt. Eine ewige Religion ist es, welche Gott den Menschen in mehreren auf einander folgenden Offenbarungen — aber immer vollständiger und vollständiger, nach ihrem steigenden Bedürfniß und größerer Empfänglichkeit, durch seine Auserwählten und Gesandten — zumal durch sechs Propheten von besonders strahlender Herrlichkeit verkündigt hat. Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed sind diese Propheten, von welchen Jeder die wahren, doch nur bis zur Erscheinung des immer größern Nachfolgers genügenden Mittel des Heils gepredigt, Mohammed aber, dessen Ankunft von Christus, so wie die des Letzten von Moses vorausgesagt worden, ist der Allerhöchste, und Keiner mehr wird ihm folgen.

Nicht nur die Einheit, auch die Geistigkeit und Unendlichkeit Gottes, beide mit philosophischer Strenge bestimmt, werden im Koran gelehrt. Gott ist der Herr der materiellen und der moralischen Welt; allmächtig, allwissend und allgütig. Alles, was geschieht, ist von ihm voraus bestimmt; doch ist — über die Erklärung geht der Prophet klüglich hinaus — der Mensch frei, wenigstens verantwortlich.

Der Koran verheißt ferner Unsterblichkeit, und kündigt jenseits des Grabes überschwängliche Belohnungen den Auserwählten, gleiche Strafen den Verworfenen an. Die sinnlichen Freuden, womit Mohammed sein Paradies ausstattete, sind Zeloten und Heuchlern ein Gegenstand des Aergers. Aber sie hängen zusammen mit der Lehre von dem Wiederaufstehen des sinnlichen Leibes, und schließen, nach Mohammeds Versicherung, die reinen, geistigen Genüsse nicht aus. Gerechtere Rüge dagegen trifft die unbedingte und ewige Verdammung, welche der Fanatiker über alle Ungläubige — doch mit einiger Abstufung der Strafe nach dem Grad der Verkehrtheit — ausspricht. In einer eigenen Hölle aber, welche die gelindeste von allen und nicht ohne Erlösung ist (die Strafe dauert, — nach Maßgabe der Schuld — von 900 zu 7000 Jahren), leiden Diejenigen, welche dem

Digitized by Google

Glauben nach auserkoren, und nur nach den Werken verwerflich sind.

Gut aber sind die Werke, welche der Koran gebietet, bös, welche derselbe untersagt. Der Islam (also heißt die Religion Mohammeds; ihr dogmatischer Theil wird Iman, der praktische Din genannt) schärft die allgemeinen Diktate der Moral, zumal jene der Gerechtigkeit, ein, und erhöht die unvollkommene Pflicht der Wohlthätigkeit zu einem bestimmten, den zehnten Theil von jedem Einkommen in Anspruch nehmenden Gebot. Dabei wird den Bekennern die Beschneidung, die Enthaltung von Wein und alle Jahre ein strenges Fasten während des ganzen Monats Ramadan aufgelegt. Der Freitag in jeder Woche ist zum öffentlichen Gottesdienst — Gebet und Erbauungsrede — bestimmt, jedem Einzelnen aber geboten, täglich fünfmal nach vollbrachter Reinigung — wo immer er sich befinde — zu beten. Augen und Gemüth müssen bei solcher frommen Handlung nach der Gegend des Horizonts (Kebla) sich wenden, wo Mekka mit seinem heiligen Tempel liegt; eine einfache, aber in der Einfachheit erhabene Feßlung der Andacht, ein stummes Symbol der religiösen Verbrüderung von Völkern dreier Welttheile. Die Wallfahrt nach Mekka — im Leben wenigstens einmal zu verrichten — ist Religionspflicht, oder doch sehr verdienstliche Handlung. Endlich gebietet der Koran die Ausbreitung des Islam durch Ueberredung oder Gewalt. Doch bleibt natürlich der Beschluß solchen Krieges der obersten Gewalt überlassen; vom Einzelnen wird nur Willfährigkeit gefordert, dem Ruf zu folgen.

Alle Hauptvorschriften des Islam, sowohl des Glaubens, als des Handelns, sind in dem Koran enthalten. Dieses Buch (sein Name heißt „Lesung") ist unerschaffen wie das Wesen der Gottheit, und auf die Tafel ihrer unabänderlichen Rathschlüsse von Ewigkeit her mit Strahlen des Lichts gegraben. Eine Abschrift davon, auf Papier, in einem Band von Seide und Edelgesteinen, wurde durch den Erzengel Gabriel in den niedrigsten Himmel gebracht und kapitelweis dem Propheten geoffenbaret. Derselbe theilte sie weiter seinen Schülern mit; aber Offenbarung und Mittheilung geschahen weder in regelmäßiger Folge, noch im Zusammenhang, sondern je nach dem Bedürfniß des Augenblickes — d. h. nach den jedesmaligen Verhältnissen oder Leidenschaften des Propheten. Seine Schüler schrieben, was er also verkündete, sorgfältig auf, und verwahrten die einzelnen Blätter in einem gemeinsamen Behältniß. Abubeker brachte dieselben nach des Propheten Tod in Ordnung, und Othmann, im dreißigsten Jahre der Hedschra, machte sie als den Koran allgemein kund.

Mohammed, die Göttlichkeit seines Buches zu beweisen, for-

Digitized by Google

dert kühn Engel und Menschen auf, irgend etwas hervorzubringen, was einer einzelnen Sura (also heißen die Kapitel des Koran) an Vortrefflichkeit beikomme. Wirklich ist dem Buch der Stempel der Genialität aufgedrückt; es enthält große Ideen, ewige Wahrheiten, erhebende Betrachtungen; aber wir erkennen darin auch die nothwendige Beschränkung Desjenigen, der — als des Lesens und Schreibens unkundig — außer der engen Sphäre mündlicher Mittheilung von dem nährenden, geistigen Verkehr mit den Lehren der Zeiten ausgeschlossen war.

Nicht nur der Koran oder die rein göttlichen Worte, die über des Propheten Lippen gingen, auch die Sunna, der Inbegriff Desjenigen, was er durch eigenes Wort und Beispiel lehrte, wird von der Hauptsekte seiner Bekenner für heilig und verbindlich geachtet. Die Verwandten und Freunde Mohammeds bewahrten solche erbauliche Erinnerungen, und überlieferten sie durch mündliche Erzählung den nachfolgenden Geschlechtern. Aber eine Flut von unechten Ueberlieferungen mischte sich unter die wahren; und erst 200 Jahre nach Mohammeds Tod wurden die lezten durch den frommen Al-Bochari ausgeschieden und, mit dem Beifall der herrschenden Sekten, als bleibendes Gesez publizirt.

Mohammed hat keine Wunder gewirkt, die Wundergabe auch nicht angesprochen; aber seine Bekenner haben sie ihm beigelegt und zur Stärkung ihres Glaubens eine Menge von Ungereimtheiten erdacht. Hierdurch ist der äußere Fortgang seiner Lehre befördert worden, aber nicht das Auffassen ihres Sinnes. Mit Recht sagte der Prophet, daß Zeichen und Wunder die Verdienstlichkeit des Glaubens verringern; denn es ist ein knechtischer Beifall, der eine Lehre um des Wunders willen gezollt wird: der freie Geist gibt sich nur der innern Kraft der Wahrheit hin.

Die mohammedanische Lehre — bei unvergleichbar geringerem Werth, als die christliche, und, da sie viel später eintrat, gegen diese, schon consolidirte, mit desto größerem Nachtheil ringend, demnach durch die allgemeine Weltlage weit weniger begünstigt, endlich ohne eigentliche Kirchenverfassung, ohne gewaltigen Priesterstand — erhob sich nicht allmählig, still und verborgen, sondern fast urplözlich, schnell, geräuschvoll, unwiderstehlich zur Herrschaft über die halbe Welt. Kaum hundert Jahre verflossen nach der Flucht Mohammeds von Mekka, als schon der Islam über den Ländern von der Grenze Indiens bis zum atlantischen Ocean thronte. Die Erklärung dieser schneidenden Gegensäze liegt darin, daß Mohammeds Reich nicht blos wie eine religiöse, sondern wie eine politische Revolution sich erhob, und durch die vereinte Kraft der Lehre und des Schwertes ausgebreitet und befestigt ward.

Digitized by Google

Es läßt sich nicht verkennen, daß die mohammedanische Religion alle übrigen, die christliche ausgenommen, an innerem Werth gar weit übertreffe, auch daß, was von ihrem Inhalt nicht allgemein wahr und gut ist, doch eine klimatische oder nationale Zweckmäßigkeit habe, oder durch den darin wehenden, rein orientalischen Geist den Völkern des Orients sich kräftigst empfehle.

Demnach erfüllte sie auch gleich ihre heimathlichen Bekenner mit dem lebendigsten, selbst mit fanatischem Eifer, und ergoß sich, sobald der erste Widerstand — welcher freilich in der Wiege sich hätte erdrücken können — glücklich besiegt war, wie ein Feuerstrom über die Stämme Arabiens. Als einmal diese vereint waren unter der Fahne des Propheten, und mit derselben ausgingen in die Länder jenseits der Wüsten, da mochte der Eifer der Christen und Magier ihren Lauf nicht mehr hemmen. Denn vor dem siegenden Schwert verstummen die Beweisgründe, und verstummt der Haß: und nach der politischen Weltlage war der Sieg den Arabern gewiß. Beide Reiche, das byzantinische und persische, lagen an der innern Auflösung, dem Erbtheil aller Despotien, krank, und hatten eben ihr Herzblut in einem schrecklichen Krieg wider einander vergeudet. Die Sarazenen dagegen traten mit freudiger Lebensfülle und der kühnen Vollgewalt einer jugendlichen, hochbegeisterten Nation auf. In solchen Verhältnissen mag leicht, zumal in Asien — wie dessen Geschichte vielfältig lehrt — eine Revolution lawinenartig fortschretten, immer mächtiger, unwiderstehlicher, je weiter sie dringt.

Von jenen stillen, schöneren Triumphen einzelner, unbewaffneter Lehrer des Evangeliums über die Nationen der Erde weiß der Islam nichts. Den Gözendienern ward der Tod verkündet, wenn sie Bekehrung weigerten. Ueber Juden und Christen erging Sklaverei oder harter Tribut, wenn sie nicht Mohammed huldigten. Die Kriegsgefangenen schreckte das gezückte Schwert zur Annahme des Koran. Gefangene Kinder zu vielen Tausenden erhielten den Zwangsunterricht in der neuen Lehre. Jeder Gezwungene wurde selbst Werkzeug eines weiteren Zwanges, und es hielt die religiöse Umwälzung mit der politischen gleichen Schritt.

Beide aber, das weltliche und das kirchliche Reich Mohammeds, erweiterten sich auch durch freiwillige Unterwerfung. Die Sache des Siegers findet überall Anhang; und die Menge schwimmt immer dem Strome nach. Auch machten des Korans anziehende Verheißungen für diese und jene Welt die Gesinnungen seiner heftigsten Feinde wankend. Gedankenlosen Menschen war das Hersagen einer Formel ein leichter Preis für Freiheit und Wohlstand. Aufgeklärtere Heiden mochten mit aufrichtiger Gesinnung

Digitized by Google

ihre Nationalirrthümer gegen Mohammeds bessere Lehre vertauschen; Juden und Christen aber in der Betrachtung, daß die neue Religion auf denselben Grund, wie die alte gebaut sey, eine Beruhigung für ihr Gewissen finden. Ehrgeizige Menschen endlich, oder habsüchtige, und welche durch die Umstände sich eingeengt fühlten, mußten sich eines Umschwungs der Dinge freuen, welcher zur Benüzung jedes Talents, zur Befriedigung jeder Leidenschaft die Gelegenheit darbot.

Mohammed war Selbst der oberste und einzige Priester seiner Kirche. Die Prophetenwürde verlieh seiner Person den Charakter der Heiligkeit. Wie Er, übten auch seine ersten Nachfolger — als oberste, ja im strengen Sinn einzige Imams — das Recht und die Pflicht, in der Moschee zu predigen, das Volk zur Andacht zu ermahnen, vor und mit demselben zu beten. Ein Mehreres erheischte der Geist seiner Lehre nicht. Jeder Muselmann ist sein eigener Priester. Er mag für sich allein und wo immer sein Gebet verrichten, und die gebotene Reinigung vornehmen. Der Glaubenssäze sind wenige, und diese höchst einfach. Nichts von Mysterien oder symbolischen Gebräuchen, deren Erhaltung und Vollziehung einen eigenen Stand fordert. Dasselbe Buch enthält die rein religiösen und die bürgerlichen Vorschriften; dieselben Personen, die Obrigkeiten und Richter, mögen über Beides wachen, in den Moscheen aber die Aeltesten und Ehrwürdigsten den Dienst des Imams (gewissermaßen als Stellvertreter des Chalifen) thun. Noch weniger aber als Priester, hat Mohammed Mönche gewollt. Er erklärte kräftig seine Mißbilligung der Gelübde, welche der Natur, demnach Gott, den Krieg ankünden. Gleichwohl haben auch in seine Kirche, jedoch erst 300 Jahre nach ihm, die Mönche — die Fakirs, Derwische u. s. w. — sich eingeschlichen.

Glaubenssäze und Pflichten wurden von Mohammed, als Gottes Organ, mit unbedingter Macht verkündet. Sein Wort, und sein Wort allein, war das Gesez der Gläubigen. Die vereinte kirchliche und bürgerliche Gewalt, ohne Theilnehmer oder verfassungsmäßige Schranke, ging von ihm auf seine Nachfolger über, welche, zumal wie sie ihren Thron aus Arabien (woselbst der eingeborene Freiheitsgeist der Wüstenbewohner dem Festwurzeln des Despotismus hinderlich war) nach Syrien und Mittelasien versezt hatten, die unbedingtesten Gewalts-Herrscher in der Welt wurden. Selbst asiatische Despoten sahen und sehen sich bisweilen durch den Stolz der Edlen oder Satrapen, durch Vorrechte einzelner Stämme oder Klassen, durch überlieferte, des Alters willen heilige Verwaltungs-Grundsäze und, wo dieß alles nicht vorhanden ist, wenigstens durch das selbstständige An-

Digitized by Google

sehen der Priesterschaft beschränkt. Die Chalifen, nachdem sie über sklavisch gesinnte, durch's Schwert unterworfene Völker ihren erblichen Thron errichtet hatten, ertödteten durch die monstruöse Vereinbarung der geistlichen und weltlichen Alleinherrschaft auch den lezten Schatten von Freiheit oder selbstständigem Recht. Denn das geschriebene Gesez (der Koran), welches da vorlag, mochte von ihnen, als Nachfolgern des Apostels, nach Gefallen gedeutet werden, und unterstüzte im Allgemeinen ihre Herrschermacht.

Eroberungen der Araber.

Schon Mohammed hatte die Grenzen von Syrien betreten, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Aber der Krieg gegen die Ungläubigen auf der ganzen Erde war feierlich erklärt, und im ersten Jahr von Abubekers Herrschaft (632) zogen die unter der Fahne des Propheten vereinten Stämme gegen die beiden großen Reiche, deren schwach bezeichnete Grenzen mit den arabischen im Sand der Wüste zusammenflossen. Auf dem doppelten Wege, hier über das reiche, mit herrlichen und festen Städten prangende, Syrien, dort über die weiten Flächen Irak's, und jenseits derselben über des alten Medien und Persien vielnamige Hochgelände ergoß sich unaufhaltsam der Strom der Eroberung. Zur Rettung Syriens schickte Heraklius ein mächtiges Heer. Die Araber sammelten sich zu Aiznadin: der schreckliche Kaled, das Schwert Gottes, Amru, sein gleich schrecklicher Freund, über Beiden der milde, großmüthige Abu-Obeidah, führten den Befehl. Sie erfochten über Werdan, der Griechen Feldherrn (633, 13. Juli), einen glänzenden Sieg, und eroberten, als Preis desselben, das hartnäckig vertheidigte, unglückliche Damaskus (634). Viele Gräuelscenen, wie die Kriegswuth mit Fanatismus gepaart sie erzeugt, bezeichneten die Fortschritte der Sarazenen. Schrecken lähmte den Widerstand. Viele Städte, unter ihnen Chalcis, das stolze Emesa und Heliopolis (Baalbeck), mit wunderherrlichen Gebäuden prangend, beugten ihr Haupt. Da raffte Heraklius seine lezte Kraft zusammen, den unerseglichen Verlust abzuwehren. Ein Heer, zahlreicher als das erste, aus allen Provinzen zusammengezogen, eilte nach Syrien. Eine zweite Schlacht geschah (636) an den Ufern der Hieromax; sie war hartnäckig, äußerst blutig und von schrecklicher Entscheidung. Der sarazenische Feldherr rühmte sich — wohl mit orientalischer Uebertreibung —, 150,000 Ungläubige getödtet und 40,000 gefangen zu haben. Keine griechische Macht erschien mehr im Felde. Die Sarazenen zogen umher, die noch übrigen Festen zu bezwingen. Da fiel die heilige

Stadt Jerusalem, nach rühmlicher Gegenwehr, in die Gewalt der Bekenner;* es fiel das starke Aleppo (Beröa); Antiochia, die Hauptstadt des römischen Asien, und dessen Beispiel folgend alle übrigen Land- und Küstenstädte Syriens und Phöniziens, selbst Cäsarea, die wohlverwahrte Metropole der palästinischen Provinzen, unterwarfen sich (639).

Noch vor Beendigung des syrischen Krieges (638) war Amru von Palästina aus in Aegypten gebrochen, hatte Pelusium erobert, bald darauf das königliche Memphis eingenommen und in schnellem Siegeslauf das ganze Land, stromauf und ab, in die Gewalt des Chalifen gebracht. Nur Alexandrien, durch seine Lage, durch die Zahl, den Reichthum, die Verzweiflung seiner Bürger stark, und über's Meer mit Konstantinopel und allen Hilfsquellen des Reiches in ungehemmter Verbindung, vertheidigte sich 14 Monate lang. Endlich erlag es dem kriegerischen Ungestüm seines Feindes.

Die Ursache so glänzender Fortschritte war, daß das ägyptische Volk, dessen Masse — Alexandrien ausgenommen, woselbst die Orthodoxen und kaiserlich Gesinnten (daher „Melchiten") vorherrschten — der monophysitischen Kezerei ergeben war, den tyrannischen Beherrscher, der den Gewissenszwang anthat, verabscheute, und lieber durch Bezahlung von Tribut Duldung von einem fremden Feind erkaufen wollte, als länger den parteiischen Druck der eigenen, engherzigen Regierung und den Hohn einer triumphirenden, einheimischen Sekte empfinden. Demnach ergaben sich die Jakobiten (oder Monophysiten) Aegyptens auf erträgliche Bedingungen an Amru, und halfen ihm thätig und mit allem Eifer, welchen Sektenhaß und Rache einflößten, das Verderben der Griechen vollenden. Beide Sekten, Jakobiten und Melchiten, wurden hierauf durch Amru's unparteiische Strenge niedergedrückt; hohe Steuern flossen in die Schatzkammer des Chalifen, und die ägyptischen Ernten brachten Ueberfluß in die nackten Steppen von Arabien. Im Uebrigen war, zumal nach vertobtem Siegesrausch, die Verwaltung des Landes weise, gerecht und wohlthätig; Ackerbau und Handel wurden begünstigt; die Indolenz der Einwohner selbst wich dem belebenden Einfluß arabischer Kolonien und des energischen Geistes, der von der neuen Regierung ausging.

Seit Kosbru's II. Tod lag ein schweres Verhängniß über Persien. Der Vatermörder Schirujeh (s. oben) starb binnen Jahresfrist (629). Hierauf, in drei Jahren, 8- bis 10maliger Herrscherwechsel; auch Frauen — 2 Töchter Kosbru's — bestiegen den Thron. Zerrüttung, Bürgerkrieg, Spuren der Auflösung im

* 637. Doch erhielt Jerusalem, als auch den Moslems heilig, eine günstige Kapitulation.

Digitized by Google

ganzen Reich. Der Angriff eines unbekannten Feindes mahnte die Perser jezt zur Einigkeit. Also wurde der 15jährige Jezdegerd, Koſhru's Enkel, einmüthig auf den wankenden Thron erhoben (632), und die Blüthe der Nation ausgesandt in das Feld von Kadesia. Hier hatte Said, Omars Feldherr, nach einiger Unterbrechung des Kriegs den Gewaltshaufen, 30,000 Streiter, gesammelt, hier mußte entschieden werden, ob Mahommed, ob Zoroaster der Größere wäre.

Nach mehrtägigem, schrecklichem, wechselvollem Kampf sank endlich die Schale Mohammeds (636). Ein Wirbelwind, welcher plözlich das Perserheer in Staub hüllte, erzeugte Verwirrung, diese die Niederlage. Der Oberfeldherr, Ruſtan, wurde erschlagen, das Reichspanier erobert: das Gefilde umher deckten Leichen. Auch die Sarazenen beklagten den Verlust von 8000 Streitern.

Hierauf unterwarf sich ganz Irak, das Land herrlicher Weiden und der reichſten Kornfelder. Ueber den wilden Tigris sezten die Sieger, und erstürmten Modain, den Königssiz. Unermeßliche Schäze belohnten die Blutarbeit.

Jezdegerd war nach Holiwan, in den mediſchen Bergen, geflohen. Da ging eine zweite Schlacht, bei Jalula, verloren; und der König verbarg sich in den schwer zugänglichen Höhen von Perſis. Aber nicht Flucht, nur muthiger Kampf mag Rettung bringen. Die Perser, tapferer als ihr Gebieter, wagten — bei Nehavend, südlich von Hamedan — die dritte Schlacht, und vergossen darin ihr Herzblut. Kein Widerstand mehr war möglich. Die weiten Länder des Perserreiches bis zum Indus, zum Oxus und zum kaſpiſchen Meere huldigten dem Chalifen, während der unglückliche Jezdegerd, über den Jaxartes eilend, bei den Völkern der Steppe um Hilfe flehte. Die Türken folgten demſelben mit Heeresmacht zur Wiedereroberung des Reiches. Aber, seine Schwäche bemerkend, standen sie bald gegen ihn auf, und erschlugen ihn (651).

Von den Ufern des kaſpiſchen Meeres war ein Theil der Moslems westlich gegen die Länder Armeniens und Meſopotamiens gezogen, um dort mit ihren siegreichen Brüdern aus Syrien sich zu vereinigen. Die Leztern hatten bereits das Gebirg Taurus überſtiegen, Kleinaſien geſchreckt, zum Theil durchplündert, und begegneten jezt den Eroberern Perſiens in gemeinſchaftlichem Triumph. Die berühmten Feſten Dara und Niſibis, Edeſſa und Amida, um welche so oft der Kriegslärm ertönt hatte, hörten jezt auf, Grenzſtädte zu seyn, und sanken in glückliche Vergessenheit.

Digitized by Google

Innere Geschichte. Ommajahden und Abbassiden.

Die Vollendung dieser Dinge geschah meistens unter Othmann, wiewohl er wenig thätigen Antheil daran nahm. Unter ihm erstarkten auch die beiden arabischen Kolonien — Bassora am westlichen Ufer des vereinten Stromes Euphrat und Tiger, 8 Meilen vom persischen Meerbusen, und Kufa, weiter westlich, fast an der Grenze der Wüste, beide nach dem Sieg von Kadesia und der Eroberung Modains erbaut — zu wichtigen Städten, jenes durch seinen reichen Handel, dieses durch die Verlassung von Modain.

Bereits erhob sich eine Seemacht der Araber. Cypern, Rhodus wurden erobert, die Eilande der Cykladen, bald auch entferntere Küstenländer geplündert. Der Kaiser Konstans, Heraklius Enkel, an der Spize der Reichsflotte, errang den Anblick der 1700 arabischen Schiffe nicht. Seine schändliche Flucht gab die Meere bis zu den Dardanellen den Feinden preis.

Auch zu Land, und bei erweiterten Grenzen um so vielfältiger, gingen die Siege fort. Doch schwächten die einheimischen Fehden den Nachdruk des äußern Krieges, und so lange unentschieden war, ob Ommajah's, ob Haschem's Haus im Reich des Propheten herrsche, blieb im Wechsel des Glücks solche Schwäche auffallend merkbar.

Zwar Moawijah, nach Ali's Tod, drängte die Griechen, die während des Bürgerkriegs sich erholt hatten, mit erneuter Kraft. Kleinasien wurde durchstreift, bis nach Thrazien hinüber geschreckt, Konstantinopel selbst vom Meer aus sieben Jahre lang geängstigt. Aber an der Festigkeit der großen Kaiserstadt scheiterte der ungelehrte Muth der Sarazenen, und naher Kriegslärm, vom Libanon, schreckte Damaskus. In den Schluchten dieses Gebirges hatte das Heldenvolk der Maroniten (Mardaiten, Empörer, wurden sie von den Tyrannenknechten genannt) seinen unbezwinglichen Siz. Sie behaupteten die bürgerliche wie die Gewissensfreiheit gegen die Mitchristen sowohl, als gegen die sarazenischen Dränger, welche lezte, vorzüglich aus Furcht vor ihnen, selbst zum Tribut an das Reich sich herabließen.

Aber nach mehreren, theils persönlich schwachen, theils durch Bürgerkrieg geängstigten Chalifen bestieg Abdul-Malek (684) den damascenischen Thron, welchem kaum Syrien und Aegypten mehr gehorchten, während Arabien und der größere Theil Persiens das Haus Ali, nach Hoseins Tod aber den kühnen Abdallah, Zobeirs tapfern Sohn, erkannten. Diesen gefährlichen Gegner und andere Parteihäupter besiegte Malek (693),

stellte die ungetheilte Macht Ommajah's wieder her, und bekriegte sofort Justinian II. mit Glück. Derselbe Chalif ließ der Erste Gold- und Silbermünzen prägen. Bis auf Ihn hatten die Araber nur fremdes Geld.

Unter Al-Walid (705), seinem Sohn, stieg die arabische Macht am höchsten. Die Bürgerkriege hatten den Muth der Nation genährt, durch Uebung die Kraft erhöht. Als sie vereint jezt sich nach Außen wandte, war keine andere ihr gewachsen. Al-Walid selbst blieb ruhig in Damaskus, aber seine Feldherren siegten in drei Welttheilen, und pflanzten Mohammeds Panier an den Ufern des Jaxartes und an den Pyrenäen auf.

Einer derselben, Katibah (der Kameeltreiber), eroberte die wichtigen Provinzen alle, welche zwischen dem Orus, Jaxartes und dem kaspischen Meere liegen, das Sogdiana der Alten, wohl auch Transoxiana und in den mittlern Zeiten Mawaralnehar genannt (d. i. den Haupttheil der großen Bucharei, Turkestan, Nord-Chowaresm, mit den Sizen der Turkomanen und anderer Steppenvölker) sammt den wichtigen, durch Handel von jeher berühmten Städten Carizme, Bochara und Samarkand.

Zu gleicher Zeit vollendete und befestigte Musa die Unterwerfung Nord-Afrika's. Schon sechzig Jahre früher (647), unter dem Chalifen Othmann, war Abdallah, dessen Milchbruder, der Statthalter Aegyptens, mit Heeresmacht in dieses Land gebrochen und, nach einem großen Sieg über Gregorius, den Präfekt von Afrika, bis zur kleinen Syrte gedrungen. Aber die einheimischen Kriege der Araber hinderten den Fortgang der Eroberung, und noch mehrere andere Einfälle scheiterten nach anfangs glücklichem Erfolg. Aber als Abdol-Malek die einheimischen Parteien niedergeschlagen, da sandte er Hassan aus (692) mit einem starken Heere, zur endlichen Bezwingung Afrika's. Derselbe vollzog, was ihm geboten; er eroberte das Land und die Städte, endlich auch Karthago, die alte Königin von Afrika, und auch jezt noch Hauptsiz der bürgerlichen und der Kriegsmacht. Dreimal wurde diese ehrwürdige, unglückliche Stadt erstürmt, abwechselnd von Freund und Feind; endlich legte Hassan sie ganz in Asche.

Auch diese Eroberung war nicht von Dauer. Die Mauren, welche vor dem ungestümen Angriff der Sarazenen in die Thäler des Atlas geflohen warn, brachen jezt daraus hervor, mit fanatischer Wuth und vereint unter der prophetischen Fahne ihrer Königin Kahina (698). Ihre barbarische Kriegsmanier zerstörte, was noch von Denkmalen der Gesittung und von Werken des menschlichen Fleißes übrig war, in dem einst so blühenden, volk- und

Digitized by Google

städte erfüllten, aber drei Jahrhunderte hindurch unausgesezt durch innere und äußere Stürme heimgesuchten Lande.

Erst Musa, Hassans Nachfolger, gesandt von dem Chalifen Al-Walid, und Musa's Söhne, Abdallah und Abdelaziz, endigten diesen schweren Krieg (709). Nach vielen schrecklichen Niederlagen und dem Verlust von 300,000 Gefangenen, unterwarfen sich die Mauren, horchten der Lehre des Koran, nahmen selbst die Sprache der Araber an, und verschmolzen hierdurch, so wie durch vielfältige Vermischung des Blutes und durch Gemeinschaft der Sitte, mit ihren Siegern allmählig zu einer Nation.

Der Siz der Macht wurde von dem zerstörten Karthago nach Kairwan verlegt. Akbah, im 50sten Jahr der Hedshra, hatte diese berühmte arabische Kolonie, 12 Meilen südlich von Tunis, gegründet. Die Sicherheit ihrer vom Meer entfernten Lage hatte die Wahl bestimmt. Aber die Gegend umher mangelt der Nahrung und des Wassers. Gleichwohl — durch der Herrscher Willen — wurde sie ein Schauplaz der Pracht und der Ueppigkeit.

Derselbe Musa, welcher so Großes in Afrika verübte, und sein Unterfeldherr Tarik stürzten, wie wir oben sahen, in Spanien das westgothische Reich.

Solyman, Walid's Bruder, folgte ihm auf dem jezt mächtigsten Thron der Erde (714). Dieser Tyrann ließ den Eroberer Spaniens, den Greis Musa, öffentlich geißeln, und schickte ihm, in's Exil nach Mekka, mit unmenschlichem Hohn, das abgeschlagene Haupt des Sohnes nach. Vergessen war die Freiheit und der Stolz der Söhne Arabiens; sie hatten beides, beim ersten Schritt über die Wüste, hingegeben für Gold und Macht. Ueber Arabien selbst wurde die Despotenruthe gestreckt; bis dessen weisere Kinder, ihre unselige Täuschung erkennend, dem von den gierigen Brüdern gestifteten Reich entsagten, und zurück zur Freiheit und Armuth in der sichern Wüste kehrten.

Derselbe Solyman erhob fürchterlichen Krieg, als je, gegen Konstantinopel. Mit ungeheuerer und wiederholt erneuerter Macht, zur See und zu Lande, wurde die Kaiserstadt zwei Jahre lang belagert. Aber das griechische Feuer* zerstörte die Flotte; das Landheer ward durch fruchtlose Stürme auf die starken Mauern, dann durch Hunger, Seuchen und Winterkälte, endlich durch das Rachеschwert der thrazischen Bauern

* Unter Konstantin IV. wurde durch den Syrer Kallinikus, einen flüchtigen Unterthan des Chalifen, das Geheimniß jenes, auch im Wasser brennenden, Feuers nach Konstantinopel gebracht. Seine mannigfaltig verderbende Anwendung hat mehrere Jahrhunderte lang die byzantinische Kriegsmacht allen Feinden furchtbar erhalten. Aber auch die Sarazenen geriethen später in den Besiz des Geheimnisses.

Digitized by Google

und die Pfeile der Bulgaren aufgerieben. Solymans Tod (717) und der frömmelnde Charakter Omars II., seines Nachfolgers, beschleunigten den Frieden.

Nach ihm, in 25 Jahren, bestiegen sechs Chalifen den Thron. Ihre Regierungen, wie ihre Personen sind von wenig Interesse; nur der Lezte aus ihnen, Merwan (744), besaß Kraft und Muth, die aber das Verderben von ihm nicht abwandten.

Die Nachkommen des gefährlichsten unter allen Feinden des Propheten, und welche dem Haus Mohammeds so tückisch als grausam seine Erbschaft entrissen, die Henker so vieler edlen arabischen Geschlechter, konnten niemals populär werden in Mohammeds Reich. Der Name Desjenigen, dessen Stellvertreter sie seyn wollten, regte unabläßig die treuen Moslems zum Haß auf. Eine fromme Ueberlieferung bewahrte und pflanzte fort die Anhänglichkeit an des Propheten Haus von Geschlecht zu Geschlecht. Aber die Fatimiten versäumten aus Selbstverläugnung, oder verscherzten aus Unklugheit die Gelegenheit der Rache; indessen neben ihnen die kühnern oder weisern Abassiden — von Al-Abbas, Mohammeds Oheim, also genannt — sorgsam die Erinnerung ihrer Geburtsrechte wahrten, und die Grundsteine der Herrschaft leise zusammentrugen.

Unter Merwan brach die Glut in Flammen aus. Ibrahim, Sohn Mohammeds, des Urenkels von Al-Abbas, wurde von einer mächtigen Partei in Chorasan als Herrscher ausgerufen: Abu-Moslem, der Mann des Schreckens, stritt für ihn. Aber Ibrahim selbst, auf dem Pilgerzug nach Mekka, wurde von seinen Feinden ergriffen, und starb im Kerker. Abdallah Saffa Abul-Abbas, sein Bruder, empfing hierauf als Chalif den Eid der Treue. Schon wehte von den Thürmen vieler Städte die schwarze Fahne drohender die Ufer des Zab entlang, vor den Schlachtreihen des unversöhnlichen Feindes. Merwan eilte dahin mit großer Macht. Aber das Verhängniß war wider ihn. Er sah die Niederlage seines Heeres, floh an die Ufer des Nil, wurde ereilt, abermal geschlagen und getödtet (750). Hierauf erging über sein Haus die unerbittlichste Verfolgung. Blutig, unmenschlich wurde Hosein gerächt. Damaskus selbst, wo die Herrlichkeit der Ommajahden geglänzet, war der Schauplaz ihrer Vertilgung.

Nur Einer ihres zahlreichen Geschlechtes, Abdor-Rhaman, entrann in's ferne Abendland. Die Thäler des Atlas verbargen den Flüchtling, Spanien nahm ihn als Herrscher auf. Dieser entlegenen Provinz waren die Parteiungen des Hauptlandes fremd geblieben; sie ehrte das Haus, unter dessen Scepter sie von Anbeginn gestanden. Also baute der noch einzig übrige Sprößling der Ommajahden durch Glück und Muth, trotz aller Anstren-

Digitized by Google

gung der Abassiden in Spanien einen neuen Thron, welcher fester und länger, als der verlorene in Damaskus stand. Cordova war der Siz dieses auf immer von dem großen Chalifat getrennten Reiches. Der Stolz seiner Beherrscher, die sich gleichfalls Chalifen nannten, und ihr Reichthum — die Frucht einer wenigstens im Anfang weisen und kräftigen Verwaltung — erhoben Cordova zur würdigen Nebenbuhlerin von Bagdad; aber die bleibende Feindschaft beider Chalifen — bald kam noch ein drittes Chalifat zu Kairwan auf — sicherte die Christenheit und war der Keim noch weiterer Auflösung für Mohammeds Reich.

Die Herrschaft der Abassiden im Hauptreich wurde durch Al-Mansur (753), Abul-Abbas Bruder, befestigt. Er war es, welcher die neue Residenz Bagdad (Dar al Salam, die Stadt des Friedens) baute. In der Gegend, die seit unfürdenklichen Zeiten stolze Hauptstädte getragen — wo die zwei großen Ströme Iraks in benachbarten Rinnsalen ihrer Vereinigung zueilen, an dem östlichen Ufer des Tigris (später ward auch die Westseite überbaut), vier Meilen nordwärts Madain, und im Gesichtskreis der Stelle, wo die Trümmer Babylons ruhen — erhob sich auf des Chalifen Machtwort mit wunderähnlicher Schnelligkeit und Pracht dieser fünfhundertjährige Siz des Reiches. Der Segen der Natur nicht minder, als der Zauber des Thrones zog Menschen und Reichthümer herbei. Ein ganzes Volk, die Schäze eines Königthums umschlossen die Mauern von Bagdad. Der prächtige, weise, zugleich tapfere und die Wissenschaften liebende Al-Mansur starb 774.

Von ihm an, so wie von Abdor-Rhamans Herrschaft in Spanien (788), erhält die arabische Geschichte einen durchaus veränderten Charakter. Sonach stellt sich hier die Erhebung der Abassiden und die Theilung des Reiches — wiewohl etwas früher als Karls M. Regierung — als der natürliche Ruhepunkt dar.

Wirkungen des mohammedanischen Weltreiches.

Durch die Gründung von Mohammeds Religion und Weltreich wurde die Geschichte des Orients, überhaupt aller Länder, wohin die Waffen seiner Zöglinge siegreich drangen, entscheidend und auf immer verändert; zugleich aber, bei dem nothwendigen und mächtigen Eingreifen ihres Rades in die Verhängnisse der übrigen Welt, auch diese dadurch unmittelbar oder mittelbar in den wichtigsten Punkten geleitet und bestimmt. Ein großer Theil der vorliegenden Periode und alle nachfolgenden enthalten auf unzähligen Blättern ihrer Geschichte die Beweise davon. Hier

Digitized by Google

nur ein Blick auf einige der nächsten, insbesondere auf den religiösen Zustand sich beziehenden, Folgen der großen Umwälzung.

Ungeachtet der Duldung, welche der Koran und die Gesetze der Chalifen den Christen — gegen Erlegung eines Tributs — gewährten, wurde gleichwohl, theils durch freiwilligen Abfall, theils durch die natürliche Wirkung des andauernden Drucks und oft harter Bedrängniß, in den Ländern der mohammedanischen Herrschaft das Christenthum entweder völlig ausgerottet, oder doch zu einem kümmerlichen, allmählig dahinwelkenden Zustand herabgebracht.

Nicht nur durch den Raub so wichtiger Besitzungen, vielleicht noch mehr durch Hinderung der weitern Fortschritte, hat der Islam dem Christenthum geschadet. So weit sich in Asien und Afrika die Herrschaft, die Niederlassungen der Mohammedaner ausdehnten, wurden allenthalben die christlichen Missionen beschränkt, aufgehoben oder abgehalten, und es trat fast überall eine feindliche Mittelmacht zwischen den Verkehr der Christen und Heiden. Mittelasien, das Land der Magier, wo schon an manchen Stellen von Christen gestreuter Same keimte, wurde nun der Hauptsiz von Mohammeds Reich. Die Perser, kleinmüthig oder lau in ihrem Glauben, gingen fast allgemein zum Islam über. Nur ein äußerst kleiner Theil derselben, in den wüsten Bergländern von Kerman und in jenen, die längs des Indus liegen, vorzüglich aber in Aderbeidschan, wo noch heut auf dem Berge Elborz der Siz des Oberpriesters und des ewig brennenden Feuers ist, verharrte bei der Religion der Väter. Noch heute verehren dieselben (die den Namen Parsen oder auch Gauren und Guebren — im Sinn der Gegner ein Spottname — führen) und, von ihnen ausgegangen, noch mehrere zerstreute Kolonien und einzelne Wanderer das heilige Feuer, sind der alten Sitte hartnäckig getreu, eben so unvermischten Blutes, eben so echt alterthümlich in Zügen und Charakter, auch fast eben so gedrückt und verachtet unter den Nationen Asiens, wie die Juden überall.

Die heidnischen Nationen Hochasiens, welche wiederholt die südlichern Reiche stürzten, die Turkomanen, die Tataren, die Türken, mancherlei Geschlechts und Beinamens, huldigten fast überall nach verübtem Siegesrausch den Sitten, den Einrichtungen und Religionen der Besiegten. Sie wären Christen geworden, hätte das Christenthum in Mittelasien geblüht; jezt wurde ihnen der Koran statt des Evangeliums gereicht, durch ihre Bekehrung aber die Herrschaft des ersten befestigt und der Feindseligkeit zwischen dem Morgenland und Abendland eine bleibende Grundlage gegeben.

Digitized by Google

Geschichte des Christenthums.

Wir gehen zur Geschichte des Christenthums über, und machen daraus das Schlußgemälde des vorliegenden Zeitraums.

Ausbreitung und Wirkungen.

Wir haben die Ursachen der siegreichen Ausbreitung des Christenthums in dem vorigen Zeitraume betrachtet. Theils durch die fortdauernde Wirkung derselben Ursachen, theils durch die natürliche Lebenskraft der nunmehr festgewurzelten Kirche sezte ihr Wachsthum sich fort, und erstarkten, vermehrten sich ihre Zweige zu einer herrlichen, weithin die Länder beschattenden Krone.

Schon durch Konstantins M. und Konstantius, vollständiger noch durch Theodosius M., Eifer war in dem unermeßlichen Kaiserreich die Christuslehre siegreich, ja alleinherrschend geworden. Die lezten Funken des alten Heidenthums waren erloschen, als die Barbaren sich in den Provinzen West-Roms niederließen. Die bürgerlichen Einrichtungen und Sitten, die Künste und Wissenschaften der Besiegten wurden von den trozigen Siegern verschmäht; aber sie nahmen die Religion derselben gläubig folgsam an. Vor dem Ende des 5ten Jahrhunderts waren die Ost- und Westgothen, die Burgunder, die Vandalen, die Sueven und Alanen (in Spanien), die vermischten Herrschaaren, welche unter Odoaker den west-römischen Thron gestürzt, endlich auch die Franken — ihrem glorreichen Gebieter Chlodwig nacheifernd — Christen geworden. In den beiden folgenden Jahrhunderten horchten die Angelsachsen und Pikten, die Alemannen, Baiern und Friesen den Lehren der heiligen Missionäre Augustin, Kolumban, Gallus, Kilian und Willibrod. Aus England kam im 8ten Jahrhundert der noch höher gepriesene h. Bonifazius (Winfried), das Gedeihen unter den Teutschen zu fördern. Sein Erfolg war groß, überhaupt sein Wirken folgenreich. Doch hat erst Karl M. — leider durch das Schwert — die Bekehrung des nord-teutschen Hauptstammes, der Sachsen, vollbracht, welche traurige Bekehrungsart später auch gegen die Wenden, Preußen und andere Völker gebraucht ward. In Asien, ungeachtet das Aufkommen der Lehre Mohammeds die Fortschritte des Christenthums entscheidend hemmte, wurde doch weit und breit durch flüchtige Ketzer, zumal durch Nestorianer - mitunter auch durch orthodoxe Glaubensboten — der Same des Evangeliums, freilich auf kärglich lohnende Erde, gestreut.

Digitized by Google

Die Wirkungen von dieser Ausbreitung des Christenthums waren unermeßlich, doch erst in spätern Zeiten reifend. Wir deuten sie durch folgende Säze an:

I. Eine Religion der Humanität und des Friedens, und welche alle Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe als göttliche Gebote, unter der Sanktion ewiger Belohnungen und Strafen, darstellt, müßte wohl, wenn sie wahrhaft herrschend in den Gemüthern der Bekenner würde, das Reich der Tugend, das Reich einer jeden von uns erreichbaren menschlichen und bürgerlichen Veredlung und Glückseligkeit herbeiführen. Doch nur im Zaum halten, mildern, nicht aufheben kann die Religion die den moralischen Geboten entgegenstrebende sinnliche Menschennatur. Das Christenthum hat die Gutgearteten im Guten befestigt, entzündbare Gemüther selbst zu heroischer Tugend begeistert, unzählige geheime Vergehungen wider natürliche und positive Gesezze verhindert, auch im Allgemeinen den Charakter der Nationen gesänftigt und die Bahn der Veredlung für sie geebnet; aber — es hat den Keim des Verderbnisses nicht ausgerottet und, in der langen Folge von Jahrhunderten, gegen Bosheit und Leidenschaft im Ganzen unwirksam gekämpft.

II. Dagegen hat dasselbe sowohl durch seinen allgemeinen Geist, als durch verschiedene besondere Einsezungen unschäzbares Gutes in einzelnen Sphären gewirkt. Ohne seine freundliche Lehre von der Gleichheit aller Menschen hätte das alte Sklavenrecht, welches die Hälfte der Menschen zu Sachen herabwürdigte, in seiner empörenden Härte fortbestehen, oder die Feudalbedrückung des Mittelalters in gleich vollständige Sklaverei übergehen mögen. Schöner, allgemeiner, eindringlicher als Solon, Lykurgus und alle menschlichen Gesezgeber hat Christus die Freiheit verkündet. Fesseln ohne Zahl hat seine Lehre gelöst und eine Erhebung dem Gemüth gegeben, die auch in Ketten frei seyn läßt. Weiter ist die erste Grundlage geselliger Ordnung und humaner Bildung — Monogamie — durch das Christenthum befestigt, geheiligt worden; und seine eindringlichsten Gebote der Liebe haben das Erbarmen in die wildeste Brust gelegt.

III. Vorzüglich aber, und in doppelter Rücksicht, haben die bürgerlichen Verfassungen durch seinen Einfluß gewonnen. Die bestehenden Staatsgewalten, als von Gott selbst eingesezt, sind, nach solcher — den Ausspruchen des philosophischen Staatsrechts zur willkommenen Stüze dienenden — Lehre, heilig, unverlezlich, dem Angriff frecher Parteiwuth, dem Bereich gesezloser Volkskräfte entrückt. Aber zugleich wird auch der bürgerlichen Gewalt ihre Grenze vorgezeichnet: „es bleibt Gott was Gottes ist;“ und der Oberherr des Staates ist, gleich dem Niedrigsten

Digitized by Google

im Volk, den moralischen Geboten der Religion und den Satzungen der Kirche, welcher er angehört, unterworfen. Er ist Laie, ehrt pflichtmäßig wie die übrigen Laien, den Altar in den geweihten Dienern desselben, und erlaubt sich keinen Eingriff in ihr heiliges Amt. Ja, es mag, weil Regentenpflicht zugleich Gewissenspflicht ist, der Priester gegen aristokratische oder monarchische Tyrannen, gegen welche die bürgerliche Verfassung keinen Schutz verleiht, im Namen Gottes oft eine so kräftige Stimme erheben, als in repräsentativen Staaten im Namen des Volkes von dessen Gewaltträgern geschieht; und selbstständiger, wirksamer — freilich auch beim Mißbrauch gefährlicher — als bei bloßen Nationalkirchen ist die Priesterwürde der über so viele Völker verbreiteten, ihrem Charakter nach allgemeinen, christlichen Kirche.

IV. Die Einführung einer Religion, welche auf heilige Bücher gegründet ist, fordert die Kenntniß der Schrift, oder bringt sie mit; und es ward das Evangelium, als es den nordischen Völkern zukam, theils der Anlaß zur Einführung einer eigenen heimathlichen Schrift (wie denn Ulphilas zum Behuf seiner Bibelübersetzung das gothische Alphabet ersann), theils der Schlüssel zur Literatur der alten klassischen Welt. Die erfreulichsten Wirkungen, und in schneller Entfaltung, hätten daraus für die germanische Geistesbildung hervorgehen mögen, wäre nicht durch andere Umstände der wildkriegerische Geist der Völker genährt, verstärkt und bald auch durch überhand nehmenden Druck der Gemeinen das Emporstreben des Genies verhindert worden. Indessen glimmte durch die Wunderkraft der Schrift der Funke der Erkenntniß, wenigstens im Stillen, selbst in den dürftigsten Mönchsbibliotheken, auch in blos kirchlichen Verhandlungen fort, um später, bei günstigeren Umständen, als lebendiges Licht unter den Völkern aufzuflammen.

V. Das Christenthum selbst, zumal dessen Kirchenverfassung, erfuhr aus der Bekehrung der Barbaren manchen rückwirkenden Einfluß. Das reinere, naturkräftige germanische Gemüth gab der Religion, welche unter den geschwätzigen, ausgearteten, an Geist und Herz unheilbar verderbten Griechen und Römern zu eitlem Wortkram, leerem Gepräng und zum Gegenstand unaufhörlichen Haders geworden war, einen frischen und angemessenern Boden, worin das Göttliche der Lehre tiefer wurzeln, und — wie mächtig auch die Barbarei dagegen ankämpfte — schönere Blüthen der Humanität erzeugen mochte. Gleich förderlich — ja wohl allzusehr, weil auch schädliche Auswüchse daraus üppig emporkamen — war der germanische Boden für die Befestigung der Kirche und die Stärkung der Hierarchie. Die frommen Leut-

Digitized by Google

schen, mit der ehrerbietigen Folgsamkeit, die sie schon ihren heidnischen Priestern erwiesen, gaben sich willig den herrschsüchtigen Ansprüchen des christlichen Klerus hin; und es hat die schwellende Hoheit der abendländischen Bischöfe die Hierarchie und das aus dessen Mitte sich erhebende Papstthum mit furchtbaren Kräften ausgerüstet.

VI. Die andächtige Sammlung der abendländischen Völker um diesen, durch sie erhöhten, Thron des römischen Oberpriesters, die hierdurch unter ihnen befestigte Einigkeit des Glaubens, der moralischen Lehre und des kirchlichen Interesses, die gemeinsamen vielseitigen Verhältnisse Aller zum päpstlichen Stuhl, die gleichförmigen Einflüsse, die von demselben aus, viele Jahrhunderte lang, unter die Völker gingen, sind wohl die Hauptgrundlage derjenigen zwischen den wichtigsten Nationen Europens bestehenden, durch Gemeinschaft der Grundsäze, der höhern Gesittung und reinern Humanität sich aussprechenden, Verbindung geworden, welche man die europäische oder die christliche Republik zu nennen pflegt, und welche in wesentlichen Dingen noch heut zu Tage, ungeachtet der später eingetretenen, äußern Spaltung, fortdauert.

Fortbildung und Verderbniß.

Aber die erhabene Einfalt der Christuslehre genügte bald der unruhigen Neuerungssucht und der eitlen Priesterweisheit nicht mehr. Von Geschlecht zu Geschlecht wurde daran gekünstelt, und es erhob sich im Lauf der Jahrhunderte an der Stelle des in seiner Einfachheit himmelan leitenden Glaubens eine spizfindige, kalte, niederdrückende Schultheologie.

Mit solcher Erweiterung des Lehrbegriffs war die zunehmende Strenge in dessen Behauptung verbunden. In raschem Uebergang verwandelte die verfolgte Kirche sich in die Verfolgerin; und dieselben Personen, welche selbst noch unter tyrannischem Gewissenszwang gelitten, machten sich gleich darauf des nämlichen und noch schlimmeren Mißbrauches der Gewalt schuldig. Ungläubige und Irrgläubige galten für verlustig des allgemeinen Menschenrechts; die Ehre Gottes glaubte man durch Mißhandlung seiner Geschöpfe zu verherrlichen.

Es war natürlich, daß die triumphirende Kirche andere und stolzere Gebräuche, als die gedrückte einführte. Manches, was für eine kleine, dürftige Gesellschaft und im ersten Feuer der Begeisterung taugte — wie die Gütergemeinschaft, die Liebesmahle —, wurde unpassend und unhaltbar im Zustand der Herrschaft. Dazu kam das Aufhören der Scheu vor dem Heidnischen, sobald das

Heidenthum nicht mehr gefährlich werden, die bereicherte Erfahrung von der Wirksamkeit dieser oder jener Andachtsmittel und die wiederkehrenden Forderungen der auch durch den geistigsten Glauben nicht zu vertilgenden, sinnlichen Menschennatur.

Aber dieselben Gebräuche können — je nach Zeit und Volk — nützlich oder schädlich sein, und alle werden bös, sobald sie das Wesen, welchem sie dienen sollen, in Schatten stellen oder unterdrücken.

Ein solches fand wirklich statt in dem größten Theil der christlichen Kirche. Ein gemeiner Antropomorphismus verunreinigte bald den geistigen Lehrbegriff, und gesellte sich den erhabensten Mysterien in abenteuerlicher Verbindung bei; die Gottesverehrung wich dem Kreaturdienst, der allgemeine Gott wurde vergessen über der lokalen Andacht zu heiligen Orten, zu Reliquien, zu Bildern, zumal zu solchen, die für wunderthätig galten, und zum heiligen Kreuz. Man glaubte, durch Berührung heiliger Gegenstände, durch eine Begräbnißstätte in der Nähe von heiligen Leibern, durch Herfagung von Formeln, noch wirksamer durch Spenden an Geistlichkeit und Kirche, sich zu entsündigen: Frömmelei, Werkheiligkeit, Unterdrückung der Natur vertraten die Stelle der Tugendübung; die herrliche christliche Moral ging großentheils unter in abergläubischen Verpflichtungen und Handlungsweisen, vollständiger noch (und schon früher) in dem Unsinn einer schwärmerischen Ascetik.

Ketzergeschichte. Insbesondere von dem arianischen Streit.

Einen der umfangreichsten Theile der christlichen Kirchengeschichte macht die Fortbildung der Dogmen und die Folge der Ketzereien aus. Doch wollen wir nur flüchtig darüber hineilen.

Wohl ist die Geschichte philosophischer Ideen und Systeme, ihres Ursprungs, ihrer Fortbildung, ihres gegenseitigen Einflusses, ihrer Verwandtschaft und Abstammung, als Geschichte der Kräfte und der edelsten Bestrebungen unseres Geistes, seiner bald genialisch schnellen, bald mühsamen Eroberungen im Reich der Erkenntniß, wohl auch seiner unglücklichen Versuche, seiner bald selbst verschuldeten, bald unausweichlichen Irrthümer und Rückschritte unendlich anziehend und lehrreich. Aber ganz anders ist der Charakter der kirchlichen Streitigkeiten, die uns hier vorliegen. Das Licht der Philosophie erhellte jenes Zeitalter nicht. Die Lehren der alten Meister waren theils vergessen, theils verabscheut, theils tönten sie als leere Laute um das Ohr. Die Erkenntniß rückte nicht einen Schritt weiter mit allem Hader. Denn nicht um Ideen, nur um Wortformeln — schwer mit dem Gedächtniß, mit dem

Verstand durchaus nicht zu erfassen — wurde gestritten; und nicht mit den lebendigen Kräften des freien Geistes, sondern mit der Befangenheit hartnäckiger Vorurtheile und blinder Parteiwuth, dabei nach positiven Gedankenregeln und auf allen Seiten eingeengt durch die Schreckbilder einer kranken Phantasie oder durch die Machtsprüche der Autorität. Beim Anblick dieser sich heilig dünkenden Streiter, welche das Verfechten unverständlicher Worte zum Hauptgeschäft, zum Zweck, zum Stolz ihres Lebens machen, welche, während ihr Geist an der kürzesten Kette gefangen liegt, den Himmel zu durchfliegen und die Natur des unendlichen Gottes zu erschauen wähnen, welche übermüthig in ihrer Armseligkeit, entscheidend in ihrer Unwissenheit, herrschsüchtig in ihrer Knechtschaft, unbarmherzig in ihrem frommen Eifer sind, fühlen wir uns abwechselnd von Mitleiden, Widerwillen, Verachtung und Abscheu durchdrungen, gegen sie selbst und ihre ganze Zeit.

Schon in der frühesten Periode des Christenthums ward der reine Strom seiner Lehre durch die Schwärmerei der Gnostiker getrübt. Dieselben, die da stolz sich der höhern Erkenntniß rühmten, hatten ihre Meinungen von göttlichen Dingen aus der orientalischen und griechischen Weltweisheit, zum Theil auch aus den jüdischen Schulen geschöpft, und suchten solche, durch die Ausgeburten ihrer eigenen Phantasie oder absichtlicher Betrügerei verunstalteten, Begriffe ins Christenthum einzuführen, oder auch demselben entgegenzusezen. Aus der Fülle der Gottheit, dem Pleroma, sind, wie Strahlen aus dem Lichtmeer, mächtige Geister, Aeonen, theils gute, theils böse ausgeströmt, die Baumeister unserer unvollkommenen Welt und deren Regenten, die Führer — mitunter auch die Verführer — der Menschen. Ein solcher Aeon (der größte und beste, nach der Lehre der christlichen Gnostiker) war Christus, welchem Viele die Würde des platonischen Logos, mit widerstreitenden Nebenbestimmungen, beilegten.

Viele verschiedene Sekten, viele einzelne Schwärmer und Betrüger sind unter der allgemeinen Benennung der Gnostiker enthalten. Auch die Manichäer sind den Gnostikern verwandt. Der Name derselben kommt von ihrem Lehrer, Manes, einem Perser,* welcher aus der magischen Religion die Behauptung zweier Grundwesen, eines Guten und eines Bösen, ins Christenthum übertrug, und überhaupt eine abenteuerliche Vereinbarung eigener Träumereien mit Zoroasters und Jesus Lehren versuchte. Keine Kezerei ward von den Orthodoxen so sehr verabscheut wie diese. Der Name Manichäer, mit erweiterter Bedeutung,

* Wurde hingerichtet auf Befehl seines Königs im Jahr 277.

Digitized by Google

wurde, wie zur Brandmarkung, den Feinden der Kirche überhaupt ertheilt.

Auch in den praktischen Lehren zeigte die gnostische Schule den Charakter der Schwärmerei und oft fanatischer Uebertreibung. Doch wurden — je nach dem Sinn und der Gemüthsart einzelner Meister — die entgegensezten Abwege verfolgt. Die einen begünstigten das Uebermaß sinnlicher Lust. Die andern und meisten schärften ein strenges Leben, der Entsagung und körperlichen Abtödtung, ein.

Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts bis zur nicänischen Synode (325) — ja noch mehrere Jahrhunderte nachher, weil die Bestimmung des Conciliums nicht jeden Zweifel hob und nicht von allen Gemeinden beobachtet ward — wurde, mitunter heftig und gewaltthätig, die Frage verhandelt, wann das jährliche Osterfest zu begehen sey? Wer dasselbe mit den Juden beging, oder wer auch unabsichtlich in einen chronologischen Irrthum fiel (die Berechnung ist nicht ohne Schwierigkeit), schien den Priestern Jesu der Verdammniß und den Kaisern der Hinrichtung werth.

Unter den Kirchenspaltungen war keine unseliger, als jene der Donatisten. Am Anfang des vierten Jahrhunderts wurden durch zwei verschiedene Parteien Cäcilian und Majorin — als aber der Leztere starb, Donatus an dessen Stelle — zugleich zur bischöflichen Würde von Karthago erhoben. Die Ansprüche der beiden Bewerber wurden — da die Leidenschaft ihrer Parteien eine friedliche Ausgleichung unmöglich machte — vor den höheren und höchsten kirchlichen und bürgerlichen Behörden verhandelt und gegen Donatus entschieden. Aber die Anhänger desselben und seiner Nachfolger vertheidigten über 300 Jahre lang die canonische Gesezmäßigkeit der geschehenen Wahl und die Ungiltigkeit der wider dieselben ergangenen Urtheilssprüche. Ausgestoßen aus dem Schooß der Kirche, verworfen, unterdrückt, verfolgt auch von dem weltlichen Arm, schleuderten sie dieselben Bannflüche auf die gesammte christliche Welt zurück, und unterhielten gegen die bürgerlichen und kriegerischen Gewalten des Kaisers den hartnäckigsten, verzweiflungsvollsten Krieg.

Aber die wichtigsten Ketzereien beziehen sich auf die überschwänglichen Geheimnisse der göttlichen Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi, worüber heut zu Tag der größte Theil der Christenheit, zumal die abendländischen, sonst getrennten Kirchen, in übereinstimmendem Glauben, ja viele Bekenner selbst in sorgloser Unwissenheit ruhen. Sie sind es, welche die alte Kirche und durch sie den Staat ein halbes Jahrtausend

Digitized by Google

hindurch in die heftigste Bewegung sezten, und zulezt der Grund von mehr als einer bleibenden Spaltung wurden.

Sobald die christlichen Religionslehrer, nicht zufrieden, das große Geheimniß der Dreieinigkeit Gottes also, wie es in ihren heiligen Büchern enthalten ist, mit gläubiger Unterwerfung anzubeten, zugleich die Tiefen desselben ergründen, das Unbegreifliche durch anmaßliche Erklärung dem Verstand erkennbar machen wollten, war es wohl natürlich, daß sie entweder durch sinnliche Vorstellungen, durch Herabziehung des Unendlichen zum Endlichen das erste entweihten, oder bei dem vergeblichen Versuch, mit den Schwingen des endlichen Geistes in überschwängliche Räume sich zu erheben, ihre Kraft durch leeren Flügelschlag erschöpften, und bedeutungslose Worte statt der Ideen in mühsamer Erzeugung zur Welt brachten. Frühe ward ein gefährlicher Bund zwischen heidnischer Weltweisheit und christlicher Offenbarung geschlossen: man vermaß sich, eine durch die andere zu erklären, man verglich zumal, und suchte eine gegenseitige Uebereinstimmung der erhabenen Träume Plato's mit den Worten Jesu und der Apostel.

Die tiefsinnigsten Abstraktionen hatten Plato zur Unterscheidung dreier archätischer oder ursprünglicher Grundwesen in dem einen, unendlichen Gott geführt. Die erste, beharrliche, nothwendige Ursache, der ewige Vater, Schöpfer und Regierer der Welt; dann der Logos, die Vernunft, das intellektuelle Urbild der Schöpfung, der Sohn des Vaters; und endlich die Seele des Weltalls, der göttliche Geist, die unmittelbar bildende und erhaltende Kraft, sind diese drei geheimnißvollen Wesen, welche, je nach der ruhigern oder exaltirteren Betrachtung, entweder als bloße Abstraktionen des Verstandes, d. h. bloß als drei verschiedene Verhältnisse desselben Grundwesens zum Weltall, oder als drei besondere, wenn gleich unter sich innigst verbundene, Wesen sich darstellen. Die leztere dieser Vorstellungsarten läßt wieder mehrere Varianten zu, je nachdem die Idee der Vereinigung oder jene der Sonderung der drei Wesen vorherrscht, und je nachdem man sich dieselben als völlig gleich an Würde und Kraft, oder eines dem andern untergeordnet denkt.

Am heftigsten und auf die längste Zeit entglühte die, gleich nach der siegreichen Erhebung des Christenthums, durch Arius, Presbyter in Alexandrien, hierüber angefachte Flamme. Dieser sonst würdige, tadellose, gelehrte Priester erhob sich gegen die von seinem Bischof Alexander im Kanzelvortrag über die durchaus gleiche Dreieinigkeit und zumal über die Ewigkeit des Logos geäußerten Grundsäze. Er selbst behauptete, der Logos sey durch den freien Willen des Vaters erzeugt, demnach — wiewohl von dessen Geist erfüllt und ein Ebenbild von des Vaters Herrlichkeit — doch demselben untergeordnet, und sein Daseyn,

wiewohl längst vor dem Daseyn aller Welten beginnend, dennoch nicht von Ewigkeit. Alexander, nach einigem Wanken, sprach über den kühnen Priester den Bannfluch aus. Aber viele Bischöfe, zumal in Asien, bekannten sich zu der Lehre des Geächteten und mehrere Provinzial-Synoden verwarfen die Beschlüsse Alexanders.

Konstantin M. schrieb, als seine gute Absicht der friedlichen Schlichtung an der Leidenschaft der Prälaten scheiterte, ein allgemeines Konzilium — das erste in der christlichen Kirchengeschichte — nach Nicäa aus (325). In Gegenwart des obenansitzenden Kaisers wurden die Verhandlungen gepflogen, mit großer Ueberlegenheit auf Seite der Katholiken. Ein zufällig auf die Bahn gebrachtes Wort, welches die Arianer entscheidend verwarfen, ὁμοούσιος, wurde zur Bezeichnung der wesentlichen Gleichheit (Konsubstantialität) des Sohnes mit dem Vater, und als die Fahne der Vereinigung für die Rechtgläubigen erkoren, und erhielt die vielseitigste Zustimmung. Und so wurde Arius mit seinen, durch Furcht sehr verminderten, Anhängern aus der Kirchen-Gemeinschaft ausgeschlossen, in's Exil verwiesen und ihre Schriften zum Feuer verdammt. Vergeblich schlug später ein Theil der Arianer, anstatt der Gleichheit wenigstens die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugebend, das der orthodoxen Formel so nahe kommende ὁμοιούσιος zum Symbol vor. Die Rechtgläubigkeit kann zu keinem Vergleich sich herablassen; und wegen des Unterschieds einer Sylbe wurde die Kirche und der Staat durch eine 250jährige Fehde zerrüttet.

Denn die arianische Partei, so wie ihre Niederlage durch den Zorn des Kaisers beschleunigt und vervollständigt worden, also erhob sie sich wieder durch die wechselnde Hofgunst und durch geschickt benüzte politische Verhältnisse. Zugleich schlug ihre Ketzerei jenseits der Grenzen des Kaiserreiches noch weiter verbreitete und tiefer gehende Wurzeln.

Unter den Söhnen Konstantins ward Konstantius frühe von den Arianern gewonnen. Derselbe brachte durch seinen gleich abergläubischen als tyrannischen Eifer für die Ketzerei die Sache der Rechtgläubigkeit in die größte Gefahr. Das Maß der Verfolgung, welche früher über die Ketzer ergangen, wurde jezt über den Katholiken gehäuft, Concilien im Morgenland und Abendland zur Bekräftigung des Homoiousion gehalten, die Homoousianer durch Ränke und Gewalt zur Abtrünnigkeit oder zum Stillschweigen gebracht.

In diesen Zeiten der Bedrängniß wurden die Hoffnungen der katholischen Kirche wie ihre Kräfte fast einzig durch den heroischen Athanasius, den unsterblichen Helden und Martyrer des nicä-

nischen Glaubens, aufrecht erhalten. Unabläßig, von seinem ersten Erscheinen in der Kirche und während der 47jährigen Bekleidung der bischöflichen Würde, kämpfte er durch Wort, Schrift und That für die gleiche Gottheit des Sohnes, ungebeugt durch Verfolgungen und Leiden, in den verzweifeltsten Lagen immer aufrechten Gemüthes, im Ganzen glorreich und sieghaft. Fünfmal ward er von seinem Stuhl vertrieben, und irrte wohl 20 Jahre als Verbannter oder Flüchtling umher; aber die begeisterte Anhänglichkeit seiner Gemeinde, der geheime und offene Beistand der Mönche, die Theilnahme der ganzen katholischen Welt, vor Allem die schnelle Ergreifung und treffliche Benüzung jedes günstigen Wechsels in den Umständen, führten ihn allemal triumphirend zurück.

Theodosius M., von dem heiligen Feuer der Orthodoxie schon in der zarten Kindheit erfüllt, bezeichnete die ersten Jahre seiner Regierung durch den völligen Sturz des Arianismus und aller übrigen Ketzersekten in dem ganzen Umfang seines Gebietes. Er verkündete diktatorisch die einzige Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, in gleicher Majestät und frommer Dreieinigkeit. Wer anders zu denken sich erkühnte, wurde mit dem ehrlosen Namen Ketzer gebrandmarkt und mit den schwersten, ewigen und zeitlichen Strafen bedroht.

Zur Befestigung dieser Dinge und des nicänischen Glaubens schrieb Theodosius nach Konstantinopel die zweite allgemeine Kirchenversammlung aus (381). Auf derselben wurde zumal die, mit der Lehre vom Sohne in analoger Verknüpfung stehende, Lehre von der gleichen Göttlichkeit des heiligen Geistes ausdrücklich bekräftigt, und die Vorstellung des Macedonius (des semiarianischen Bischofs von Konstantinopel zu Konstantius Zeit), wornach der heil. Geist nicht selbstständiger Gott, sondern nur eine göttliche Kraft wäre, verdammt.

Aber in's Abendland kam die arianische Ketzerei wieder zurück im Geleit der barbarischen Nationen, welche die Provinzen Westroms eroberten. Ulphilas, der Apostel der Gothen, hatte, wie es scheint aufrichtig, das arianische Glaubensbekenntniß von Rimini unterzeichnet, und das Gift der Ketzerei, welches er seinen Zöglingen mittheilte, verbreitete sich desto schneller über die barbarische Welt, da dieselben, als in den einheimischen Mundarten lehrend, leicht den Sieg über die orthodoxen lateinischen Glaubensboten erhalten mochten. So wurden nach einander alle Stämme der Gothen, nicht minder die Vandalen, Burgunder, Sueven und Longobarden von einer Seuche angesteckt, welche in der römischen Welt zu wüthen aufgehört — zum Theil auch schlimmern Seuchen Platz gemacht hatte.

Das Schwert Belisars jedoch, und Justinians Edikte, erhoben in Afrika, auch in Italien, den athanasischen Glauben wieder; das Schwert der Franken that Solches in den gallischen Provinzen der Burgunder und Westgothen; die letzteren selbst, als Herren Hispaniens, gelangten erst durch die Bekehrung Reccareds (586), die Longobarden noch später (nach 600), meist durch der Königin Theudelinde und P. Gregors M. Eifer, auf den Weg des Heils; und so erlosch endlich der durch zweier alexandrinischer Priester religiöse Sophistik angefachte, weltverderbende, dreihundertjährige Brand.

Nestorianer und Eutychianer. Monotheleten.

Die Gottheit des Logos und sein Verhältniß zum Vater war festgestellt: aber noch blieb das Geheimniß der Menschwerdung unerklärt. In den unergründlichen Tiefen und labyrinthischen Gängen desselben irrten die Theologen jener kezerbrütenden Zeit viele Geschlechtsalter hindurch mühsam, unter lärmendem Geschrei und bitterem Hader herum, Licht und Ausweg vergeblich suchend, und zuletzt auf verschiedenen Seiten sich zu bleibend feindseligen Parteien sammelnd.

Die eine Partei war die der Nestorianer, welche nach ihres Stifters, des Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius, Lehre die göttliche und menschliche Natur in Christus unterschieden, und Marien nur Christus-Gebärerin, nicht aber Gottes-Gebärerin genannt wissen wollten.

Die andere Partei entstand durch den Widerspruch des alexandrinischen Patriarchen Cyrillus. Dieser beschuldigte Nestorius, die zwei Naturen in Christo in zwei Personen zu umstalten, demnach vier Personen in der Gottheit anzunehmen, und machte solche scheußliche Kezerei dem Morgenland und Abendland mit Donnerworten kund. Der Papst Cölestin, auf einer italischen Synode, verdammte Nestorius, aber der Orient widersprach, und der Kaiser Theodosius II. schrieb zur Schlichtung des Streites eine Kirchenversammlung (die dritte allgemeine) nach Ephesus aus (431). Auf derselben wurde die Sache der Wahrheit zugleich durch Ränke und Gewalt unterstützt; die Bewohner und Umwohner der Stadt, die, wie man glaubte, Mariens Grab besaß, nahmen sich die Ehre der „Gottesgebärerin" an, und Cyrillus Haß triumphirte in dem Beschluß, wornach „der neue Judas," Nestorius, der beleidigten göttlichen Majestät für schuldig erklärt, seiner bischöflichen Würde entsetzt und aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen ward.

Mit Nestorius leidenvollem Tod erlosch der Brand nicht; er

schlug vielmehr auch auf der andern Seite in lichte Flammen aus. Fortgerissen durch allzugroßen Eifer, hatte Cyrill in seinen Bannflüchen wider Nestorius sich Ausdrücke erlaubt, welche dem Vorwurf der entgegengesezten Kezerei nicht entgingen; und in noch größerem Maße hatte Solches Eutyches, Cyrills Freund, Presbyter und Archimandrit zu Konstantinopel, in seinen polemischen Aussprüchen gethan. Nach vollbrachter Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur war nur eine Natur mehr in Christus — also klang seine vorlaute, unheilschwangere Behauptung. Ein zweites Concil zu Ephesus (449), von Theodos II. zusammenberufen, in einer regellosen und durch die ärgerlichsten Scenen priesterlicher Leidenschaft und frecher Gewalt geschändeten Verhandlung, bekräftigte Eutyches Lehre; aber ein anderes und allgemeines Concilium (das vierte solchen Ranges), von Kaiser Marcian nach Chalcedon ausgeschrieben (455), befestigte, unter dem vorherrschenden Einfluß des römischen Papstes und nach Vorschrift seiner Epistel über die Menschwerdung (Tomus), die Rechtgläubigkeit durch eine genau bestimmte, von den Griechen jedoch nur widerstrebend angenommene Formel. Nicht aus oder von zwei Naturen gebildet — wie die Mehrzahl der Orientalen zugeben wollte — sondern, was den Eutychianern durchaus keine Zuflucht übrig ließ — „in zwei Naturen bestehend, ist die eine Person Christi."

Aber je strenger ein Glaubensgesez, desto hartnäckiger des Fanatikers Widerstand. „Eine menschgewordene Natur Christi" ward das Feldgeschrei, welches feindselig in den Kirchen Aegyptens und des römischen Asiens, bald auch Armeniens, Nubiens und Abyssiniens ertönte, ja zum Theil noch heut ertönt. Die Monophysiten führen — wenigstens größtentheils — den gemeinschaftlichen Namen der Jakobiten, von dem Syrer Jakob Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert ihre, durch Unfälle und einheimischen Zwiespalt gesunkene, Partei wieder erhob und vereinigte. Ihr — durch erlittene Verfolgung gerechtfertigter Haß gegen die Melchiten (Königssklaven, auch im Glauben folgsam, nach ihrer eigenen Meinung ein Ehrenname) brachte langdauernde Verwirrung und schreckliches Blutvergießen über die schönsten Provinzen, zumal über Aegypten, und erleichterte den Sarazenen deren Eroberung.

Zugleich mit den Monophysiten, nur in entgegengesezter Richtung, trennten sich die Nestorianer von der orthodoxen Kirche. In Persien — wo sie als Geächtete, demnach als Feinde des römischen Kaisers Zutrauen fanden — gründeten sie eine festwurzelnde Kirche, welche nach und nach, durch den Eifer der Missionarien, und unter Begünstigung verschiedener Umstände, bis an die

Digitized by Google

äußersten Ende Asiens, nach Sibirien, China und Indien (woselbst die sogenannten Thomas-Christen auf der malabarischen Küste noch heute in Glaubensgemeinschaft mit den Nestorianern stehen) sich ausbreitete. Das Oberhaupt derselben, der „Katholik" oder Patriarch von Babylon (d. h. von den wechselnden Königssizen am Tigris) freute sich lange Zeit der Anerkennung seiner Hoheit von allen diesen zerstreuten Gemeinden. Später sind einige der entferntesten erstorben, die Abhängigkeit der übrigen ist schwächer, die Herrschaft unter drei Häupter (zu Mosul, Amida und Van) getheilt worden.

Einen neuen Hauptkrieg veranlaßte Kaiser Heraklius. Derselbe, auf Einflüsterung der palästinischen Mönche, und in der wohlmeinenden Absicht, einen annähernden Schritt zur Aussöhnung mit den Monophysiten zu thun, verkündete den Gläubigen, daß Christus ungeachtet seiner zwei Naturen dennoch nur einen Willen gehabt. Solche Verkündigung entzündete von neuem den unter der Asche glimmenden Brand. Sophronius, Patriarch von Jerusalem, auf den Eifer seiner Mönche gestüzt, erhob sich gegen jeden Vergleich in der Sache des Glaubens, und die Päpste stimmten ein in diesen Grundsaz. Eine Kirchenversammlung im Lateran sprach einen schrecklichen Bannfluch über die Urheber und Anhänger so abscheulicher Irrlehre; und die griechische Kirche nahm später das Gesez der lateinischen an. Auf einem allgemeinen Concilium (dem 6ten) in Konstantinopel (680) kam die so lang und stürmisch verhandelte Bestimmung des katholischen Glaubens endlich zu Stande. „Eine Person, zwei Naturen und zwei, jedoch zum immerwährenden Einklang gestimmte, Willen in Christus." —

Aber die syrischen Mönche, welche den Monotheletismus ausgebrütet hatten, trozten dem Ausspruch der vereinten katholischen Welt. Das Volk umher theilte ihren Fanatismus. Unter dem Namen der Maroniten (von Joh. Maro, ihrem ersten Vorsteher) oder der Mardaiten tilgten die Monotheleten — zurückgedrängt in die Schluchten des Libanon — durch den Ruhm unvergleichlichen Heldenmuthes die Schande der Kezerei, erfuhren aber durch Justinians II. grausamen Unsinn ein trauriges Loos. Doch wurden sie nicht ganz vertilgt; und noch heute besizen die Nachkommen dieser religiösen Schwärmer — und zwar jezt gereinigt von dem Gift der Kezerei, wie man behauptet — des Libanon Höhen und Thäler bis zu den Gestaden von Tripoli.

Digitized by Google

Kezereien im Abendland.

An diesen großen Bewegungen nahm das Abendland — die bald vermittelnde, bald entflammende, bald entscheidende Dazwischenkunft des Papstes ausgenommen — nur wenig Theil, dagegen wurde es durch einige eigene Kezerstreitigkeiten heimgesucht.

Unter denselben war die langwierigste und folgenreichste der unselige Streit über die Gnade. Pelagius, ein englischer Mönch, regte denselben auf zu K. Honorius Zeit, indem er die milde Lehre von der ursprünglichen, auch nach Adams Fall noch fortbestehenden, moralischen Natur verkündete. Mit dieser Idee, und der Verwerfung der Erbsünde, war mehr als eine weitere Abweichung von der herrschenden Lehre verbunden. „Der Tod ist nothwendige Folge der organischen Natur, nicht Sold der Sünde. Der Wille des Menschen ist frei, und besitzt die eingeborene Kraft zum Entschluß und zur Ausübung der Tugend. Die himmlische Gnade, die uns verheißen worden, ist nur erleichternd, nicht bestimmend beim Bekehrungsgeschäft wirksam; und ob die einzelnen Menschen den Weg des Heiles wandeln oder nicht wandeln werden, ist zwar von dem allwissenden Gott vorausgesehen, aber nicht in einem ewigen Beschluß gegründet."

Die Hauptpunkte solcher Lehre wurden im Morgenland und Abendland verdammt; vorzüglich durch den Feuereifer des heil. Augustinus, welcher sein düsteres System (an dessen unerbitterlicher Strenge jeder Vergleichungsversuch, wie der Semipelagianismus, scheiterte) siegend aufstellte, und demselben eine vorherrschende Autorität für alle folgenden Zeiten gewann. „Durch einen unbedingten göttlichen Rathschluß sind wir Alle entweder zum ewigen Leben oder zur Verdammniß bestimmt. Alle Heiden — deren scheinbare Tugenden nichts anders als glänzende Laster sind —, ja alle Kinder, welche ungetauft sterben, sind verloren. Nur durch die Gnade wird der Menschen Heil bewirkt, der freie Wille ist dabei unkräftig." —

Pelagius starb in der Verbannung. Aber seine Lehrmeinungen starben nicht. Durch alle folgenden Jahrhunderte, fast bis auf die neueste Zeit — unter mannigfaltig verschiedener Form, doch meistens unheilbringend — ist der Streit über die Gnade geführt worden; und noch heute wird die Schwierigkeit gefühlt, die menschliche Freiheit mit der Allwissenheit Gottes oder die unbedingte Vorherbestimmung mit der moralischen Zurechnung zu vereinbaren.

Digitized by Google

Hierarchie und Papstthum.

In stetem, mächtigem Fortschreiten erhob sich das Ansehen und die Macht des Klerus. Schon Konstantin M. hatte eine allgemeine Freiheit der Schenkungen oder letztwilligen Vergabungen an die katholische Kirche verkündet. Die eifrige Benützung solcher Freiheit von Kleinen und Großen und von den Kaisern selbst (derselbe Eifer lebte bald auch unter den barbarischen Völkern und ihren Fürsten auf) bereicherte die Geistlichkeit, und gab ihrer Größe einen selbstständigen Grund. Bald — jedoch in vorliegender Periode noch nicht allgemein — wurden die Kirchengüter von den bürgerlichen Lasten und Steuern befreit, d. h. die geistliche Real-Immunität zu großer Bedrückung des Laienstandes eingeführt. Schon früher — der große Konstantin, durch Exemtion der Bischöfe von der weltlichen Strafgerechtigkeit, hatte hierzu den Grund gelegt — war die Personal-Immunität in zunehmender Ausdehnung des Begriffs, den Geistlichen ertheilt, und das Recht der schon im Judenthum und im Heidenthum bestandenen heiligen Freistätte auf die christlichen Kirchen übertragen worden. (Lokal-Immunität.)

Solche Begünstigungen und Vorzüge mochten allein schon hinreichen, aus der Geistlichkeit einen Staat im Staat zu bilden. Aber nicht nur Unabhängigkeit, sondern Herrschaft begehrten die christlichen Priester. Das beharrliche Streben nach diesem Zweck und die natürliche Ueberlegenheit einer auf geistigen Prinzipien beruhenden Macht über die physischen Kräfte errang den gewünschten Triumph; und drei Mittel waren es vorzüglich, die ihn herbeiführten: Der Charakter der die Laien zur Ehrfurcht niederwerfenden Grundlehre, sodann die Unwissenheit dieser Laien, und endlich die klug erbaute und befestigte Kirchenverfassung.

Nach einem anfangs heftigen, doch bald ermattenden Kampf zwischen Demokratie und Aristokratie, erhob sich die lezte triumphirend in dem Gemeinwesen der Geistlichkeit. Die Bischöfe wurden die anerkannten Häupter der Priester ihres Sprengels. Unter den Bischöfen selbst (es gab ihrer über 1800) wurde die, anfangs stillschweigend durch die Meinung, durch den Reichthum, durch den Umfang des Sprengels, durch den persönlichen Charakter einzelner Prälaten, vorzüglich aber durch die Analogie der bürgerlichen Eintheilung des Reichs eingeführte, Ungleichheit gesezlich bestätigt und regelmäßiger bestimmt.

Aber der Hauptpfeiler des ganzen Gebäudes, die Vollendung des hierarchischen Systems, das Hauptband der kirchlichen

Digitized by Google

Einheit ward der, allmählig in stolzer Majestät sich erhebende, Primat des römischen Papstes.

Die heiligen Apostel Petrus und Paulus waren auf Befehl des Tyrannen Nero im Cirkus von Rom hingerichtet worden. Ueber ihren hochverehrten, durch religiöse Schauer und Wunder geheiligten Gräbern erhob sich langsam, im Lauf der Jahrhunderte, der erstaunenswürdige Bau eines kirchlichen und irdischen Weltthrones.

Die wohlthätige Wirkung des päpstlichen Primats auf die Einheit, Festigkeit und Ausbreitung der Kirche wird von Unbefangenen nicht verkannt werden; und war es zweckgemäß und weise, einen Primat zu konstituiren — auf daß die ihrer Natur nach freie kirchliche Vereinbarung nicht untergehe in Anarchie oder feindseliger Spaltung, und die Kirchengewalt durch einen gemeinsamen Schwerpunkt einen ruhigen Fortbestand und Einheit des Wirkens erhalte —, so erschien vor allen andern der römische Bischof zur Führung solchen Primats berufen und geeignet.

Dem Namen der weltherrschenden Stadt war, und in fortgeerbter Erinnerung, die Verehrung der Völker zugewandt, selbst Konstantinopel, die neue Kaiserstadt, erkannte in gewissem Maße die höhere Majestät der mütterlichen alten Roma. Von den vier großen Reichs-Statthaltern, welche nach Konstantinus M. Einsezung die vier prätorischen Präfekturen verwalteten, saß einer in Rom, und als der Siz der Regierung nach dem festen Ravenna gekommen, blieb doch Rom durch seine Volkszahl, seinen Reichthum, seine — wenn auch alternde — Herrlichkeit die wichtigste Stadt des Abendlandes, so wie nach seinem Ruhm auf Erden die erste. Zwei apostolische Stifter, und zwar die größten, hatten zur Kirche Roms den Grundstein gelegt und durch den Martyrertod denselben geheiligt. Sie war die älteste, die zahlreichste unter den abendländischen Christen-Gemeinden, deren viele durch den Eifer der von ihr ausgegangenen Missionarien ihre Gründung erhalten hatten. Viele Bischöfe Roms waren durch echt-apostolischen Wandel, durch Heiligkeit, Wohlthätigkeit über die ganze Christenheit berühmt geworden; andere hatten durch große Talente in Kirchen- und Staatssachen geglänzt; die meisten durch vielfältigen Verkehr und Briefwechsel mit geistlichen und weltlichen Häuptern, mit den Gemeinden des Reichs und mit barbarischen Völkern, ausgebreiteten Einfluß geübt. Frühe hatten die Päpste die große Idee der Herrschaft gefaßt, und steten Blickes, gleichförmig in Maximen und Hilfsmitteln, weise, kraftvoll denselben Plan verfolgt. Was einer erwarb an Gütern, Ehren oder Macht, vermehrte das fideikommissarische Erbe des heiligen Petrus, und gab dem Nachfolger die Mittel zu weiterem Erwerb.

Digitized by Google

Endlich begünstigten auch die politischen Verhältnisse und der allgemeine Strom der Begebenheiten die Erhöhung Roms. Die morgenländischen Prälaten waren unter einander durch nähere Eifersucht und unaufhörlichen Kezerstreit entzweit. In solchen einheimischen Fehden mochten, wenn die Parteien gleich waren, der römische Bischof — der nach seiner Stellung fast wie ein Auswärtiger erschien — durch seinen Beitritt entweder als mächtiger Alliirter oder als Schiedsrichter leicht die Entscheidung geben.

Selbst der konstantinopolitanische Patriarch, soviel Glanz auf denselben von dem nahen Thron fiel, konnte gegen den römischen nicht mit gleichen Waffen streiten, eben weil die Nähe des Monarchen ihm die Unabhängigkeit raubte, und die wandelbaren Verhältnisse oder Gesinnungen des Hofes keine Stätigkeit in Grundsäzen und Maßregeln erlaubten, während der römische Bischof, meist unerreichbar der Despotenhand, nach selbstständigen Entschlüssen handelte.

Bei allem Dem war doch bis in's 8te Jahrhundert der Primat des Papstes auf den — nicht immer unbestrittenen — Vorzug des Rangs beschränkt; eine eigentliche Gewalt des Gesezgebers oder des Richters erkannten die übrigen Kirchen an demselben nicht; mit Ausnahme der suburbikanischen Provinzen, welche schon Konstantin M. dem römischen Stuhl unterwarf, dann der gallischen Kirche, welche Valentinian III. zum Gehorsam gegen denselben anwies, und auch der englischen Kirche, welche der Missionär Augustinus dem Papst, der ihn gesandt hatte, gewann. Der Titel „allgemeiner Bischof," welchen einige Päpste annahmen, wurde theils von den Patriarchen Konstantinopels selbst angesprochen, theils überhaupt verworfen, und einige Billigungen der Kaiser konnten solchem Titel kein kirchliches Recht verleihen.

Erst im achten Jahrhundert wurde der Herrlichkeit des Papstes eine feste Grundlage durch weltliche Größe gegeben.

Die Anfeindung der Bilder durch die leo'sche Kaiserfamilie, welche die Italiener zur frommen Empörung brachte, forderte den Papst auf, sich an die Spize des Volkes als Vertheidiger, Rathgeber und Führer zu stellen. Gregor II. und III. benüzten diese Verhältnisse trefflich, sezten die Kaiser in Schrecken — hinderten jedoch die völlige Trennung Italiens von dem Reich, um desto unbeschränkter selbst in dem scheinbaren Gebiet eines unmächtigen Kaisers zu schalten, leiteten von da an in den drangvollen Zeiten der Isolirung und der longobardischen Gefahr die Angelegenheiten Roms in Krieg und Frieden, und erwarben sich in der Dankbarkeit eines durch sie von der Tyrannenmacht befreiten Volkes den schönsten Titel zur Herrschaft.

Digitized by Google

Solcher Titel wurde bald durch äußere Autorität bekräftigt. Pipin, der Franken König nach des Papstes Ausspruch, bezahlte demselben seine Schuld durch die Schenkung des Exarchats, welches er den stolzen Longobarden entrissen. Diese Schenkung, mit ansehnlicher Erweiterung, wurde von Karl M. bestätigt und der römische Bischof also zum ansehnlichen weltlichen Fürsten — wenn auch unter fränkischer Hoheit — gemacht.

Um dieselbe Zeit hatte Bonifazius (Winfried), der Apostel der Teutschen und Erzbischof von Mainz, dem römischen Stuhl den Eid der Suprematie geleistet. Seinem Beispiel folgte die gesammte teutsche Klerisei, und später das ganze Abendland.

Das Mönchthum.

Eine dem Christenthum im Grund fremdartige, doch frühe demselben — mit unermeßlicher Einwirkung auf Kirche und Staat — eingeimpfte Einsezung, das Mönchthum, fordert hier noch unsere Betrachtung.

Die Grundsätze der Ascetik, worauf das Mönchswesen beruht, sind weit älter als das Christenthum. Vorlängst, unter Heiden und Juden, gab es Leute, welche aus religiöser oder philosophischer Schwärmerei, aus Lust zum Ungewöhnlichen, aus Stolz oder menschenscheuer, schwarzgallichter Gemüthsart die gemeinen Tugenden des häuslichen und bürgerlichen Lebens verachteten, vollkommener, geistiger als die übrigen Menschen zu seyn begehrten, und solches höhere, reinere Leben der Seele durch Kasteiung oder Tyrannisirung des Leibes zu erreichen meinten. Die Gymnosophisten, die Essäer, die Pythagoräer und Cyniker mögen, jede Sekte in ihrer Weise, als Vorläufer der Mönche betrachtet werden.

Noch eifriger ergriffen und schwärmerisch erhöht wurden solche Ideen in den neu-platonischen oder eklektischen Schulen, aus welchen sie in's Christenthum mächtig wirkend übergingen, und schon frühe, theils unter verschiedenen kezerischen Sekten, als jenen des Marcion, Montanus u. A., theils auch im Schooß der rechtgläubigen Kirche die Lehren von Ertödtung der Sinnlichkeit, Verschmähung der Ehe, Kasteiung des Leibes und fortwährender Einkehr ins geistige Selbst erzeugten.

Der Triumph des Christenthums, da dessen Bekenntniß, als welches keine Opfer mehr forderte, auch allein nicht mehr verdienstlich schien, vermehrte die Anhänger jener Lehre, und es mochte unter den also verbreiteten Gemüthern ein genialer und phantastischer Kopf leicht eine bleibende Revolution durch bestim-

Digitized by Google

tere Gestaltung der noch schwankenden Ideen, durch Leitung der aufgeregten Kräfte auf einen näheren Zweck bewirken.

Antonius, ein Bauernjunge aus Thebais, that Solches (305), durch das Beispiel, das er (mit ihm sein älterer Freund Paulus) durch einsiedlerisches, freudenloses Leben in der Wüste unter stetem Gebet und Bußübung, losgetrennt von allen natürlichen und bürgerlichen Verhältnissen, den Frömmlingen und Enthusiasten seines Landes gab. Als er starb (356), waren die Wüsten von Ober- und Nieder-Aegypten von seinen Schülern bevölkert, und selbst die Städte am Nil mit zahlreichen Kolonien derselben Schwärmer erfüllt.

Pachomius, der Stifter des ersten regulären Klosters, auf der Nil-Insel Tabenne, Ammonius Hilarion, welcher in Palästina und Syrien; Basilius, welcher in Pontus das Möchsleben einführte, Athanasius (und nach ihm zumal Hieronymus), welcher dasselbe in Rom, und Martin von Tours (370), der es in Gallien that, waren Nacheiferer und Zeitgenossen des Antonius, oder wenig später. Der Same, welchen sie gestreut, schoß unglaublich schnell in reiche Ernten auf, zumal im Mutterland, doch auch im fremden Boden mit freudigem Gedeihen. Hunderttausend Mönche und Nonnen zählte man schon zu Ende des 4ten Jahrhunderts blos in den großen Klöstern Aegyptens; jene von Palästina und Syrien waren fast in ähnlichem Verhältniß bevölkert, und die weiten Wüsten umher belebte eine zerstreute Schaar von Eremiten und Anachoreten. Der rauhere Himmel der Abendländer setzte dem Fortgang des Mönchthums einiges Hinderniß entgegen, und bestimmte die Mönchsregeln auf andere Weise. Doch erhoben sich allmählig in Städten und Einöden, von Kalabrien bis nach Irland und die Hebriden, Klöster ohne Maß und Zahl. Der heilige Kolumban und Augustin, der geistliche Eroberer Englands, welche im 6ten Jahrhundert solche fromme Werke förderten, Benedikt, der in demselben Jahrhundert den ersten besondern Orden errichtete, Chrodegang, der Stifter der regulären Chorherren bei den Kollegiatkirchen im 8ten Jahrhundert, und sein Zeitgenosse, Bonifazius, der Teutschen ruhmgekrönter Apostel, sind die vorzüglichsten Väter des abendländischen Mönchthums.

Die Cönobiten oder Mönche in engerer Bedeutung, so verschieden die Statuten einzelner Orden in Nebenbestimmungen und speziellen Zwecken sind, werden durch einen gemeinsamen Geist, und insbesondere durch die drei Grundgelübde, der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit, zu einer an Geist und Charakter gleichförmigen Menschenklasse vereinbart. Die Armuth enthält sowohl die allgemeine Verpflichtung zur kargen ascetischen

Digitized by Google

Lebensweise, demnach zur beschränktesten Einfachheit in Wohnung, Speise, Kleidung u. s. w. (womit ursprünglich auch Handarbeiten verbunden waren), als auch insbesondere die Entsagung auf alles persönlicher Eigenthum. Der blinde Gehorsam, das zweite Gelübde, dessen Beobachtung die strengsten — oft tyrannischen — Strafen wahrten, vollendet die Zernichtung der Persönlichkeit, und wandelt den Mönch in ein willenloses Werkzeug des Obern, nach den verschiedenen Stufenfolgen der Kloster- und Ordens-Würden um. Die Ehelosigkeit — wiewohl sie ursprünglich nicht unbedingt gefordert wurde — ist eine natürliche Folge der beiden ersten Verpflichtungen und des gemeinschaftlichen Lebens, auch im Begriff der ascetischen Keuschheit, als des dritten Gelübdes, enthalten.

Die geistlichen Verrichtungen des Gottesdienstes und der Seelsorge sind dem Mönchthum nicht wesentlich. Die ersten Mönche wurden für Laien geachtet, doch erkannte man sie bald als geeignete Diener der Hierarchie.

Unläugbar haben viele Klöster Gutes in reichem Maße gewirkt. So lange die wirkliche Armuth den Mönchen das Gesez der Arbeit auflegte, ist durch ihren nüzlichen Fleiß (— später auch durch der Großgewordenen Schäze und Machtwort) manche Wildniß angebaut, Wald, Sumpf und Heide in völkernährende Fluren verwandelt worden. Von Klöstern ging oft der Wohlstand in eine weite Umgegend aus; selbst Pracht und Ueppigkeit derselben dienten zur Belebung der Industrie. Auch edlere Ernten, der Kunst und Wissenschaft, sind in den Klöstern oder durch dieselben erblüht. In ihnen allein fanden während des Waffengetümmels im Mittelalter die Musen eine — freilich dürftige — Zufluchtsstätte. Viele Klöster und Orden haben die Wissenschaften zum ganz vorzüglichen Ziel ihres Strebens gemacht, und ihre Sammlungen, ihre Unterrichtsanstalten, ihre gelehrten Werke haben immer schäzbare — den Urhebern oft unwillkommene — Früchte getragen. Unermeßliches Verdienst haben sich die Missionarien — die meisten derselben sind aus Klöstern gekommen — um Geographie, Anthropologie, ja um die meisten Zweige der Erkenntniß gesammelt, und die wahrhaft wohlthätigen, humanen Zwecke einiger besondern Orden oder Klöster, als Krankenpflege, Befreiung der Gefangenen u. A., haben ihnen den gerechtesten Anspruch auf Dank und Verehrung erworben. Endlich haben sich auch in allen Orden und zu allen Zeiten viele einzelne Mönche durch Tugend, wahre Frömmigkeit, Talent und Eifer für's Menschenwohl rühmlichst ausgezeichnet.

Dennoch sprechen Philosophie und Humanität das verwerfende Urtheil über das Mönchthum aus.

Nur der dem Mönchthum natürlich oder nothwendig einwohnende Geist kann unser Urtheil bestimmen; und solcher Geist wird durch die Betrachtung erkennbar, daß das Mönchthum die Unterdrückung der natürlichen Triebe fordere, und daß sein Wesen Frömmelei und Werkheiligkeit sey.

I. Nicht ungestraft wird die Natur beleidigt, und unterdrückte Kräfte eröffnen sich eine verderbliche Bahn. Der Mönch, welcher die freundlichsten Gefühle verläugnen, hart gegen sich selbst und Feind des Vergnügens seyn soll, wird leicht auch hart gegen Andere, unduldsam, verfolgend, ohne Nachsicht und Erbarmen. Auch ist Demjenigen, welcher den Menschen auszog, die Gefahr nahe, entweder in himmelhohen Regionen als Phantast zu schwärmen, oder zu grober Sinnlichkeit noch unter den Menschen herabzusinken. Nicht minder Gefahr ist für den, welcher dem Gesez des blinden Gehorsams sich unterwarf, daß er auch die verächtliche Gesinnung des Sklaven annehme, und von der Menschenwürde selbst die Idee verliere.

II. Ein Institut der Frömmelei und der Werkheiligkeit kann nur in einem abergläubischen Boden und in einer finstern Zeit gedeihen. Der Mönch, als solcher, ist daher nothwendig der Aufklärung und jeder freien Erkenntniß Feind. Er mag die Gelehrsamkeit dulden, selbst lieben, er mag die Realdisciplinen ehren: — aber die Philosophie, in deren Reich das Mönchthum nicht aufkommen kann, ist ihm ein Gräuel. Aus gleichem Grund, weil er selbst ihnen entsagte, und durch ihre Unterdrückung gewinnt, schäzt er die häuslichen und bürgerlichen, auch die rein menschlichen Tugenden gering, und preiset und schärfet dafür die unfruchtbaren Tugenden der Ascetik ein. Ein Staat, wo das Mönchthum herrscht, ist der liberalen Geistesbildung verschlossen, verschlossen der Freiheit, dem Bürgerglück und der edlern Humanität.

Digitized by Google

Zweiter Zeitraum.

(Fünfter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Von Karl M. bis zum Schluß der Kreuzzüge.

Vom Jahr 800 bis 1300.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Charakter des Zeitraums.

Lehenswesen und Hierarchie sind die beiden Hauptverhältnisse, um welche, als um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt, alle andern sich drehen, und welche, als die herrschenden Mächte des Zeitalters, dessen allgemeinen Geist in bürgerlicher, religiöser, wissenschaftlicher und sittlicher Beziehung gebieterisch bestimmen.

Beide, das Lehenswesen und die Hierarchie, was immer ihre Lobredner von deren zeitgemäßer Vortrefflichkeit, d. h. von ihrer nach den damals obwaltenden Umständen anzuerkennenden Wohlthätigkeit, rühmen — gehören zu den kläglichsten Erscheinungen in der Geschichte.

Es mußte wohl eine böse Zeit seyn, worin selbst der Aberglaube zur Wohlthat ward, Pfaffenmacht eine erwünschte Zuflucht blieb, Ordalien die Nothhilfe gegen Stupidität oder Willkür der Richter waren, Unwissenheit die Despotie minder eingreifend machte, Rohheit die Schuzwehr gegen Immoralität in der Politik und im Privatleben war, und Stumpfheit

die Noth und Bedrängniß minder empfinden ließ! Das Hauptübel war, daß allenthalben das Volk die Freiheit verloren, ja, daß ein wahrer Rechtszustand durchaus fehlte. Viele andere Uebel erscheinen uns darum beziehungsweis als Güter, weil sie jenes Hauptübel verschleierten oder milderten. Aber dieser Schein verschwindet, wenn man sie an und für sich ins Auge faßt. In dem rechtslosen Verhältniß der durch Kriegsgewalt unterworfenen oder durch Kriegsgewalt herrschenden Völker und Heerhäupter mochte die Kette der Lehensherrlichkeit und Vasallenschaft, welche vom Thron bis zur Hütte alle Stände und Landestheile durchlief, die völlige Anarchie verhindern, oder wenigstens den Schein eines bürgerlichen Vereins erhalten. Aber wie unvollständig ersezte sie jenes festere und edlere Band eines gemeinen Gesezes und eines gemeinen Willens, welches die Glieder eines wohlorganisirten Staates als solche umschlingt, und — ob unter monarchischen oder republikanischen Formen — als eine moralische Person darstellt? — Wohl mochten die Vorrechte und die Macht des (ob Allodial-, ob Lehens-) Adels der Tyrannei des Königs einen Damm entgegensezen; aber die Adeligen selbst, als eben so viele Zwingherren, konnten nach Willkür durch einheimische Fehde das Land verwüsten, und ungestraft den Fuß auf den Nacken der ihnen preisgegebenen Gemeinen sezen. Nicht anders ist die Hierarchie. Sie hat vielseitig die Wuth der Leidenschaften durch heiliges Ansehen besänftigt, die Gräuel der Befehdungen durch den Gottesfrieden gemildert und die ungerechte Gewalt großer und kleiner Tyrannen vermittelnd und strafend gebrochen. Aber Leidenschaften hat sie auch aufgeregt, heilige Kriege hat sie entzündet, und ist nicht weniger dem Unrecht als der Gerechtigkeit hilfreich gewesen; ja sie hat, selbst wo sie wohlthätig wirkte, für den Schein der äußern Freiheit die edlere, die Geistesfreiheit, als Preis gefordert und oftmals auch mit der weltlichen Macht wider die Volks- und Menschenrechte sich verbunden. Gegen so furchtbare Allianz, des Thrones mit dem Altar, blieb den Nationen auch nicht eine Waffe; denn die Wissenschaft ward durch Kriegslärm verscheucht oder durch denn Bannstrahl ertödtet; und unter der in Schmach versunkenen, durch Vereinzelung ohnmächtigen Menge war keine öffentliche Meinung, höchstens die vom Priester geleitete — meist mißleitete — Religiosität wirksam. Auch die Armuth lähmte die Volkskraft. Ohne Kenntniß der feinern Genüsse, geduldig der Noth hingegeben, ohne Sicherheit des Eigenthums wie der Person, wie hätten die Menschen betriebsam, gewerbsfleißig, den Handel liebend seyn können? — So ward der Rost der rauhen Sitte von Jahrhundert zu Jahrhundert dichter; nur die Tugenden, welche natürlich dem ungebildeten Zustand und der Noth entkeimen,

Digitized by Google

veredelt durch die himmelan leitende Christuslehre, blieben sichtbar, und nur seltene Talente — wiewohl durch die Seltenheit und wegen der umgebenden Nacht um so heller leuchtend — machten sich Bahn. Das kostbarste, eigenthümliche Kleinod dieser Zeiten war die Chevalerie, eine der Rohheit und Bosheit mit wunderbarer Macht entgegenstrebende Einsezung; doch ihrem Wesen nach selbst auch das Kind der Rohheit, und durch ihren Hauptzweck, Bekämpfung des Unrechts, dieses leztere als vorherrschende Gewalt voraussezend; dabei sehr geneigt zur Ausartung in abenteuerliche, die wichtigsten bürgerlichen Verhältnisse verwirrende Mißgestalt; endlich, selbst in der vollkommensten Beschaffenheit, eine gefährliche Stärkung der Adelsmacht, eine durch Heiligkeit imponirende Scheidewand zwischen Edlen und Volk.

Das trübe Gemälde, welches wir hier von dem Zeitraum entworfen, bedarf freilich, für die einzelnen Jahrhunderte sowohl, als für einzelne Theile des historischen Schauplazes, einer nähern Bestimmung. Zumal ist bald nach dem Anfang der Kreuzzüge ein leises Beginnen des Umschwungs zum Bessern, eine langsam heraufkommende Morgendämmerung bemerkbar. Auch haben wir bei unserer Charakteristik nur Europa, ja vorzugsweise nur das germanische, also das mittlere und westliche Europa, im Auge gehabt. Doch sind auch die nördlichen und östlichen Nationen an Barbarei den Abendländern gleich, ja meist tiefer als sie und ärmer an Gutem. Das byzantinische Reich aber geht seinen eigenen, traurigen Gang fort, mehr und mehr der Auflösung nahend.

Ein abstechendes Gegenstück zur christlichen Barbarei gibt die in diesem Zeitraum gerade am schönsten blühende orientalisch-mohammedanische Kultur. Doch ist dieselbe auch in ihrer höchsten Höhe, nach dem Verhängniß Asiens, durch die Wolken des Despotismus verdüstert, und hat das energische — nach immer fortschreitender Ausbildung strebende, im Geist und Gemüth der Völker nicht minder, als in den Umständen liegende — Lebensprinzip der europäischen nicht. Noch in der vorliegenden Periode ermattet auch die arabische Kultur schon wieder, und wird am Ende derselben durch die mongolische Umwälzung fast vernichtet.

Summe der politischen Begebenheiten.

Die imposante Erscheinung Karls des Großen eröffnet den Zeitraum und gibt dem Strome der allgemeinen Verhängnisse eine neue, lang kenntliche Richtung. Dieser thatkräftige, vom Schicksal wunderbar begünstigte, oder vielmehr demselben als

Digitized by Google

Werkzeug dienende Mann ist, den Wirkungen nach, die von ihm ausgingen, für mehr als ein Jahrhundert die Hauptgestalt. Gegen die Ländermasse, die er zusammenbrachte — sie reichte von der Nordsee bis zum untern Italien, vom Ebro bis zur Weichsel und Theiß — verschwand die Bedeutsamkeit aller übrigen europäischen Staaten. Selbst nach der früheren Zersplitterung seines Reiches behielten dessen getrennte Theile noch geraume Zeit eine gemeinsame Bewegung und einen, in weiter Sphäre wirksamen gemeinsamen Schwerpunkt; ja, ein Theil, Teutschland, behauptete als Erbstück von Ihm die vorherrschende Macht in Europa viele Jahrhunderte lang. Seine Gesetze, wiewohl ihr Geist nicht verstanden und auch ihr Buchstabe hintangesetzt ward, sind dennoch die Grundlage und der wichtigste Erklärungsgrund der spätern innern Verfassung vieler Reiche; und durch die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums ist er auch für die politischen Verhältnisse von ganz Europa in ferne Zeiten gebietender Gesetzgeber geworden.

Auf keinen seiner Nachkommen vererbte sich Karls großer Geist; auch ging durch das rächende Schicksal nach wenigen Geschlechtsaltern sein ganzes Haus — meist schmählich — unter; sein Reich aber zerfiel, zuerst (schon unter seinen Enkeln, 843) in die drei Hauptreiche, Teutschland, Italien und Frankreich, später in noch mehrere Trümmer, als: die beiden burgundischen, das navarrische und das obotritische Reich.

Nach vielen Zerrüttungen und unsäglichem Elend, welches die schwache Regierung der Karolinger über die Völker gebracht hatte, erhob sich zuerst, unter freigewählten, einheimischen Königen, die Macht Teutschlands, und erhielt entschiedenes Uebergewicht und anerkannte Majestät durch die bleibende Erwerbung der italienischen Königskrone und des römischen Kaiserthums unter Otto M. Ein herrliches — nach der etwas später erfolgten Vereinigung beider Burgundien dreifaches, Teutschland, Italien und Arelat umfassendes — Reich. Westgrenze war die Rhone und Maas, in Nord, Süd und Ost noch meist die alt-karolingische Grenze, nur daß gegen Ost die zweifelhafte Herrschaft bestimmt, befestigt und bedeutend erweitert ward, und außer den Wenden auch Böhmen, Polen und Ungarn (die beiden Leztern jedoch nur zeitlich) seine Hoheit erkannten. Aber die rohe Staatskunst jener Zeiten verstand und der Geist des Lehenwesens erlaubte nicht, durch festen Zusammenhang die Glieder dieses großen Körpers zu verbinden. Selbst die eigentlich teutschen Länder wurden durch die schwellende Macht der Thronvasallen und größern Dynasten allmählig in ein regelloses Gemisch nach Unabhängigkeit strebender Herrschaften verwandelt, welche der König

nur durch persönliche Ueberlegenheit an Geisteskraft, Muth oder angestammte Hausmacht in Unterwürfigkeit zu erhalten vermochte. Die Berührung mit dem meist feindseligen, immer eifersüchtigen Frankreich begünstigte in den burgundischen und lotharingischen Provinzen, so wie die Verschiedenheit des Ursprungs und der Sitte, das Andenken früherer Selbstständigkeit und die Entferntheit der Lage in den wendischen und slavischen Ländern, die Losreißung von Teutschland; und ohne die, in den auswärtigen Staaten herrschende, ähnliche Verwirrung, mehr noch ohne den ausgezeichneten, persönlichen Werth der meisten teutschen Könige — in welcher Rücksicht unsere vaterländische Geschichte jene aller übrigen Reiche wunderbar überstrahlt — wäre Schmach und Auflösung das fast unausweichbare frühe Loos des unförmlichen Staatskörpers gewesen.

Aber das schwierigste — ob auch glänzendste — Verhältniß blieb die Verbindung der teutschen Königskrone mit Italien und der römischen Kaiserwürde. Dieses wichtige Verhältniß bietet, zumal in politischer Rücksicht, zwei ganz verschiedene Seiten der Betrachtung dar. Der Besitz der reichen lombardischen Fluren, die Oberhoheit des Kirchenstaates und hierzu — unter den spätern Hohenstaufen — die Herrschaft über das gesegnete Neapel und Sicilien konnten wohl, als kostbare Kleinodien, des angestrengtesten Ringens werth, als unerschöpfliche Schatzkammern und Waffenhäuser, als würdige Trophäen und feste Bollwerke teutscher Kraft und teutscher Herrlichkeit gelten. Das römische Kaiserthum aber, nach den großen Erinnerungen, die sich an dessen Namen knüpften, enthielt den vollgiltigen Anspruch auf den ersten Rang unter allen abendländischen Mächten, ja einen scheinbaren Titel zur Herrschaft der Welt. Doch alle diese Besitzthümer waren mehr Schein und Namen als Wirklichkeit. Die Natur, so wie sie Teutschland von Italien durch ewige Grenzmarken gesondert, hat auch die Völker durch die bleibende Scheidewand verschiedener genetischer und klimatischer Charaktere getrennt. Der ungelehrten, leidenschaftlichen, nur auf Gewalt pochenden Politik der teutschen Kaiser war es ganz unmöglich, diese Kontraste zu heben oder unschädlich zu machen. So blieben die transalpinischen Eroberer den gedemüthigten Völkern Italiens immerdar als barbarische Fremdlinge verachtet, als siegende Feinde verhaßt; und der Besitz des Landes war nie ein anderer, als ein schwankender, von stäter Waffengewalt abhängender Kriegsbesitz. Jeder Krönungszug war ein Feldzug, jeder Schritt ward erschwert durch offenen Kampf oder gefährlichere Tücke, jeder Winkel Italiens getränkt mit teutschem Blut.

Hierzu kam das nähere Verhältniß mit dem Papst. Der

Bischof Roms und der Schuzherr der römischen Kirche, der priesterliche Regent des Kirchenstaates und dessen bürgerlicher Oberherr, der abendländische Patriarch und der abendländische Kaiser, oder, nach kühnern Ansprüchen, das geistliche Oberhaupt der Christen und der zeitliche Herr der Welt, hatten gegen einander in allen diesen Beziehungen so viele Punkte eifersüchtiger oder feindseliger Berührung, daß, nach der allgemeinen Lage der Dinge, der heftigste Widerstreit zwischen Beiden, ja ein Kampf auf Tod und Leben, unvermeidlich war. Jahrhunderte durch ward derselbe gekämpft, mit allen Waffen, welche die gegenseitige Stellung Beiden darbot, aber mit entschiedener Ueberlegenheit des Papstes, als welcher nicht nur durch den Donner des Bannes eine fanatische Welt erschreckte, sondern auch die irdischen Interessen der Freiheitsliebe, des persönlichen Hasses, der Ehrsucht und Herrschbegierde gegen die Kaiser aufregte, schirmte und als dienstbare Werkzeuge benüzte. Daher geschah, daß, als die sächsischen Kaiser durch wiederholte, theuer erkaufte Siege die Herrschaft scheinbar befestigt, der fränkische Heinrich (III.) dieselbe auch ausgeübt hatte, schon des Leztern Sohn schmachvoll und kläglich dem ungleichen Kampf erlag, die heldenmüthigen Hohenstaufen aber, nach langem, glorreichem Widerstand, das traurigste Ende nahmen, ihren Nachfolgern am Reich ein warnendes Beispiel; also daß nach ihnen keiner mehr die Reichsrechte gleich eifrig zu behaupten wagte, und das Königreich Italien zum veralteten Titel, das römische Kaiserthum aber zum fast bedeutungslosen Namen herabsank. In dem vergeblichen Ringen nach welscher Hoheit aber hatten die Kaiser nicht nur die teutsche Nationalkraft vergeudet, sondern auch ihr eigenes Ansehen in Teutschland dem feilen Beistand ihrer Vasallen zum Opfer gebracht. Ihre Herrschaft selbst über dieses Teutschland war beinahe zum bloßen Ehrenrang geworden; und am Ende des Zeitraums ist — während einzelne teutsche Fürsten an selbstständiger Macht den Königen ähnlich sind — der teutsche Staatskörper, als welcher der gemeinsamen Seele, der energischen Centralkraft ermangelt, auf der politischen Wagschale wenig bedeutend mehr.

Dasselbe Verhältniß zwischen Kaiser und Papst ward auch zur politischen Gestaltung Italiens der vorzüglichste Grund. Dieses Land hatte sich frühe der Herrschaft der Karolinger entzogen; einheimische Große wagten es, nach der königlichen, selbst nach der Kaiserkrone zu greifen. Aber zu uneinig im Innern, konnte Italien der Macht des Auslandes sich nicht erwehren. Nach blutigen Umwälzungen und wechselvollem Kampf verschwanden die meisten der, aus der Zersplitterung des karolingischen Erbes hervorgegangenen Fürstenthümer, und Italien huldigte den Teutschen.

Wohl würden auch ohne den Papst Nationalhaß und Lehensanarchie diese Bande wieder zerrissen haben; aber die Fehde zwischen Thron und Altar begünstigte, beschleunigte die Zerreißung, und gab der neuen Ordnung der Dinge Bestand und Charakter. Rom ward zum zweitenmal Gebieterin der Welt. Denn gegen den Papst, nachdem er den Kaiser besiegt hatte, mochte kein Fürst, kein König mehr Widerstand wagen, und es empfing vom Vatikan ehrerbietig die Christenheit Gesez und Recht. In Italien selbst indessen galt des Papstes Wort viel weniger. Zwar über das schöne Reich, welches in Neapel und Sicilien über den Trümmern der arabischen und griechischen Herrschaft die Normänner gegründet, hatte er die Lehenshoheit errungen und sein unmittelbares Gebiet, den Kirchenstaat, welchen er Pipins und Karls M. Schenkung verdankte, gegen die Unbilden der Zeit, so gut es anging, vertheidigt: aber hier wie dort ward ihm, durch den Troz seiner Vasallen und ihre Ueberlegenheit in weltlichen Waffen, oft harte Bedrängniß und der Welt, das sonderbare Schauspiel einer weithin unwiderstehlichen, in der Nähe verspottten Gewalt.

In den lombardischen Landen, als welche, der Lage und den Verhältnissen nach, des Kaisers Macht am meisten scheuten, erklang vor allen, zwischen dem feindseligen Geschrei der beiden streitenden Gewalten, der Freiheit edler Ruf. Er ging von den Städten aus, welche sofort in dem Papst, als dem Gegner ihres gefürchteten Oberherrn, den natürlichen Schüzer erkannten. Eine Menge von Freistaaten blühte auf, durch Handel reich, durch Gemeingeist mächtig und weithin — auch für jenseits der Alpen — ein anlockendes Beispiel. Dagegen wandten sich viele Große, welche das Aufkommen der bürgerlichen Rechte haßten, an den Kaiser. An denselben wandten sich auch einzelne Städte, die mit andern im Streit lagen, oder einzelne Parteien unter dem Volk und Adel. So ward allmählig ganz Italien durch die Zwietracht der Guelfen (Anhänger des Papstes) und Gibellinen (Anhänger des Kaisers) in zwei politische Parteien getheilt, welche, bunt durch einander gemischt, blutigen Krieg und einheimische Zerrüttung in fast alle Länder, Gemeinden und Geschlechter einige Jahrhunderte lang brachten, durch ihren innern Hader die Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten hinderten, und durch ihren wechselnden Erfolg den vielgetheilten Zustand des Landes, die wunderbare Mischung von Freiheit und Fürstenmacht in der merkwürdigen Halbinsel veranlaßten.

So wie Teutschland zur Vielherrschaft, und Italien zur Freiheit sich ausbildeten, also gedieh in Frankreich das System der Monarchie und der konzentrirten Gewalt. Zwar unter den Karolingern waren alle Verhältnisse jenen in den beiden an-

Digitized by Google

dern Ländern gleich; doch offenbarte schon die hier länger, als überall sonst fortdauernde Herrschaft der unwürdigen Sprößlinge Karls den der Erbmonarchie geneigten Charakter des französischen Volks; und von der Erhebung Hugo Capets an, dessen Haus den Scepter nimmer verlor, nahm die Geschichte Frankreichs einen der Geschichte Teutschlands durchaus entgegengesetzten Gang. Die teutschen Könige hatten den männlich kühnen Sinn auf große Unternehmungen nach Außen gerichtet, aber das einheimische Interesse, zumal die Stärkung ihrer Herrschermacht, im Bewußtseyn kaiserlicher Erhabenheit vernachlässigt. Die Könige Frankreichs, ohne solche imponirende Würde, von übermüthigen Vasallen umgeben, und der hinreichenden Zwangsgewalt ermangelnd, strebten zuerst, ja fast ausschließend, nach Vergrößerung ihrer Königsmacht, und verfolgten diesen Plan mit jener beharrlichen Politik, welche die natürliche Waffe der Schwachen ist. So ward ihre Aufmerksamkeit von auswärtigen Angelegenheiten abgelenkt, und, wo sie in solchen auftraten, da geschah es meistens — wie in den oft wiederholten Kriegen um Lothringen — mit auffallender Schwäche. Die Schwierigkeit ihrer einheimischen Verhältnisse vermehrte solche Schwäche. Denn als ein Herzog der, schon unter den Karolingern zur Feindesbeute gewordenen, Normandie, also ein Vasall und Pair von Frankreich, England eroberte, und später das reiche Erbe von Guienne derselben feindseligen Krone zufiel, so sah sich der französische König in seinem eigenen Reich von so naher Gefahr in Nord und Süd bedroht, daß alle andern Plane der Sorge um die Erhaltung weichen mußten. Doch führte er die Kriege mit England nicht ohne Glück; die Gefahr sammelte die Franzosen um ihren Beherrscher, und es zeigte sich schon deutlich die Wirkung der durch Ludwig VI. und Philipp August gestärkten Königsmacht. Noch sichtbarer war solches unter den glänzenden Regierungen Ludwigs IX. und Philipps des Schönen.

Spanien war eine eigene Welt. Die allmählig entstehenden christlichen Reiche, Leon, Castilien, Navarra, Aragonien und Portugal verschwendeten ihre meiste Kraft theils in gegenseitigen Kämpfen, theils in Kriegen gegen die mehr und mehr zurückweichenden Mauren. Doch nahmen sie auch, leidend und widerstrebend, an den Umwälzungen Nordafrika's, deren meiste Schwingungen die Halbinsel erreichten, nicht minder — zumal Navarra — an den englisch-französischen Kriegen wegen nachbarlicher Verhältnisse, auch an den Angelegenheiten Italiens — insbesondere das nach fremder Herrschaft lüsterne Aragonien — einigen Theil.

England genoß, unter Alfred M., ein kurzes Glück. Nach

Digitized by Google

vielen Verwüstungen erhoberten die Dänen das ganze Land. Aber nicht lange behaupteten sie es. Ein neuer Eroberer, Wilhelm von der Normandie, beruhigte mit schwerem Scepter das blutende Reich. Nach wiederholten Stürmen bestieg das Haus Plantagenet mit Heinrich II. den Thron, stärkte ihn durch weite Besitzungen in Frankreich und durch das neu eroberte Irland. Einheimische Unruhen, durch die widerstreitenden Interessen der königlichen Gewalt und des nach Freiheit aufstrebenden Volkes veranlaßt, hinderten den Nachdruck der auswärtigen Kriege. Frankreichs Ueberlegenheit ward empfunden, so wie die gefährliche Nachbarschaft des meist feindseligen Schottlands.

In vielen Raub- und Eroberungszügen ward der Name der Normänner groß. In ihrer Heimath verhinderten Barbarei und innere Zwietracht das Aufkommen eines mächtigen Reiches. Doch war Dänemark — zu welchem auch Norwegen mitunter gehörte — unter Kanut M. und unter den beiden Waldemar fürchterlich. Schweden blieb lange getheilt und bis an's Ende des Zeitraums politisch unbedeutend.

Rußland, das unter den Fürsten aus Rurik's Geschlecht aus der Barbarei sich emporzuheben begann, ward durch das Schwert der Mongolen dahin zurückgestürzt. Europa kannte nur noch dunkel dies große Land und Volk.

Die Geschichte der Wenden, der Böhmen, Mähren, größtentheils auch der Polen, ist mit jener Teutschlands verbunden, und meist nur in solcher Verbindung bedeutend.

Unter den aus Asien in die euxinischen und Donauländer eingewanderten Horden sind die Ungarn die wichtigsten; anfangs als die Geißel Teutschlands, später demselben lehenspflichtig, darauf abermals selbstständig und immer als unruhige Nachbarn gefährlich.

Die Bulgaren, Chazaren, Patzinazen, Komanen u. A. sezen ihre verheerenden Züge fort, und herrschen abwechseln über die blutriefenden Länder. Ihre wichtigsten Verhältnisse hatten sie zum russischen und zum byzantinischen Reich.

Dieses leztere versinkt mehr und mehr in Lethargie; nur die Kreuzzüge, an welchen es thätig und leidend großen Antheil nimmt, geben ihm ein vorübergehend erhöhtes politisches Leben.

Noch stand am Anfang der Periode der Thron der Abbassiden weitgebietend, glanzvoll zu Bagdad, ungeachtet der Ommajahden verhaßtes Geschlecht in selbstständiger Majestät zu Cordova herrschte. Aber nach dem ewig wiederkehrenden Verhängniß der asiatischen Reiche ermattete das große Chalifat, und es starb, anfangs in den entlegenern Provinzen, endlich im Herzen selbst, die politische Lebenskraft. Aus den durch Empörung der

Digitized by Google

Statthalter oder barbarischen Miethsoldaten oder gemeinen Abenteurer sich losreißenden Provinzen bildeten sich neue Reiche, neue, mehr oder minder fern wirkende Mittelpunkte kriegerischen und politischen Völkerverkehrs; und zuletzt ward der sechs und fünfzigste Nachfolger des Propheten in der heiligen Stadt des Friedens von mongolischen Rossen zertreten, das Chalifat zerstört.

Unter den vielen, aus der Auflösung des arabischen Weltreiches in Afrika und Asien hervorgegangenen neuen Reichen war dort das schon im zehnten Jahrhundert gegründete fatimitische, bei welchem, durch den Anspruch seines Stifters auf die Chalifenwürde, die kirchliche Trennung zur politischen sich gesellte, vorzüglich merkwürdig. Aber noch viele andere Dynastien erhoben sich auf der weitgedehnten afrikanischen Nordküste und auf jener des Oceans und in Spanien zu glänzender, doch meist kurz dauernder Herrlichkeit.

In Asien ziehen zumal die türkischen Reiche durch weitverbreiteten Einfluß und durch die bleibende Wichtigkeit des türkischen Namens, den aufmerksamen Blick auf sich. Seit dem sechsten christlichen Jahrhunderte sind die Geschichten Asiens von dem Ruhm und den Schrecken jenes ferntönenden Namens erfüllt. Aber sehr verschieden sind der Schauplaz und die Umstände des — ob auch überhaupt barbarischen und meist verderbenden — Wirkens dieser großen, in vielgetheilten Stämmen bestehenden Nation. Von einem uralten Reiche der Türken in den Bergwüsten des Altai geben die Jahrbücher der Sinesen Kunde. Die furchtbaren Horden der Chazaren, Ungarn, Petschenegen u. A. sollen aus dem Schooße dieses Reiches gekommen seyn. Viele andere, näher der Heimath bleibend, zogen meist unter dem weitverbreiteten Namen der Turkomanen in den Steppenländern östlich am kaspischen Meer — ein Theil auch im Westen desselben — umher, gewöhnlich gegen die mittelasiatischen Reiche, oft auch im Sold derselben Waffen führend. Aus türkischen Gefangenen und Miethlingen bildeten zumal die spätern Abbassiden ihre Leibwachen, gaben begünstigten Häuptlingen derselben die Statthalterschaft weiter Länder, andern die Würde von Emirs und Vezieren. Theils von solchen sklavischen Emporkömmlingen, theils von Häuptern der freien Horden wurden nun, durch Empörung oder Krieg, die vielen Throne gebaut, welche wir, neben oder nach einander, in den Ländern des Chalifats sich erheben und — auf gleiche Weise, wie sie entstanden — wieder einstürzen sehen. Die Reiche der Gaznewiden, Seldschukiden, Chariffemiten, Atabecken, Kurden und Mamlucken und viele andere gehören hierher.

Selbst die Mongolen, deren verwüstende Herrschaft fast ganz

Digitized by Google

Asien und ein Drittheil von Europa umfaßte, sind eine türkische, oder den Türken unterworfene Horde. Im dreizehnten Jahrhundert erhob sich, aus der Wüste Cobi, der allerschrecklichste Sturm, der je die Welt verheerte. Unter Dschengis-Chan und seinen Söhnen stürzten die halbmenschlichen Mongolen, lavinenartig, über die Länder, warfen hundert Throne nieder, und errichteten über deren Trümmern ihr eigenes, unermeßliches Reich, das größte, durch Blut und Verödung schrecklichste in der Geschichte. Auch von den vier Haupt-Chanaten, in welche das ungeheure Ganze bald zerfiel — als Sina oder Ostasien, Iran oder Mittelasien, Dschagatai oder das hochasiatische Steppenland (Turan) und Kaptschak oder Nordasien mit Rußland — war jedes einzelne allzugroß, die drei leztern auch zu barbarisch gestaltet (nur in Sina civilisirten sich die Unholde), um ohne weitere Umwälzungen zu bleiben. Wir werden dergleichen auch im nächstfolgenden Zeitraum, zumal die allerwichtigste von Dschagatai, ausgehen, und hierdurch den seither angedauerten traurigen Zustand Asiens sich vollenden sehen.

Auf alle Verhältnisse der meisten abendländischen, wie der morgenländischen Reiche hatten die, am Ende des eilften Jahrhunderts beginnenden, Kreuzzüge den mächtigsten Einfluß. Kein merkwürdigeres Schauspiel war noch als sie.

Diese Züge wurden einer religiösen Idee willen unternommen, nicht aus politischen Gründen. Demnach ist auch der politische Standpunkt der richtige zu ihrer Würdigung nicht. Gleichwohl mußte der Stoß so ungeheurer Kräfte, der Zug so gewaltiger Heere, die Eroberung, die langwierige und angestrengte Behauptung eines fernen Landes, die auf verschiedenen Wegen, zu Land und Wasser in Nord und Süd versuchte Verbindungslinie mit Jerusalem, endlich das Scheitern aller dieser Plane auch wichtige politische Resultate geben. Welches waren dieselben? —

Ganz Europa erhebt sich in Waffen — „wie aus den Angeln gehoben, um über Asien herzustürzen," ringt fast zweihundert Jahre lang mit äußerster und vereinter Kraft — und erwirbt Nichts, als den schwankenden Besiz eines kleinen Küstenlandes, behauptet denselben kümmerlich, unter großen Unfällen und beständiger Gefahr, und verliert ihn endlich auf immer. Mehrere gekrönte Häupter, viele große Fürsten und Herren, die Blüthe der Ritterschaft aus allen Reichen, und Millionen gemeiner Streiter als Schlachtopfer dieser großen Sache gefallen, unsägliche Schäze dafür aufgewendet: und nicht eine Scholle des theuer bezahlten Landes zum Gewinn geblieben, und der Erbfeind des christlichen Namens, anstatt geschwächt zu seyn durch zweihundertjährige Fehde, bei ihrem Ende

Digitized by Google

furchtbarer als je; das griechische Reich, zu dessen Schuz zumal die Kreuzzüge begannen, anfangs zwar durch neuen Ländererwerb gestärkt, bald aber durch die Kreuzfahrer selbst geängstigt, ja umgestürzt und nach seiner Wiederherstellung vertheidigungslos den Türken preisgegeben; in Asien endlich viele zerstörende Schläge auf türkische und arabische Reiche, viele blutige Umwälzungen veranlaßt oder begünstigt; aber durch eben diese Zerrüttung die Schuzwehr der Mongolen geschwächt und der ferne Grund zur Entstehung der osmanischen Macht gelegt: — Dies sind die, mit Zweck und Mitteln so sehr kontrastirenden, äußern Wirkungen der Kreuzzüge und die scheinbare Rechtfertigung des harten Urtheils eines berühmten Schriftstellers: „daß also das einzige Unternehmen, zu welchem je die sämmtlichen Nationen Europa's sich vereinigten, und welches sie mit gleichviel Eifer als Beharrlichkeit verfolgt hätten, blos zum auffallenden Denkmal menschlicher Thorheit gedient." —

Aber das Mißlingen des Hauptzweckes so großer Bewegungen, welches gar leicht sich erklärt durch einen Blick auf die Karte und durch unbefangene Wägung der gegenseitigen physischen, militärischen, politischen und moralischen Streitkräfte, und durch besonnene Erwägung der, nach der Natur des Unternehmens und nach der damaligen Weltlage unvermeidlichen und unübersteiglichen, Schwierigkeiten und Hindernisse — das Mißlingen des Hauptzweckes oder die unmittelbare Wirkung der Kreuzzüge darf unser Urtheil über diese Unternehmung nicht bestimmen. Dieselbe ist mehr nach ihren Antrieben, nach ihrem Geist und nach ihren mittelbaren Folgen zu würdigen, was auch von uns später geschehen wird.

Kultur.

Ueberhaupt. Ritterwesen.

In einem Zeitalter triumphirender Adels- und Priestermacht, wo Sklaverei und Finsterniß über den Völkern lasten, und der Nationalverband selbst in eine Menge von Zwingherrschaften sich auflöst, wo der Rost der Barbarei von Jahrhundert zu Jahrhundert sich verdichtet, und unter beständigem Waffengeräusch oder donnerndem Kirchenfluch die Stimme der Humanität und der Vernunft kaum mehr vernehmlich bleiben: — da ist das Kulturgemälde wohl traurig, doch in seiner Traurigkeit lehrreich. Wenn ein Volk in den frühesten Aufstrebungen zur bürgerlichen Gesittung

schon überrascht wird von dem schlimmsten Verderbniß geselliger Verhältnisse und den heillosesten Früchten künstlicher Ausartung; dann wird durch das Monstruöse der Zusammensezung, so wie durch die Hoffnungslosigkeit eines solchen Zustandes das Entsezen des Beobachters aufgeregt und ein fürchterlicher warnender Spiegel allen kommenden Geschlechtern aufgestellt. Also ist der Charakter des vorliegenden Zeitraums. Die Völker hatten kaum den Mühseligkeiten und Gebrechen eines völlig rohen Zustandes sich entwunden, und schon sanken sie unter der Last eines künstlichen, ja gedoppelten — feudalistisch aristokratischen und hierarchischen — Despotismus darnieder; sie mußten die allerschwersten Bürden politischer Verhältnisse tragen, und dabei aller Segnungen der bürgerlichen Gesellschaft oder der veredelten Humanität entbehren.

In so düsterer Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse schlummerten gleichwohl die Keime einer bessern Ordnung der Dinge. Sie lagen darin, vielleicht von Keinem erkannt, und sie entwickelten sich, von Wenigen absichtlich gepflegt, im Ganzen minder durch das Verdienst jener Menschen, als durch wunderbare Fügung oder durch den Gang der allgemeinen Ereignisse.

Außer dem Christenthum, welches den nachstehenden Verhältnissen meist Ursprung oder Gestaltung gab, außer den Trümmern der alten Literatur, woran der Geistesblick der wiedererwachenden Europäer sich erheben mochte, waren es zumal drei Ursachen, die einen so glücklichen Umschwung erzeugten: die Chevalerie, das Städtewesen und die Kreuzzüge. Von den beiden lezten fordert die Ordnung, an einem andern Ort zu sprechen, hier nur von der Chevalerie.

Zu allen Zeiten haben Gewalt und Bosheit wider Recht und Unschuld sich verschworen. Zu allen Zeiten haben Wohlgesinnte sich verpflichtet gefunden, wohl auch sich ausdrücklich vereinbart, zur Milderung des menschlichen Elends, zur Handhabung des Rechts und zur Rettung der Unschuld. Die Größe des Uebels in der mittlern Zeit, die Auflösung der geselligen Bande durch Gesezlosigkeit und Faustrecht forderten und erlaubten eine nachdrücklichere Abhilfe. Wo gestattet ist, der eigenen Rechte, ja der Anmaßung und Leidenschaft willen zum Schwert zu greifen, da kann die bewaffnete Vertheidigung fremder Rechte und die offene Beschüzung der Unschuld nicht zum Vorwurf dienen. Wo die Gerichtsstühle keine Hilfe geben, da muß sich der Bedrängte an den Schuz der Einzelnen wenden. Freiwilliges Worthalten, wo der Gerichtszwang ermangelt, wird um so heiligere Pflicht.

Hierin — also im Uebel selbst — liegt wohl der erste Keim der Chevalerie, als seines natürlichsten und kräftigst wirkenden

Digitized by Google

Gegenmittels. Umstände und der allgemeine Geist der Zeit gaben ihm die bestimmtere Gestaltung. Die Dankbarkeit der Geretteten, die Achtung, welche dem Kämpfer für Recht und Unschuld selbst die Bösen zollten, das schöne Bewußtseyn, welches die Handlungen der Großmuth belohnt, munterten kräftig zu einer Thätigkeit auf, die der herrschenden Neigung zur Waffenführung trefflich zusagte, und den stolzen Ansprüchen der Edlen eine vollkommene Stüze gab. Von jeher hatte bei jenen kriegerischen Völkern die Tapferkeit als des Mannes Zierde, zumal als die unerläßliche Adels-Probe, gegolten. Jezt kam die schönere Idee auf: Großmuth zieme dem Tapfern, zum Schuz des Schwachen sey der Starke verpflichtet. Ideen aber herrschen gewaltiger als Geseze. Wenn als Pflicht galt, dem Unrecht zu steuern, so mußte die eigene Verlezung des Rechts um so schändlicher erscheinen. Der Gerechte haßt die Lüge, als das Werkzeug des Betrugs, und der Starke verachtet sie als Feigheit. Wahrheit, Treue, felsenfeste Treue ist die heiligste Tugend. Ohne sie ist keine Ehre, und Ehre ist des Ritters kostbarstes Gut. Die Würde des Charakters drückt auch dem äußern Benehmen den Stempel des Adels auf; Uebung der Menschenliebe stimmt zur Leutseligkeit, und die Scheu des Unrechts lehrt vorsichtig, schonend, gefällig im Umgang seyn. Allen Pflichten wird durch die Religion eine höhere Weihe gegeben, der Geist der mittlern Zeit förderte solche Weihe für alle wichtigern Verhältnisse, und die christliche Religion, als Lehrerin der Gerechtigkeit und des Erbarmens, harmonirte auf's Schönste mit den Hauptverpflichtungen des Ritterthums, läuterte und heiligte sie. Bald wurde durch äußerliche Einsezungen diese Andacht genährt, der Ritterschlag fast einem Ordensgelübde verglichen. Eine Art von Novizlat, den Dienst als Knappe, mußte Jeder thun, der nach der Würde des Ritters strebte, und mehr als Ritter ward auch der König nicht.

Freilich kann keine menschliche Einsezung die Natur des Menschen umwandeln. Das Ritterthum tilgte die Anlagen zur Bosheit, die Selbstsucht, die Leidenschaft nicht. Aber es stellte doch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Ehre als hohe Ziele des pflichtmäßigen Bestrebens auf, verstärkte die Kraft moralischer Gebote durch conventionelle Sanktion, huldigte jeder Tugend, brandmarkte das Laster, welches, wo immer es auftam, doch als Regelwidrigkeit oder als sträfliche Uebertretung auch der statutarischen Pflicht erschien. Aller Auswüchse ungeachtet, die zumal in spätern Zeiten es verunstalteten, bleiben doch jene herrlichen Grundzüge des Ritterthums kennbar, und, ob verzerrt durch schwärmerische Uebertreibung, oder mißbraucht durch Bosheit und Heuchelei, sein wahrer Charakter ist immer edel und groß.

Die Folgen des Ritterthums haben fortgedauert, nachdem es

selbst, dem veränderten Geist der Zeiten weichend, im Leben erloschen war. Manche Verfeinerung des geselligen Tones, manche Delikatesse in der Freundschaft und Liebe, die Heilighaltung des Ehrenworts selbst unter Jenen, die der moralischen Pflichten spotten, und vor allem die Züge der Menschlichkeit und Großmuth, welche mitunter die Zerstörungen der Kriegswuth, die Gräuel des Schlachtfeldes mildern — sind wohl meistens Vermächtnisse oder Nachklänge aus der Ritterzeit.

Gesetze und Sitten.

Die Gesetze bestanden meist nur aus Herkommen oder Gewohnheiten, welchen die Umstände oder die Urtheile des schlichten Verstandes den Ursprung gegeben hatten, die man gelegenheitlich sammelte, kund, wenn sie Billigung erhielten, mit öffentlichem Ansehen versah. Politische und bürgerliche Gesetze waren nicht streng geschieden. Die Kriminalgesetze hatten noch immer zu ihrem Hauptcharakter Komposition. Die genaue Bestimmung des Wehr- und Friedgeldes nach der Würde der verletzten Personen und den Graden der Verletzung, ohne Rücksicht auf die moralische Zurechnung, mag eine Rohheit der Begriffe andeuten: aber sie verbannte, was man auch als tiefe Weisheit betrachten kann, alle Willkür von den Gerichten.

In Teutschland haben die Städte, die natürlichen Freundinnen des Rechts, zuerst Gesetzsammlungen gemacht. Aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sind die Provinzialversammlungen: das Sachsenrecht, das Schwabenrecht, auch das Kaiserrecht. Ueberall waren solche Provinzialgesetze und Gewohnheiten vorherrschend. Allgemeine Reichsgesetze wurden wenige gegeben. Die aufkommende Landesherrlichkeit veranlaßte Dieses.

Aber wichtiger als alle Provinzial- oder Nationalgesetzgebungen sind uns einige andere, in diesem Zeitraum aufgekommene, Gesetze von allgemeinem oder doch über viele Länder sich erstreckendem Ansehen. Das Lehensrecht, das römische Recht und das canonische.

Vom römischen Recht haben wir schon in dem vorigen Zeitraum gesprochen. Sein Gebrauch in den ehemals römischen Abendländern war nie gänzlich erloschen, zumal was das kaiserliche Recht und die Institutionen betrifft. Die Pandekten dagegen kamen erst unter Kaiser Lothar II. in erneuertes Ansehen. Irnerius (Werner) hielt damals über dieses Recht auf der hohen Schule von Bologna sehr zahlreich besuchte Vorlesungen, und brachte es dadurch in Aufnahme. Kaiser Lothar

begünstigte dessen Studium. Auch seine Nachfolger — erkennend, wie trefflich dieses Recht ihre Herrscheransprüche unterstützte — widmeten ihm ihre Gunst, und so schwang es, anfangs als Gewohnheitsrecht oder Gerichtsbrauch, dann aber als feierlich anerkanntes Gesetz, sich zur Herrschaft auf in den teutschen und auch in den meisten Abendländern.

Das Lehensrecht war eine nothwendige Folge des überhandnehmenden Lehenswesens. So wichtige, so allgemein verbreitete Verhältnisse konnten nicht lang ohne gesetzliche Leitung oder Bestimmung bleiben. Gewohnheiten, anfangs die alleinige Quelle des Lehensrechts, zeichneten auch ferner den Lehensgesetzen die Bahn; diese gaben jenen die bestimmtere Gestalt und endlich festen Bestand.

Viel ausgebreiteter, auch folgenreicher war die Herrschaft des canonischen Rechts, als einer Gesetzgebung, welche sowohl die engere Vereinigung der Geistlichkeit in allen zur römischen Kirche gehörigen Ländern bewirkt, aus ihnen ein wahres politisches Gemeinwesen — in allen Staaten einzeln, und auch über alle zusammen ausgebreitet — gemacht, als auch die Unterordnung des bürgerlichen Standes und der bürgerlichen Macht unter die Geistlichkeit vorzüglich bewirkt oder befestigt hat.

Dieß Alles wäre schwerlich geschehen, wenn nicht im Schooß der Kirche selbst eine energische Centralgewalt sich gebildet und so durch Sammlung der geistlichen Streitkräfte unter eine Fahne, durch Anwendung derselben nach einer Richtung, ihren Steg über die weltliche Macht erleichtert hätte. Dieses große Werk hat der Papst vollbracht, und es ist das Kirchengesetz, seinen wesentlichsten Bestimmungen nach, zum blos päpstlichen geworden. Hierzu legte den nähern Grund — ein falsches Buch: eine Sammlung angeblicher Dekretalbriefe der Päpste aus den ersten sechs Jahrhunderten, unter dem verehrten Namen Isidors, B. von Sevilla († 636), von einem Betrüger (wahrscheinlich um die Mitte des neunten Jahrhunderts) verfertigt, und unter Begünstigung der allgemeinen Unwissenheit jener barbarischen Zeit, nicht ohne Arglist und Gewalt, zumal aber durch P. Nikolaus I. Beharrlichkeit und Glück († 867), der Christenheit als echtes historisches Monument, und der römischen Kirche als vollgiltiges Gesetz dargestellt und aufgedrungen. In dieser Sammlung erschienen diejenigen stolzen Ansprüche, welche zu erheben die Geistlichkeit überhaupt und insbesondere den Papst erst die damaligen Verhältnisse ermuthigen konnten, als schon von den frühesten Päpsten verkündet und unbestritten ausgeübt. Nach schwachem Widerstreben nahm die abendländische Christenheit dieses Werk

des Betruges auf, und so ward die Erhabenheit des geistlichen Standes über den weltlichen, so wie die höchste gesezgebende und richterliche Macht des Papstes, auf einer dauernden Grundlage befestigt. Durch wiederholte Ausübung gewannen die glücklich behaupteten Grundsäze immer vermehrte Stärke, und ohne Scheu durfte man jezt in der Form von Gesezen sie verkünden.

Der Mönch Gratian, Lehrer auf der hohen Schule zu Bologna, trug um 1150 eine Sammlung von Kirchengesezen, meist in solchem Geist, zusammen unter dem Titel concordia discordantium canonum. Sie erhielt bald, durch den Beifall des Papstes und das Stillschweigen der weltlichen Mächte, ein gesezliches Ansehen. Später (1230) gab Raymund de penna forti, auf Befehl Gregors IX., eine Sammlung päpstlicher Verordnungen in fünf Büchern, libri decretales genannt, heraus, welchen Bonifacius VIII. noch das sechste Buch hinzufügte. Beide Sammlungen sind wie das gratianische „Dekret," Haupttheile des heut zu Tage noch giltigen canonischen Gesezbuches, welches im folgenden Zeitraum noch einige weitere Zusäze erhalten hat. In vielen Sachen hat dieses canonische Recht vor dem römisch-bürgerlichen — und mehr noch vor den barbarischen Nationalgesezen jener Zeit — an Billigkeit, Humanität, zweckmäßiger und deutlicher Bestimmung unläugbaren Vorzug: aber nicht eigentlich von dieser Seite ist es hier zu würdigen, sondern nach seinen Wirkungen im Großen und nach dem Geist derjenigen Verhältnisse, welche zu begründen oder zu befestigen es eigentlich geschaffen ward.

Gerichtsverfassung. Befehdungen.

Karl M., die Pflege der Gerechtigkeit als wesentliche Pflicht oder als Vorrecht des Thrones betrachtend, beauftragte seine Gewaltsträger, die Grafen, auch die Edelvögte, mit dem Vorsiz in den Gerichten: dem höhern Gericht saß der missus dominicus vor, und der Kaiser selbst nahm die höchste Berufung an. Nachdem aber das Lehenswesen, und mit demselben die Zersplitterung der Herrschaft, überall aufgekommen; so maßte jeder größere oder kleinere Lehensherrn sich die Gerichtsbarkeit über seine Vasallen, die Kronvasallen über ihre Untergebenen, die Grundherren über ihre Hintersaßen und Grundholden an; und dem König als solchem blieb fast keine Gerichtsbarkeit. Doch übte er sie unter speziellem Titel im eigenen oder Hausland, als König auch über die unmittelbaren Thronvasallen, aus, und behauptete auch jeweils, so gut die Umstände es erlaubten, die con-

Digitized by Google

currente oder die höhere Jurisdiktion in oder über den Ländern und Gerichten der Vasallen und Grundherren.

So lange noch natürlich gute Sitten, altgermanische Redlichkeit und Wahrheit unter den abendländischen Völkern galten, mochte die rohe Einfachheit eines ungelehrten Gerichtsganges ihrem Bedürfniß genügen. In dem Maße aber, als in die Barbarei sich auch Verschlechterung und moralisches Verderbniß mischten; da kam den Richtern nicht mehr die Einfalt, Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit der zu Richtenden zu Hilfe. In bürgerlichen, und noch mehr in peinlichen Sachen ward das Bedürfniß regelmäßiger Beweisführung, die wider den Schweigenden oder Läugnenden gelten möchte, gefühlt. Unkunde des Schreibens machte die schriftlichen Beweise selten. Zeugenschaften gingen oft ab, oder waren verdächtig wegen der übertriebenen Begriffe von der Pflicht der Hilfeleistung, welche den Verwandten oder Vasallen gegen den Verwandten, den Lehensherrn oder den Mitvasallen obliege. Längst hatte die eingerissene Immoralität die mündliche Versicherung ihrer Kraft beraubt. Eidschwüre aber, die man zu deren Verstärkung forderte — mit so schauervollen Feierlichkeiten man dieselben verband, so viele Eideshelfer man zur weiteren Bekräftigung verlangte — verloren durch zu häufigen Gebrauch ihre Heiligkeit und reizten zum Verbrechen durch dargebotene Straflosigkeit.

Die Erkenntniß solchen Unheils und die Unfähigkeit, demselben auf irgend eine von Menschen abhängige Weise zu steuern, brachte endlich den Gedanken der Berufung auf Gott selbst hervor. Gott selbst nämlich wurde aufgefordert, für Recht und Wahrheit zu zeugen, entweder durch stärkenden Beistand, oder durch Hemmung des Naturlaufes zu Gunsten Dessen, der Wahres behauptete. Mancherlei Weisen solcher göttlicher Proben oder Gottesurtheile erdachte der Aberglaube, und Gesetze schrieben sie vor. Leben, Ehre und Gut der Menschen wurden so von blindem Zufall oder von der Arglist und von geheimen Künsten abhängig gemacht, und waren nirgends so sehr gefährdet als vor eben den Tribunalen, welche sie hätten schützen sollen. Doch auch die Ordalien haben ihre Vertheidiger gefunden! —

Aber die beliebteste Gattung derselben, und welche, wenigstens unter adeligen Parteien, fast alle anderen verdrängte, war der gerichtliche Zweikampf. Da das Bewußtseyn des Rechts dem Kämpfer höhern Muth verleiht, ein böses Gewissen dagegen gewöhnlich zaghaft macht; so könnte wohl von allen andern Ordalien der Zweikampf unter den Hauptpersonen des Streits ein nachsichtiges oder beifälliges Urtheil zu verdienen. Aber bis zum Abenteuerlichen ward er mißbraucht. Er verdrängte jede andere

Digitized by Google

Beweisart. Die Aechtheit einer vorgelegten Urkunde mußte durch's Schwert erprobt werden. Durch's Schwert mußte der Zeuge seiner Aussage Glauben verschaffen; der Richter selbst mußte kämpfen, um sein gesprochenes Urtheil zu rechtfertigen. Verwandte, Freunde, Vasallen der Parteien mußten bereit seyn zum gleichen Kampf. Für Jene, die wegen ihres Standes, Geschlechtes, Alters, oder wegen körperlicher Gebrechen unfähig zum Kampf waren, traten Andere in die Schranken. Das Gericht wurde in eine wahre Arena verwandelt. Keine Kunst war daher edler, nothwendiger, allgemeiner geschäzt, als die Kunst der Waffen. Ohne sie blieb man jeder Beschimpfung, jeder Gewaltthat, jedem Frevel preis. Im Schooß des Friedens, an der Gerechtigkeit heiliger Stätte, gab nur die Waffe Schuz. Was sollte der adelige Jüngling anders erstreben, als Kampffertigkeit? Tugend, Recht und Wissenschaft, sie galten Nichts gegen das Schwert.

Weit schlimmer noch, ja tödtend für alles bürgerliche Glück, und selbst das Prinzip der bürgerlichen Vereinigung zernichtend, wirkten die Befehdungen.

Das Recht der Selbstrache, die Theilnahme daran, als Recht und Pflicht für die Angehörigen des Beleidigten, ja die Vererbung derselben Pflicht nach der Ordnung der Vermögens-Erbfolge, sind bei den alten germanischen Völkern — Folge ihrer losen Vereinigung und ungezähmten Barbarei — allgemein vorherrschende Begriffe, unbestrittene Uebung, ja mitunter selbst gesezlich anerkannt gewesen. Das erste Dämmerlicht eines verbesserten gesellschaftlichen Zustandes führte jedoch zur Beschränkung oder Hemmung jener verderblichen Rechte. An die Stelle der ungemessenen Privatrache trat die Kompositionen; das obrigkeitlich oder gesezlich bestimmte Wehrgeld tilgte die Privatbeleidigung; durch Bezahlung des Friedgeldes erlangte der Beleidiger den öffentlichen Schuz.

Aber durch den Geist des Lehenwesens wurden die Bande des bürgerlichen Vereins noch loser als vorhin gemacht, den persönlichen Verpflichtungen mehr Ausdehnung und Stärke verliehen, der Stolz und die Anmaßung der Vornehmern genährt und bekräftigt. Wer eine Schaar von Vasallen zu seinem Befehl hatte, deren erste und fast alleinige Dienstleistung in jener der Waffen bestand, der verschmähte das Ansehen der Gerichte, so wie die Beschränkung durch gesezliche Vorschrift. Jeder Edle — denn wer auch keine Vasallen hatte, mochte doch durch Verwandte, Freunde und Dienstleute stark seyn — auch die vornehmere Geistlichkeit, als im Besiz jedes adeligen Vorrechtes, maßte also das Recht der Fehden sich an, und der schreckliche Zustand des Krieges Aller gegen Alle, der Fluch der gesezlosen Naturfreiheit erhob

Digitized by Google

nun und befestigte sich für Jahrhunderte im Schooß der bürgerlichen Gemeinwesen, und verderbend für die Nichttheilnehmer so sehr als für die Theilnehmer des Streites.

Die Unerträglichkeit der Drangsale, welche durch die Befehdungen über die Völker kamen, ihre nachtheilige Einwirkung auf das Ansehen der Könige und ihr schreiender Widerstreit mit dem Geist jener göttlichen Lehre, welche von der Kirche verkündet ward, veranlaßten unzählige Versuche und Bestrebungen, das Uebel zu heilen, oder doch seine Verderblichkeit zu mindern. Aber diese Verordnungen der bürgerlichen Gewalt, insbesondere die vielen Landfriedens-Edikte, blieben meist unbeobachtet. Der Geist der Anarchie, des trotzigen Faustrechts, spotteten der Königsmacht. Etwas wirksamer war das Ansehen der Kirche. Schon frühe wurde den frechen Friedensstörern mit kirchlichen Strafen gedroht. Endlich wurde im eilften Jahrhundert, zuerst in Frankreich, dann auch in den meisten übrigen Ländern, unter dem Ansehen von Concilien und des Papstes, der Gottesfriede, treuga Dei, verkündet, wornach unter den schwersten Strafen geboten ward, alle Wochen von Donnerstag Abends bis Montag früh, zur Feier der durch das Leiden und die Auferstehung Christi geheiligten Tage, der Waffenführung sich zu enthalten, und also nicht nur die Fehden eine heilsame Unterbrechung, die bürgerlichen und ländlichen Geschäfte einen freien Spielraum erhielten, sondern auch zu versöhnenden Unterhandlungen oder zur Stiftung eines dauernden Friedens oft erwünschte Gelegenheit geboten ward. Doch auch dieses Hilfsmittel, wiewohl das wirksamste von allen, brachte nur eine theilweise und prekäre Erleichterung.

Durch die bisher entwickelten Verhältnisse ist auch das Sittengemälde dieses Zeitraums entworfen. Wir können leicht denken, daß der Geist des Krieges und der wilden Anarchie den sanften Sitten kein Aufkommen verstattete, daß die Edlen auf ihren einsamen Felsenburgen in Rauhheit oder grobe Schlemmerei, die Gemeinen unter dem Joch der Leibeigenschaft in Brutalität, oder in feige, freudenlose Dahingebung versanken, daß der Mangel an Kunstgeschmack und wissenschaftlicher Kenntniß keinen edlern Lebensgenuß erlaubte, und daß die unterdrückten geistigen Kräfte, die durch Adelsstolz und Pfaffenthum gehohnneckten, mißbrauchten moralischen Gefühle der Menschen in böse Mißgestalten oder häßliche Auswüchse übergingen. Nur die Chevalerie mit ihren freundlicheren Blüthen, die sie unter begünstigenden Umständen trieb, und, gegen das Ende des Zeitraums, die an einigen Höfen wieder auflebende, minder geschmacklose Pracht, am meisten das fröhliche Aufkommen des Städtelebens und der vielseitigen bürgerlichen Verhältnisse, milderten die Rohheit des Zeitalters,

Digitized by Google

und veranlaßten den Uebergang zu dem geselligern, genußreichern, feinern Ton der neuern Zeit.

Indessen gediehen selbst in den Jahrhunderten der tiefsten Rohheit köstliche Tugenden, die meist den verfeinerten Zeiten fremd, oder doch spärsamer zugetheilt sind. Die Tugenden der Häuslichkeit — zumal beim weiblichen Geschlecht — der Gastfreundlichkeit, der Mäßigung, der anspruchslosen Redlichkeit und selbstverläugnenden Menschenliebe finden wir bei den Bessern aller Stände in vielen erfreulichen und rührenden Zügen. Auch bewog die vielfache Bedrängniß der Zeit, der nimmer ruhende Sturm der Außenwelt die Beängstigten zur Einkehr in sich selbst, zur Erhebung ihres Geistesblicks gen Himmel; und aus der gläubigen Einfalt, aus dem andächtigen Vertrauen gingen Tröstungen, edle Lebensblüthen, moralische Kräfte auf, um welche die stolzeste Philosophie wohl den Köhler beneiden darf.

Völkerverkehr und Handel.

Die Gräuel der Verwüstung, die im Geleit der wandernden barbarischen Völkerschwärme über Europa gekommen, plözlichen Tod bringend den Friedenskünsten und allem freundlichen Verkehr, hatten nun ausgetobt; aber die bleibenden Verhältnisse, welche aus ihnen hervorgegangen — Niederdrückung der Gemeinen in Unfreiheit oder völlige Sklaverei, Befestigung des Faustrechts, allgemeine Herrschaft barbarischer Sitte — äußerten ihre traurige Wirkung in fortwährender Lähmung der Industrie und des Gewerbfleißes, in fast ausschließender Pflege der Waffenkünste, in zahlloser Vermehrung feindseliger, und in äußerster Beschränkung der freundlichen Berührungspunkte unter den Menschen, in Ertödtung des Verkehrs, einerseits durch Armuth und nothgedrungene Entsagung, anderseits durch Vergessenheit der Bequemlichkeiten und feinern Genüsse.

Selbst die Natur nahm Theil an solcher Verwilderung der Menschen, und offenbarte in der traurigen Gestalt des Landes die Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft. Italien sogar, der Garten Europa's, war voll Wälder und Sümpfe geworden. Wölfe hausten in der Wildniß, wo sonst in reichen Gefilden fröhliche Menschen gelustwandelt. Noch schlimmer war's jenseits der Alpen. Große Strecken in allen Provinzen lagen wüste. Nicht nur die pflegenden Hände, selbst Eigenthümer mangelten ihnen, das Recht der Besizergreifung fand weiten Raum. Welche Gründe aber im Eigenthum waren, die wurden mehr zur Viehzucht benüzt als zum Ackerbau, ja häufig nur zur Jagd, als welche nicht blos Ergözung, sondern Ernährungsquelle der Edlen war. Beim mindesten Miß-

Digitized by Google

wachs, bei jeder Feindesverwüstung, beim Durchzug unerwarteten Kriegsvolks, brach Hungersnoth aus. Denn kaum für's dringendste Bedürfniß wurde gebaut. Gleich dürftig oder noch dürftiger waren Gewerbe und Handel. Die Gemeinen behalfen sich in ihrer Armuth jeder mit den Arbeiten seiner eigenen ungelehrten Hand. Die größern Eigenthümer hatten leibeigene Handwerker auf ihren Gütern zur Befriedigung ihrer einfachen haus- und landwirthschaftlichen Bedürfnisse. Der Städte gab es in der Hälfte Europens noch sehr wenige; welche von Alters her bestanden, die waren meist tief herabgekommen, und die Sphäre der Gewerbsthätigkeit bei allen sehr klein.

Also gebrach es an den ersten Grundlagen oder Gegenständen des Handels, an dem rohen Stoff nicht minder, als an Erzeugnissen des Gewerbfleißes. Aber auch alle Bedingungen ermangelten, welche der Völkerverkehr unerläßlich fordert. Rechtssicherheit, Friede im Innern, und von Außen selbst die gegenseitige Bekanntschaft.

Unter so vielen Bedrückungen, Mühseligkeiten und Gefahren erhielt gleichwohl sich der Handel, und machte selbst bedeutende Fortschritte, sobald und wo immer durch die geringste Gunst der Umstände die Möglichkeit einigen Gedeihens erzeugt ward.

Insbesondere fand man in allen Ländern, wo die Araber herrschten, große Handelsthätigkeit und fruchtbringenden Gewerbfleiß. Spanien war nie volkreicher, besaß niemals blühendern Landbau und regsamere Industrie, als in der arabischen Zeit. Im Morgenland ist erst durch Türken und Mongolen das Gedeihen der Friedenskünste unterbrochen, der Handel gelähmt worden.

Was die Araber in Süden, das waren in Norden, und schon früher, die Normänner. Seit dem neunten Jahrhundert wurden dieselben durch geographische Entdeckungen in Nord und Ost berühmt.

Diese Entdeckungen ermunterten den Handelsgeist der Nation, und machten ihn fernwirkend. In Gemeinschaft mit den längst betriebsamen Wenden, die an der Ostsee hausten, führten die Normänner eine Zeitlang den Haupthandel der Welt. Einerseits ging derselbe zur See an die Küstenländer Teutschlands und Frankreich, später zumal in die niederländischen Städte, wohin, als zur bequemsten Zwischenlage, die italischen Kaufleute die Waaren des Südens führten; anderseits auf mehreren Land- und Fluß-Straßen durch Rußland, zumal über Nowogorod, nach dem schwarzen Meer und bis in's innere Asien.

Eine lebendige Kenntniß vieler fernen Länder und einen weitreichenden Handel unterhielten die Wallfahrten nach Palästina

Digitized by Google

und andern heiligen Orten und dann die Kreuzzüge. Aber noch weiter öffnete sich der geographische Gesichtskreis durch einige berühmte Reisende, welche theils ihre eigenen Beobachtungen, theils sonst gesammelten Notizen in ihre sehr denkwürdigen Reisebeschreibungen eintrugen. Der Jude Benjamin von Tudela (um 1160), welcher in Angelegenheiten seiner Nation den Orient durchreiste, dann die Mönche Plan Carpin und Ascolin, welche Papst Innocenz IV. an den mongolischen Chan Gayuk sandte, Andreas de Rubruquis, an den Chan Mangu von Ludwig IX. geschickt, Marco Paola, der (1269) von Venedig aus eine 26jährige Handelsreise durch Asien that, und unter den Europäern der Erste, der China sammt dessen Hauptstadt Peking sah, und 50 Jahre später der Engländer John Maundeville, der die nämlichen Gegenden bereiste, sind die vorzüglichsten derselben. Ihre — mit Wundergeschichten und Fabeln reich vermischten — Beschreibungen der inner-, hoch- und ost-asiatischen Länder sind die Grundlage der, bis auf die neuesten Zeiten gang und gäbe gewesenen, Darstellungen dieses Welttheils.

Weit eingreifender in die großen Handelsverhältnisse als dieses Alles war aber das europäische Städtewesen, sowohl jenes, welches, wie in Italien, oder überhaupt in den Ländern des alten römischen Reichs, sich blos verjüngte, als welches, wie in den teutschen und nordischen Länder, allererst in's Leben trat. Von ihnen beiden wird jedoch an anderer Stelle gesprochen.

Christliche Religion und Kirche.

Immer weiter dehnte sich die Herrschaft des Evangeliums aus. Die germanischen Völker, welche nicht schon früher bekehrt waren, zumal die Stämme der Sachsen; dann die Wenden und Slaven, die skandinavischen Nationen, die Russen, die Ungarn und in Asien viele tatarische Horden wandten sich zum Christenthum, theils der friedlichen Lehre horchend, theils durch's Schwert gezwungen, und, je nach geographischen und politischen Verhältnissen, theils nach dem lateinischen, theils nach dem griechischen, mitunter auch nach einem kezerischen — zumal in Asien nach dem nestorianischen — Ritus.

So erfreulich die Ausbreitung, so betrübend erscheint die fortschreitend verschlechterte innere Gestaltung des Christenthums. Denn nicht nur wurde der Gottesdienst, für welchen der römische Ritus, mit ihm die lateinische Sprache, allmählig im ganzen Abendland aufkamen, fortwährend mit neuen Gebräuchen überladen und durch steigende Pracht entstellt, auch mitunter Ce-

remonien eingeführt, welche weit verwerflicher als die alten heidnischen, ja zum Theil äußerst ärgerlich und ganz unsinnig waren; sondern selbst die Lehre ward theils verderbt, theils verhüllt durch Menschensazungen, welche, wiewohl dem Geist des Evangeliums widerstreitend oder fremd, unter dem Schuz der allgemeinen Verfinsterung, hier an der Hand des Betrugs sich einschlichen, dort als Diktate einer heiligen Gewalt sich ankündigten. Die Lehren selbst aber wurden mit tyrannischer Strenge behauptet, die schrecklichste Verfolgung erging über jeden Abfallenden oder auch nur Wankenden im Glauben.

Dieses zunehmende Verderbniß war meist die Frucht der unumschränkten Kirchengewalt, weil Alles, was über die durch Natur oder Vernunft gesezte Grenze schreitet, nothwendig zur Mißgestalt wird, oder abenteuerliche Auswüchse erzeugt. Aber wie gelangte die Geistlichkeit zu so ungemessener Macht? wie ward sie stärker als alle zeitlichen Gewalten, als alle bürgerlichen und Menschenrechte?

Theils geschah solches durch die fortgesezte Wirkung derjenigen Umstände, Verhältnisse und Kräfte, welche schon in den früheren Zeiten zur Erhebung der Kirche sich vereinigt hatten, theils durch neuere Gunst der Zufälle und deren kluge, muthvolle, konsequente Benüzung. Es ist leicht zu begreifen, wie — in einer Zeit der allgemeinen Lähmung aller bürgerlichen Gewalten durch die Lehensanarchie, der Auflösung des Nationalverbandes durch die einzelnen Zwingherrschaften, so wie des Völkerverkehrs durch Unwissenheit und Barbarei — ein über alle christliche Länder, zumal von Mittel- und West-Europa, ausgebreiteter, unter sich selbst durch gemeinsames Interesse, gemeinsames Gesez und eine wohl organisirte Verfassung zusammenhängender, in jedem einzelnen Land schon durch lokale Besizthümer und politische Rechte einflußreicher Körper, durch seine planmäßig geleitete Gesammtkraft ganz übermächtig werden, und die Widerstrebungen aller Gegner vereiteln mochte. Es ist nicht minder begreiflich, wie, in einem Zeitalter der Finsterniß und Geistesarmuth, derjenige Stand, welcher allein noch einige Schäze der Wissenschaft besaß, mit entschiedener Ueberlegenheit gegen alle übrigen auftreten, durch künstliches Blendwerk und eingeschwärzte Lehren seine Hoheit immer unbestrittener und glänzender machen konnte, und wie endlich in den Zeiten fast allgemeiner Dahingebung in die Fesseln der Leibeigenschaft oder doch der persönlichen Abhängigkeit, eine das Gemüth nicht minder, als die äußern Handlungen ansprechende, die Güter des Himmels nicht minder als der Erde ausspendende Macht unwiderstehlich werden mußte. Der Nimbus der Heiligkeit, welcher den Stand überhaupt und dessen ausgezeichnete Glieder

insbesondere umstrahlte, warf die Menge zu frommer Verehrung nieder, und es wurde, wer aufrecht zu stehen wagte, durch die Donner der Kirche zermalmt. Der Bannfluch und das Interdikt waren solche furchtbare Waffe, welche selten vergeblich geschleudert ward. Der erste schloß den Einzelnen aus der Gemeinschaft der Gläubigen aus, und beraubte ihn nicht nur der kirchlichen Güter, sondern auch — theils durch ausdrückliches Gesez der Staatsgewalten, zumal der frömmern römischen Kaiser, theils durch erweiternde Auslegung solcher Gesetze oder durchs Herkommen — der bürgerlichen, ja der menschlichen Rechte. Wo aber auch diese Waffe nicht wirksam genug erschien, oder wo gegen ein ganzes Volk mehr als gegen Einzelne der geistliche Krieg zu führen war, da wurde das furchtbare Interdikt ausgesprochen, welches allen Einwohnern einer Stadt, eines Landes, eines Reiches den Genuß der religiösen Tröstungen entzog, und ihr Gemüth durch düstere, Schauer erregende Ceremonien mit den Schrecken des göttlichen Zornes füllte.

Der Besiz so ungebundener Macht verdarb die Geistlichkeit; und es wird solches Niemanden befremden, welcher die Natur des menschlichen Herzens kennt. Die Gewalt selbst führt die Neigung zu ihrem Mißbrauch mit sich, und der Besiz der Erdengüter ist Lockspeise für die Begierde. Die Geistlichkeit, berauscht von Macht und Reichthümern, wurde übermüthig und üppig, die Kirchenzucht war frühe erschlafft im Kampf mit Leidenschaft und Sinnlichkeit; es schien, nach gesicherter Gewalt, nicht nöthig mehr, durch strenge Sitten oder durch persönliche Würde zu imponiren. Der Cölibat, als Auflehnung wider die Natur, rächte sich selbst, hier durch geheime Sünde, dort durch unverhüllte Ausschweifung, oder es ward wenigstens die Entsagung auf Familienglück als ein Rechtsanspruch auf andere Genüsse, zumal auf Hoheit und Macht, betrachtet. Endlich wirkte die allgemeine Verdorbenheit des Zeitalters auch auf die Geistlichkeit zurück; der dumme, rohe, sklavische Haufe der Laien verdiente kaum eine edle Beherrschung.

Von den merkwürdigen Begebenheiten der Kirche, insbesondere vom Papstthum, reden wir in der spezielleren Geschichte.

Kunst und Wissenschaft.

Nicht mehr Griechenland oder Italien, oder überhaupt Europa, sondern das arabische Reich ist der Hauptsiz der Geistesbildung. Seitdem die Abassiden auf den Thron des Chalifats sich geschwungen, erblühte in ihrem Gebiet, nicht minder in einigen der, vom Hauptreich losgetrennten, arabischen

Staaten, feinere Sitten, Kunst und Wissenschaft. Es geschah solches in der nämlichen Zeit, da in Europa Finsterniß und Barbarei ihre Herrschaft befestigt, und selbst die — geschriebenen und ungeschriebenen — Denkmale der früheren Kultur theils zerstört, theils verhüllt oder unverständlich gemacht hatten. Ein halbes Jahrtausend hindurch, und noch länger, blühte die arabische Literatur, vollkräftig und früchtereich. Von den indischen Grenzländern und von dem Saum der hochasiatischen Steppe bis an den lybischen Sand und an die atlantische Küste wichen die rauhen Töne des Fanatismus dem Klang sanfter Lieder; der Kriegslärm wechselte ab mit der vielstimmigen Lehre der Wissenschaft und Weisheit. Die Sünde Amru's — wenn der alexandrinische Bücherbrand mehr als Legende ist — wurde reichlich vergütet durch die Anlegung zahlreicher Bücherſammlungen in Ost und West, von Fürsten und Unterthanen, durch unermüdetes Abschreiben und Uebersezen von alten und fremden, durch unerschöpfliche Erzeugung von eigenen Geisteswerken. Selbst die Eroberungen der Türken endeten die Blüthe der Wissenschaften nicht; ja es ging von deren Hauptbeförderern Einer, Malek-Schah, aus dem Stamm der Seldschuken hervor. Erst die mongolische Umwälzung erschütterte ihr schönes Reich. Doch endete sie es nicht. Die Wissenschaften hoben abermal ihr Haupt aus den Trümmern der Verwüstung, bis — erst am Ende des folgenden Zeitraums — die Tataren und Osmanen sie für immer niedertraten.

So glänzend jedoch diese allgemeine Schilderung ist, und so hoch die arabischen Schriftsteller, aus Selbstzufriedenheit und Nationalstolz, ihr wissenschaftliches Verdienst anschlagen: so löset doch, bei genauerer Prüfung, das Meiste sich in leeren Schein, oder doch in blos vergleichungsweises Licht und in blos örtlichen und zeitlichen Werth der Lehre auf.

Aus unbefangener Schäzung geht hervor, daß, einige wenige Ausnahmen ausgenommen, die Erkenntniß bei den Arabern über denjenigen Punkt nicht vorgeschritten, zu welchem sie schon bei den Alten gelangt war, ja daß bei mehreren und den edelsten Wissenschaften die Jünger Mohammeds weit hinter dem klassischen Heidenthum zurückgeblieben sind.

Auch kann uns diese Wahrnehmung wenig befremden. Der Genius der asiatischen Völker ist der Thätigkeit des Geistes nicht hold. Hieran ist allernächst der Despotismus schuld: aber daß derselbe in Asien unaufhörlich herrschte, ist eben der Fluch jenes Erdtheils.

Es ist in der Natur der Dinge gegründet, daß der Hauch des Despotismus tödtend auf die edleren Geisteskräfte wirke. Ein Sklave kann den Schwung zu großen Gedanken nicht nehmen, und

versuchte er es, so kann der Despot es nicht dulden. Mitunter mag ein wohlgesinnter oder kurzsichtiger Sultan seyn, welcher die Wissenschaft — aus Liebe oder Eitelkeit — pflegt und fördert, aber er handelt gegen sein erstes Interesse, wenn er es thut. Auch wird ihn, oder doch seine Satelliten, der natürliche Instinkt darüber bald belehren. Die schönen Künste, zum Vergnügen und zur Pracht, die Real-Disciplinen, zu staatswirthschaftlichem Bedarf, wird er ermuntern; aber die höhere, die freie, geistige Erkenntniß, die Philosophie, und ihre Freundin, die lautere, würdige Geschichte, die muß er hassen, weil er sonst durch ihren Ausspruch verworfen wird.

Also bei den arabischen Herrschern; ja bei ihnen noch mehr als bei Andern, da sie nicht blos bürgerliche Despoten, sondern zugleich oberste Priester oder Schüzer der Religion waren, demnach ein gedoppeltes Interesse die Unterdrückung der Geistesfreiheit von ihnen forderte. Geächtet war im Reich der Chalifen nicht blos die Philosophie und die republikanische Politik Griechenlands und Roms, sondern auch die Mythologie Homers und Ovids. Die Götter nicht minder, als die Helden der klassischen Welt waren ein Gräuel für den Beherrscher der Gläubigen, und es fanden sich die Moslems durch eine unübersteigliche Scheidewand von dem Reich des Geschmackes, sowie von jenem der Geschichte und der Philosophie geschieden. Auch verschmähten sie selbst die Sprachen, worin so gefährliche Schäze enthalten waren. Nur in Uebersezungen — nach ängstlicher Auswahl Desjenigen, was dem Reich und dem Glauben Mohammeds unschädlich war — wurden die Geisteswerke der Griechen und Römer ihnen kund; versagt blieb ihnen die unmittelbare Berührung.

Daher verdankt allernächst die Erdkunde ihrem und ihrer Unterthanen Eifer eine wesentliche Bereicherung. Nicht minder genossen alle Theile der Mathematik, so auch die Naturwissenschaften, einer freundlichen Ermunterung, wodurch sie zum Theil in ihrem frühern Zustand erhalten, zum Theil vorangeführt wurden. Das Leztere geschah zumal bei der Botanik, Chemie und Arzneikunde. Die Chemie, welche früher blos aus vereinzelten Kenntnissen bestanden, ist eigens erst durch die Araber zur wahren Wissenschaft geworden; und die Namen der großen arabischen Aerzte, als der beiden Messue, Rhazis, Geber, Avizenna, dann des Avenzoan und Averroës werden mit Ehrfurcht ausgesprochen. Die berühmte Schule zu Salerno, von welcher aus die Morgenröthe der neuen Heilkunst kam, ist arabischen Ursprungs.

Doch auch die Arzneikunde litt durch die Beschränkung der

Digitized by Google

Geistesfreiheit. Die Zergliederung menschlicher Leichen war verboten; die Anatomie mußte sich mit Thieren behelfen. Die Thorheiten der Alchemie und Astrologie äußerten vielfältig auf die Heilkunde ihren verderbenden Einfluß, und nicht minder nahm dieselbe Theil an dem verwirrenden Wortkram der philosophischen Schulen.

Denn nicht mit freiem Geist und lebendiger Forschung, nur als knechtische Schüler des einen Lehrers, Aristoteles (auf die übrigen wurden nur halbe Blicke geworfen), betrieben die Araber das Studium der Philosophie. Ja, diesen einen Meister studirten sie nicht in der Ursprache, sondern in Uebersezungen, durch deren Mängel die Dunkelheit seiner Bücher vermehrt, die Mißverständnisse gehäuft wurden. Die Spizfindigkeiten der Dialektik, der Rüstkammer für gelehrte Kämpfe, beschäftigten zumal den Fleiß der Araber, und ihnen gehört das Verdienst, auch den rohen Abendländern diese lang verkannten Schäze der aristotelischen Weisheit zuerst wieder zugeführt zu haben. Die arabischen Uebersezungen des Stagiriten, mit den Commentarien der orientalischen Lehrer, zumal des gefeierten Averroës, wurden ins Lateinische übertragen; und dieser Quelle vor andern ist der Strom der Scholastik entflossen.

Daß diese im Grund nicht sehr bedeutende wissenschaftliche Kultur der Araber, daß selbst die der Juden jene der Christen überstrahlte, gibt wohl am deutlichsten den Grad der Finsterniß zu erkennen, die über der christlichen Welt lag. Freilich blieben in dem weiten Umfang derselben immer einige Länder durch ein Dämmerlicht erhellt; auch leuchteten in den finsterſten Jahrhunderten immer einzelne Sterne: aber der allgemeine Charakter war Unwissenheit und Nacht.

Am meisten noch war von der alten Aufklärung in den griechischen Ländern übrig geblieben. Unter den Abendländern waren England und Italien am wenigsten verfinstert. Doch brach über jenes mit der dänischen Eroberung die volle Nacht herein; dieses, reicher als alle übrigen an Denkmalen der alten Kultur, und selbst durch deren Trümmer reich, konnte nicht ganz in Barbarei sinken.

Laßt uns, unter den einsamen Leuchten dieser düstern Jahrhunderte, zumal der Gewaltigen gedenken, welche durch huldreichen Blick das Genie ermuntert und die Wissenschaft zu Ehren gezogen haben.

Karl der Große glänzt von dieser Seite in reiner Glorie. Er hat Vieles für die Wissenschaften gethan und, nachdem er in hundert Schlachten gesiegt, seiner nicht unwürdig geachtet,

Digitized by Google

Schulen zu stiften, durch persönliche Gegenwart die Lehrer wie die Lernenden zu ermuntern, und einen Kreis von Musenfreunden um seinen Thron zu versammeln. Die Früchte von allem Dem reiften nicht. Nach Karls Tod ermangelten die pflegenden Hände, die zarte Pflanze starb in der eisernen Zeit.

Gleich eifrig, ja mit noch reinerer Liebe, und zugleich als selbst Gelehrter, beförderte der große Alfred die Wissenschaft.

Gegen das Ende des Zeitraums haben vor Allen Friedrich II., der größte der Hohenstaufen, und Alfons X., der Weise, von Castilien, als Beförderer der Wissenschaft geglänzt. Die ernstern Disciplinen sowohl als jene des Geschmacks erfreuten sich ihrer fruchtbringenden Pflanze.

Die Namen der ausgezeichnetsten Genies in dem halben Jahrtausend, welches dieser Zeitraum umfaßt, sind fast in einem Athemzuge auszusprechen. Doch auch solche kurze Aufzählung liegt nicht in unserm Zweck. Wir erlauben uns blos einen allgemeinen Blick.

Im neunten Jahrhundert wurden außer den gelehrten Freunden Karls M., unter welchen Alcuin der merkwürdigste ist, vor allen Andern Hincmar, Erzbischof von Rheims († 882), und Johann Erigena (auch der Schotte genannt, doch aus Irland gebürtig) berühmt. Im zehnten aber und in der ersten Hälfte des eilften wird die Unwissenheit vollständiger; in 150 Jahren zählte man nur 25 Schriftsteller, von denen die meisten werthlos sind. In diesen finstern Zeiten verlor sich fast selbst die Schreibkunde. Die vornehmsten Personen, die obersten Richter konnten mitunter ihren Namen nicht schreiben. Die Handzeichen rühren daher. Die Bücher wurden immer seltener, und verschwanden in einigen Gegenden ganz. Gleichwohl finden wir in eben dieser Zeit die gelehrte und geistreiche Rhoswitha, Nonne in Gandersheim, und den großen Gerbert, als Papst Silvester II. († 1003), das Wunder seiner Zeit und auch als Zauberer verschrieen, wegen seiner angestaunten Wissenschaft in natürlichen Dingen.

Nach der Mitte des eilften Jahrhunderts, merkbarer im zwölften Jahrhundert, beginnt die Morgendämmerung des Geschmackes und der Wissenschaft. Es bildeten sich allmählig die neuern Landessprachen, und veredelten sich durch ihren Gebrauch — wo nicht in den ernsten Wissenschaften, doch in der Dichtkunst, und auch in öffentlichen Geschäften.

Aber die berühmtesten unter den Lehrern dieses und der nächst folgenden Jahrhunderte trugen sämmtlich die Fesseln der Scholastik, d. h. jener spitzfindigen und streitsüchtigen Schulweisheit, welche — aus einer abenteuerlichen Zusammensetzung heidnischer, zumal

aristotelischer, Philosophie und christlicher Theologie bestehend — nach der Natur dieser widerstreitenden Elemente sowohl, als nach dem in Schulen, zumal in Klosterschulen, so leicht aufkommenden Geist der Pedanterie, der Einseitigkeit, der absprechenden Anmaßung, den Fortschritten der bessern, freien Erkenntniß nicht anders als hinderlich seyn konnte.

Es waren aber die an Klöstern und Domstiftern meist von Alters bestehenden, und zumal durch Karl M. und seine Nachfolger vermehrten, Schulen durch den größern Theil dieses Zeitraumes die einzigen gelehrten Bildungsanstalten des Abendlandes; die Geistlichen also allein und ausschließend im Besiz der dürftigen Reste der Wissenschaft. Lange Zeit beschränkte sich der Lehrplan auf das Trivium und Quadrivium, bis allmählig der Geistesblick sich erweiterte, und, wenigstens an den größern und berühmtern Schulen, der Unterricht eine größere Ausdehnung gewann. Es erstarkten selbst solche Schulen durch Reichthum, Berühmtheit und die sich fortbildende einheimische Verfassung, auch durch ausdrückliche Privilegien, zu gesonderten Instituten, welche wohl ihrem Geist, und auch der Form ihrer Verwaltung nach, klösterlich oder geistlich blieben, auch unter der Leitung oder Hoheit der kirchlichen Autoritäten, zumal des Papstes standen; aber dennoch lebenskräftiger für die Wissenschaft, auch als eigene Korporationen ansehnlich, und einflußreich in Kirche und Staat wurden. Auf solche Weise entstanden theils Specialschulen für besondere Wissenschaften, theils Generalschulen oder Universitäten. Von den ersten sind zumal jene zu Bononien für die Jurisprudenz, zu Salerno für die Arzneigelehrtheit, Paris und Oxford für Philosophie und Theologie berühmt geworden. Die beiden lezten erweiterten sich zu Universitäten, deren Rang und Vorrechte auch die Schulen von Rom, Padua, Toulouse, Montpellier und Salamanca erhielten. Uebrigens dauerte auch an den Universitäten die scholastische Beschränkung in Geist und Lehre fort. Die dialektische Kunst behagte den eitlen Lehrern als bequeme Waffe des Angriffs und der Vertheidigung. Die geoffenbarte göttliche Wahrheit, so wie die Kirchensazungen wurden durch Aussprüche — anfangs Plato's, nachmals aber, seitdem aus den arabischen Schulen die Verehrung für den Stagiriten nach dem Abendland gekommen, des Aristoteles unterstüzt, und die Grübeleien der Metaphysik mit dogmatischer Strenge eingeschärft. Es kam so weit, daß Aristoteles, dessen Schriften frühere Kirchenlehrer verdammt hatten, von spätern Concilien als beweisende Autorität selbst in heiligen Dingen angeführt wurde, und daß die Verschiedenheit philosophischer Ansichten zu Verkezerungen und Verfolgungen Anlaß gab.

Digitized by Google

Zumal wurde im dreizehnten Jahrhundert, durch K. Friedrichs II. Gunst und durch den Eifer der beiden Orden, der Dominikaner und Franziskaner, das Ansehen des Stagiriten vorherrschend und die Scholastik triumphirend. Die gefeierten Namen eines Alexanders von Hales, eines Albertus Magnus, eines Thomas von Aquino, eines Bonaventura und vor Allen eines Roger Baco zeichnen dieses Zeitalter aus. Diese berühmten Männer alle gehörten jenen Bettelorden an; sie alle waren Hauptlehrer der Scholastik; sie alle huldigten Aristoteles.

II.

Detaillirte Geschichte des fünften Zeitraums.

Geschichte des karolingischen Reiches.

Karl der Große.

Aus der Schaar der Könige, welche über die Bühne des Mittelalters — wie der übrigen Zeiten — meist in einförmiger Unbedeutsamkeit einherziehen, und unter denen nur wenige durch Thatkraft und wenigere noch, durch ächte Weisheit und Tugend ausgezeichnet, persönlich merkwürdig sind, tritt mit vorzüglich imponirender Majestät Karls des Großen Gestalt hervor. Er, der Baumeister eines Weltreichs, der Gesezgeber der Nationen und in der Nacht der Zeiten vor und nach ihm ein einsam strahlender, aber auch eben darum in höherm Lichtglanz, als ihm wirklich eigen ist, erscheinender Stern.

Karl der Große gelangte im dritten Jahr seiner Regierung, durch den gelegenen Tod seines Bruders Karlmann, zur Alleinherrschaft des fränkischen Reiches. Der Verdacht, diesen Bruder gemeuchelt zu haben, liegt auf ihm; die Beraubung seiner unmündigen Neffen, die er von ihres Vaters Erbschaft ausschloß, bestärkt den Verdacht: aber das doppelte Verbrechen war nöthig, so sagt man entschuldigend, zur Ausführung der Plane seines großen Geistes.

Desiderius, der Longobarden König, Schwäher der beiden Brüder, nahm die flüchtigen Enkel auf. Darüber ergrimmte Karl, schickte seine Gattin ihrem Vater zurück, und zog feindlich nach Italien. Bald war Desiderius in Pavia belagert;

Hunger und Seuchen erzwangen nach zehn Monaten die Uebergabe. Desiderius, wahrscheinlich geblendet, verkümmerte in einem klösterlichen Gefängniß. Karl nahm die Krone der Longobarden, schlug die Versuche Adelgis, des Sohnes von Desiderius, nieder, ließ den Herzog von Friaul, der nicht gehorchen wollte, den Tod der Verbrecher sterben, und zwang den mächtigen Herzog von Benevent zur Anerkennung der fränkischen Hoheit.

Gegen den jezt übermächtigen König der Franken und Longobarden, gegen den tapfern, unermüdeten, des Menschenblutes wenig schonenden Karl, konnte, nach der damaligen Lage Europa's, kein anderer König, kein Volk im Streit aufkommen. Daß er sie ringsum der Reihe nach niederwarf, darf uns daher minder in Verwunderung sezen, als, in einzelnen Beispielen, die Unvollständigkeit des Sieges oder die Langwierigkeit des Kampfes.

Vor allen merkwürdig ist hier der sächsische Krieg, begonnen schon vor dem longobardischen, im Jahr 772, und fortgeführt bis 803 mit weniger Unterbrechung, dabei reich an Unfällen und an Gräueln.

Die Thaten dieses Krieges sind unvollständig und verunstaltet durch die Schmeichelei der fränkischen Chronikenschreiber auf uns gekommen. So viel erkennen wir, daß gleich im ersten Feldzug Karl die Feste Cresburg (Stadtberg an der Diemel) eroberte, die weitverehrte Irmensäule zerstörte, und siegreich bis an die Weser drang; daß aber, was auch meist in den folgenden Feldzügen geschah, die der Uebermacht weichenden Sachsen, sobald das fränkische Hauptheer abzog, zu neuen Angriffen sich ermannten, rächend über die verhaßten Feinde stürzten, und in's eigene Land derselben die Verheerung trugen; ja, daß sie selbst in offener Feldschlacht den Sieg wenigstens zweifelhaft machten, und erst nach dem hartnäckigsten Widerstand, und nachdem auf beiden Seiten unzählige Schlachtopfer geblutet hatten, durch die äußerste Anstrengung Karls dahin gebracht wurden, unter der Bedingniß der Beibehaltung ihrer Freiheit und ihrer einheimischen Gesezе, in die Gemeinschaft der Beherrschung und der Religion mit den Franken zu treten.

So ehrenvoll diese Bedingungen schienen, so wurden sie doch, als Gesez des Feindes, von den Sachsen verabscheut. Aber die christliche Religion, die man den Sachsen aufgedrungen, heischte nicht blos das Opfer der einheimischen, durch Alter geheiligten, mit der ererbten Sitte und Verfassung zusammenhängenden Lehren, Ueberlieferungen und Gebräuche, sondern auch die Entrichtung der einem bis dahin steuerfreien Volk unerträglich scheinenden — Zehnten. Auch suchte Karl, der Abneigung der Sachsen gewiß, sich ihres Gehorsams nicht nur durch

Errichtung von Bisthümern, Einsezung von Grafen und Sendgrafen und durch Verpflichtung des Heerbanns zum Kriegsdienst zu sichern; sondern er hielt für nöthig, um die Nation zu schwächen, viele Tausende der Sachsen in fränkische Länder zu verpflanzen, gleichwie er während des Krieges schonungslos ihre Gauen verwüstet, Tausende von gefangenen Vaterlandsvertheidigern geschlachtet und durch gehäufte Frevel an den heiligsten Menschenrechten seinen Kriegsruhm geschändet hatte.

Doch selbst dieser Kriegsruhm ist zweideutig, wenigstens verdunkelt durch Wittekinds strahlendes Verdienst. Derselbe — nicht Herzog der Sachsen, nur ein Edler des Landes Westphalen — stritt, vom Anfang des Krieges bis in dessen vierzehntes Jahr, theils als Haupt eines Geleites, theils als gewählter Führer des Heerbannes, gegen den übermächtigen Feind — wohl öfters unglücklich, doch immer glorreich. Endlich aber, nachdem (783) in zwei großen Schlachten — den einzigen Haupttreffen des Krieges — der sächsische Heerbann verblutet, und Karl in den folgenden Jahren alles Land bis zur Elbe verwüstet hatte, horchte Wittekind auf die oft verworfenen Anträge des Feindes, huldigte dem König, und nahm die Taufe.

Die Unterwerfung Sachsens hatte feindselige Berührungen mit den Wenden und Normännern zur Folge. Dies gab Anlaß zu neuen Triumphen. Die Wilzen, die Sorben, die Böhmen wurden besiegt und zum Tribut gezwungen, die Normänner aber, welche, von Jütland aus, unter ihrem König Gottfried zu Wasser und zu Land gefährliche Angriffe wagten, mühsam durch die gesammelte Reichsmacht zurückgetrieben. Gottfrieds Nachfolger, Hemming, ging einen Frieden ein (811), welcher die Eider zur Grenze Teutschlands machte. Auf dem Tage zu Paderborn, 777, allwo Karl die Unterwerfung vieler sächsischer Stämme annahm, erschienen die arabischen Emirs, Ibn al Arabi und sein Sohn Jussuf, Hilfe begehrend wider Abdor-Rhaman, den ommajahdischen Chalifen zu Cordova. Der Enkel Karl Martells stand nicht an, sein Schwert gegen die Sarazenen zu wenden: er überstieg die Pyrenäen, eroberte Pampelona, Saragossa und alles Land bis zum Ebro. Aber das heimziehende Heer, schwer von Beute, ward in den Engpässen von Ronceval durch die Basken überfallen; viele Schäze wurden geraubt, viele Tapfere erschlagen, unter ihnen der gefeierte Roland, Karls Schwestersohn. Die That blieb ungerächt, doch ward die spanische Mark in langwierigem Kampf behauptet. Aber mit dem Chalifen zu Bagdad, Harun-al-Raschid, dem Abbassiden, hielt Karl Friede, ja gegenseitigen freundlichen Verkehr. Die beiden Feinde Ommajah's waren unter sich natürliche Freunde.

Tassilo II. der Agilolfinge, Herzog in Baiern, vermög früherer Verträge dem fränkischen König unterthan, hatte schon Pipin die Heeresfolge geweigert, gegen Karl aber mehr als einmal feindlich sich erhoben und, besiegt im Felde, nach wiederholtem Schwur der Unterwerfung, zu verrätherischen Anschlägen Zuflucht genommen. Jezt hielt der erzürnte König zu Ingelheim Gericht über den Abtrünnigen. Der Agilolfinge ward zum Tode verurtheilt. Die Gnade des Gewaltherrschers verwandelte die Todesstrafe in Klostergefängniß. Baiern wurde in Grafschaften getheilt, die Gewalt des Königs zu sichern.

Mit Tassilo hatten die Avaren Bündniß geschlossen. Nach seinem Sturze fielen sie in die fränkischen Länder, worüber Karl den Vertilgungskrieg wider sie erhob. In zehn Feldzügen, auch mit drei Heeren zugleich, wurde gestritten, blutig für beide Theile, endlich verderblich für die Avaren. Die Ringe wurden erobert, unsägliche Reichthümer erbeutet, das verödete Land bis zur Raab, ja bis zur Mündung der Theiß und Save, fränkischen Grafen und Bischöfen untergeben.

Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums.

Aber die glänzendste, folgenreichste Begebenheit von Karls Leben ist die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums. Seitdem Augustulus, auf Befehl des Barbaren Odoaker, vom Thron der Cäsaren herabgestiegen, hatte die Würde geruht. Rom gehorchte hierauf theils den barbarischen Beherrschern Italiens, theils den morgenländischen Kaisern, und errang während der Unruhen des Bilderstreites eine zweifelhafte Selbstständigkeit, unter losen republikanischen Formen und der väterlichen Gewalt des Papstes. Aber der Zorn des byzantinischen Hofes und die Feindseligkeit der Longobarden machten einen Beschüzer nöthig. Der Beschluß des römischen Senats und Volkes, durch das Ansehen des Papstes bekräftigt, ernannte Karln Martell zum Patrizier von Rom. Sein Sohn und Enkel erhielten die gleiche Würde, mit welcher — so schwankend ihr Begriff und zweideutig die Absicht ihrer Ertheilung seyn mochte — wenigstens die Schuzherrlichkeit über die heilige Stadt und deren Kirche verknüpft war. Pipin und Karl M. erfüllten auf glänzende Weise die übernommene Pflicht, und stärkten dadurch ihr Hoheitsrecht, also daß, nach Zerstörung des longobardischen Reichs, der Patrizier Karl unter Ehrenbezeugungen, wie nur dem Gebieter erwiesen wurden, in Rom seinen Einzug hielt.

Nach dem Tode des weisen Papstes Hadrian I. wurde Leo III. durch den Einfluß einer mächtigen Partei zu seinem Nach-

folger gewählt. Der Haß seiner Gegner erregte vier Jahre darauf einen Tumult wider ihn, und mit Noth entkam der mißhandelte Papst aus dem Kerker. Karl empfing denselben im Lager bei Paderborn, und zog im folgenden Jahr (800) persönlich über die Alpen, hielt Gericht in Rom, sprach den Papst von aller Anschuldigung los, und bestrafte seine Feinde. Am Weihnachtstage des achthundertsten Jahres der christlichen Aere ward in der Peterskirche, nach geendigtem Meßopfer, eine glänzende Krone vom Papst auf des Königs Haupt gesezt, und es erscholl der tausendstimmige Ruf: „Langes Leben und Sieg Karln, dem Frommen, Hocherhabenen, dem von Gott gekrönten, großen und friedliebenden römischen Kaiser.“ Von jezt an hatte Karl einen selbstständigen Titel zur Beherrschung Roms, in der Meinung der Menschen aber einen Anspruch auf Weltbeherrschung. So mochte die veraltete Majestät der Erdenkönigin durch die männlich reife Kraft des karolingischen Reiches von neuem aufblühen, die Völker des Abendlandes — ja, wenn der Plan, mit Irenen sich zu verbinden, gelungen wäre, auch jene des Morgenlandes — zu einem neuen Weltreich, oder doch zu einem System verbundener Staaten sammelnd. Diese glänzende Aussicht jedoch ging theils gar nicht, theils in ganz anderem Geist, als Karl gedacht hatte, in Erfüllung.

Wenn wir den Sieger, den Eroberer Karl von dem Standpunkte der geistigen Schöpferkraft betrachten, so schwindet seine Größe meist dahin, weil nur die Werke seines Armes, nicht jene seines Geistes im Strom der folgenden Geschichten noch kenntlich bleiben. Nichts als sein Reich — das auch einen andern Ursprung hätte haben können — und dieses frühzeitig zertrümmert, hat er der Menschheit vermacht, und gerade von dem, was sein eigenthümliches, wahrhaft persönliches Werk, der Ausfluß seiner Individualität gewesen, von seinem rein geistigen oder genialen Wirken ist nach kurzer Frist nur wenig Spur mehr zu erblicken.

An die Stelle des monarchischen — ja wohl despotischen — Systems, welches Karls Einrichtungen in bürgerlichen und in Kriegssachen bezweckten, sehen wir, bald nach ihm, die volle Anarchie eben des Lehenswesens treten, welchem er zeitlebens entgegen gearbeitet. Das mühsam angefachte Licht der Wissenschaft, welcher er sich auf allerdings ruhmwerthe Weise hold bezeiget, erlosch nach seinem Tod in noch dichterer Finsterniß. Der Clerus, welchem er, als vermeinter Stütze des Thrones, erhöhte Macht verliehen, trat schon seinen Sohn und Enkel mit Füßen. Alle seine Gesezze und Verordnungen endlich, so zahlreich und mannigfaltig sie waren, linderten wohl einzelne moralische und bürgerliche Gebrechen; doch nur vorübergehend;

und im Allgemeinen brach die Barbarei noch gewaltiger herein. Selbst die unmittelbare Frucht der Siege, die politische Macht des Reichs, wurde durch Theilung desselben auf's Spiel gesezt; und wiewohl der Zufall das Erbe unter Ludwigs des Frommen Scepter vereinigte, so ward doch, beim ersten Nachlassen der Energie, sowohl der lose Zusammenhang im Innern, als das schlechte Vertheidigungssystem gegen Außen durch die schnell um sich greifende einheimische Zerrüttung und durch die Schrecken der normännischen Waffen kund.

Zum Verständniß der voranstehenden wie der nachfolgenden Geschichte ist ein Blick auf die bürgerliche Verfassung der karolingischen Staaten, oder überhaupt der germanischen Reiche nach den davon in diesem Zeitraum erscheinenden vorherrschenden Zügen vonnöthen.

Bürgerliche Verfassung. Das Lehenswesen.

Den Hauptcharakter solcher Verfassung bildet das Lehenswesen. Wir fügen dem davon bereits in der vorigen Periode Gesagten noch einige Bemerkungen bei. Jahrhunderte lang trug man die Folgen des Lehenswesens ohne Aufmerksamkeit auf ihren Ursprung, ohne Prüfung ihres Charakters und Geistes. Endlich, als das Uebermaß der politischen Bedrängniß die gewaltsame Revolution Frankreichs erzeugte, erhob man sich mit leidenschaftlicher Entrüstung gegen das Lehenswesen, als welches man für die Hauptquelle alles Unheils erkannte. Hinwieder vertheidigten, welche der parteiischen Gunst der Lehensrechte sich erfreuten, das System selbst mit allem Eifer und aller Verblendung des gereizten Egoismus. Laßt uns parteilos, wie es der Geschichte ziemt, und ernst, wie es die Wichtigkeit der Sache fordert, diese Verhältnisse erwägen, laßt uns zumal das Lehenswesen in Vergleichung mit dem Allodialwesen betrachten.

Das Prinzip der Allodialverfassung ist die Freiheit, jenes der Lehensverfassung die Knechtschaft. In jener fließen alle Rechte und Pflichten aus der Idee der Nationalverbindung, sind also Bürger-Rechte und Bürger-Pflichten: in dieser kömmt Alles von persönlicher Verpflichtung und ist kontraktmäßige Forderung und kontraktmäßige Obliegenheit. In jener fordert die Nation selbst, oder durch ihre eigenen Gewaltsträger, Treue, Gehorsam, Leistung: in dieser ist Treue und Leistung blos persönliche Schuldigkeit.

Daher ist die Allodialverfassung edler, weil sie auf Ideen beruht, und die Würde des Menschen und Bürgers anerkennt und schüzt: die Lehensverfassung dagegen ist schon in ihrem Begriff

jener Würde feindlich, weil sie eine Dahingebung der Freiheit an Personen, um Lohnes willen, voraussezt. Auch hat sie eine natürliche Geneigtheit, entweder in Anarchie, oder in völlige Sklaverei, ja wohl in beide zugleich — nämlich dort den Staatsverband, hier das Verhältniß der Einzelnen betrachtet — überzugehen.

Das Allodialsystem ist ein System der Vereinigung freier Männer unter, aber nicht durch die Häupter, als welche vielmehr selbst nur vermöge der Vereinigung da sind. Dagegen ist das Lehenssystem eine Zerstücklung der Nation in eine Menge kleinerer oder größerer Haufen von dienstbaren Leuten, welche, ohne gemeinsames Interesse und ohne gemeinsames Recht, jeder nur als Dienerschaft desselben Herrn zusammenhängen, und welche zusammen nur in so fern das Bild einer Nation darstellen, als ihre Herren wieder haufenweis noch höheren Gebietern dienen, und diese zulezt Alle einem Höchsten mit gleicher Pflicht verbunden sind. In dieser künstlichen Zusammenkopplung hängt die ganze Nationalverbindung von dem einzigen höchsten Ring ab, an welchen die Ketten der Vasallenschaften und ihrer untergeordneten Aftervasallenschaften geschlossen sind. Zerbricht dieser Ring, d. h. ermangelt der König, oder wird seine Gewalt gebrochen, sofort stehen so viele getrennte Fürstenthümer da, als unmittelbare Kronvasallen waren. Geht in solchen Ländern der Fürst ab, so ist seine Macht in eine Zahl kleinerer, unabhängiger Herrschaften zersplittert. Wenn aber auch diese die Häupter verlören, so befänden sich die losgebundenen Dienstmänner plözlich vereinzelt, und würden, erschreckt über die ungewohnte Freiheit, nach allen Richtungen sich zerstreuen; während eine Nation im Verband der Allodial-Freiheit, auch nach dem Verlust der Häupter, Nation bliebe wie zuvor, und nach Gefallen entweder andere Häupter wählte, oder eine sonst beliebige Ordnung träfe.

Je loser aber das Nationalband im Lehenssystem (wo es rein, nach seiner Grundidee besteht), desto stärker oder vielfacher das Band der Dienstbarkeit. Der gemeine Lehensmann, oder des untersten Grades, ist nicht nur dem persönlichen Willen seines unmittelbaren Lehensherrn, sondern — da dieser selbst einem Höhern, und so weit dieser einem noch Höhern, der Lezte endlich dem Höchsten zum Gebote steht — mittelbar auch diesen allen dienstbar, weil die Wirkung des höhern Befehls sich auf alle untergeordneten Stufen der Aftervasallenschaft fortsezt, demnach die Masse der Nation in Wahrheit zu Knechten der Knechte von Knechten wird. Im Allodialsystem dagegen wird durch die Unterordnung der Häupter nur die Freiheit befestigt, das oberste Haupt hält alle übrigen in den Schranken des Gesezes,

Digitized by Google

und wird selbst durch die Gesammtheit darin erhalten. Beherrschung kann da nur durch Verderbniß des Systems oder durch regelwidrige Anmaßung entstehen. Im Lehenssystem findet Befreiung nur ausnahmsweise Statt, und kann nur Folge der Beschränkung oder Ausartung des Systems seyn; Dienstbarkeit ist die Regel.

Schon in der Kindheit des Lehenswesens, als dasselbe im Schatten der vorherrschenden Allodialverfassung eine von selbst aufgewachsene Pflanze sich erhob, und noch ungeregelt durch Gesetze, als bloßes Herkommen, ein geduldetes mehr als ein eigens eingesetztes Verhältniß war, wurde dadurch die Freiheit vielfach und wesentlich gefährdet.

In dem Maße nun, wie sich die Lehen vermehrten, und der Allodialbesitz vergleichungsweise verringert oder minder geschätzt ward, in eben dem Maße fühlbarer, vorherrschender, eingreifender wurden auch die Wirkungen davon. Schon unter den spätern Merovingern war das Uebel groß. Karl Martell und Pipin kämpften kräftig, doch ohne entscheidenden Erfolg, wider den Trotz der mächtigen Vasallen, das System selbst bekämpften sie nicht. Tiefer blickend und gleich standhaft als glücklich, griff Karl der Große die Wurzel des Uebels an, indem er in dem fast veralterten Allodial-System, in dem längst hintangesetzten Heerbann die Mittel zur Hemmung der Lehensanarchie, aber zugleich die Kräfte zur Einführung eines, den Rechten der Gemeinen nicht minder, als den Anmaßungen der Großen gefährlichen, Regierungssystems fand. Die Zertrümmerung dieses Systems durch die Unfähigkeit oder das Unglück seiner Nachfolger nahm hierauf den lezten Damm wider die neu aufschwellende Macht der großen Vasallen weg, und es befestigte sich triumphirend das Lehenswesen, mit allen seinen Mißbräuchen und Auswüchsen, in seinem nun für Jahrhunderte unerschütterlichen Besiz.

Am meisten gefährlich schien Karln die Macht der, über ganzen Völkern oder weiten Ländern waltenden, Herzoge zu seyn, ob sie als Erbfürsten oder als Reichsstatthalter ihre Gewalt besäßen. Darum hob er die Herzogthümer auf, und theilte das Reich in kleinere Bezirke, Gowen (auch Pagus, Comitatus genannt), welchen er seine Grafen (Comites, nach dem römischen Styl) vorsezte. Für die Treue dieser Grafen aber sollte die Beschränkung ihrer Vollmacht und das neben und über sie gesezte bischöfliche und Sendgrafenamt bürgen.

Das wichtigste Geschäft des Sendgrafen war die Haltung der jährlichen Maitage, welche, da sie bei dem großen Umfang des Reichs nicht mehr allgemein seyn konnten, in jeder Provinz oder Sendgrafschaft vereinzelt gehalten wurden. Es erschienen

darauf außer den Grafen und Zentgrafen (oder Edelvögten, überhaupt den untergeordneten Gewaltsträgern) auch einige Schöppen (Scabini) im Namen der Gemeinen (wie ein Ausschuß des freien Volkes), und berathschlagten über die Angelegenheiten der Provinz, über neue Einrichtungen und Gesetze, oder über die Annahme der vom König ihnen zugeschickten allgemeinen Verordnungen. Die Beschlüsse der Provinzversammlungen brachte der Sendgraf auf den allgemeinen Reichstag, welcher aber schon früher zum bloßen Hoftag oder zur Versammlung der Großen geworden. Nur was durch solche Versammlungen — des Volkes selbst, in so fern es geschehen konnte, oder wenigstens der Großen, die es gewissermaßen vorstellten — beschlossen oder genehmigt war, galt das Gesez; und es wird genau das Capitulare; als eine blos königliche Willensmeinung, von dem Gesez, sox, als wozu die Genehmigung des Volkes gehörte, unterschieden.

Außer der Ernennung der Schöppen, welche aus unbescholtenen, freien Allodialbesizern bestanden, behielten die Gemeinen noch verschiedene wichtige Rechte und Freiheiten, und wurden sorgfältig gegen den Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Grafen und Edelvögte geschüzt. Aber dem Könige selbst wurden sie, der beständigen Kriege willen, als Heerbannsleute, ja als Frohndknechte und vielfältig auch als freiwillige Vasallen, überhaupt als Unterthanen eines glänzenden Thrones enge verpflichtet; auch blieben sie, bei der unablässig durch äußere Kriege zerstreuten Aufmerksamkeit des Königs, vielen ungesezlichen Bedrückungen der Großen preis.

So hoch diese Einsezungen Karls von Manchen gepriesen worden, so ward doch bald durch den Zusammensturz des mühsam errichteten Gebäudes ihre Unhaltbarkeit im Ganzen kund. Karl handelte nicht consequent genug. Er war wie getheilt zwischen Allodial- und Lehens-System, zwischen Herrschafts- und Freiheits-Prinzipien, ob auch jenen geneigter. Darum hinterließ er lauter schwankende Verhältnisse, in ihrer weitern Entwicklung von dem Spiel der Zufälle, von der Persönlichkeit der Nachfolger abhängig. Um die mit Recht gefürchtete Aristokratie — der großen Dynasten sowohl, als der mächtigen Vasallen — entscheidend zu brechen, hätte Karl — weil das Prinzip der Urverfassung die Freiheit gewesen — mit Ernst und Treue dahin arbeiten sollen, die sinkende Demokratie wieder zu erheben, und die veralterten Volksrechte wieder kräftig zu machen. Aber er that nichts von dem. Dem Adel sezte er meist nur seine eigenen angemaßten Herrscherrechte entgegen, ließ die Volks-Freiheiten meist nur als königliche Bewilligungen gelten, machte, selbst wo er zu dem Allodial-System oder Heerbann zurückging, auch

diesen seinem persönlichen Interesse oder jenem der Krone dienstbar, und verdarb die Demokratie daher in ihrem innersten Lebenskeim. Darum fiel die Masse des Volkes, welches einmal gewöhnt worden, wie ein großes Gefolge mißbraucht zu werden, bei der Erschlaffung des Throninhabers ohne Widerstand in die Gewalt der einzelnen Großen; das einzig mögliche Gegengewicht der Adelsmacht war zerstört, diese daher unwiderstehlich und für den König selbst verderblich. So ward über Karln oder seine Nachkommenschaft die Strafe der Engherzigkeit oder des Egoismus, welcher die Herrscherplane ihm eingegeben, durch die waltende Nemesis verhängt.

So wenig hatte selbst Karl die Gemeinen zu schirmen gewußt, daß, troz seiner Begünstigung des Heerbanns, schon unter seiner Regierung eine große Menge der Wehren freiwillig oder gezwungen den Großen als Dienstmannen sich hingab, um ihrer gewaltthätigen Bedrückung sich zu entziehen. Unter seinen Nachfolgern nahm solche Erniedrigung der Gemeinen zu, und gleichmäßig der Uebermuth der Großen. Aus Herrschsucht wurden die unter sich selbst entzweiten karolingischen Prinzen die Diener ihrer Vasallen, deren Beistand sie mit Reichsgütern und Reichsehren verschwenderisch bezahlten. Ludwig der Teutsche gab auf dem Reichstag zu Koblenz (860) denselben die feierliche Versicherung, in allen großen Geschäften nur nach ihrem Rath und Willen handeln zu wollen, und machte also seine Diener zu Reichsständen. Jezt war die Abhängigkeit des Throns von seinen Vasallen befestigt, und was diesen an Macht und Ehre zugewachsen, unwiederbringlicher Verlust für die Nation. Allmählig — bei zunehmender Schwäche, selbst Verächtlichkeit der karolingischen Prinzen — wurde das Dienstverhältniß in jenes einer selbstständigen Macht verwandelt, und durch gegenseitige Uebertragung oder Vermischung der lehensbaren mit den Allodial-Rechten, der Amts-Gerechtigkeiten mit jenen des Besizers, der gesezlichen oder herkömmlichen mit jenen, welche erschlichen, angemaßt oder ertrozt waren, das System der drückendsten Aristokratie zur Vollendung gebracht.

Nicht nur wurde nämlich — was nach den allgemeinen Verhältnissen fast unausweichlich war — das Amt der Grafen und Edelvögte in den Familien der Besizer, theils durch Herkommen, theils durch stillschweigende oder ausdrückliche Vergünstigung erblich, sondern man unterschied bald die dem Grafen als Guteigenthümer oder als Geleits- und Schuzherrn zustehenden Besizthümer, Gülten und Rechte nicht mehr von jenen, welche er als Thronvasall oder als königlicher Gewaltsträger, auch als Häuptling im Heerbann, besaß. Aus allen wurde eine Masse von Rechten, welche für dem Titel nach heilige, dem Besiz nach

gleich selbstständige galten, und durch deren Gebrauch oder Mißbrauch leicht noch mehrere mochten erworben, Thron und Volk fortwährend enger mochten beschränkt werden. Die meisten Grafen waren zugleich reiche Allodialbesizer in den Bezirken ihrer Verwaltung; die Herzoge, welche jezt wieder auftamen, nicht minder; beider Gewalt stieg zusehends: die Sendgrafen dagegen verloren ihr Ansehen in gleichem Maße, als der König, welchen sie vorstellten, schwächer geworden. Endlich hörte selbst ihr Amt auf, oder verlor wenigstens seine Bedeutung dadurch, daß es mit jenem der Grafen oder Bischöfe anfangs persönlich, dann aber bleibend vereinigt wurde.

Die Adeligen und die Leibeigenen.

Mit der Herabsezung der Königsmacht ging auch die Niederdrückung des gemeinen Volkes gleichen Schritt, und so entstand allmählig die völlige Spaltung der Nationen in die zwei Hauptklassen der Adeligen und der Leibeigenen, welche sich gleich weit, nur nach entgegengesezter Richtung, von dem natürlichen Gleichmaß bürgerlicher Rechte entfernen, und welche wir Jahrhunderte hindurch fast ganz allein auf dem Schauplaz finden, während die eigentlichen Bürger, die wir nach Vernunft und Recht dort suchen, davon verschwunden sind.

I. Der Adel. Schon in den ältesten Zeiten treffen wir einen Adel bei den germanischen Völkern an. Doch nicht als eine von den Gemeinen scharf geschiedene, politische Kaste, sondern nur als den Inbegriff derjenigen Personen oder Familien, welchen entweder wegen größeren Besizthums oder wegen besonderen Verdienstes — wovon die Erinnerung sich auch vererben mochte — oder wegen öfters geführter Gewalt, eine vorzügliche Achtung zu gebühren schien; ohne daß ein bestimmtes oder ausschließendes Recht, oder anerkannte Erblichkeit dabei stattfand. Dieser Adel, aus der Natur der einfachsten bürgerlichen Verhältnisse fast unausbleiblich hervorgehend, und kaum im ganz wilden Zustand der Völker unbekannt, in seinem Ursprung unbeleidigend für die Rechte der Gemeinen, und Selbst frei, auch freiheitsstolz, artete im Lauf der Jahrhunderte, theils durch natürliches, von Innen kommendes Verderbniß — wozu alle politischen Verhältnisse geneigt sind — theils durch äußere Einwirkungen oder Zusammenfluß der Umstände, in eine genau abgemessene Stufenfolge angemaßter bürgerlicher und politischer Vorrechte in einer zahlreichen, doch geschlossenen Kaste privilegirter, die gemeine Freiheit verschmähender oder anfeindender, auf Fürstendienst stolzer und gleichwohl dem Fürsten trozender Familien aus, deren durch

theils ausdrückliche, theils stillschweigende Anerkennung, oder wenigstens durch die längste Verjährung bekräftigte Ansprüche den merkwürdigsten Gegensaz historisch begründeter Verhältnisse zu den Forderungen des natürlichen Staatsrechtes und der natürlichen Staatsklugheit ausmachen.

II. Die Leibeigenen. Während also eine zahlreiche Klasse der Nation zu stolzen Vorrechten und trotziger Gewalt emporstieg, versank eine andere, weit zahlreichere, in Verachtung und Unfreiheit. Der weite Raum zwischen beiden, das wahre Volksgebiet, worin sonst die gemeine Freiheit geblüht, blieb meist öde und leer. Von entgegengesezten Polen angezogen, schwangen viele Gemeinfreie, selbst Unfreie, durch Glück begünstigt, sich hinauf zum Stande des Adels; die meisten fielen von einer Stufe der Unfreiheit zur andern hinunter, bis in die Fessel der Leibeigenschaft.

Schon ursprünglich treffen wir Sklaven bei den Germaniern an. Cäsar und Tacitus gedenken derselben. Aber sie waren, wie bei den Alten überall, keine Glieder der Nation, sondern kriegsgefangene Feinde oder einzelne Gemeindsgenossen, die aus besonderem Rechtsgrund ihre Freiheit verloren.

Die Zahl derselben ward vermehrt: einerseits durch Eroberung der römischen Länder, wo die Sieger schon viele wirkliche Sklaven vorfanden, aber auch eine Menge von Provinzialen nach dem Kriegsrecht dazu machten; anderseits durch fortwährende Kriege, zumal später wider die Normannen und Slaven.

Doch war damals schon ein großer Theil der Nation selbst in Sklaverei gefallen. Die Ausartung der Allodialverfassung, mehr noch das im Gefolge des Lehenswesens frech einherschreitende Faustrecht, hatte die Schwachen den Starken preisgegeben, und so schrecklich stieg die gesezliche Bedrückung, daß viele arme Freie nicht blos zu Vasallen, sondern selbst zu Leibeigenen der umwohnenden Großen sich erniedrigten, um die Wüthriche, die kein Erbarmen kannten, durch Interesse zu sänftigen. Solche Obnoxiation geschah wohl auch unter Vorbehalt gewisser Rechte, oder bedingnißweise. Selbst Edle mochten sich dazu entschließen. Mehreren ward sie der Weg zur Herrengunst, dadurch zum Wohlstand und zu erneuerter Ehre, den Meisten zur völligen Sklaverei.

Denn wie schwankend der Titel der Abhängigkeit, wie gering der Vorwand zur Herrschaft: die Gewalt ersezte leicht, was dem Rechte gebrach. Wer auf irgend eine Weise, als Vasall, oder Schuzbefohlener, oder Zinshold, als Pächter, als freiwilliger, zeitlicher Knecht, Gerichtsangehöriger, Kriegsuntergebener,

Digitized by Google

ja nur als Bezirksgenosse oder Nachbar mit einem Großen in nähere Berührung gekommen, den riß die nimmer befriedigte Anmaßung, gleich einem allgewaltigen Meeresstrudel, in stets sich verengenden Kreisen fort in den Abgrund der Sklaverei.

Wer vollends dahin gelangte, dessen Loos war traurig und schmachvoll. Der Leibeigene war Sache oder Thier, nicht Mensch. Im unbedingten Eigenthum seines Herrn, der selbst das Recht über Leben und Tod (lange Zeit ganz frei, später durch ein unbedeutendes Wehrgeld beschränkt) gegen ihn ausübte, aus Laune oder der kleinsten Vergehungen willen ihn grausam züchtigte — mochte der Sklave sich weder des Besitzes äußerer Sachen, noch der theuern Familienrechte erfreuen. Was er erwarb, gehörte dem Herrn, der ihm blos den dürftigen Lebensunterhalt reichte. Alle Arbeiten, die der Herr befahl, mußte der Sklave verrichten, zu Haus, im Feld, in der Werkstätte, Alles ohne Dank oder Lohn. Die Kinder der Sklaven, als Früchte des Eigenthums, gehörten gleichfalls dem Herrn. Nicht in heiliger Ehe unter priesterlicher Einsegnung, nur in thierischer Begattung wurden sie erzeugt. Später, als etwas mildere Sitten wurden, blieb doch der Wille des Herrn das Ehegesez. Der Sklave mochte verkauft, vertauscht, verschenkt werden, stückweis oder in Haufen, meist aber mit dem Grund, dem er angehörte (Glebae adscripti). Und damit auch von Außen schon seine Erniedrigung kund werde, mußte er den eigenen Sklavenrock tragen, und mit geschorenem Haupte gehen. Wenn Einer, von Verzweiflung getrieben, seinem Herrn entrann, so wurde er, wo er hinging, gleichfalls Sklave, oder wohl ausgeliefert an den alten Herrn.

Solche äußerste Schmach ward nun vorzugsweis den Bauern zu Theil. Die häuslichen Sklaven waren minder zahlreich, und mochten durch die Gunst des Herrn oder durch die Eigenschaft der Dienstleistung zu bessern Verhältnissen gelangen. Die unglücklichen Kolonen blieben Lastthiere für und für. Wohl gab es mildere Grade der Dienstbarkeit auch unter den Bauern. Vielen war einiges Erwerbsrecht gelassen. Wenn sie die willkürlich oder vertragsmäßig bestimmten Frohnen geleistet, den aufgelegten Zins entrichtet hatten, blieben sie von weiteren Anforderungen frei. Doch fiel nach ihrem Tod wenigstens das „Besthaupt" und „Bestheil" ihrer Verlassenschaft dem Herrn anheim. Einige waren nur zum Theil dienstbar. Ja es erhielten sich, unter allen Stürmen und Bedrängnissen der Zeit, noch immer einige Freibauern, ohne bessern Rechts-Titel, als die Unterdrückten hatten, nur durch Glück. Indessen war, was diesen und jenen von Freiheit geblieben, im Grunde prekär, und Sklaverei das allgemeine

Digitized by Google

Loos des Bauernstandes. Auch ist es in vielen Ländern dasselbe geblieben bis auf die neueste Zeit. Während den Städten die goldene Freiheit zu Theil ward, während knechtische Ministerialen (Hof-Bediente) sich selbst zum Adel hinaufschwangen, ist auf den Bauern — der Grundmasse der Nation und ihrer Erhalterin — das Joch der Sklaverei, ob auch nicht im Namen und äußerlichen Zeichen, doch in den drückendsten Lasten geblieben.

Wir kehren zum Faden der karolingischen Geschichte zurück.

Das karolingische Haus.

Von den ehelichen Söhnen Karls, Karl, Pipin und Ludwig, unter welche er schon 781 und vollständiger 806 das Reich getheilet, starben die beiden ältern vor dem gebeugten Vater, welcher dann den einzig noch Uebrigen (813) zum Mitregenten und Kaiser, Pipins hinterlassenen Sohn Bernhard aber zum König von Italien — jedoch unter Ludwigs Oberhoheit — erklärte, und bald darauf starb (814).

Frühe erkannte der gutmüthige aber schwache Ludwig das Schwierige seiner Lage, und gab sich auf einer großen Versammlung der Stände zu Aachen (817) einen Reichsgehilfen in der Person Lothars, seines ältesten Sohnes. Derselbe sollte der Haupterbe des Reichs und Oberherr der Brüder Pipin und Ludwig, Diese jedoch auch Könige in eigens zugetheilten Ländern, ja befugt seyn, den Oberherrn zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten. Gegen diese Theilung erhob sich Bernhard in Italien. Doch leicht ward er übermannt, durch ein Gericht der Großen zum Tod, durch Ludwigs Begnadigung aber zur Blendung verurtheilt, an deren Folgen er kläglich starb (818).

Bald erregte die Herrschsucht der Brüder weit schrecklichere Auftritte. Ludwig, nach dem Tod seiner Gemahlin Irmengard, erkor sich zur zweiten Gattin die schöne Judith, Tochter des baierischen Grafen Welf. Sie gebar einen Sohn, Karl (den Kahlen), welchem der zärtliche Vater ein genügendes Erbtheil, wie den ältern Söhnen, wünschte. Diese, auf deren Unkosten die Anweisung geschehen mußte, ergriffen mit vielen Großen die Waffen, und bemächtigten sich des Vaters, der verhaßten Stiefmutter und ihres jungen Sohnes (830).

Doch kurz ist die Eintracht der Bösen. Lothar ward von seinen Brüdern gezwungen, den Vater freizulassen; aber bald empörten sich die unnatürlichen Söhne von Neuem, und es wurde der Kaiser, welchen der Papst verrieth und seine Leute verließen, zum zweitenmal gefangen genommen, nach Compiegne geschleppt,

Digitized by Google

des Reichs entsezt und, den Frevel zu vollenden, zur feierlichen Kirchenbuße genöthigt. In Gegenwart seines Erstgeborenen, der sich der Demüthigung des Vaters freute, mußte Ludwig seine kaiserliche Kleidung und sein Wehrgehänge ablegen, sich als Sünder bekennen, und ein langes Verzeichniß seiner Vergehungen mit lauter Stimme ablesen. So gedachte Lothar ihn auf immer verächtlich und unfähig des Reichs zu machen. Aber die minder verworfenen Brüder, zumal Ludwig, erklärten sich für den Vater, und verschafften ihm die Krone wieder (835), die er besser niemals getragen hätte. Denn, unbelehrt durch die herbsten Erfahrungen, wiederholte er die willkürlichen Theilungen, und begünstigte, zumal nach Pipins Tod, den Liebling Karl, ja selbst den verbrecherischen Lothar so unmäßig, daß Ludwig zum drittenmal sich empörte, und dem greisen Vater, der ihn verkannte, durch Kummer über solchen Krieg beschleunigten Tod gab (840).

Lothar, jezt Kaiser, vermeinte, daß ihm über das Ganze die Herrschaft gebühre. Aber die jüngern Brüder, mit ihnen ihr Neffe Pipin, sammelten ihre Heeresmacht, und stritten vereint wider den Stolzen. Bei Fontenay, unfern Auxerre, war die entscheidende Schlacht (841). Hunderttausend Franken fielen hier als Opfer des Bruderzwistes. Lothar floh. Noch suchte er durch die äußerste Anstrengung, insbesondere durch's Aufgebot des sächsischen Heerbannes, sein Glück wieder herzustellen. Aber er verlor ein zweites Treffen bei Straßburg, und Ludwig der Teutsche züchtigte schwer die sächsischen Rebellen, wie der Sieger sie nannte. Gebeugt durch so großen Unfall, suchte Lothar Friede, und es ward derselbe geschlossen zu Verdun (843) durch jenen berühmten Theilungsvertrag, welcher das große Reich in drei fortan selbstständige Theile trennte, demnach eine Hauptepoche macht in der Geschichte des westlichen Europa, und den Anfang der gesonderten Geschichte Teutschlands, Italiens und Frankreichs.

Durch diesen Vertrag erhielt Lothar, nebst der Bestätigung der Kaiserwürde, das Königreich Italien und den langen Länderstreif von der Rhone, Saone, Maas und Schelde bis an den Rhein. Nur Mainz, Worms und Speier wurden (des Weines willen) an Ludwig den Teutschen, den Herrn der rein teutschen Länder, östlich am Rhein, gegeben. Karl der Kahle endlich bekam Gallien, westlich von jenen Flüssen bis an's Meer, das eigentliche Frankreich. Nur Aquitanien fiel den Neffen der Könige, Pipin und Karl, zu, welchen jedoch Karl der Kahle es bald entriß. Völlige Trennung übrigens war nicht beabsichtigt; man schien eine Art von Gesammtrecht des

Digitized by Google

Hauses auf das ganze karolingische Erbe anzunehmen; es dauerte die Gemeinschaft des Heerbannes, demnach die Idee eines gemeinsamen Reiches und Reichshauptes, fort, und noch blieb dem Zufall überlassen, ob Wiedervereinigung oder bleibende Trennung folgen sollte.

Das Letzte ist geschehen durch Gunst des Schicksals; und so hat der Verduner-Vertrag unermeßlich wohlthätig für die drei Reiche, zumal aber für Teutschland gewirkt. Indessen ist's nicht ein weise oder wohlwollende Absicht der Pacisicirenden gewesen, der wir so unschätzbares Gute zu verdanken haben, sondern vielmehr ihre Schlechtigkeit, oder doch nur die blinde Macht der natürlichen Verhältnisse und des Zufalls. Der Zufall, daß von Karls M. Söhnen nur Einer den Vater überlebte, hatte so viele Völker in ein Loos geworfen. Der Zufall, welcher Ludwigen drei Söhne ließ, bewirkte die Theilung der Heerde. Denn nicht aus Anerkenntniß der Persönlichkeit der einzelnen Völker, sondern nach dem Sachenrecht, zur Vertheilung der Erbstücke, wurden die drei Reiche geschieden.

Lothar I. legte die blutbefleckte Krone nieder (855), und ging ins Kloster Prüm, woselbst er starb. Von seinen drei Söhnen erhielt Ludwig II. die Kaiserkrone und Italien, Lothar II. die nördliche, und Karl die südliche Hälfte des oben bemerkten Länderstreifens zwischen Teutschland und Frankreich, wovon jene von ihrem Beherrscher Lotharingien, diese von dem Hauptland Provence oder auch Burgund genannt ward.

Karl starb frühzeitig (863), worauf seine Brüder sich in sein Erbe theilten. Aber auch Lothar II. starb ohne Söhne (868), so wie später sein Bruder, Kaiser Ludwig II. (875).

Nach dem Tode dieses Letzten wurde Italien und das Kaiserthum von Karl dem Kahlen, zuvorkommend, durch List und Gewalt in Besitz genommen. Ludwig der Teutsche starb gleich darauf (876).

Auch Er hatte drei Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern und Karl den Dicken. Der Letztere vereinigte nach dem frühen Tod seiner Brüder und Neffen die beiden Erbschaften Ludwigs des Teutschen und Lothars I. (mit einziger Ausnahme Burgunds, welches schon abgefallen war, doch mit Inbegriff Lotharingiens, welches Ludwig der Jüngere vollständig durch Waffen und Vertrag genommen 880), in seiner Person, ja endlich durch Wahl der Franzosen, auch Frankreich.

In diesem letzten Reich, so wie in den übrigen gewaltsam an sich gerissenen Ländern, hatte Karl der Kahle ruhmlos, ja verächtlich, regiert. Gleiche Verachtung lag auf seinem Sohne, Ludwig II., dem Stammler (877), und auf seinen Enkeln,

Digitized by Google

Ludwig III. und Karlmann, nach deren Tod der dritte Enkel, Karl der Einfältige, übergangen und Zuflucht bei Karl dem Dicken gesucht ward.

Karl der Dicke auf Karls des Großen Thron war ein Zerrbild der Schwäche und Erbärmlichkeit; der Herr der Nationen geängstigt, gedemüthigt von jedem auswärtigen und einheimischen Feind, ein willenloses Werkzeug in seines Ministers Hand, unthätiger Zuschauer bei den Leiden des Volkes, und bedeckt mit häuslicher wie mit öffentlicher Schande.

Da erhob sich Arnulf, Herzog zu Kärnthen, Karlmanns natürlicher Sohn, gegen den unwürdigen Oheim. Die Baiern, Ostfranken, Sachsen, Thüringer, zulezt auch die Alemannen, fielen ab von dem König, und entsezten ihn feierlich des Reichs auf einer Versammlung zu Tribur (887). Er starb das Jahr darauf, arm, verlassen, in einem Kloster.

Durch diese merkwürdige Absezung löste sich die Verbindung der karolingischen Monarchie vollständig und auf immer. Teutschland, Frankreich und Italien gaben sich eigene Könige, die beiden Lezten unter heftigem Parteikampf und blutigem Wechsel. Bei dieser Gelegenheit ward auch von einigen andern Ländern, namentlich von der hispanischen Mark (woraus dann das Königreich Navarra erwuchs), und von mehreren slavischen Stämmen die Selbstständigkeit theils errungen, theils die schon früher errungene behauptet.

Noch wichtiger war die Losreißung von Burgund. Im diesem meist zum Königreich Provence gehörigen Land, worin nach Lotharius I. Tod vielfacher Wechsel der Herrschaft gewesen, versammelten sich nach Ludwigs des Stammlers Tod (879) eine Anzahl Bischöfe und Erzbischöfe, und beschlossen, sich und ihr Land, das alte Erbgut der Burgundionen, der vierthalbhundertjährigen fränkischen Herrschaft, die keinen Schuz mehr verhieß, zu entziehen, und übertrugen die Krone von Burgund dem Grafen von Vienne, Boso, einem milden und klugen Herrn. Das neue Reich — auch das cisjuranische Burgund mit Bezug auf Frankreich geheißen — bestand aus den heutigen Provinzen Savoyen, Provence, Dauphiné, Lionnais und einem Theil von Franche-Comté, und war sofort den Franzosen unbezwinglich. Aber nach Boso's Tod (889) bildete sich unter dem Grafen Rudolf von Hochburgund ein zweites — das transjuranische — Königreich Burgund, in Savoyen, der westlichen Schweiz und dem angrenzenden Theil der Freigrafschaft. Es ward auch das hochburgundische, jenes aber, worüber Boso's Sohn Ludwig herrschte, das niederburgundische Reich genannt. Beide — jedoch nicht ganz vollständig —

wurden später vereinigt unter dem Namen des arelatensischen Reiches, als Rudolf II., König in Hochburgund, und Hugo, Ludwigs Nachfolger in Niederburgund, von zwei Parteien gleichzeitig zur Beherrschung Italiens gerufen, ihren Streit durch einen Vergleich schlichteten, wonach Rudolf seinem Gegner Italien überließ, und dafür beide Burgundien behielt (930).

Arnulf, welchen die Teutschen an Karls des Dicken Stelle zu ihrem Könige erkoren, war ein tapferer, thatkräftiger Fürst. Die Normänner, die Slaven und andere Feinde schlug er mit starker Hand. Die französischen und burgundischen Könige ehrten ihn, wo nicht als Herrn, doch als den Mächtigern. Die Zerrüttung Italiens endlich öffnete ihm den Weg zur Kaiserkrone. In diesem schönen Land wüthete mehr und länger als in allen übrigen karolingischen Reichen Parteigeist und blutige Zwietracht. Von den zwei Hauptbewerbern um die Herrschaft, den Herzogen Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, erhielt der Erste den Sieg und von Papst Stephan V. die Kaiserkrone. Nach ihm ergriff dieselbe sein Sohn Lambert. Sein Gegner bat jetzt Arnulfen um Hilfe. Derselbe zog über die Alpen (894), bahnte mit dem Schwert sich den Weg durch die Länder Italiens, eroberte Rom mit Sturm und ward zum Kaiser gekrönt (896). Eitle Ehre! Die Völker Italiens, vor allen die Römer, verabscheuten die Herrschaft eines Fürsten, der ihnen als Ausländer verhaßt, als Barbar, wie ihr Dünkel ihn nannte, verächtlich war; und kaum hatte Arnulf, durch Hunger und Seuchen gedrängt, Italien verlassen, so wurde Lambert von Neuem als Kaiser begrüßt. Aber er starb in kurzer Frist (898), worauf zwischen König Ludwig von Niederburgund und Berengar von Friaul und derselben Nachfolger ein bis Otto M. andauernder Streit entbrannte.

Wir kehren zu Arnulf zurück. Derselbe starb im Jahr 900. Sein sechsjähriger Sohn, Ludwig das Kind, ward sein Erbe. Noch ehrten die Stände das Blut des großen Karl. Als aber Ludwig, noch minderjährig, gestorben war (911), nach einer durch innere Zwietracht nicht minder als durch äußere — ungarische — Kriegsverwüstung unglücklichen, leidensvollen Zeit, da gingen die Stände völlig und für immer vom karolingischen Hause ab, und wählten der einheimischen Großen Einen, Konrad, den Herzog der Franken, zum König (912).

Auf dem französischen Thron erhielten sich, jedoch kümmerlich, noch durch einige Geschlechtsalter die Sprößlinge des herabgekommenen Hauses. Karl der Einfältige, den seine Unterthanen verachteten, ward von Robert von Paris, später von

Digitized by Google

dem burgundischen Rudolf, vom Thron gestoßen, und starb im Gefängniß (929).

Gleichwohl gelangte sein Sohn, Ludwig IV. (Ultramarinus, weil er nach England geflüchtet war), nach Rudolfs Tod wieder zum väterlichen Reich (936). Ihm folgten Lothar V., sein Sohn, und Ludwig V., der Faule, sein Enkel, der lezte karolingische König. Denn als er starb (987), so erhob sich wider seinen Oheim, den Herzog Karl von Lothringen, Hugo Capet, Sohn des großen Hugo von Paris, mit einer mächtigen Partei, und erklärten ihn des Thrones unwürdig. Hugo Capet selbst ward zum König erwählt, und Karl mit seiner Familie starb im Gefängniß.

Normänner, Sarazenen und Ungarn.

So oft ein Volk oder Reich frech an den Rechten anderer frevelt, die durch Naturverhältnisse gesezten Grenzen stolz überschreitend, so oft hat es den Keim des eigenen Verderbens in sich aufgenommen, zu eigener Schmach und Noth den Grund gelegt. Dieses Gesez einer vergeltenden Weltregierung sehen wir überall in der Geschichte, nur hier früher, dort später, in Erfüllung gehen, nirgends so urplözlich und so vollständig, als im karolingischen Reich. Nicht nur stürzte es gleich nach dem Tod des Eroberers in anarchische Verwirrung, und zerfiel durch einheimische Spaltung in viele große und kleine Trümmer; sondern die Völker selbst, zumal das herrschende der Franken, wurden nun dem Zorn und der Raubsucht fremder Völker preis, ja fast zum Spott der Feinde.

Unter diesen waren die fürchterlichsten die Normänner. Dieses weit ausgebreitete Volk, teutschen Stammes, jedoch durch Entfernung und klimatisches Gesez länger und vollständiger barbarisch als seine südlicher hausenden Brüder, tritt aus dem Dunkel der langen Sagenzeit dämmernd wohl schon mehrere Jahrhunderte vor Karl M. als seebeherrschendes Kriegervolk — Seekönige nannten sich die Häupter; — doch klar und in's Rad der großen Umwälzungen eingreifend erst nach diesem Monarchen hervor. Karl M. hatte noch mit Ueberlegenheit gegen die Normänner in Jütland gestritten. Nach seinem Tod aber kam eine allgemeine Bewegung unter die skandinavischen Völker, und schon Ludwig der Fromme sah die Verwüstung der Küsten- und Uferländer seines Reiches. Noch größer ward das Unheil unter Ludwigs Söhnen. Lothar rief die Barbaren selbst herbei wider seine Brüder. Von da an wiederholten sich fast alljährlich die Verwüstungen. Vergebens stellte Ludwig der Teutsche die

Digitized by Google

Grenzherzogthümer wieder her; die Nationalkraft war geschwunden; vor den Normännern ging der Schrecken einher. Teutschland, Frankreich, Lothringen, auch England, Italien, Spanien, selbst Afrika empfanden ihre Streiche. Viele Heere wurden von ihnen geschlagen, Hamburg, Aachen, Köln, Trier, Rouen, Nantes, Tours zerstört oder verwüstet, Paris eingenommen, Lucca, Pisa geplündert, Spanien geschreckt, England mit den umgebenden Inseln erobert, kühne Entdeckungsfahrten und Plünderungszüge nach allen Weltgegenden unternommen. Als Karl der Dicke das fränkische Reich beherrschte, drang eine Schaar normännischer Räuber tief in die Rheinländer. Lothringen blieb der Hauptschauplaz des unglücklichen Krieges. Endlich rächte Arnulf (891) an der Dyle in Brabant durch einen glänzenden Sieg die lange Schmach; worauf Teutschland etwas Ruhe vor diesen Feinden zu Theil ward. Dagegen dauerten die Verheerungen Frankreichs fort: bis Karl der Einfältige dem tapfern Rollo, der langjährigen Geißel des Landes, die schöne Provinz, die von den Eroberern den Namen der Normandie trägt, als Lehen, Bretagne aber als Afterlehen überließ (911), und seine Tochter zum Weib gab.

Während die normännischen Waffen von Mitternacht her bis in's Herz von Europa drangen, ward von Süden her das Geschrei der Flüchtlinge vor den Sarazenen gehört. Von Afrika aus kamen fanatische Räuberschaaren nach Sicilien herüber, welches Eiland sie endlich völlig eroberten, oder schreckten die Küsten Italiens und des südlichen Frankreichs. 150 Städte Kalabriens und Kampaniens wurden geplündert, Rom selbst bedroht, viele Heiligthümer, bis an die Thore der ewigen Stadt, geraubt oder entweiht. Mehrere Geschlechtsalter hindurch beherrschten die Araber einen Theil des neapolitanischen Uferlandes; erst die Normänner brachten Rettung. Weiterhin, an den Küsten der Provence, unfern Arles, hatten die Araber einen Waffenplaz gegründet, von wannen sie bis in die Thäler Piemonts, bis an die Ufer des Leman, ja bis in die lotharingischen Gaue schreckten.

Aber die furchtbarsten Gewitter zogen herauf an der östlichen Grenze. Hier waren es nicht einzelne Raubhorden, sondern große Völker, welche feindlich anstürmten. Ludwig der Teutsche und sein Sohn, der jüngere Ludwig, stritten fast ununterbrochen wider die Slaven. Der Erste unterwarf sich Mähren wieder. Wichtiger noch war der Kampf unter Arnulf. Gegen denselben hatte Zwentebold, Fürst der Mähren, feindselige Waffen erhoben. Er herrschte auch über Böhmen, welches

Digitized by Google

Arnulf ihm überlassen, und noch weiter hin über viele Länder Pannoniens und Oestreichs bis zur Save und an die adriatische Küste. Während des Krieges starb er (895); die Söhne sezten den Kampf fort, der sich mit dem Untergang des mährischen Reiches endete. Ungarn, Polen und Böhmen theilten sich in das verwüstete Land. Der Name blieb dessen kleinstem Theil, welcher an Böhmen kam, und später zu einer Markgrafschaft des Reichs erklärt ward.

Durch die Zersplitterung des mährischen Reiches wurde Teutschland mit den Hungarn in feindselige Berührung gebracht, und eine Reihe von Verwüstungsscenen eröffnet. Wir haben schon in der vorigen Periode die zweifelhafte Abkunft dieses furchtbaren Volkes bemerkt. Es selbst nannte sich (und nennt sich noch) nach einem seiner Stämme Madscharen; der Ursprung des hungarischen Namens ist streitig. Durch unbekannte Revolutionen wurden diese Ungarn, wie so viele andere Steppenvölker Hoch- und Nordasiens, allmählig über die Wolga und den Don nach Europa getrieben, hausten mehrere Jahrhunderte in den weiten Ländern Südrußlands, und gehorchten, wie man behauptet, zwei Jahrhunderte lang den Chazaren. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts zogen sieben ihrer Stämme, mit denselben noch ein fremder Stamm, über die Karpathen in das östliche Pannonien und Siebenbürgen, mit Resten verschiedener Völker allda sich vermischend. Jeden Stamm führte ein Woiwod, über allen war ein Großwoiwod, von welchen Arpad, Almus Sohn, um 888 durch viele Kriegsthaten furchtbar ward. Derselbe zog Arnulf wider die Mähren zu Hilfe. Indessen ward Ostpannonien von den Petschenegen, den alten Feinden der Hungarn, eingenommen, worauf diese in dem den Mähren entrissenen Westpannonien, sammt einem Theil von Oestreich, sich niederließen. Sofort kam über Teutschland das Schrecken ihrer Waffen, und hörte nicht auf ein halbes Jahrhundert lang.

Die Sitten der Madscharen erinnerten an die Barbarei der Hunnen. Wohin ihre Kriegsschaaren drangen, da ward das Land zur Wüste; und wenn auch, was Zeitgenossen schreiben, daß sie das Fleisch der Erschlagenen verzehrten und ihr Blut tranken, mehr Ausdruck des Schreckens als reine Wahrheit seyn sollte, so ist doch selbst dieser Schrecken bezeichnend und bedeutungsvoll.

Gleich im ersten Jahr nach Arnulfs Tod ergossen sich die ungarischen Raubhorden über Oestreich, Kärnthen, Baiern; die Flammen der Dörfer und Klöster bezeichneten ihren Weg; schwer von Beute zogen sie heim. Mit größerer Macht, und nachdem sie in der Zwischenzeit (903 und 906) Oberitalien verwüstet, Mähren durchplündert hatten, wiederholten sie den An-

Digitized by Google

griff auf das von dem Kinde Ludwig beherrschte Teutschland (907). Das teutsche Heer, an der bei der Ensmündung neu erbauten Veste versammelt, ward geschlagen. Der Heerführer Luitpold, Herzog der Baiern, fiel nach verzweiflungsvollem Kampf, und mit ihm eine große Zahl Bischöfe, Aebte und Grafen. Der König selbst, welcher Hilfe bringen wollte, ward geschlagen, und entfloh kümmerlich. Da loderten weit und breit, oder stürzten in Schutt, Gotteshäuser und Wohnungen der Menschen. Schwert, Hunger und Elend fraßen das teutsche Volk. Auch Sachsen, Thüringen, Franken und Schwaben, ja Lothringen fühlten die Geißel. Das Entsezen durchlief die Gemüther; Niemand wagte mehr gegen die Unholde zu streiten. Daher wurden Todesstrafen umsonst von Ludwig verkündet zur Sammlung des Heerbanns; und schmählicher Tribut blieb das einzige Mittel zur Erringung — nicht des Friedens, nur eines unsichern Stillstandes.

Unter Konrads I. Regierung war die Verheerung der frühern gleich. Sie erneuerte sich unter Heinrich I., als dieser den Tribut, welchen seine Vorgänger versprochen, abschlug. Südteutschland bis zum Rhein, auch die lotharingischen Länder, dann umwendend Hessen, Thüringen und Sachsen, durchplünderten, verwüsteten die Barbaren, und zwangen den König zur Verwilligung neunjährigen Tributs (924).

Auch Italien und Frankreich, bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts, litten von Raubzügen der Ungarn. Oestlich schreckten dieselben bis in die Nähe Konstantinopels. Wir werden in den nächst folgenden teutschen Geschichten ihre endlichen Niederlagen erzählen.

Diesen ganzen Zeitraum hindurch regierten das madscharische Reich Fürsten aus Arpads Haus. Sie gelangten nicht in gesezmäßig bestimmter Folge, sondern mitunter durch das gedoppelte Recht der Wahl und des Blutes zum Thron. Aus ihrer Reihe bemerken wir Geysa I. (972), welcher die christliche Religion annahm; und Stephan I. (997) den Heiligen, dessen Sohn, welcher dieselbe herrschend unter seinem Volke machte, vom Papst eine Königskrone erhielt, und, wie man sonst behauptete, demselben das Reich zu Lehen auftrug. Die Erwerbung Siebenbürgens, die Ansiedelung vieler Teutschen und wirksame Emporbringung der Kultur zeichnen seine Regierung aus. Sein Nachfolger, Peter (1038), erkannte die Hoheit des teutschen Kaisers, welches Verhältniß jedoch nicht dauerte. Unter den nachfolgenden Königen ward, ungeachtet vieler innerer Unruhen, das Reich durch Erwerbung Kroatiens, Dalmatiens, Galiziens, Serviens und eines Theils von Bulgarien erweitert; jedoch die innere Verwirrung und die Barbarei durch die schon

Digitized by Google

am Anfang des zwölften Jahrhunderts, dann wiederholt in der Mitte des dreizehnten, geschehene Einwanderung großer Schwärme von Kumanen vermehrt. Unter Bela IV. (1235 - 1270) ward das ganze Reich von den Mongolen verwüstet und nur durch ihren freiwilligen Abzug gerettet. Wladislav IV. ward von den Kumanen ermordet. Andreas III. (1290), ein Seitenverwandter des lezten Königs, erhielt jezt den Thron, gegen die Ansprüche Karl Anjou's von Neapel, Wladislavs IV. Schwestersohns. Aber er starb (1301) ohne männliche Nachkommen, der lezte König aus Arpads Haus, worauf — nicht ohne Kampf — des heiligen Stephan Krone als weibliches Erbstück an das französische Haus von Neapel kam.

Geschichte Teutschlands.

Schon der Vertrag von Verdun hatte Teutschland politisch selbstständig gemacht: doch erst die völlige Lossagung von Karls M. Hause gab ihm sein besonderes Leben, demnach seine besondere Geschichte, und der erste Akt seines freien Lebens war die Erwählung Konrads I. zum teutschen König.

Die Geschichte Teutschlands, als eigenen Staatskörpers, zerfällt, in so fern sie noch zur vorliegenden Periode der Welthistorie gehört, in zwei, dem Charakter nach wesentlich verschiedene, Zeiträume. Im ersten ist das Reich der Teutschen mächtig, glorreich, weitgebietend, anerkannt das erste im Abendland, sein König an Majestät den Cäsarn, deren Erbe er sich nennt, nicht ungleich. Die Fürsten des Reichs sind seine Diener, die Könige Europa's verdunkelt durch seine schimmernde Majestät. Im zweiten sind Reich und Kaiser unter die Vormundschaft des römischen Priesters gekommen. Nicht mehr durch selbstständige Hoheit, nur durch den Abglanz der päpstlichen Glorie, als erster Vasall der Kirche, ist der König der Teutschen unter den Monarchen des Abendlandes hervorleuchtend; nicht mehr am Thron des Kaisers, sondern am Stuhl des Vatikans ist der Schwerpunkt des Hebels, welcher die Völkerbewegungen lenkt; und Teutschland vor allen, als am innigsten verknüpft mit Rom, empfängt von dort Gesez und Recht. So wie die Schale des Kaisers steigt, also sinkt jene der Fürsten und Stände; nicht länger vermag das geschwächte Haupt die zur Selbstständigkeit aufstrebenden Glieder zu regeln. In beiden Zeiträumen aber sind Kaiserthum und Papstthum — nur dort eines, hier das andere vorherrschend — durch ihre bald vereinten, bald streitenden Interessen und Kräfte, die Haupträder in den Umwälzungen des Abendlandes, die Hauptgestalten in dessen Geschichte.

Digitized by Google

I.

Die Zeit der Hoheit des Reiches.

Konrad I. und Heinrich I.

Nach Ludwigs des Kindes Tod ward von den Großen des Reichs — als welche bereits die Rechte des Volks an sich gerissen — Konrad von Frizlar, Herzog in Franken, zum König gewählt (912). Bald jedoch ertönte lauter Widerspruch gegen solche Wahl, und Konrad, bei aller Thatkraft und guter Gesinnung, vermochte nicht, die wider ihn aufgeregten Stürme zu beschwören. So gering war seine Macht, daß die lotharingischen Völker (oder Fürsten) wohl zu thun vermeinten, sich Karln dem Einfältigen, König in Frankreich, zu unterwerfen, und daß dieser König so kostbare Erwerbungen behauptete. Zu gleicher Zeit verschmähte Arnulf der Böse, Herzog der Baiern, den König der Teutschen zu erkennen. Darum ward er von den Fürsten geächtet und von den Priestern gebannt, und blieb, bis zu Konrads Tod, als Flüchtling im ungarischen Grenzland.

Während die Horden der Ungarn das Reich verwüsteten, brachen Erchanger und Berchtold, die königlichen Gewaltsboten in Schwaben, den Landfrieden. Sie wurden übermannt, verurtheilt und hingerichtet. Endlich erhob auch Heinrich, Otto's des Erlauchten, Herzogs von Sachsen und Thüringen, Sohn, welchem Konrad nach des Vaters Tod eines von den beiden Herzogthümern, die Otto verwaltet, entreißen wollte, Krieg wider den König. Während desselben starb Konrad (918).

Die Fürsten, nach dem von dem Sterbenden hochherzig geäußerten Wunsch, wählten dessen tapfern Feind, Heinrich den Sachsen, welchen der Pöbel der Geschichtschreiber den Vogelfänger nennt, und welcher der Große zu heißen verdient. Den Widerspruch, welchen gegen Heinrichs Wahl Burkard und Arnulf, die Herzoge von Schwaben und Baiern, erhoben, besiegte der König bald durch die Kraft seines Armes, entschiedener noch durch hochherzige Milde, die selbst Arnulfs trotziges Gemüth zur Freundschaft zwang. Hierauf zog er gegen Karln den Einfältigen von Frankreich, und lehrte ihn, durch schnelle Wiedereroberung Lothringens, die Ueberlegenheit teutscher Kraft, wenn sie wohlgeleitet und nicht gelähmt durch Zwietracht ist.

Digitized by Google

Indessen durchdrang die teutschen Länder neues Schrecken der Ungarn; gegen die wohlgeübten, schnellen Reiter konnte das minder gelenke teutsche Fußvolk nicht aufkommen. Also schloß Heinrich (924) Waffenstillstand auf neun Jahre, und zahlte Tribut, auf daß er Zeit gewänne zu siegverbürgender Rüstung. Er erweiterte und vervollkommnete durch Uebung den Reiterdienst, ordnete das gesammte Heerwesen, und gab Teutschland, durch Anlegung vieler festen Plätze, eine vom Loos der Schlachten weniger abhängige Schutzwehr. Diese letzte Anstalt war in bürgerlicher Rücksicht noch wichtiger und folgenreicher als in jener des Kriegs. Die Städte, zu denen Heinrich den Grund legte, trugen in sich den Keim der Gesittung und der Freiheit, welchen die nachfolgenden Jahrhunderte zur fruchtbarsten Entwicklung brachten. Der weise König setzte in Nord- und Mittelteutschland, allwo, bis auf ihn, nur offene Dörfer oder vereinzelte Höfe, Klöster, Schlösser u. s. w. waren, verschiedene derselben, deren Lage haltbar schien, durch Ringmauern und Thürme in Vertheidigungsstand, erweiterte sie durch neu erbaute Wohnungen, und vermehrte ihre Bevölkerung durch den aus den freien Heerbannsleuten der Umgegend hierzu berufenen neunten Mann. Durch verschiedene Vorrechte und Begünstigungen, welche er den Städten ertheilte — als: daß alle Versammlungen und feierliche Gastmähler des umwohnenden Volkes in den Städten mußten gehalten, daß Niemand allda als Leibeigener durfte geachtet werden — überwand er die alte Scheu der Teutschen vor der Bewohnung der Städte, beförderte durch kluge Verordnungen das frühe Aufkeimen verschiedener bürgerlicher Gewerbe, und befahl, daß zur Sicherung des Unterhalts, im Fall der Belagerung, der dritte Theil von den Ernten des Landes in die Vorrathshäuser seiner Festen gebracht würde.

Nach Ablauf des bedungenen Stillstandes, als die Ungarn Erneuerung des Tributs begehrten, und schmähliche Abweisung erfuhren, fielen sie mit großer Macht in Teutschland, und drangen bis in die thüringischen Gaue, allwo sie in zwei Heerschaaren sich theilten. Die eine derselben ward jetzt bei Sondershausen geschlagen, und die andere, welche den Gewaltshaufen enthielt, erfuhr bei Merseburg durch Heinrichs starken Arm ein gleiches Loos. Achtzigtausend Barbaren wurden getödtet, alles Heergeräthe, aller Raub erbeutet, was aus der Schlacht entrann, durch Hunger oder den Zorn der Landleute getödtet; Teutschland war auf zwei Jahrzehnte von den Unholden befreit (934).

Während des Waffenstillstandes mit den Ungarn hatte Heinrich gegen die übrigen Feinde des Reichs, gegen die Slaven und Normänner, glücklich gestritten. Er baute zur Behauptung des

Digitized by Google

gewonnenen Landes an der Elbe die Burg Meissen, den Hauptort und Waffenplaz der gleichnamigen Markgrafschaft, und errichtete wider die Wenden die Markgrafschaft Nordsachsen.

Zu gleicher Zeit züchtigte er den dänischen König Gorm, welcher die Küstenländer der Nordsee verwüstet hatte. Heinrich trug den Krieg nach Jütland, und erzwang die Abtretung des Gebietes zwischen der Eider und Slie, woraus er die Markgrafschaft Schleswig bildete.

Zwei Jahre nach dem Sieg bei Merseburg (936) starb der König, unübertroffen von den gepriesensten seiner Nachfolger an Kraft und Güte, der Bürgerkrone so sehr als jener des Helden werth.

Otto M.

Sein Sohn, Otto I., der Große, welcher ihm folgte, hat noch glänzendern, doch minder vorwurfsfreien Ruhm erworben.

Durch die Anerkennung Otto's als alleinigen Königs — ungeachtet er noch mehrere Brüder hatte — ward die Idee der Untheilbarkeit des Reichs, welche allmählig unter den für ganz Teutschland gewählten Königen aufgekommen, für je und allzeit bekräftigt. Theilung der Herrschaft — wie sie noch öfters unter Karls. M. Nachfolgern in Teutschland stattgefunden — ist im Begriff der Privaterbschaft gelegen, und unverträglich mit der Volkswürde, wie mit dem Begriff eines Wahlreichs. Bei Otto's Krönung kommen die drei Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln als vorzüglich, ja ausschließend dazu berechtigt vor. Sie (welche später auch als Erzkanzler der drei verbundenen Reiche erscheinen) und die erblichen Besizer der vier obersten Hofämter (Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg) errangen allmählig die Churwürde, d. h. das ausschließende Wahlrecht.

Die Hälfte von Otto's thatenreicher Regierung ist mit bürgerlichem Krieg erfüllt. Eberhard, König Konrads Bruder, und andere Fürsten der Franken, welche mit Widerwillen ein sächsisches Haus — ja Wittekinds Blut — über Teutschland herrschen sahen; auch Giselbert, Herzog in Lothringen, auch Arnulfs des Bösen von Baiern Söhne waffneten sich wiederholt gegen den König. Selbst Otto's Brüder, ja sein eigener Sohn, Ludolf, und sein Eidam, Konrad, empörten sich, und erfüllten das Reich mit langdauernder, wechselvoller Kriegsnoth. Der König, durch Kraft und Glück, behielt die Oberhand über Alle, schlug darnieder, strafte, begnadigte, ordnete die Verhältnisse als Sieger, und wurde gewaltiger nach jedem Streit.

Diese Empörungen gaben Anlaß zu wiederholten Verleihungen der Herzogthümer und anderer hohen Würden des Reichs. Die

Digitized by Google

wichtigsten besetzte Otto mit einigen Verwandten und zuverlässigen Freunden: ordnete jedoch, damit die Abhängigkeit gesicherter würde, in den meisten Provinzen neben den Herzogen noch Pfalzgrafen an, welche als unmittelbare königliche Gewaltsträger jenen wie zur Aufsicht und Beschränkung bestimmt waren, aber freilich nur kurze Zeit diese Bestimmung erfüllten.

Von den Herzogthümern wurde Baiern an Otto's Bruder, Heinrich, verliehen, Schwaben an den Grafen Burkard, einen Verschwägerten des Königs, gegeben, Lothringen aber in zwei Herzogthümer, Ober- und Niederlothringen, getheilt und Bruno, Erzbischof von Köln, des Königs Bruder, die Obergewalt über Beide verliehen. Sachsen endlich, welches Heinrich I. auch als König verwaltet, vergab Otto, weil er die Stelle des Reichsbeamten mit jener des Königs für unverträglich achtete, an Hermann Billung, einen tapfern edlen Mann, dessen Geschlecht in männlicher Linie bis zu ihrer Erlöschung das Herzogthum Sachsen besaß, in weiblicher Linie aber noch heute Britannien und die Meere beherrscht.

Nicht minder glücklich als gegen die Empörer stritt Otto M. gegen die äußern Feinde, allernächst gegen die Wenden und Dänen und — noch glorreicher — wider Frankreich und die Ungarn.

Dem König Ludwig IV. von Frankreich, welchen man Ultramarinus nennt, leistete der teutsche König auf demüthiges Ansuchen (948) Beistand gegen den Rebellen Hugo, Grafen von Paris, drang auf solchem Zug bis an diese Stadt, und erwarb als Preis des Sieges alle Landschaften, die noch vom lotharingischen Reich in französischen Händen waren.

Die Hungarn fielen über Oestreich in Baiern (955), raublustig, unmenschlich wie in früherer Zeit, furchtbarer an Zahl und Rüstung als je. Bis zum Lech eroberten, verwüsteten sie das Land, sezten über den Fluß, und belagerten Augsburg. In der großen Fläche, welche von dieser Stadt zwischen den Flüssen Lech und Wertach sich ausbreitet, stritt Otto wider das barbarische Volk. Der herrlichste, der vollständigste Sieg krönte die wohlgeführte Heeresmacht der Teutschen. Von diesem Schlachttag im Lechfeld an ist Teutschland frei von den Ungarn geblieben.

Aber vor seinen andern Thaten allen glänzend und folgenreich sind Otto's Züge nach Italien gewesen. Dieses herrliche Land, die Perle von Karls des Großen Reich, hatte seit dem Fall von dessen Haus die äußerste Zerrüttung durch blutigen und verworrenen Wechsel der Herrschaft, durch erbliche Fehden der Geschlechter, durch die Vereinigung priesterlicher mit weltlicher Ehrfurcht, durch Weiberränke und Männerschwert erfahren.

Rom insbesondere war seit geraumer Zeit der Schauplatz unerhört ärgerlicher und verbrecherischer Auftritte, die geistliche und bürgerliche Gewalt in den frechen Händen verworfener Weiber gewesen. Theodora, eine vornehme römische Dame, und ihre mit dem Markgrafen Adalbert von Tuscien erzeugten Töchter, Marozia und die jüngere Theodora, die Messalinen und Agrippinen ihrer Zeit, waren es, die solche abenteuerliche Rolle spielten. Vom Anfang des zehnten Jahrhunderts bis gegen dessen Mitte wurde von ihnen, als welche durch die Macht des tuscischen Hauses furchtbar, in Ränken gewandt, kühn und zu jedem Frevel bereit waren, das Papstthum willkürlich vergeben an ihre Kreaturen, Liebhaber und Bastarde. Gegen den zweiten Gemahl Maroziens, Hugo von Provence, König von Italien, erhob ihr in Blutschande erzeugter Sohn Alberich, ergrimmt über eine vom Stiefvater erlittene Züchtigung, einen plötzlichen Aufruhr. Die Engelsburg ward erstürmt, König Hugo zur eilenden Flucht gezwungen, das befreite Rom mit republikanischen Magistraten — Alberich an deren Spitze — versehen.

Nicht lange hernach legte Hugo die Krone Italiens nieder, und ging ins Kloster (945). Seinem Sohne Lothar entriß Berengar II., Markgraf von Ivrea, Berengars I. Enkel, die Hälfte des Reichs. Lotharius starb (950), worauf Berengar als alleiniger König erkannt ward. Zur Befestigung seiner Macht begehrte er für seinen Sohn Adalbert die Hand Adelheidens, der Wittwe seines Feindes. Dieselbe, voll Abscheus, entfloh Berengars Gewalt, und rief den König der Teutschen, Otto, zu Hilfe. Er kam, rettete die Bedrängte, und nahm sie zum Weib. Berengar, zu schwach zum Widerstand, unterwarf sich, und behielt das Reich, jedoch als Vasall Otto's und gegen einen jährlichen Tribut.

Aber Berengars tyrannische Willkür entfremdete ihm die Gemüther des Volkes und der Großen, und vor allen der Geistlichkeit. Viele Stimmen riefen Otto. Auch Papst Johann XII. — der Sohn Alberichs, demnach Marozia's Enkel — forderte ihn auf, dem Unwesen zu steuern. Er kam zum zweitenmale (960), und überwand Berengarn. Auf Otto's Haupt ward jezt die eiserne Krone der Lombarden, und bald darauf in Rom vom Papst die goldene Kaiserkrone gesezt (962). Berengar wurde nach Bamberg verwiesen.

Der Eid der Treue, vom Papst und vom römischen Volk geleistet, galt nur dem Kaiser als solchem, und seinen Nachfolgern in der Kaiserwürde — unbestimmt, ob durch Wahl oder Erbfolge, nicht aber dem teutschen König als solchem; und die reelle Verbindung des teutschen Königthums mit der römischen

Digitized by Google

Kaiserwürde wurde zur Zeit noch weder bestimmt ausgesprochen, noch als rechtsgiltig anerkannt. Erst Otto III soll darüber mit Papst Gregor V. das ausdrückliche Uebereinkömmniß — welches jedoch nur durch die Zeit die unbestrittene Rechtskraft erlangte — geschlossen haben.

Otto M. selbst, bei aller Ehrfurcht, die er persönlich einflößte, erfuhr den Wankelmuth, den unruhigen Freiheitsdrang, den feindseligen Stolz der Römer. Kaum hatte er Rom verlassen, als derselbe Papst, welcher ihn gerufen, gefährlichen Verrath spann. Er kehrte zurück, dämpfte die Empörung, ließ Johann XII. durch eine Synode absezen, und an dessen Stelle Leo VIII. erwählen. Zweimal noch mußte Otto nach Italien ziehen, die rebellischen Römer zu bändigen. Oeffentliche Hinrichtungen, Geisselungen der Schuldigsten stellten den Gehorsam her, vermehrten jedoch mit dem Schrecken auch den Haß. Der große Otto starb 973.

Otto's Haus.

Sein jüngerer Sohn, Otto II., ward noch zur Lebzeit des Vaters als Mitkaiser gekrönt und als Nachfolger in beiden Reichen erkannt. Aber Heinrich der Jüngere oder Zänker, Herzog in Baiern, unter Begünstigung verschiedener, teutscher Stände und auswärtiger Fürsten, erhob dagegen Widerspruch. Otto besiegte ihn, entriß ihm Baiern, und verlieh dasselbe an seines Bruders Ludolf Sohn, Otto, Herzog in Schwaben.

In wenig unterbrochenen Kriegen wider Frankreich, wider die Wenden, Böhmen und Dänen stritt Otto nicht ohne Ruhm. Aber Italien, das nimmer beruhigte, nahm fortwährend in Anspruch, und verzehrte die allermeiste Kraft des Kaisers, wie der Nation. Der Papst (Benedikt VII.) wurde vertrieben. Als Otto erschien, unterwarfen sich die Empörer: aber durch blutige, dabei verrätherische Strenge, befleckte er seinen Namen und des Thrones Majestät.

Von Rom eilte der Kaiser nach Unteritalien, um Apulien und Kalabrien zu erobern, wornach schon den Vater umsonst gelüstet. Aber wiewohl Zimisces Theophanien, des frühern Kaisers Romanus Tochter, an Otto II. und zur Mitgift Apulien und Kalabrien gab; so ward doch der That nach die Herrschaft der Teutschen wenig begründet. In dem erneuerten Krieg Otto's II. wider die Griechen und ihre Bundesgenossen, die Sarazenen, blieb der Hauptverlust auf teutscher Seite. Der Kaiser selbst, nach einer großen Niederlage der Seinigen,

Digitized by Google

fiel in Feindesgewalt, und rettete sich kümmerlich. Nicht lange darnach starb er.

Sein Sohn, Otto III., welcher ihm folgte, war unmündig. Seine Mutter, die weise Theophania, verwaltete in seinem Namen das Reich, welches Heinrich der Zänker vergebens durch erneuerte Ansprüche beunruhigte. Doch erhielt derselbe das Herzogthum Baiern wieder. Glücklich stritt wider die Ungarn Leopold, der Babenberger, Markgraf von Oestreich und der Stifter desjenigen Hauses, welches von ihm an bis auf Rudolfs von Habsburg Zeit dieses Land verwaltete. Weit über den Kalenberg hinaus wurden die Barbaren verdrängt, ihre Festen diesseits erstürmt. Als Otto, welchen Willigis, der sanfte, gelehrte Erzbischof von Mainz, mit Liebe zur Wissenschaft wie zur Tugend erfüllte, heranwuchs, so warf auch er, und mit besonderer Vorliebe, seinen Blick nach Italien und nach Rom. Dreimal zog er dahin; ja er gedachte, daselbst den Siz des Reichs zu gründen. Unermeßlich hätten die Folgen davon seyn mögen. Das Verhängniß wollte es anders. Nachdem Otto dieselben Mühseligkeiten und Gefahren, wie die beiden vorigen Kaiser, erduldet, starb er — wie man sagt — an Gift (1002).

So viele Bedrängniß bereitete den sonst so gewaltigen Ottonen die italische Herrschaft, wiewohl von Leo VIII. an die meisten Päpste von ihnen eingesezt und ihre Freunde waren. Gregor V. zumal, ein Prinz des sächsischen Hauses, und der gelehrte Sylvester II. (früher Gerbert), welche Otto III. erhob, waren treue und persönlich wichtige Anhänger des Throns. Was stand den Kaisern bevor, wenn einmal die Päpste selbstständig, wenn sie Feinde wurden? —

Da Otto III. kinderlos gestorben, so erhielt Heinrich von Baiern, Enkel von Otto's M. Bruder, die Krone; nicht ohne Widerspruch, ja nicht ohne Kampf. Insbesondere sezte in Italien der Markgraf Arduin von Ivrea noch viele Jahre den Krieg um die Herrschaft fort. Heinrich siegte, doch gewann die Welt dabei wenig. Mit Unrecht wies der Abt zu Verdun den kaiserlichen Kandidaten, der in sein Kloster treten wollte, zurück. Als die glorreichste Handlung seines Lebens pries der König die Stiftung des Bisthums Bamberg; und sterbend noch freute er sich des Verdienstes, nie die jungfräuliche Keuschheit seiner angetrauten Gattin verlezt zu haben. Der Papst (Benedikt VIII.) überreichte dem Kaiser bei der Krönung den — nachmals unter die Reichskleinodien aufgenommenen — goldenen Apfel, als Emblem der Weltherrschaft; aber Schwäche und Unglück waren der Charakter von des Weltbeherrschers Regierung.

Mit ihm erlosch das sächsische Kaiserhaus (1024). Die

Digitized by Google

Idee des Erbrechtes und mit ihm die Macht der Krone wurden geschwächt durch die eintretende Nothwendigkeit der Wahl. Ein Glück für die nach eigener Hoheit strebenden Stände; minder für das Volk, als welches gegen den Uebermuth der Zwingherren des kräftigern Königschuzes gar sehr bedurft hätte.

Fränkische Könige. Konrad II. und Heinrich III.

Von einer großen Versammlung geistlicher und weltlicher Stände wurde Konrad, ein fränkischer Großer, den man — nach seiner Abkunft oder seinen Erbgütern — den Salier nennt, zum König gewählt. Aber die Sachsen, stolz auf den hundertjährigen Besz der Krone, sahen sie ungern an ein Haus der Franken kommen; und diese lezten vermeinten, es sey nur ihr altes Recht ihnen zurückgegeben. Die Folgen dieser streitenden Ansprüche waren auf einer Seite geheime Abneigung und Argwohn, auf der andern Empfindlichkeit und Reiz zur Strenge.

Konrad II., in so schwierigen Verhältnissen, lenkte das Staatsruder mit starker Hand. Er hielt die trozigen Großen in Abhängigkeit, entfaltete in äußern Unternehmungen eine der Würde des Reichs entsprechende Kraft, und hinterließ seinem Sohne eine befestigte, vermehrte, nach innen und außen gewaltige Herrschaft.

Konrads Römerzug (1026) ist wenig merkwürdig. Auch er hatte Rebellen zu strafen; doch änderte er die Verhältnisse nicht.

Wichtigeres ward von ihm in Burgund gethan. Das gedoppelte burgundische oder arelatensische Reich ward bis 1032 von jenes Rudolf Geschlecht beherrscht, welcher 889 in Oberburgund die Selbstständigkeit errungen, und dessen Sohn die beiden Burgundien vereinigt hatte. Allmählig zerfiel jedoch, hier wie überall, das Königsgebiet in mehrere untergeordnete Herrschaften, von zweifelhaftem, durch die wechselnden Umstände bestimmtem Verhältnisse gegen die Krone. So errichtete Robert, des französischen Königs Robert Sohn, zu Dijon den Siz eines Herzogthums, Burgund im engern Sinn geheißen, welches 300 Jahre von seinem Hause verwaltet, und später die Grundlage eines neuen, noch größern, bis zum Nordmeer reichenden, burgundischen Reiches ward. So entstanden die Häuser der Grafen von Vienne — deren Gebiet nachmals das Delphinat hieß, — von Savoyen — die frühzeitig über die Alpen in die italischen Länder ihre Herrschaft ausbreiteten, — von Hochburgund — nachmals die Freigrafschaft geheißen — u. a. Die König Burgunds, da sie ursprünglich von Frankreich sich losgerissen, hatten

Digitized by Google

von jeher auf teutsche Seite sich hingeneigt. Rudolf III. schloß einen Erbvertrag mit Heinrich II., dem König der Teutschen. Da dieser selbst kinderlos war, so behauptete Konrad II., als Nachfolger des lezten im teutschen Königthum, auch Nachfolger im Erbrecht zur burgundischen Krone zu seyn. Daher forderte er nach Rudolfs Tod dessen Krone. Hierin widersezte sich ihm Graf Odo von Champagne, Rudolfs Schwestersohn, jedoch vergebens. In zwei Feldzügen blieb Konrad Sieger, im dritten verlor Odo das Leben. So kamen die herrlichen Länder, welche nach der neuen Benennung Provence und Dauphiné, Lyonnais und Franche-Comté heißen, dazu Savoyen und ein großer Theil von Helvetien (der andere Theil war schon früher teutsch), an das Reich der Teutschen. Toulon und Marseille waren jezt teutsche Häfen, zwei Drittheile von Karls M. Erbe vollständig zu einem Loose vereint. Konrad wurde in Genf als König von Arelat gekrönt. Zum Erzkanzler dieses Reiches ward später der Erzbischof von Trier ernannt, gleichwie über die beiden anderen Reiche von Teutschland und Italien die Erzbischöfe von Mainz und von Köln diese Würde erhielten.

Aber nicht lange hat die Vereinigung Arelats der That nach bestanden. In den großen Gefahren und Kämpfen Italiens und Teutschlands vernachlässigten, vergaßen die Kaiser das ihrem höchsten Interesse minder verbundene Nebenreich. Allmählig zerfiel dessen größter Theil in selbstständige Herrschaften oder kam unter französische Gewalt. Wenige Bruchstücke — zum Theil bloße Namen — blieben beim teutschen Reich. — Im Norden trat Konrad die Markgrafschaft Schleswig an Kanut den Großen, König von Dänemark, Norwegen und England ab (1027). Dadurch ward nur die alte karolingische, ja die natürliche Grenze Teutschlands wieder hergestellt.

Unter Konrads II. gleich vortrefflichem Sohne Heinrich III. (1039), welchen der Vater schon frühe zum Thronfolger erklärt hatte, überragte Germanien glänzend alle Staaten der Christenheit. Einige Häupter ausgenommen, deren Troz er beugte, deren neuerhobene Ansprüche er in die Schranken des alten Rechtes zurückwies, klagte Niemand im weiten Reich über ihn. Nicht strenger gegen Andere als gegen sich selbst, forderte er nicht nur, sondern gab auch Gerechtigkeit, und erfüllte, was dem König obliegt, nicht minder genau, als er auf jenem bestand, was des Königs ist.

Zwar nach dem Standpunkt Derjenigen, welche nur Fürstenrechte, nicht aber Rechte der Nation und des Königs kennen, möchte Heinrich als Despot erscheinen, weil er willkürlich über die Herzogthümer verfügte, ja die wichtigsten sich selbst vorbehielt,

Digitized by Google

oder Gliedern seines Hauses ertheilte. Aber diese Verfügungen alle, so mißvergnügt sie die Großen machten, waren ganz dem Geiste der alten Verfassung, d. h. der ersten Zeiten des über Teutschland errichteten Königthums, entsprechend. Noch war die Erblichkeit der Lehen, zumal der großen Reichslehen, mehr eingeschlichene Gewohnheit oder bloße Anmaßung, als bestimmtes Gesez. Und insbesondere mochten die großen Staats- oder königlichen Aemter — wozu die Herzogthümer vorzugsweise gehörten —, als welche nach ihrem Begriff freien Auftrag des Königs und persönliche Befähigung voraussezten, durch einzelne faktische Usurpationen der Lehensträger, oder auch durch abgenöthigte Willfahrungen schwacher Könige, auf rechtsbeständige Weise nicht erblich, die Rechte des Throns und der Nation so schnell nicht verjährt werden. Noch war die ganze Staatseinrichtung unbestimmt und schwankend: der König, wenn er in einzelnen Provinzen sich selbst die Verwaltung vorbehielt, oder aus gleicher Absicht bloße Titularherzoge ernannte, trat nicht über die Schranken eines positiven, nicht über jene des natürlichen Rechtes hinaus; noch war seiner Weisheit oder seinem Glück anheimgestellt, oder dem Gang der Ereignisse überlassen, die Verfassung so oder anders zu gestalten, die Idee der Monarchie oder der Aristokratie, die Vereinbarung oder Trennung siegreich zu machen.

Doch zeigte sich schon unter Heinrichs Regierung, daß die gefährlichsten Feinde der teutschen Könige die teutschen Fürsten waren. In allen äußern Verhandlungen, in Krieg und Frieden gewaltig, ehrfurchtgebietend, konnte er den einigen Gottfried, seinen und des Reiches Herzog über Niederlothringen, nicht bezwingen. Ergrimmt über die Verleihung Oberlothringens an einen andern Herzog, welche er als Schmälerung des väterlichen Erbes betrachtete, griff der trozige Gottfried zu den Waffen. Zwar ward er vertrieben; aber in Italien, wohin er sich wandte, erhielt er die Hand der mächtigen Markgräfin von Tuscien, Beatrix, des Kaisers Schwester. Durch diese Verbindung gestärkt, erneuerte Gottfried den Krieg wider seinen Herrn, und sezte ihn fort bis zu dessen Tod.

Bretislaw, Herzog in Böhmen, welcher den Tribut verweigerte, sah im zweiten Jahr des Kriegs (1041) das Reichsheer in Prag einziehen, und erhielt Friede erst dann, als er durch demuthvolle Bitte den Kaiser versöhnte.

In derselben Zeit erschien vor dessen Thron Peter, der Ungarn König, um Hilfe flehend wider seine eigenen Unterthanen, welche ihn seiner Tyrannei willen verjagt hatten. Da überzog der neugewählte König Aba das Osterland mit Krieg. Aber Heinrich schlug ihn zurück und trug seine Waffen siegreich

nach Ungarn, zog in Stuhlweissenburg, der Hauptstadt des Reiches, ein, empfing dort den Eid des Gehorsams von den Magnaten und den Eid der Lehenstreue von dem König Peter, den er ihnen setzte. Doch ist dieses Lehensband nicht lange bestanden. Die Ungarn, ergrimmt wider Peter, der Teutschen Freund, ermordeten ihn; worauf Andreas, sein Nachfolger, den Krieg wider den Kaiser, doch ohne bedeutenden Erfolg, erneuerte.

Am glorreichsten hat Heinrich in Italien gewaltet. Daselbst war, seitdem Heinrich II. das von dem großen Otto erneuerte — schon von Karl M. herrührende — Gesez, daß nur die vom Kaiser genehmigte Papstwahl giltig sey, aufgehoben, die alte Parteiwuth und mit ihr Verbrechen und Aergerniß wieder erstanden. Drei Päpste zugleich hatten in Rom in drei verschiedenen Kirchen ihren Stuhl aufgeschlagen. Da erschien Heinrich (1046), und hielt ein Concil zu Sutri, welches alle drei Päpste absezte. Zum Haupt der Kirche ward dann Suidger, der Bischof von Bamberg, nach des Kaisers Willen erkoren, welcher den Namen Klemens II. annahm und die Kaiserkrönung verrichtete. Das Gesez Otto's wurde nun erneuert und geschärft. Auch die folgenden Päpste sind es durch des Kaisers Willen geworden.

Der edle, standhafte, in Entschluß und That männliche Heinrich starb in der schönsten Alterskraft, im neununddreißigsten Jahr seines ruhmreichen Lebens (1056).

II.

Die Zeit der Hoheit der Päpste.

Heinrich IV.

Der verwaiste sechsjährige Heinrich, mit ihm das Reich, fielen der Pflege Agnesens von Guienne, Heinrichs III. edler, einsichtsvoller, jedoch den Stürmen der Zeit nicht gewachsener Wittwe, anheim. Nun der gefürchtete König begraben war, die Zügel des Reichs, von weiblicher Hand gehalten, nachließen, hoffte jeder Mißvergnügte, Ehrgeizige, Habsüchtige unter den Großen, seine Leidenschaft oder seine Gier ungestraft befriedigen zu können. Agnes — der Gewalt abgeneigt, und nicht in der Lage, Gewalt zu gebrauchen, ohne treuen Rath, ohne thätige Hilfe — erlag der Ungunst der Umstände. Der Erzbischof Hanno von Köln, mit einigen Mitverschwornen, entführte den Prinzen

(1062), und bemächtigte sich also der vormundschaftlichen Verwaltung. Agnes, von allen Freunden verlassen, verbarg ihren Gram in einem Kloster.

Bald wurde der strenge Hanno bei dem jugendlichen König durch den gewandten, immer freundlichen Erzbischof Adalbert von Bremen verdrängt. Durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit gegen alle Gelüste des Prinzen gewann er dessen Liebe, und befleckte sein jugendliches Herz. So hatte Heinrich, als er im fünfzehnten Jahr wehrhaft erklärt ward, schon böse Neigungen erworben. Das allgemeine Mißvergnügen gegen Adalbert zwang indessen den König, ihn von sich zu entfernen.

Nun zeigte sich's, daß Agnes durch Milde keinen Feind versöhnt, durch Wohlthaten keinen Freund gewonnen hatte. Otto von Nordheim, dem sie ihr eigenes Herzogthum, Baiern, verliehen, blieb ihr und ihres Sohnes ergrimmter Gegner; Rudolf von Rheinfelden, ihr Schwiegersohn, und welchem sie Schwaben gegeben, vergalt die doppelte Gunst mit Undank.

Die feindseligen Gesinnungen der Fürsten wider Heinrich wurden nur allzufrühe durch Thaten kund. Sie erhoben Beschwerden gegen seinen Privatwandel nicht minder als gegen verschiedene Regierungshandlungen. Heinrich beging jugendliche Ausschweifungen; er wollte sich von seiner Gemahlin Bertha scheiden; er baute feste Burgen in Sachsen und Thüringen, um die feindselig Gesinnten im Zaum zu halten; er fiel durch längere Hofhaltung in jenen Gegenden deren Bewohnern, als welche nach dem Gesetze die Unkosten zu bestreiten hatten, lästig; er behielt endlich einen erklärten Feind, Herzog Magnus von Sachsen, und welcher eines Geächteten — Otto von Nordheim — Beschützer gewesen, in gefänglicher Haft; dieß waren die Beschuldigungen, wegen welcher die Stände, insbesondere die sächsischen, wider ihren König und Herrn die Waffen erhoben, ja die Majestät des Reiches selbst, durch Berufung an einen fremden Richter, preisgaben.

An der Spize der Empörer stand derselbe Otto von Nordheim, welcher früher wegen Hochverraths seines Herzogthums Baiern durch Fürstenrecht verlustig, ja des Todes schuldig erklärt, von Heinrich aber wieder begnadigt worden. Der überraschte König, der Gewalt weichend, gab den Herzog Magnus los, und versprach, durch den Abfall Vieler, die er für Freunde gehalten, erschreckt, die Schleifung der neuen Festen. Als aber, bei Niederreißung derselben, Uebermuth und Leidenschaft alle Schranken überschritten, als, in der vom König geliebten Harzburg, selbst die Gebeine seines Bruders und seines Sohnes herausgerissen, Altäre zerstört, die schändlichsten Frevel verübt wurden, da hielt

Digitized by Google

Heinrich sich nicht mehr an den Vergleich gebunden, und zog aus zur Rache. Die Getreuen schlossen sich enger an ihn, aus Abscheu vor jenen Gräueln; in einer blutigen, entscheidenden Schlacht an der Unstrut (1075) ward die Kriegsmacht der Empörer zerstört, und sie empfingen jezt das härtere Gesez des Friedens von ihrem Ueberwinder und König.

Aber die Aussicht auf ruhige Herrschaft, welche so glorreich der Sieg geöffnet, verdunkelte sich plözlich durch den Angriff eines neuen und furchtbaren Feindes. „Ein alter, kranker Priester, ohne Gold, ohne Eisen, ohne Land, gewaltig nur durch Seelenkraft“ (Joh. v. Müller), aber durch diese und durch die Macht der Ideen Herr der Herzen aller abendländischen Völker, siegte über den an Muth und Hoheit alle andern überstrahlenden Thron. Ein großes Schauspiel fürwahr! und erhebend für's Gemüth, als welches der Ueberlegenheit seiner eigenen oder der geistigen Kräfte über die physischen sich billig freut! Doch rein kann die Freude nur seyn, wenn es der gute Geist ist, von welchem die Kraft ausging, nicht aber, wenn, sich selbst widersprechend, geistige, moralische Kräfte zum Dienst gleich schnöder Prinzipien, als welche zu bekämpfen man vorgibt, mißbraucht werden. Nicht die Königsmacht, sondern die Despotie ist die Feindin der Menschheit; nicht Priesterherrschaft, nur Freiheit und Recht ihr Heil.

Von diesem Standpunkt laßt uns den großen Streit betrachten. Von ihm aus mögen wir Hildebrand verdammen, ohne Königsklaven zu seyn; wir können die Gefahren des Königthums erkennen, ohne bei der Priestergewalt unser Heil zu suchen.

Als Papst Viktor II., welchen Heinrich III. eingesezt, starb (1057), wählten die Römer, ohne Theilnahme der vormundschaftlichen Regentin Agnes, einen Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen zum Papst, welcher sich Stephan IX. nannte. Nach ihm (1058) wurde, gemäß des kaiserlichen Willens, welcher hier zum letztenmal gehört — Bischof Gerhard von Florenz oder Nikolaus II. erwählt. Derselbe gab im ersten Jahr seiner Verwaltung, auf einem Concil zu Rom, das wichtige Gesez, daß hinfort nur die Kardinäle, d. i. eine bestimmte Zahl der vornehmsten unter den römischen Geistlichen, den Papst wählen, die übrige Geistlichkeit und das Volk die Wahl blos genehmigen sollten, Alles unter Vorbehalt der Rechte „König Heinrichs von Teutschland, oder welchen sonst ein Papst in Rom zum Kaiser gekrönt haben würde.“

Dieses Gesez ward gleich bei der folgenden Wahl beobachtet, und Alexander II. — früher Bischof von Lucca — ohne Genehmigung der Kaiserin gewählt (1061). Er erhielt sich in seiner Würde, ungeachtet Honorius II. wider ihn als Gegenpapst er-

nannt ward. Als er aber starb, wurde Kardinal Hildebrand, dessen Rath schon unter den letzten Päpsten die Kirche regiert hatte, zu ihrem Oberhaupt erkoren, und erlangte durch verstellte Unterwürfigkeit die kaiserliche Bestätigung (1073).

Kaum war er befestigt in seiner Würde, so entfaltete Hildebrand, jezt Gregor VII., plözlich und zum Erstaunen der Welt die ganze Fülle der — im Lauf der Jahrhunderte langsam herangereiften — päpstlichen Machtvollkommenheit.

Durch die Frömmigkeit, nicht minder durch die Politik der Kaiser und Könige war seit langer Zeit schon die hohe Geistlichkeit — vor allen andern Ländern in Teutschland — nicht blos mit Schäzen, sondern mit Land und Leuten, mit fürstlichen Ehren und Rechten begabt und, nach dem herrschenden Grundsaz der lehenbaren Verleihung, zu Vasallen des Reiches gemacht worden. Als solche mußten, gleich weltlichen Lehenträgern, die neuerwählten Bischöfe und Aebte die Belehnung vom König empfangen, wobei jedoch für schicklich gehalten ward, statt der Embleme weltlicher Gewalt, Ring und Stab zu Symbolen der Uebergabe zu gebrauchen. Aber solche, auf Stand und Amt der belehnten Personen sich beziehende, Förmlichkeit mochte die der Kirchenfreiheit widerstreitende Idee erzeugen, als ob wirklich die Kirchengewalt und das geistliche Lehramt, nicht blos die damit zufällig verknüpften Regalien, von dem König verliehen würden. Auch klagte man wirklich, daß mit geistlichen Pfründen ärgerlicher Handel getrieben, daß das Vorsteheramt in der Kirche Christi durch Gunst und Machtgebot der Erdenkönige ertheilt werde.

Nicht ohne scheinbaren Grund verbot demnach Gregorius die Investitur mit Ring und Stab, und trat kühn in den Kampf mit den, das hergebrachte Recht vertheidigenden, Fürsten, allernächst mit Heinrich IV., als dem gewaltigsten derselben. Aber nicht blos dem Investitur-Recht entsagen sollte Heinrich, sondern selbstthätig die Kirchenverordnungen Gregors unterstüzen, ja Red' und Antwort geben dem Pabst über sein Privatleben und über alle Beschwerden, welche wider ihn die erbitterten Fürsten erhoben.

Denn vor dem päpstlichen Stuhl hatten dieselben gewagt, ihren König und Herrn anzuklagen; und der Papst hatte gewagt, sich zu dessen Richter aufzuwerfen. Aber Heinrich, voll Entrüstung über solche Vermessenheit des Priesters, hielt eine Prälatenversammlung zu Worms (1076), und entsezte den Frevler des Papstthums. Nun war Krieg auf Tod und Leben. Gregor, auf einer Synode zu Rom, that alle Prälaten in den Bann, welche dem König anhingen, bannte den König selbst, und sprach dessen Völker los von Gehorsam und Treue.

Nicht blos die Sachsen, mit Otto von Nordheim, welchen

der langmüthige König ihnen zum Statthalter gesezt, auch viele Fürsten Südteutschlands erklärten sich für den Papst. Unter ihnen Welf, durch Heinrichs Gnade Herzog in Baiern, dann Rudolf von Rheinfelden, der schwäbische Herzog, auch Berchthold von Zähringen, ehemals Herzog in Kärnthen, welchen kränkte, daß er es nicht mehr war; Leopold, der tapfere Markgraf von Oestreich, und Ottokar von Steier, und einige wenige Bischöfe, durch selbstsüchtige Zwecke in des Papstes Interesse gezogen. Denn die meisten großen Prälaten hielten's sonst mit dem König: für den Papst stritten die Lohnknechte des Aberglaubens oder dessen freiwillige Sklaven — die Mönche.

Die pflichtvergessenen Fürsten versammelten sich zu Tribur, und entboten ihrem König, sein Reich sey zu Ende, falls er binnen Jahr und Tag nicht vom Bann sich löse. Er solle als Privatmann in Speier wohnen, bis der Papst nach Augsburg käme, sein Urtheil zu sprechen.

Heinrich erkannte schaudernd den Geist seiner unglücklichen Zeit. Kam der Papst nach Teutschland, so war Alles verloren. Also beschloß der König, eilends, im strengen Winter, nach Italien zu ziehen. Er ging über die savoyischen Alpen in's lombardische Land, wo treuere Herzen dem teutschen König als in Teutschland schlugen. Aber nicht Krieg mit dem Papst, sondern Friede suchend, war er nach Italien gekommen; das Entsezen über der Teutschen Empörung hatte seinen Heldensinn gebeugt. Er ging als Bittender nach Canossa.

Hierher war Papst Gregor auf die Kunde von Heinrichs Reise geflohen, in den Schuz der mächtigen Markgräfin Mathildis von Tuscien, Heinrichs Verwandtin und Feindin.

Vor ihrer Feste, Canossa, erschien der König, demuthsvoll, unterwürfig, und ohne Wehr. Und es ging eine That vor, worüber die späteste Nachwelt erschaudern wird. In dem Raum vor der innern Ringmauer der Burg, drei Tage und drei Nächte lang, mußte der König der Teutschen, im Bußkleid, bloßen Fußes und Hauptes, von Frost, Hunger und Durst gepeinigt, um Gottes und des Papstes Barmherzigkeit flehen, bis der Lezte endlich das Wort der Gnade sprach und den Büßenden — jedoch unter Vorbehalt weiterer Entscheidung über seine Königswürde — in den Schooß der Kirche wieder aufnahm (1077).

Der gekrönte Sünder Theodosius, der, im Bewußtseyn der Schuld, reuig aber freiwillig die Kirchenbuße auf sich nimmt, um den beleidigten Gott zu versöhnen, mag als ein dem Christen erbauliches, dem Bürger Trost gebendes Beispiel der Unterwerfung eines Gewaltherrschers unter ein höheres Gesez, als das menschliche, gelten. Aber nicht als Christ oder Sünder, sondern als

König mußte Heinrich büßen. Kein heiliges Motiv, Zwangsgewalt war es, die ihn dahin trieb, zähneknirschend küßte er die Ruthe, welche ihn schlug, und in seiner Person trat der übermüthige Priester alle Könige der Erde, alle Völker der Erde in Staub.

Auch fühlten die lombardischen Stände in der Person ihres Königs sich selbst erniedrigt, und forderten ihn auf zur Rache. Mit schwellenden Kriegsschaaren und im Glanze der Majestät durchzog er jezt das feindliche Land. Aber es erscholl Kunde aus Teutschland, daß die abtrünnigen Fürsten auf einem Tag zu Forchheim Rudolfen von Schwaben zum Könige gewählt. Da eilte Heinrich, im Geleit seiner Getreuen, über die Alpen heim. Für ihn waren zwar wenig Fürsten, aber fast alle Bischöfe des Reichs — nur fünfe schwuren zum Papst — und die meisten Städte. Die Liebe der Bürger für den vom Priester verfluchten, von den Fürsten verlassenen, verfolgten König ist ein schönes Zeugniß für die Gerechtigkeit seiner Sache; so wie die selbstständige Treue dieser Bürger und ihr kräftiger Beistand — im Gegensaz der blinden Dahingebung der leibeigenen Bauern an die Leidenschaft ihrer Herren — als eine herrliche Frucht der Freiheit und als würdige Belohnung der den Städten vom Thron aus zugeflossenen Wohlthaten erscheint.

Aber lang, blutig, wechselvoll war der vom Priester entzündete Streit. In allen Gauen Teutschlands, mit der vollen Wuth entfesselter Leidenschaft, wurde gekämpft. Bischöfe und Gegenbischöfe waren fast in allen Kirchen. Eben so Gewaltshaber des Königs und Gegenkönigs für die meisten Länder. Hader im Schooß der Gemeinden und Familien. Ueberall „Papst" oder „Kaiser" das Feldgeschrei der Streitenden.

Rudolf genoß seiner angemaßten Krone nicht lange. Sein Herzogthum ward dem edlen Friedrich von Hohenstaufen verliehen, Heinrichs Eidam, durch Tapferkeit und Treue solcher Erhebung würdig, und Stammvater eines Heldengeschlechts. Eine große Schlacht bei Mellrichstadt in Franken blieb ohne Entscheidung. In einer zweiten (1078) bei Wolksheim an der Elster empfing Rudolf die Todeswunde — Gottes Gericht, wie er sterbend erkannte. Auch die übrigen Empörer wurden gestraft, Welf seines Herzogthums entsezt, Leopold von Oestreich seiner Markgrafschaft. Teutschlands größter Theil gehorchte.

Jezt gedachte Heinrich, den Papst zu züchtigen. In Begleitung eines auf einer Synode zu Brixen gewählten Gegenpapstes, des Erzbischofs Guibert von Ravenna, der sich Klemens III. nannte, zog Heinrich nach Italien, eroberte Rom, ließ sich zum Kaiser krönen, und belagerte Gregor'n in der Engelsburg.

Digitized by Google

Aus solcher Bedrängniß rettete Denselben Robert Guiscard, der normännische Herzog in Kalabrien, des Papstes Lehensmann. Dieser tapfere und verschlagene Fürst war einer der zehn Söhne Tankreds von Hauteville, welcher vor vierzig Jahren (1035) aus der Normandie nach Unteritalien gekommen waren, Krieg und Herrschaft suchend. Schon früher (1000 und 1016) hatten einige Schaaren wallfahrender Normänner den Fürsten des Landes Kriegsdienste geleistet und durch ihre nordische Kraft die Bewunderung der erschlafften südlichen Völker erregt. Der verworrene Zustand Unteritaliens, wo lombardische Fürsten, griechische Statthalter und arabische Räuber in unaufhörlicher Fehde waren, öffnete den nordischen Abenteurern eine glänzende Aussicht. Herzog Sergius von Neapel hatte (1016) denjenigen Normännern, welche unter dem Befehle Rainulfs für ihn gestritten, einiges Land geschenkt, worauf sie die Stadt Aversa bauten. Von diesem ersten Siz ihrer Herrschaft breiteten sie bald, in einer Reihe von Kriegen, die sie jezt für eigene Rechnung führten, ihre Macht über weite Länder aus. Wilhelm Eisenarm, Tankreds ältester Sohn, der sich Graf von Apulien nannte, stiftete eine regelmäßige — den Lehensbegriffen gemäße — Herrschaft. Nach seinem Tod erhielten seine Brüder von Kaiser Heinrich III. die Belehnung über ihre Besizungen (1047).

Besorgt sah der Papst das Emporkommen dieser Fremdlinge, und Leo IX. führte selbst heftigen Krieg wider sie. Aber bald erkannten beide Theile die politischen Vortheile einer Verbindung wider die Griechen und wider die Teutschen, welche beiden gleich verhaßt und gefährlich waren. Robert Guiscard zumal, unter den Heldenbrüdern der berühmteste, huldigte dem Papst als Lehensherrn, und erhielt von Nikolaus II. (1059) den Titel Herzog von Apulien, Kalabrien und Sicilien, welches leztere Roger, Guiscards Bruder, einige Zeit darauf eroberte, so wie Jener alle Länder Unteritaliens, blos mit Ausnahme Neapels, unter sich brachte.

Gregor VII., den Händen seiner Feinde durch den treuen Guiscard entrissen, ging nach Salerno, wo er bald darauf starb (1085).

Seine Nachfolger, Viktor III. und Urban II., erneuerten die Bannflüche wider den Kaiser. In Teutschland ward, nach Heinrichs Entfernung, von seinen Widersachern Hermann, der Graf von Luxemburg, zum Gegenkönig erkoren. Doch stellten Heinrichs Rückkunft und Hermanns Tod (1088) des Ersten Glück wieder her. Ekbert von Meissen, welcher die Rolle des Königs spielen wollte, ward getödtet.

Doch in Italien reichte die weitgebietende Mathildis,

einige Zeit nach Gregors, ihres Freundes, Tod, ihre Hand dem jungen Welf (1089). Unaufhaltsam schritt derselbe in Italien voran, während sein Vater mit erneutem Glück dasselbe in Teutschland that. Doch Mathildis, unzufrieden mit ihrem jugendlichen Gemahl, zerriß die fünfjährige, kinderlose Ehe, und vergabte ihr Land dem heiligen Petrus. Darüber söhnten die Welfe sich mit dem Kaiser aus, und erhielten von ihm die erneute Belehnung mit Baiern (1095).

Urbans Nachfolger, Paschalis II., setzte den traurigen Krieg fort; ja er gab ihm noch schaudervollern Charakter. Der so vielen Feinden unbezwingliche Heinrich sollte gestürzt werden durch den eigenen Sohn. Früher schon war Konrad, der Erstgeborne, zum Abfall vom Vater verleitet worden. Doch früher Tod raffte den Sünder weg (1101). Da gelang es den Feinden, zumal Welf, dem Gewissenlosen, auch den zweiten Sohn, Heinrich, zur Empörung zu bringen. Dieser, den abscheulichsten Verrath zur vermessenen Gewalt gesellend, nahm den Vater gefangen. Eine Versammlung der Stände zu Mainz entsetzte den unglücklichen Greis des Reiches, und drei Bischöfe entrissen ihm, der da mit Hoheit ihnen entgegen trat, die Insignien seiner Würde gewaltsam. In Schmach und Noth, selbst dem Hunger preisgegeben, lebte der gefallene Kaiser in Ingelheim, bis ihn Freundes Stimme zur heimlichen Flucht ermunterte. Denn noch gab es einige Wenige, die ihm treu geblieben, zumal Heinrich von Limburg, welchem nach Gottfrieds von Bouillon Tod das Herzogthum Niederlothringen verliehen worden, der Bischof von Lüttich u. a., vor allen aber die Städte, deren Bewohner, als von keinem Treiber bestimmt, der gerechten Sache natürlich folgten. Nach so manchem Umschwung des Glücks, den Heinrich erfahren, durfte er auch jetzt noch Sieg hoffen; aber auf dem traurigen Feldzug wider den Sohn, brach ihm das Herz (1106). Feierlich ward er zu Lüttich bestattet; aber der Sohn, um das Maß der Gräuel zu füllen, ließ die Leiche des Gebannten ausgraben, und in Speier, über der Erde, fünf Jahre lang liegen, bis ihre Versenkung in deren mütterlichen Schooß durch des Papstes Lossprechung erlaubt ward. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte des Papstthums, welches sich unter Heinrich IV. so furchtbar zeigte, dürfte hier an seiner Stelle seyn.

Geschichte des Papstthums.

Wir haben den Papst schon am Ende des vorigen Zeitraums, nach achthundertjähriger, durch mannigfaltige Gunst der Umstände unterstützter Bestrebung, ansehnlich erhöht, und seine errungene

Digitized by Google

geistliche Präpotenz bereits auch auf der Grundlage einer weltlichen Macht befestigt gesehen. Indessen beruhte, so lange der weitgebietende Karl M. herrschte, die Gewalt des römischen Bischofs auf seines Kaisers Gnade, und es hätte, wäre die fränkische Monarchie in ihrem Innern kräftig, oder in Karls Geschlecht der Geist des Ahnherrn waltend geblieben, der Papst vielleicht seinem Bruder in Konstantinopel wieder gleich werden, oder zum bloßen Bischof der Metropole herabsinken mögen.

Aber der Unwerth der karolingischen Fürsten ermunterte den Priester zu kühnern Ansprüchen. Hier trat Gregor VI. als Schiedsrichter zwischen dem schwachen Ludwig I. und dessen rebellischen Söhnen auf; dort verkaufte Johann VIII. dem niederträchtigen Karl dem Kahlen die Kaiserkrone um selbst bestimmten Preis; den jüngern Lothar, welchen der Oheime Ländergier beängstigte, forderte schon früher Nikolaus I., einer Ehescheidung willen, frech vor seinen Richterstuhl. Derselbe Papst verkündete überhaupt durch Schrift und That seinen Herrschersinn und seine hochfahrenden Entwürfe. Auch gelang es ihm durch Einschwärzung der Pseudo-Isidorischen Dekretalien-Sammlung, seinen Anmaßungen eine gesezliche Grundlage zu geben, und jenes, was erst kürzlich durch die That aufgekommen, als ein altes Recht geltend zu machen. Doch mehrere zufällige Umstände verursachten jezt einige Unterbrechung des Voranschreitens.

Die langdauernden Zerrüttungen Roms, die unter einer Reihe nichtswürdiger Päpste gehäuften Frevel und Skandale erniedrigten den heiligen Stuhl, und hielten dessen Inhaber von größeren Unternehmungen ab. Als aber der Ottonen Schwert Italien ein bleibendes Gesez gegeben, und Rom, mit der Kaiserkrone, in's Loos der teutschen Könige gebracht hatte, da bedrohte derselben jugendliche Majestat von neuem das Papstthum mit völliger Unterwerfung. Denn ob auch der Papst den Kaiser krönte, und darum, nicht unscheinbar, die Kaiserwürde als von seiner Verleihung abhängig betrachtete; so konnten doch seine Worte wider die Waffen der Teutschen nicht aufkommen, wenn diese Teutschen zu ihrem Könige standen. Solches wurde zumal unter Heinrich III. klar, welcher auf dem Concil zu Sutri (1046) drei Päbste absezte, und an ihrer Stelle Klemens II. ernennen ließ, zugleich auf's feierlichste das kaiserliche Bestätigungsrecht der Papstwahlen verkündete.

Doch von kurzer Dauer war solche kaiserliche Macht.

Die bessere Ordnung der Papstwahl, welche Nikolaus II. (1059) ausschließend den Kardinälen übergeben hatte — unter bloß scheinbarem, auch nicht lange mehr giltigem Vorbehalt der kaiserlichen Rechte — versicherte der römischen Kirche den Besiz talent-

Digitized by Google

voller Häupter, und erleichterte die Fortführung eines und desselben Planes.

Zwei Haupttheile hatte dieser Plan: den geistlichen Stand über alle Abhängigkeit von bürgerlichen Verhältnissen und bürgerlicher Macht zu erheben, ja ihn selbst zum Oberherrn des weltlichen zu machen, und dann dem Papst die Vollgewalt in dem geistlichen Reiche zu geben.

Zum ersten Zweck führte das — nach langem und wechselvollem Kampf endlich in der Hauptsache durchgesezte — Verbot der Investitur der Geistlichen durch einen weltlichen Herrn und, durchgreifender noch, die Einschärfung des Cölibats, welcher wohl früher schon als verdienstliche Entsagung gepriesen, den Priestern auch anempfohlen, den Bischöfen geboten war, aber als allgemeines Gesez für alle Kleriker erst von Gregor VII. verkündet war. Diese große Maßregel hat unermeßliche Folgen gehabt. Es konnte kein trefflicheres Mittel erdacht werden, den geistlichen Stand durch den Nimbus vermeinter Heiligkeit in den Augen des Volkes zu erhöhen, und seine Glieder zu einem unter sich eng verbundenen, auch ganz abgeschlossenen, und nur den Standesinteressen dienstbaren Körper zu machen; und es ist der umfassende Blick, die tiefgehende Menschenkenntniß nicht minder als die geniale Kühnheit des Mannes zu bewundern, welcher in solchem Geist und in solcher Allgemeinheit den Kampf wider die stärksten Naturtriebe erhob, und siegreich vollbrachte.

Die Erfüllung des zweiten Hauptzweckes, die Unterwerfung des geistlichen Standes unter die Alleingewalt des Papstes, wurde durch die Natur der Dinge begünstigt, als welche in jeder, zumal großen, Gesellschaft zur allmähligen Concentrirung der Gewalt fast unausbleiblich führt.

Daher verwandelte sich der geistliche Staat, welcher ursprünglich demokratisch gewesen, dann aristokratisch mit fortschreitender Vermehrung genau bestimmter Rangs- und Gewaltsstufen geworden war, allmählig in eine monarchische Autokratie, wornach der Primas nicht blos als oberster Schlußstein der hierarchischen Pyramide, sondern als Strahlenkrone erschien, deren Glanz die Quelle der kirchlichen Herrlichkeit, daher alle untergeordnete Gewalt in der Kirche nicht die Grundlage, sondern wie der Ausfluß der päpstlichen wäre.

Zu den wichtigsten Beförderungsmitteln, oder auch Wirkungen solcher merkwürdigen Umwandlung gehört die gebieterische Einmischung des Papstes in die Wahlen der Prälaten. Er schien nur darum die Kirchen oder Kapitel, an welche allmählig von den Gemeinden selbst das Wahlrecht übergegangen, von dem Einfluß der Laien befreit zu haben, um seine eigene, heiligere Auto-

Digitized by Google

rität an deren Stelle zu sezen; und es ward bald die päpstliche Ernennung, oder durch die päpstliche Gunst, der fast einzige Weg, oder doch eine unerläßliche Bedingung zu Kirchenämtern. Von Prälaten, welche ihre Erhöhung des Papstes Gnade verdankten, war geringes Widerstreben gegen Eingriffe zu fürchten. Daher wich endlich selbst das Ansehen der Concilien jenem des römischen Bischofs, und die gesezgebende wie die von Gesezen lossprechende Macht concentrirte sich in seiner erhabenen Person.

Diesen Gewaltsübungen zur Seite, zum Theil voran und wie den Weg ihnen bahnend, schritt auch die Lehre fort; und es ward hinwieder diese Lehre durch dieselbe Gewalt, welcher sie zur Rechtfertigung diente, geltend gemacht und behauptet. „Christus hat den von ihm geliebten Petrus, auf welchen, wie auf einen Fels, Er die Kirche baute, zu seinem Nachfolger oder Stellvertreter auf Erden bestimmt. Der Stellvertreter desjenigen, welcher die Himmel mit seiner Majestät erfüllt, mag wohl die Könige und Gewaltigen der Erde, nicht minder als die Diener der Kirche, zu seinen Füßen sehen. Es ist aber eine zweifache Gewalt hienieden, die geistliche und die weltliche. Beide wurden Petrus verliehen, wie das Symbol der beiden Schwerter lehrt. Von beiden ist aber die geistliche um so vieles über die andere erhaben, als das himmlische Reich über dem irdischen, oder das ewige Seelenheil über der flüchtigen Wohlfahrt des Leibes steht. Ja, es ist nur die geistliche Macht eine selbstständige, und von eigenem Glanz, wie die Sonne, strahlende Macht, die weltliche dagegen borgt nur von jener, wie der Mond von der Sonne, ein schwächeres und abhängigeres Licht; nur durch den Abglanz von des heiligen Petrus Stuhl erhalten die Throne der Erde ihren Schimmer. Ihm also, dem Papst — der, wie einige schamlose Kanonisten zu lehren wagten, zwar nicht Gott, doch auch nicht blos Mensch, sondern ein Mittelwesen zwischen Beiden ist — sind alle Gewalten unterthan; Er mag Kronen und Reiche vergeben; Er ist der oberste Gesezgeber und Richter, in Allem unfehlbar, der Ausspender der göttlichen Gnade wie des göttlichen Zornes. Ihm ist die Macht verliehen, zu binden und zu lösen, selbst von natürlichen oder göttlichen Geboten (als von der Pflicht der Wahrhaftigkeit und der Treue) vermag sein Wort zu befreien. Dem Papst sich widersezen ist Aufruhr wider Gott."

Nach Gregor VII. haben vor den übrigen Hadrian IV. und Alexander III. zu Friedrichs I. Zeit, dann Innocenz III., der Stifter der Inquisition, Gregorius IX. und Innocenz IV., die furchtbaren Gegner Friedrichs II., endlich Bonifazius VIII. durch Kraft oder Anmaßung hervorgeglänzt. Alle Päpste aber,

Digitized by Google

von Hildebrand an, waren ohne Widerspruch die obersten Häupter der Christenheit; alle strebten darnach, die Alleinherrscher derselben zu seyn.

Einen auffallenden und schneidenden Kontrast mit solcher weit hin verehrten oder gefürchteten Hoheit der Päpste machte ihre Bedrängniß im eigenen Land. In Rom selbst und im Kirchenstaat theilten die Päpste das klägliche Schicksal aller Landesherrn ihrer Zeit. Ihre Vasallen oder trozigen Edlen verschmähten den Gehorsam, und erhoben, ohne Scheu vor den Domern des Vatikans, vermessenen Krieg wider den Statthalter Christi. Die Tyrannen der europäischen Könige, die Gebieter der Christenheit, waren oft Gefangene in ihrer eigenen Hauptstadt, die Schlachtopfer einiger Herren von Adel, der Spott oder das Erbarmen der römischen Weiber.

Heinrich V.

Heinrich V. sezte die im Vater verdammten Ansprüche fort, ja noch mit größerem Nachdruck. Denn als Paschal II. auf einer Kirchenversammlung zu Troyes die Gregor'schen Edikte wegen der Investitur erneuerte, so zog Heinrich mit starker Macht nach Italien, und erzwang tumultuarisch und nicht ohne Blutvergießen von dem gefangen genommenen Papst (1111) das feierlichste Anerkenntniß des königlichen Investiturrechts. Aber dieser Vergleich erregte den Unwillen der Bischöfe, und es vermaß sich Guido, Erzbischof von Vienne, wiewohl Heinrichs Verwandter, denselben zu bannen, da der Papst selbst versprochen hatte, solches nimmer zu thun. Der alte Hader war jezt erneuert. Indessen starb die tuscische Mathildis 1115, worauf Heinrich ihr Land — nicht anerkennend dessen Vergabung an den päpstlichen Stuhl — als Verwandter und als Lehensherr einzog. Doch behauptete er es nicht, ja er sah endlich sich genöthigt, mit dem feindseligen Guido, welcher unter dem Namen Calixt II. 1119 den Stuhl bestiegen, auch den Bannfluch feierlich wiederholt hatte, zu Worms einen neuen Vergleich zu schließen (1122), welcher daher der Calixtinische heißt, und als ein Grundgesez der teutschen Kirche fortwährend — ob auch mit einigen theils eingeschlichenen, theils rechtlich hinzugekommenen Veränderungen — gegolten hat. Gemäß desselben sollte die Wahl der Bischöfe und Aebte frei von den hierzu berechtigten Kapiteln geschehen; doch möge der Kaiser durch einen Abgeordneten derselben beiwohnen, bei streitigen Wahlen die entscheidende Stimme — mit dem Rath des Erzbischofs — geben, und die Belehnung wegen der weltlichen

Digitized by Google

Güter und Rechte (oder der Regalien) mit dem Scepter ertheilen.

Schon ist in den äußeren Verhandlungen Heinrichs V. die abnehmende Macht des teutschen Reiches — als Wirkung des großen Umschwungs, welchen die Verhältnisse des Kaisers mit dem Papst und mit den Ständen durch die Unternehmungen Gregors erfahren — erkennbar. Der Monarch, auf dessen Nacken der Priester trat, und der gegen die eigenen Gewaltsträger keine Zwangsmacht besaß, konnte den Völkern nicht mehr furchtbar scheinen.

So wurde der Krieg wider den ungarischen König Kaloman ohne Vortheil und Ehre geendet; so erlitten die Teutschen gegen die Polen in Schlesien eine völlige Niederlage.

Heinrich V. starb unbeerbt (1125).

Die ersten Hohenstaufen. Friedrich I.

Unter den Thronkandidaten erschienen Heinrichs Schwestersöhne, die beiden Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, als die nächsten Berechtigten. Der Erste besaß Schwaben als väterliches Erbe, dem Zweiten war Franken von Heinrich V. verliehen; Beide glänzten durch Charakter und Thaten unter den meisten Fürsten hervor. Es gelang jedoch der Gegenpartei, die Wahl auf den Herzog von Sachsen, Lotharius II., Grafen von Supplingenburg, zu lenken. Derselbe, um gegen die Hohenstaufen sich zu stärken, vermählte seine einzige Tochter Gertrud, Erbin vieler sächsischer Länder, insbesondere Nordheims und Braunschweigs, an Heinrich den Stolzen, Herzog von Baiern, Erben der weiten Besitzungen des welfischen Hauses in Italien und in Teutschland. Auch verlieh er ihm das Herzogthum Sachsen, in welchem Land schon Heinrich der Schwarze, des Stolzen Vater, Welfs II. jüngerer Bruder, die reichen billungischen Allodien — worunter auch Lüneburg — durch Heirath an sich gebracht. So war der Stamm der Welfen zu einem Nord- und Südteutschland beschattenden Baum geworden, Heinrich der Stolze mächtiger als selbst der König.

Aber die Hohenstaufen, welchen Lothar entreißen wollte, was sie an Reichsgütern von Heinrich V. erhalten, vertheidigten sich heldenmüthig gegen den übergewaltigen Feind. So groß war der Glückswechsel, daß anfangs Konrad siegreich die Krone Italiens sich auf's Haupt sezte, endlich aber die Hohenstaufen, über ihr verwüstetes Land traurig hinblickend, Rettung blos in Unterwerfung fanden (1135).

Eine zwiespaltige Papstwahl (1130) schien Lotharn Gelegenheit zur Wiedererlangung der alten Reichsrechte zu geben. Aber

Innocenz II., den er wider Anaklet II. in Schuz nahm, beharrte darum nicht minder auf den Ansprüchen der Kirche. Lothar zog über die Alpen, bahnte mit dem Schwert sich den Weg nach Rom, und empfing von Innocenz die Kaiserkrönung im Lateran, da im Vatikan und in der Peterskirche Anaklet II. thronte. Durch die drohende Nähe des mächtigen Nebenbuhlers, durch die abhängige Stellung gegen den kaiserlichen Schuzherrn ward Innocenz so wenig zur Mäßigung bewogen, daß Er, selbst übermüthiger als seine Vorfahren, von Lotharn, als einem Vasallen, die kniend zu leistende Huldigung forderte.

Aber der stolze Papst ward bald nach des Kaisers Abzug von Anaklet vertrieben. Die Gunst der Römer und der Beistand Rogers II., welchen Anaklet zum König beider Sicilien gekrönt hatte (1130), verschafften ihm solchen Sieg. Noch einmal erschien Lothar in Italien, triumphirte über den Gegenpapst wie über die normännische Macht, starb aber, heimkehrend, unweit Trident.

Die Macht seines Eidams, des stolzen Heinrich, begünstigte dessen Bewerbung um die Krone nicht. Die Stände fürchteten einen so gewaltigen Herrn, und wählten den hohenstaufischen Konrad. Seine Wahl erneuerte die große, folgenreiche Fehde zwischen seinem Haus und jenem der Welfen.

Schon vorlängst, in Oberschwaben und in Baiern, glänzte die Macht, der Reichthum der Welfen. Ludwig der Fromme hatte eine Welfin, Jutta, zur Frau; ihr Bruder, der reiche Ethiko, ist in den Sagen berühmt. Aber nach der Mitte des eilften Jahrhunderts erlosch des Hauses Mannsstamm, worauf das reiche Erbe an einen Sprößling des italienischen Hauses Este — den Sohn des Markgrafen Azzo, erzeugt von der Welfin Kunigunde — kam, und durch Ihn, welcher sich Welf, wie seine mütterlichen Ahnen, nannte, das Geschlecht verjüngt wieder aufblühte, weit herrlicher noch als zuvor. Denn dieser zweiten Wurzel ist der Stamm entsprossen, dessen Krone heut zu Tage Britannien und Hannover, ja in allen Erdtheilen weite Länder bedeckt.

Erbittert über Konrads Wahl, zögerte Heinrich mit Auslieferung der Reichskleinodien; Konrad aber beschloß, einen Theil der Lehen ihm zu nehmen. Heinrich waffnete, und weigerte friedliches Erscheinen auf Tagen. Darob ward er in die Acht erklärt; seine beiden Herzogthümer ihm entrissen, Baiern an den Markgrafen Leopold von Oestreich verliehen, Sachsen an Albrecht den Bären, Markgrafen von Brandenburg. Während des ersten Waffengetöses, so diesem Urtheil folgte, starb Heinrich der Stolze erschüttert durch den harten Schlag, plözlich (1139).

Digitized by Google

Seines unmündigen Sohnes Heinrich — nachmals der Löwe genannt — und seines Bruders Welf von Altorf Erbrecht auf des Geächteten Familiengut, wurde von dem Lezten und von den vielen Freunden des welfischen Geschlechts wider die Vollstrecker der Reichsacht, die neu ernannten Herzoge von Baiern und Sachsen, und wider die hohenstaufische Macht in blutigem und wechselvollem Kampfe vertheidigt. Das Feldgeschrei der Streitenden: „Hie Waiblingen!" (der Name eines hohenstaufischen Stammschlosses) und „Hie Welf!" ward bald zur Bezeichnung der Parteien selbst, und später, in erweiterter Bedeutung, überhaupt für die Anhänger des Kaisers und jene des Papstes gebraucht; und es hat die erbliche Fehde der Gibellinen und Guelphen (wie die welsche Zunge jene Laute veränderte) noch Jahrhunderte hindurch, als längstens schon der ursprüngliche Streit erloschen, fortgedauert und zumal die Länder Italiens zerrüttet.

Markgraf Leopold von Oestreich drang in Baiern, und eroberte es größtentheils. Als er starb, sezte Heinrich Jasomirgott, sein Bruder und Nachfolger, den verwüstenden Krieg fort. Sachsen ward, durch des Volkes Liebe für Heinrich den Löwen, behauptet, Albrecht zurückgeschlagen. Jedoch ward dem Lezten, da er auf einem Reichstag zu Frankfurt auf Sachsen verzichtete, die Reichsunmittelbarkeit für sein Markgrafthum Brandenburg — als welches früher unter dem sächsischen Herzog stand — verliehen (1142).

Einen Stillstand in diese großen Bewegungen, zum Theil auch veränderte Richtung, brachten die Kreuzzüge, die große Angelegenheit der Völker seit Heinrichs IV. letzter Zeit.

Konrad nach der Aufforderung des Abts Bernhard von Clairvaux, verschwendete seine Kraft im fernen Morgenland, und verabsäumte das eigene Reich. Selbst den Römerzug that er nicht, und starb ungekrönt (1152).

Ihm folgte sein Neffe, Friedrich der Rothbärtige, welchen die in Frankfurt versammelten Stände nach nur 18tägigem Zwischenreich einhellig erkoren; bei welchem Wahlgeschäft zum erstenmal eine deutliche Spur von dem Vorzugsrecht der drei geistlichen und vier weltlichen Großbeamten des Reichs erscheint. Dem Gewählten däuchte vor Allem nöthig, Teutschland innern Frieden zu geben, auf daß er in Italien und nach Außen des Reichs Majestät wieder herstelle. Darum versuchte er Heinrich Jasomirgott zur Abtretung Baierns an den verdrängten welfischen Heinrich zu vermögen. Auf des Kaisers Bitte gab Jasomirgott Baiern zurück, jedoch mit Ausnahme des Landes ob der Ens, welches zur untern Markgrafschaft geschla-

gen ward. Das vereinte Land wurde zum Herzogthum erhoben. Erblich für männliche und weibliche Nachkommen sollte es der neue Herzog und mit unabhängiger Macht verwalten, an Rang nach den Churfürsten der Erste, von allen Pflichten an das Reich entbunden, mit Ausnahme der im eigenen Land zu nehmenden Belehnung und einer, nur zum Anerkenntniß der Eigenschaft als Reichsfürst, im ungarischen Krieg zu stellenden kleinen Hilfe.

Dies ist der Ursprung der großen Vorzüge und Freiheiten Oestreichs (1156), von welchen freilich gesagt werden mag, daß sie dem Titel nach gerechter als nach dem Inhalt, daß sie auch in ihren Wirkungen, als streitend mit der Einheit des Reichs und als Gegenstand der Eifersucht und Nachahmung, schädlich gewesen. Oestreich selbst jedoch gewann durch die Erhebung seiner Fürsten. Der Segen der Natur vervielfachte sich durch emsigern Anbau, und zum Schmuck des Landes stieg an der Stelle, wo einst Vindobona gestanden, das zu größerer Herrlichkeit bestimmte Wien empor.

Den Römerzug that Friedrich gleich im dritten Jahr seines Reichs (1154).

Es saß damals auf dem päpstlichen Stuhl Hadrian IV. ein Engländer, der einzige dieses Volkes, der jemals dahin gelangte. Schon waren die Begriffe von des Papstes Hoheit so tief gewurzelt, daß selbst der stolze Friedrich sich gefallen ließ, demselben den Steigbügel zu halten. Aber ein ernsterer Streit entstand, als Hadrian sich vermaß, das Reich ein Lehen (beneficium) des Papstes zu heißen. Eine mildere Deutung des Wortes stellte jedoch den Kaiser zufrieden.

Traurig ist's, die vorübergehende Eintracht dieses Kaisers und des Papstes durch die Hinrichtung eines gutgesinnten, ob auch schwärmerischen Patrioten bezeichnet zu sehen. Arnold von Brescia, der Freund der Freiheit, in Kirchensachen kühner Reformator, voll Geist und Gemüth, hatte die Verhältnisse des Clerus zur Einfalt der ersten Zeiten zurückzuführen gesucht, durch seine Feuerworte das Volk von Brescia, bald auch jenes von Rom, begeistert und eine Revolution bewirkt, wodurch dem Papste alle Gewalt in weltlichen Dingen benommen und seine Macht auf das Amt des Seelenhirten beschränkt ward. Innocenz II., und nach ihm vier andere Päpste, zitterten vor dem gemeinen Priester, bis Hadrian IV. mit mehr Energie und Glück den Kampf erneuerte, und zum Bundesgenossen den getäuschten Kaiser erhielt. Leicht mußte es ihm seyn, den Mann des Volkes als Aufwiegler darzustellen, der wider die bürgerliche nicht minder als wider die kirchliche Macht gesündigt, daher doppelten Tod verdient hätte. Friedrich glaubte der glatten Zunge, forderte Arnolds Auslie-

ferung von dem Grafen von Kampanien, und übergab ihn dem Henker. Er wurde verbrannt, seine Asche in die Tiber geworfen, aber des Märtyrers Andenken blieb den Römern heilig.

Nicht weniger als sechsmal ist Friedrich nach Italien gezogen; zweimal zu Hadrians IV. Zeit, dreimal wider Alexander III., und noch einmal nach dieses unbeugsamen Feindes Tod. Große Interesse waren es, die ihn herbeiriefen, neue Verhältnisse von höchster Wichtigkeit durch Charakter und Folgen.

Ein Geist, welcher Jahrhunderte lang geschlummert hatte, der Geist der Freiheit, war wieder erwacht in den italienischen Städten. Barbarei und Kriegsgewalt, Noth und Vereinzelung hatten die Sklaverei erzeugt; wiederkehrende Gesittung und friedliebender Handel, Wohlhabenheit und wachsende Volksmenge gaben jenen Städten das Gefühl des Menschenrechtes, den Muth zu dessen Behauptung wieder. Durch bloße Gewalt begründet und erhalten war das Herrscherrecht der Fürsten und des Kaisers, die Kraft des Armes Quelle und Maß ihrer Ansprüche. Von diesem Standpunkt mochte gerecht den Städten dünken, daß die Freiheit durch dieselben Mittel sich erhebe, durch welche sie niedergedrückt worden; sie mochten in dem Maß ihrer Kraft das Maß ihres Rechts erblicken.

Dagegen mußte Friedrich, als Oberherr Italiens, als Erbe der longobardischen Königsmacht und jener der alten Cäsarn, das Beginnen der Städte für widerrechtlich und strafwürdig achten. Auch lag ihm ob, die Einheit des Reichs gegen die Anmaßungen bürgerlicher Gemeinwesen so gut als gegen jene der Fürsten zu schirmen. Selbstständigkeit der Theile — ob des Volkes oder einzelner Großen — war gleich unverträglich mit der Majestät des Reichs.

Sonst hatten die teutschen Könige aus Neigung und aus Grundsäzen die Städte begünstigt, weil gegen die emporstrebenden Großen Thron und Gemeine in natürlicher Allianz sich vereinten. Aber wenn — wie in Italien geschah — die Freiheit der Städte in Selbstständigkeit überzugehen drohte, so wurden sie nicht minder Feinde des Throns, als die trozigen Edlen.

Aber noch ein anderer Umstand war, welcher den Kaiser wider die Städte aufbrachte — ihre Verbindung mit dem Papst. Diese Städte, um ihres gesonderten Vortheils willen, standen nicht an, dem Feind ihres rechtmäßigen Königs, ja dem Feind jeder bürgerlichen Gewalt und dem Feind der Geistesfreiheit sich hinzugeben, und unter dem Panier der Freiheit für die Errichtung des allerfurchtbarsten Weltthrons zu streiten.

Bei solchen Verhältnissen mochten die Hohenstaufen gerechte Feinde der Städte seyn: und es bleibt uns blos die traurige

Digitized by Google

Weltlage jener Zeiten zu beklagen, worin der unvermeidliche Widerstreit verworrener Begriffe und ungeschlichteter Ansprüche nothwendigen Krieg erzeugte, und nur durch die verzweifeltsten Mittel möglich schien, Freiheit und Recht zu erringen.

Schon auf dem ersten Zug erfuhr der Kaiser die Feindseligkeit der Städte, zumal Mailands, dessen schwellender Stolz selbst andern Städten verhaßt war. Aber er schritt mit starker Kriegsmacht einher, hielt auf den ronkalischen Feldern Heerschau und große Ständeversammlung, ordnete, beruhigte, bestrafte, und ging nach Rom, wo die Krönungsfeier durch blutigen Tumult getrübt ward, und Friedrich nur mit Noth durch seiner Tapfern Dahingebung Rettung fand. Gleiche Gefahren litt er auf der Heimkehr, zumal durch der Veroneser Tücke.

Darum kam er zum zweitenmal (1158) mit noch stärkerer Rüstung. Die Mailänder unterwarfen sich, leisteten Abbitte, stellten Geiseln und bezahlten ein Strafgeld. Und auf einer noch feierlicheren Reichsversammlung in denselben ronkalischen Gefilden ließ der Kaiser durch Rechtsgelehrte von Bononien den Umfang seiner Machtvollkommenheit, als des Nachfolgers der Cäsarn, bestimmen, die durch Anmaßung der Städte gefährdeten Regalien der Krone zusprechen, und sowohl die Lehensverhältnisse als die königliche Verwaltung und den Landfrieden durch Gesetze ordnen und befestigen.

Aber die neue Papstwahl erzeugte wiederholten und allgemeinen Brand. Nach Hadrians IV. Tod (1159) erklärten sich sieben Kardinäle für des Kaisers Freund, Viktor III. Aber die doppelte Zahl der Wählenden war für den kühnen und stolzen Kardinal Roland. Derselbe, der sich jetzt Alexander III. nannte, schleuderte sofort den Bannstrahl wider den Gegenpapst und den Kaiser, und gab so die Losung zum schrecklichsten Kampf. In ganz Italien, achtzehn Jahre hindurch, wurde gestritten, alles Land von Rom bis zu den Alpen eine Scene der Wuth und der Verwüstung. Auch in Teutschland, obschon die meisten Städte zum Kaiser hielten, loderte hier und dort die Flamme des Bürgerkriegs.

Friedrich, vor allen gegen Mailand erbittert, welches selbst Meuchelmörder wider ihn gedungen hatte, zog vor die rebellische Stadt, eroberte sie, zerstörte sie, ließ Salz auf den Platz streuen, wo ihre Mauern gestanden, und zerstreute die Einwohner in das umgebende Land. Aber bald erstand die Stadt aus der Asche wieder, und es ward ein engerer und allgemeiner Bund unter den Städten geschlossen; seitdem die gefürchtete gefallen, war Verona dessen Haupt.

Rastlos bot Friedrich wider so lebendige Volkskraft die

Digitized by Google

teutschen Krieger auf. Feindesschwert und Pest rafften sie hin. Mit größerer Macht kam er wieder, glänzte durch Heldenthaten, gewann Schlachten, aber besiegte den Feind nicht. Papst Viktor III. hatte wenig Anhang; seine Nachfolger, Paschal III. und Calixt III., noch geringern. Alexander III. triumphirte. Zu seinen Ehren hatten die Lombarden eine neue Stadt, Alessandria, gebaut, einen Hauptwaffenplaz und die Klippe, an welcher Friedrichs Kriegsglück scheiterte. Die große Schlacht bei Legnano (1176) entschied endlich den Sieg der Städte und des Papstes. Der Kaiser schloß Friede (1177). Am Eingang der Hauptkirche von Venedig empfing Alexander den gebeugten Monarchen, der ihm die Füße küste, und dann vom Bann befreit ward. Er hatte zuvor den Städten alle Rechte, Freiheiten, Gewohnheiten und Regalien, die sie innerhalb oder außerhalb ihrer Mauern als hergebracht besaßen, auf sechs Jahre bestätigt, was später (1183) auf einer Reichsversammlung zu Konstanz für immer geschah.

Einigen Trost für solche Demüthigung gab die Wiederherstellung der alten Reichsrechte über Burgund. Die zweite Vermählung des Kaisers mit Beatrix, der Erbtochter von Hochburgund oder Franche-Comté, gab ihm eine Hausmacht in jenen Ländern; desto wirksamer mochte er die Rechte eines burgundischen Königs, wozu er in Arles sich krönen ließ, ausüben. Noch reichern Ersaz gab die, auf dem sechsten italischen Zug zu Stande gebrachte, Vermählung (1185) von Friedrichs Sohn Heinrich mit Constanzia, Muhme des sicilischen Königs Wilhelm. Hierdurch ward das Erbrecht auf beide Sicilien ins hohenstaufische Haus gebracht, was eine glänzende Aussicht eröffnete, aber traurige Früchte trug.

An dem Unglück von Legnano war Heinrichs des Löwen Abtrünnigkeit vorzüglich Schuld gewesen. Dieser, unter den teutschen Fürsten so Hochgepriesene, hatte doch für's Vaterland wenig Liebe. Die Ereigniße im Reich, die Handlungen des Oberhaupts, betrachtete, würdigte er nur vom Standpunkt seines eigenen Vortheils oder jenes von seinem Hause. Ja, auch diesen Vortheil berechnete er auf engherzige Weise, Herrschaft mehr als Ruhm, Geld aber — zumal in ältern Tagen — noch mehr als Herrschaft begehrend.

Bei Friedrichs fünftem italischen Zuge weigerte Heinrich der Löwe die Heeresfolge, worüber — da solche Lücke unersezlich war — die entscheidende Schlacht verloren ging. Auch nachher noch flehte, beschwor Friedrich den abtrünnigen Herzog, durch schnelle Hilfe das Unheil allzuwenden; ja, er erniedrigte sich, keiner andern Verhältniße als blos der Noth des Reichs gedenkend, zur

Digitized by Google

kniefälligen Bitte. Unbeweglich blieb der Herzog. Endlich versprach er Hilfe, doch sollte Goßlar, die reiche Stadt, sein Lohn seyn. Da ergrimmte der Kaiser in seinem Herzen, und versöhnte sich mit dem Papst um schweren Preis; der Herzog aber sollt' es entgelten.

Kaum war er heimgekehrt, so forderte er den Welfensohn vor ein Gericht der Fürsten. Viele andere Klagen ertönten wider ihn. Die Stimmung der Fürsten kennend, erschien Heinrich auf die wiederholte Ladung nicht. Da wurde die Reichsacht wider den Löwen ausgesprochen (1180), Baiern, Sachsen, alle Reichslehen und Würden ihm genommen, und der Gewaltige, nach kurzer Gegenwehr, zu demüthiger Unterwerfung gebracht (1182). Friedrich, erschüttert im eigenen Gemüth durch des Feindes Sturz, begnadigte ihn, doch also, daß er drei Jahre lang das beleidigte Vaterland meiden, und als Besitzung blos seine Allodien, Braunschweig und Lüneburg, behalten sollte. Am Hof des englischen Königs, Heinrichs II., seines Schwähers, nahm der Verbannte den Aufenthalt, aus kärglicher Spende seine und seines Hauses Nothdurft bestreitend.

Solches Ende nahm die Uebermacht der Welfen im teutschen Reich; aber mit der Zertrümmerung dieser, das halbe Teutschland umfassenden, Herrschaft wurden die wichtigsten Verhältnisse im Süden wie im Norden geändert.

Die beiden Herzogthümer vorerst, Baiern und Sachsen, kamen an andere Häuser. Sachsen an Bernhard von Askanien, Sohn jenes Albrecht des Bären, welcher den ersten Grund zu Brandenburgs Macht gelegt. Sein Land, meist billungisches Allod, hatte Albrecht zur unabhängigen, gefürsteten Markgrafschaft erhoben und später durch Eroberungen über die Wenden ansehnlich vergrößert. Sowohl die alte Mark, als die neu erworbenen, welche die mittlere, die Ucker- und Prignizer-Marken heißen, fielen seinem Erstgeborenen, Otto, zu; der jüngere Sohn, Bernhard, war jezt Herzog in Sachsen.

Baiern erhielt der tapfere, kluge, dem Kaiser getreue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, aus dem alten Hause der Herren von Scheyern. Vielfältig, in den Heldengeschichten des teutschen Reichs, glänzen die Herren von Scheyern, welche später, als sie die Stammburg den Mönchen vergabt hatten, von Kehlheim und Wittelsbach sich nannten. Dem Volk waren sie werth. Daher großer Jubel, als Otto, zum Lohn dreißigjähriger Dienste, von Kaiser Friedrich das Herzogthum empfing, welches heute seines königlichen Nachkommen Beherrschung sich erfreut.

Digitized by Google

Doch nicht in der Ausdehnung, wie solches die Welfen besessen, ging Baiern an die Wittelsbacher über. Schon war Oberösterreich davon getrennt, jetzt wurden auch Steiermark und Meranien zu selbstständigen Herzogthümern erhoben. Mehrere andere geistliche und weltliche Herren erweiterten bei dieser Gelegenheit ihr Gebiet oder ihre Rechte, und Baierns Hauptstadt, Regensburg, wurde zur freien Stadt. Noch größer war die Zersplitterung in Sachsen. Fast alle einheimischen und mehrere benachbarte Stifter rissen einen Theil der Herrschaften an sich. Zugleich ward Lübeck als freie Reichsstadt erklärt, auch den pommerschen Fürsten und jenen von Mecklenburg die Unmittelbarkeit ertheilt oder zurückgegeben. Bernhard von Askanien, der neue Herzog, bekam also wenig mehr als den Titel.

Während oder in den kurzen Zeiträumen der italischen Züge ward theils durch Friedrich selbst, theils durch seine Gewaltsträger, auch in den übrigen Verhältnissen des Reiches Hoheit mit Kraft und Glück behauptet. So that der Kaiser einen siegreichen Zug wider Polen (1157) und erneuerte dessen Verpflichtung zum Tribut. Böhmen aber erhob er zum Königreich. So schlichtete er einen Thronstreit dänischer Prinzen, und empfing von Sueno die Lehenshuldigung. So wurden durch Heinrich den Löwen und Albrecht den Bären viele Siege über die wendischen Völker erfochten, und bis zur Oder nicht nur teutsche Herrschaft, sondern auch meist teutsche Sitte und Sprache ausgebreitet. Die mächtigsten unter diesen Völkern waren die Obotriten, welche schon unter Heinrich III. der Fürst Gottschalk zur Herrschaft über viele andere Stämme erhob. Jezt wurden sie erklärte Angehörige des Reiches.

Nach so thatenvollem Leben, und nachdem er so lange wider das Oberhaupt der Christen gestritten, beschloß des Greis Friedrich, dem Geist des Zeitalters gehorchend, noch einen Kreuzzug. Aber ihm war nicht vergönnt, des Erlösers Grab zu schauen. Nachdem er unter vielen Gefahren und Mühen siegreich bis an die syrische Grenze gekommen, starb er, nach einem Bad in dem Flusse Saleph, an Erkältung (1190).

Die späteren Hohenstaufen. Friedrich II. Oberitalische Städte.

Heinrichs VI., seines Sohnes, Stellung, als er den Thron bestieg, war weit günstiger als jene des Vaters gewesen. Gleichwohl steht seine Regierung an Ruhm und Glück so weit unter der des Vorfahrers, als dessen Geist und Tugend ihm fehlten.

Durch Wilhelms II. Tod war die sicilische Erbschaft

Digitized by Google

rechtskräftig an Heinrichs Gemahlin gefallen. Aber das Volk in Neapel und Sicilien ergab sich Tankreden, einem natürliche Prinzen des Hauses, und Heinrich bekämpfte ihn vergeblich. Erst nach dem Tod dieses Nebenbuhlers, und nachdem der Kaiser dessen gefangen genommenen Sohn geblendet, Wittwe und Tochter aber in's Kloster verstoßen hatte, gelang ihm, durch blutige Grausamkeit, die Unterwerfung der beiden Reiche.

Solche Strenge erwarb ihm wenig Liebe. Auch Geiz und Treulosigkeit befleckten seinen Charakter.

Um desto weniger vermochte er den Plan auszuführen, seinem Haus die erbliche Herrschaft in Teutschland zu verschaffen. Durch lockende Anträge suchte er die Zustimmung der Stände zu erkaufen. Aber der gerechte Widerwillen gegen Heinrichs Person vermehrte noch jenen wider die Sache, und er konnte mehr nicht, als die Erwählung seines zweijährigen Sohnes, Friedrich, zum Nachfolger erwirken. Bald darauf starb er (1196), man glaubt an Gift, welches seine eigene Gemahlin, entrüstet über seine Grausamkeit wider ihr Volk, ihm gereicht.

Da vermeinten die Fürsten, dem unmündigen Kind, und welches noch ungetauft war, seyen sie die Treue nicht schuldig. Es schien wünschenswerth, das mächtige Haus Hohenstaufen von vom Thron zu verdrängen. Daher, ob auch Philipp, Herzog von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Bruder, zum Reichsverweser bis zu Friedrichs Volljährigkeit ernannt war, versammelten sich die feindselig gesinnten Stände zu Köln, um einen andern König zu wählen. Papst Innocenz III. ermunterte sie dazu. Dieser Papst — Vormund des jungen Friedrich — lenkte anfangs die Wahl auf Herzog Berthold von Zähringen, und als dieser gegen eine Geldsumme zu Gunsten Philipps Verzicht leistete, auf Otto von Braunschweig (1198), Heinrichs des Löwen Sohn. Dagegen war von den Freunden des hohenstaufischen Hauses der Reichsverweser Philipp zum wirklichen Kaiser gewählt worden. Beide empfingen die teutsche Krone, Otto IV. zu Aachen und Philipp zu Mainz.

Aber Philipp war seinem Nebenbuhler sehr überlegen. Es hielten's mit ihm Philipp August, König von Frankreich, und Primislaus Ottokar I. von Böhmen, welchem er die erbliche Königswürde verliehen. Der Letzte zwar ward abtrünnig, und mehrere Stände folgten seinem Beispiel; auch ward von Innocenz der Bannstrahl wider Philipp geschleudert: doch blieb die Mehrzahl der Fürsten auf seiner Seite, und Otto IV. mußte selbst nach England flieh'n.

Während der Verwirrung, welche der einheimische Krieg in Teutschland erzeugte, hatte der Papst, gleich schlau als kühn, seine

Digitized by Google

Macht in Italien vermehrt und mit den lombardischen Städten einen neuen Bund — der guelphische genannt — wider den Kaiser geschlossen. Später jedoch ward Innocenz Vermittler zwischen ihm und Otto, oder diktirte vielmehr den Vergleich, wornach Philipp allein Kaiser, Otto aber sein Nachfolger sein sollte. Die Bannflüche wurden zurückgenommen, dagegen des Papstes Erwerbungen in Italien bestätigt. Verschwägerungen sollten die allseitige Versöhnung befestigen (1207).

Aber nicht lange genoß der gute Philipp des theuer erkauften Friedens. Viele Feinde des hohenstaufischen Hauses hatte er durch Milde, durch Edelsinn entwaffnet. Ein Freund mordete ihn. Otto von Wittelsbach, Neffe desjenigen, welchen Philipps Vater auf den baierischen Herzogsstuhl erhoben, beging die That, im Zorn über eine vermeinte Beleidigung (1208).

Hierauf erhielt Otto IV. die allgemeine Anerkennung als Kaiser, auch die Krönung vom Papst, welchem er die freundlichsten Zusagen gemacht hatte. Allein der Kaiser achtete für Pflicht, des Reiches Rechte zu behaupten, oder zu erneuern, forderte zurück, was der Papst von italischen Ländern an sich gerissen, verwarf selbst dessen Lehensherrlichkeit über Neapel und Sicilien, und erklärte beide für Reichslande. Innocenz sprach jetzt den Bannfluch wider Otto, und stellte ihm, weil die Noth auch das verzweifeltste Hilfsmittel forderte, den sicilischen Prinzen, seinen Mündel, entgegen. Doch mußte dieser versprechen, die päpstlichen Besitzungen und Rechte nicht anzutasten, auch, wenn er Teutschland gewänne, Sicilien seinem Sohn zu überlassen.

Und so betrat der hohenstaufische Friedrich, dessen Haus vom Priester so oft verflucht worden, jetzt unter dessen Segnung den Weg zum Kaiserthron (1212). In Mainz empfing er die Huldigung vieler Fürsten, später, in Aachen die feierliche Krönung. Durch viele Geschenke und Entsagungen gewann er die Gunst der Fürsten und Prälaten. Auch war König Philipp August in Frankreich ihm hold, weil dieser den braunschweigischen Kaiser als Verwandten des englischen Königs scheute. Dieses bewog den bedrängten Otto, in Allianz mit England wider Frankreich zu kriegen. Aber in Flandern, bei dem Dorfe Bovines, erlitt er eine so vollständige Niederlage (1214), daß seine Sache, als eine verlorene, aufgegeben, und von ihm selbst kein Versuch mehr gemacht ward, seine Hoheit herzustellen. In seinen Erbländern, wohin er sich gedemüthigt zurückzog, führte er wohl den kaiserlichen Titel fort, starb aber bald vor Gram (1218).

Friedrich II., welcher also die hohenstaufische Herrlichkeit erneute, ist unter den Fürsten dieses Hauses der größte. Die teutsche Kraft und Kühnheit paarte sich bei ihm, welcher in Ita-

lien aufgewachsen, am Hofe des Papstes erzogen war, mit welscher Gewandtheit, Klugheit und sanfter Sitte. Seine hohe Männertugend, seine Großmuth und Treue wurden verschönt durch alle Liebenswürdigkeit eines hellen Geistes und eines wohlwollenden Herzens. Dem Zeitalter voranschreitend an Geschmack und an Wissenschaft, genial, dabei human und auch im Aeußern voll Würde und Anmuth, schien der Besitzer des ersten Thrones der Welt dazu bestimmt, den eben damals rührigen republikanischen Geist zu beschwören, und ein System monarchischer Herrschaft zu befestigen, welches, unter ihm selbst einladend, durch unwürdige Nachfolger hätte verderblich werden mögen.

Von dieser Gefahr ward die Welt befreit durch dasselbe Verhängniß, welches den edlen Heinrich IV. zu des übermüthigen Hildebrand Füßen warf, durch jenes Verhängniß, welches, den Menschen unbewußt, derselben Angelegenheiten lenkt, und oft den Wünschen der Zeitgenossen entgegen, und zum Gram der Wohlgesinnten, scheinbar böse Plane gedeihen, und das Unrecht triumphiren läßt, damit die verborgene Saat des Guten aufkomme, und für die Zukunft der Sieg des Rechtes gesichert werde.

Friedrich hatte dem Papst versprechen müssen, die Kronen Teutschlands und Siciliens nicht auf ein Haupt kommen zu lassen. Gleichwohl bewirkte er sogleich (1220) die Wahl seines Sohnes Heinrich, der zum König Siciliens bestimmt war, auch zum römischen König.

Indessen beschwichtigte Friedrich, als er gleich darauf nach Italien zog, um die Kaiserkrone zu empfangen, den Papst Honorius III. durch andere Gefälligkeiten und Abtretungen; er wiederholte auch seine schon früher (1215) bei seiner Krönung in Aachen gethane Zusage eines Kreuzzuges. Aber er verzögerte nach Möglichkeit die Erfüllung des — wiewohl feierlich gethanen, und durch angedrohten Kirchenbann befestigten — Versprechens bis in's zwölfte Jahr (1227); da er endlich, den Aufforderungen Gregors IX. nachgebend, sich zu Brindisi einschiffte, aber bald durch Erkrankung zur Rückkehr gezwungen ward.

Sofort sprach Gregor den Bannfluch über den Wortbrüchigen, und rief die Christenheit auf zum Krieg wider ihn und sein Haus. Vergebens that der Kaiser gleich im folgenden Jahre den Kreuzzug. Es schien doppelte Sünde, ohne Lossprechung vom Kirchenbann im heiligen Krieg zu streiten. Daher erneuerter Fluch, Verkündigung desselben auch im Morgenland, auf daß durch keinen Unwürdigen Christi Grab befreit werde, im Abendland aber rastloses Aufgebot fanatischer, oder feiler, oder aus politischen Gründen wider Friedrich erbitterter Feinde.

Auf solche Botschaft eilte Friedrich, mit dem Sultan Meledin

Frieden zu schließen, damit er die Waffen wider den gefährlichern Feind, wider den Papst, wende. Trotz aller Hindernisse, welche dieser ihm auferlegt, hatte er die Ungläubigen besiegt und ihre Verehrung gewonnen. Er erhielt Jerusalem, dessen Krone er sich auf's Haupt setzte, mit den übrigen heiligen Orten zurück, und kehrte heim, um durch schnelle Schläge die Heere des Papstes niederzuwerfen, den Pabst selbst aber durch demüthige Bitte zu versöhnen. Als dieser den nahenden Fußtritt des Siegers hörte, so verzieh er dem hart beleidigten Kaiser (1230), nahm ihn wieder auf in den Schooß der Kirche, doch nur gegen schweres Gold; auch sollten die Empörer, die er gebändigt, straflos bleiben.

Aber die lombardischen Städte verweigerten den Gehorsam, in allen Gemüthern blieb Mißtrauen und Erbitterung.

Unter den Städten Oberitaliens war, neben Mailand vor allen übrigen Venedig groß. Diese, dem Wasser mehr als dem Land angehörige Stadt, welche dem Städteverderber Attila den Ursprung dankt, durch Flüchtlinge vom festen Lande in der drangvollen Zeit erbaut, in welcher das abendländische Reich unter den Streichen der Barbaren fiel, genoß, durch die Wohlthat ihrer abgeschiedenen Lage und anfänglichen Dürftigkeit, von ihrer Entstehung an einer wenig gestörten, beneidenswerthen Freiheit. Noch bis zum Ende des siebenten Jahrhunderts stand die bescheidene Schiffer- und Fischerstadt unter zwölf jährlich gewählten Häuptern, welche den Titel Tribunen führten, und eine mehr durch Herkommen und Umstände, als durch Gesetze bestimmte Gewalt ausübten. Langsam und verborgen ward durch Handelsgewinn und erweiterte Schiffahrt der Grund spätterer Größe gelegt. Die Ernennung eines allgemeinen Dogen oder Herzogs an die Stelle der ohnmächtigen Tribunen begünstigte das Emporkommen der Macht. Paolucci Anafesto (697) war der erste Doge. Seine Nachfolger sprachen frühe die Herrschaft des adriatischen Meeres an. Mit dem byzantinischen Reich, mit den arabischen Reichen in Syrien und Aegypten trieben die Venezianer vortheilhaften Handel, und unterwarfen auf italischem Boden und in Dalmatien sich vieles Land.

Aber am höchsten stieg ihre Macht zu den Zeiten der Kreuzzüge und durch dieselben. Schweres Geld, kostbare Handelsfreiheiten, wichtige Niederlassungen endlich im heiligen Land sowohl, als an vielen anderen Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres, erwarben sie sich durch Ueberfezung der Kreuzfahrer, durch Zufuhr der Lebens- und Kriegsbedürfnisse, durch kluge Benüzung aller Umstände. Von Friedrichs I. Zeit an war Venedig eine der kräftigsten Stüzen der guelphischen Partei, und der Unabhängigkeit Oberitaliens. Friedrich II.

schonte seine Macht. Anstatt der durch des Dogen Gewalt gemäßigten Demokratie war indessen die strengste Aristokratie herrschend geworden. Die Volksversammlungen hörten auf, und die Gewalt kam mittelst der Serratura del consiglio (1297) in den erblichen und ausschließenden Besitz der Familien der damaligen Rathsglieder.

Auf ähnlichen Wegen wie Venedig war wetteifernd Genua zu Reichthum und Macht gelangt; ja noch früher als jenes durch Handel groß. Schon zu Karls M. Zeit beherrschte es Korsika. Mit dem Morgenland hatte es frühe gewinnbringenden Verkehr. Wie Venedig zog es aus den Kreuzzügen unermeßlichen Vortheil, Schäze, Niederlassungen, weite Herrschaft. Eine Vorstadt von Konstantinopel gehörte sein. Die Krimm war von seinen Kolonien voll. Auch in Italien selbst und über die Südküste Frankreichs, über einen Theil Sardiniens und Siciliens, erweiterte sich sein Gebiet. In den Kriegen der Kaiser hielt es oft derselben Partei, was ihm den Haß der guelphischen Städte zuzog. Auch hatte gegen das Ende des Zeitraums (1250) bereits der 130jährige Krieg wider Venedig angefangen, welcher sich mit entscheidender Schwächung Genua's endete.

Gleichfalls der gibellinischen Partei angehörig, jedoch nicht minder Genua's Feindin, war Pisa, eine der blühendsten Städte in Tuscien. Nach schrecklichen Kriegen unterlag sie den Genuesern völlig (1290). Dagegen legte Florenz, das Haupt der tuscischen Guelfen, den Grund zu jener Größe, worin wir es im folgenden Zeitraum erblicken werden.

Auch Siena, Lucca und viele andere Städte waren frei und mächtig; bis an die Stelle der gebrochenen ausländischen Königsmacht theils unseliger Parteienkampf, theils die niederdrückende Gewalt einheimischer Häupter trat.

Wir kehren zu unserem Kaiser zurück. Derselbe wurde damals durch die Empörung seines Erstgeborenen betrübt. Heinrich, der in des Vaters Abwesenheit als römischer König Teutschland verwaltete, schloß, meist aus Feindschaft gegen den jüngern Bruder Konrad, mit mehreren Ständen Teutschlands und Italiens ein aufrührerisches Bündniß wider den Vater, unterwarf sich, ward abermal abtrünnig, und büßte dann, der Reichsnachfolge feierlich entsezt, im Gefängniß zu Messina, wo er nach wenigen Jahren starb (1242). Konrad, Friedrichs zweiter Sohn, ward jezt zum römischen König gewählt.

Auf dem Reichstag zu Mainz (1235) kam die endliche Schlichtung des langwierigen Streites zwischen den Welfen und Hohenstaufen zu Stande. Otto das Kind, Heinrichs des Löwen Enkel, trug seine braunschweig-lüneburgischen

Allodien Kaiser und Reich zu Lehen auf, und empfing sie zurück als ein auch auf Weiber erbliches Herzogthum.

Bald erneuerte sich, heftiger als zuvor, der lombardische Krieg. Gegen die Städte zog der Kaiser rächend aus (1236), und erkämpfte bei Corte nuova einen großen Sieg wider die Mailänder. Viele Städte unterwarfen sich; die stärkern, da jezt die Stunde der Entscheidung schien, stritten fort mit dem Muth der Verzweiflung. Friedrich, im Geist schon Sieger, erstaunte über die Unerschütterlichkeit der bürgerlichen Streiter. Und da er sich selbst als rechtmäßiges Reichsoberhaupt, die Städte als Rebellen betrachtete, so erhöhte, was ihm Verehrung hätte geben sollen, seine Erbitterung. Sie wurde auf's höchste gebracht, als Gregor IX. sich zum Vertheidiger der Städte aufwarf, und den gedrängten Kaiser zu der verzweifeltsten Nothwehr zwang. Denn als Friedrich das den Sarazenen entrissene Sardinien seinem natürlichen Sohne Enzius verlieh, die Ansprüche, welche der Papst auf solches Eiland erhob, verwerfend, so rief dieser dreimaligen, schrecklichen Kirchenfluch über ihn aus (1239); ja er stand nicht an, wider das weltliche Haupt der Christenheit und den Schuzherrn der römischen Kirche einen allgemeinen Kreuzzug zu predigen. Zugleich ward die kaiserliche Krone als erledigtes Gut Jedem, der Lust darnach trüge, feilgeboten, und Friedrich als Feind und Verräther des göttlichen Heilands, dem Abscheu der Gläubigen überliefert.

Unvermeidlich ist, wenn durch so tödtliche Anfeindung die Gemüther aufgereizt, durch empörende Mißhandlung die Rache aufgefordert worden, daß auch von der Gegenseite, und von den meist rohen, leidenschaftlichen Werkzeugen des Krieges die Erwiederung gleicher Gewaltthat erfolge. Viel Unheil, auch von den Streitern Friedrichs, ward verübt, das Heilige mit dem Unheiligen, der Fromme mit dem Verbrecher, ja oft der Freund mit dem Feind von demselben Fuß des tobenden Kriegsknechtes zertreten, von einzelnen Häuptern mit unerhörter Grausamkeit gewüthet, das Maß des Leidens wie der Sünde bis an den Rand gefüllt. Vor allen Wütherichen war Ezzelino, des Kaisers Eidam, schrecklich. Viele Städte und Burgen zerstörte er in Grund. Zwölftausend Bürger von Padua, das sich empört hatte, ließ er grausam tödten.

Friedrich selbst überschritt in dem Kampf mit dem Todfeind die Grenzen der Mäßigung und des Anstandes. Die Schmähschriften des Papstes erwiederte er mit ähnlicher Schmähung. Die Christenheit vernahm mit Abscheu, daß Derjenige, in welchem sie die Würde des Statthalters Gottes ehrte, ein großer Drache, ein anderer Bileam, ein Fürst der Finsterniß, und der Anti-

Digitized by Google

Christ selber genannt ward. Sie vernahm mit Trauer die Mißhandlung, welche den Priestern, die mit dem Papst hielten, widerfuhr, so wie die Entweihung der Gefäße und Heiligthümer der Kirchen.

Gregorius, bald durch Niederlagen, bald durch Abtrünnigkeit seiner Freunde gebeugt, schrieb eine Kirchenversammlung nach Rom aus. Aber eine Schaar von Bischöfen, die über's Meer dahin eilte, wurde von Enzius gefangen. Der neunundneunzigjährige Papst grämte sich darüber todt (1241).

Sein Nachfolger Cölestinus IV. starb bald; worauf Innocenz IV. aus dem genuesischen Haus von Lavagna, den päpstlichen Stuhl bestieg. Er war früher des Kaisers Freund gewesen, und Viele wünschten Friedrich Glück zu dessen Erhebung. Er aber, die Verhältnisse wie die Menschen kennend, rief: „Beklagt mich vielmehr, der Freund ist nun Feind worden!"

Sein Wort ging in Erfüllung. Innocentius, erneute Bannflüche sprühend, eilte nach Lyon, wohin er die Väter der Kirche berufen (1245). Hier ward von der Kirchenversammlung ein schrecklicher Bannstrahl wider den Verurtheilten geschleudert, seine Kronen alle ihm abgenommen, und den teutschen Fürsten befohlen, ungesäumt ein neues Haupt zu wählen.

Viele Anhänger verließen jezt Friedrich, seine Feinde erhielten neuen Muth. In Teutschland ward Heinrich Raspo, Landgraf in Thüringen, zum König gewählt (1246). Nach kurzem Glück erlitt er von Konrad, des Kaisers Sohn, eine schmähliche Niederlage, und starb an empfangener Wunde (1248). Auch Wilhelm, Graf von Holland, welchen an seiner Statt die päpstliche Partei erkor, hatte wenig Fortgang. Doch zerriß traurige Zwietracht die teutschen Länder. In Italien hatte Friedrich mit minder Glück gestritten. Sein Sohn Enzius gerieth in die Gewalt der Bürger von Bologna, und starb nach langer Haft im Gefängniß. Umsonst suchte der Kaiser den Papst zu versöhnen, umsonst die Häupter Europa's für die Sache des Throns zu gewinnen. Gedrängt vom Verhängniß, den nahenden Fall seines Hauses ahnend, doch ungebeugter Seele, starb der große Friedrich im siebenundfünfzigsten Jahr seines thatenvollen Lebens (1250).

Große, folgenreiche Veränderungen im Innern Teutschlands, sowohl in den allgemeinen als in vielen besondern Verhältnissen, zeichnen diese merkwürdige Regierung aus. Die lange Abwesenheit des Kaisers und seine vielfache Noth gaben dem fortschreitenden System der Landeshoheit eine wesentliche Erweiterung und Befestigung. Die Macht des Kaisers war entscheidend gebrochen. Auch die Vertheilung Teutschlands, Zahl und Umfang

Digitized by Google

der einzelnen Gebiete, hing wenig mehr von einem allgemeinen System der Reichsregierung, oder von historischen Sonderungen der teutschen Stämme, sondern von den Zufälligkeiten der Familien-Schicksale ab. Heirathen und Todesfälle in den Fürstenhäusern entschieden über Vereinigung oder Trennung der Landschaften.

Das Haus Wittelsbach, welchem Friedrich I. Baiern verliehen, gelangte zu sehr verstärkter Macht unter Ludwig I. durch mannigfaltige Erwerbung, Kauf, Erbschaft, Heimfall, Unterhandlung und Krieg; zumal aber auch durch klugen Wechsel der Freundschaft für den jedesmal Gewaltigern. So hatte er Vieles durch des welfischen Kaisers, Otto's IV., Gunst erhalten; nach der Schlacht bei Bovines stand er zum Sieger, und bekam zum Lohn die schöne Pfalzgrafschaft am Rhein, welche dem geächteten Heinrich, Otto's Bruder, entrissen ward. Die zwei Enkel Ludwigs theilten später (1255) das wittelsbachische Land. Dem ältern, Ludwig II., ward Oberbaiern und die Pfalz am Rhein gegeben, dem jüngern Heinrich, das weite Niederbaiern.

Der kinderlose Tod (1248) des Gegenkönigs Heinrich Raspo, Landgrafen von Thüringen und Hessen, veranlaßte Hader um das reiche Erbe. Erst 1265 ward zwischen den Hauptbewerbern, Heinrich von Brabant und Heinrich von Meissen, des Erblassers Neffen, eine Theilung verglichen, wonach der erste Hessen, der zweite aber Thüringen bekam. Beider Haus blüht noch, jenes von dem erhaltenen Land fortwährend den Namen tragend, dieses, durch die spätere Erwerbung Sachsens erhöht, in vielgetheilter Herrschaft.

Größere Bewegungen entstanden durch den Ausgang des babenbergischen Hauses. Friedrich der Streitbare war in einer Schlacht wider Bela IV. von Ungarn gefallen (1246). Er war der lezte seines heldenreichen Geschlechtes. Der Kaiser, theils als Reichshaupt, theils für seinen Enkel Friedrich, welchen der römische König Heinrich mit der Babenbergerin Margarethe erzeugt, nahm Oestreich in Besz. Die Könige von Ungarn und Böhmen und der baierische Herzog, der Gelegenheit sich freuend, strebten gleichfalls nach so kostbarer Beute. Der Papst begünstigte sie, als Feinde der Hohenstaufen. Da war viel Blutvergießen, viel Ränkeschmieden um das schöne Land. Endlich sezte sich Ottokar, der böhmische Prinz, welcher nebst dem Recht der Waffen die Ansprüche Margarethens, die er gefreit, vorschüzte, in dessen Besz. Auch Kärnthen und Krain erwarb der Böhme nach Herzog Ulrichs Tod (1269), und beherrschte — geschieden von Margarethen — diese Länder alle ver-

Digitized by Google

möge selbstständiger (und in Oestreich und Steiermark durch Belehnung König Richards von Cornwall bekräftigter) Hoheit.

Schon früher (1218) war das Haus der breisgauischen Grafen, welche vom Schlosse Zähringen den Namen, von der einst über Kärnthen getragenen Würde den herzoglichen Titel führten, in der Hauptlinie ausgestorben. Dasselbe hatte seit langer Zeit geglänzt, in den großen Zerrüttungen Teutschlands mehr als einmal den Ruf zum Thron, von den Königen selbst aber viele Ehren und die Statthalterschaft über einen großen Theil Helvetiens und Burgunds erhalten. Die Zähringer suchten ihren Ruhm vorzugsweis in friedlicher, bürgerfreundlicher Verwaltung und in Erbauung von Städten, die zum Theil zu blühenden Gemeinwesen sich erhoben. So ward von Berthold III. Freiburg im Breisgau, von Berthold IV. Freiburg im Uechtland, von Berthold V. Bern gegründet; alle mit Gütern und Freiheiten reich begabt. In den Fehden mit den übermächtigen Hohenstaufen, zu deren Gegner die Zähringer durch die Verhältnisse wurden, erging große Bedrängniß über ihr Haus: doch erhob es sich von Neuem unter demselben Berthold V., mit welchem der edle Stamm erlosch. Die seitenverwandten Grafen von Urach und von Kyburg und die Markgrafen von Baden theilten sich in das Erbe. Die helvetischen Städte jedoch erhielten die Reichsfreiheit und verschiedene Länderstaaten wurden der Verwaltung von kaiserlichen oder Reichsvögten übergeben.

Das Zwischenreich. Ausgang der Hohenstaufen.

Nach Friedrichs II. Tod war eine drangvolle, schreckensreiche Zeit. Der Hohenstaufen glorwürdiges Haus erlag dem Verhängniß in kurzer Frist. Weite Länder wurden erschüttert durch seinen Sturz.

Konrad IV., Erbe vieler Tugenden seines Vaters, ward, als er den Thron bestieg, von den Segenswünschen der Guten, von den Flüchen des Papstes begrüßt. In Teutschland, in Italien regte Innocenz IV. rastlos Feinde wider ihn auf, verschenkte seine Kronen, bewegte den Staat und die Kirche. Konrad schlug in Italien die Soldknechte des Papstes und seine persönliche Feinde, starb aber bald — wahrscheinlich vergiftet von seinem natürlichen Bruder Manfred (1254).

Dieser gewissenlose Prinz bemächtigte sich der Reiche Neapel und Sicilien, nicht achtend das Recht seines Neffen, des unmündigen Konradin. Diesen lezten erzog auf seinen teutschen Erbgütern heimlich die trauernde Mutter, während der Feind der Hohenstaufen, Wilhelm von Holland, von den meisten Ständen

Teutschlands als König erkannt, in der Lombardei aber der Gibellinen sinkende Macht durch Ezzelino's gräßlichen Untergang entscheidend gebrochen ward.

König Wilhelm verlor jedoch bald sein Leben in einem Krieg wider die Friesen (1256). Darauf ward von einem Theil der Churfürsten, schnöden Goldes Willen, Richard, Graf von Cornwall, des Königs von England Heinrich III. Bruder, von dem andern König Alphons X. von Kastilien, welcher den Beinamen des Weisen führt, zum König der Teutschen erkoren (1257). Dieser, mit dem Titel sich begnügend, kam nie nach Teutschland; Richard aber erschien zu Zeiten, die teutschen Fürsten durch Geldspenden zu befriedigen, und teutsche Kriegsknechte für den Dienst seines Bruders zu werben. Die Päpste hatten noch nicht entscheidend Partei zwischen ihm und Alphons genommen, als Richard's Tod (1272) seine, den teutschen Ständen so angenehme, Regierung schloß.

In Neapel und Sicilien herrschte Manfred fort, und stärkte sich durch Verschwägerung mit Aragonien. Vergebens trug der Papst diese herrlichen Reiche mehreren auswärtigen Prinzen an; bis endlich der Graf von Provence, Karl von Anjou, Ludwigs des Heiligen von Frankreich Bruder, den Einladungen Clemens IV. Gehör gab. Also zog er mit Heeresmacht wider Manfred, schlug und tödtete denselben in der Schlacht bei Benevento (1266), und sezte sich auf den normännisch-hohenstaufischen Thron.

Bald darauf erschien der Jüngling Konradin, das Erbe seiner Väter fordernd. Mit ihm war Friedrich von Baden, sein jugendlicher Freund, der seiner Mutter, der Babenbergerin Gertraud, wegen auch den Namen von Oestreich trug. Freudig eilten dem Nachkommten ihrer Kaiser die Gibellinen entgegen; sein schwellendes Heer, des päpstlichen Bannstrahles spottend, schritt stolz einher. Aber ein unglücklicher Tag zernichtete die schöne Hoffnung. In den Flächen von Tagliocozzo (1268) erlitt Konradins Heer, überlistet, eine traurige Niederlage; er selbst gerieth in die Gewalt eines gefühllosen Feindes. Karl zitterte vor dem gefangenen Prinzen, welchen das Volk liebte. Also mußte Konradin sterben. Auch der Papst — damit die Kirchenflüche in Erfüllung gingen — forderte dessen Tod. Aber die Formen des Rechts sollten den Frevel verschleiern. Darum wurden Richter ernannt, über den Enkel der Könige zu sprechen. Sie sprachen ihn des Todes schuldig, weil er sein Eigenthum gefordert. In der trauernden Hauptstadt von seiner Väter Reich, unerschütterten Gemüthes und hohen Blickes, betrat der letzte, zarte Sprößling des Kaisergeschlechtes die Todesbühne, mit ihm

Friedrich von Baden, der treue Freund, und mehrere edle Herren aus Italien und Teutschland. Unter dem Henkerbeil fiel das Haupt des königlichen Jünglings. Karl von Anjou weidete daran seinen Blick. Also ging das Haus der Hohenstaufen unter.

Aber Entsezen über solche That durchdrang die Gemüther des Volkes, und die Rache blieb nicht aus. Vierzehn Jahre, nachdem Konradins Blut geflossen, an dem zweiten Ostertag des Jahrs 1282, gab, in Folge einer wunderwürdigen Verschwörung, auf Sicilien der Arzt Johann von Procida das Zeichen zur allgemeinen Ermordung der Franzosen. Die „sicilische Vesper" zeigte die volle Schrecklichkeit eines Volksgerichtes. Zur Unterstützung des Abfalls ward Peter von Aragonien herbeigerufen, der Gemahl von Manfreds Tochter Konstanzia. Ihn hatte der sterbende Konradin zum Erben ernannt. Ein blutiger Krieg begann; Karl starb aus Kummer über seinen Unfall (1285). Sicilien blieb verloren.

Das hohenstaufische Erbe in Teutschland ward zersplittert. Mehrere Nachbarn oder Seitenverwandte erhielten Stücke desselben. Die meisten Städte aber, so wie die Prälaten und Ritter, welche sonst unter den Herzogen von Schwaben und Franken, als des Königs Gewaltsträgern, gestanden, machten sich unmittelbar, und behaupteten ihre Freiheit durch Bündnisse.

Auf den Thron der Teutschen war indessen, nach einem Zwischenreich von 18 Monaten, Rudolph, der Graf von Habsburg, gestiegen (1273). Seine Regierung behalten wir dem folgenden Zeitraum vor. Für jezt werfen wir noch einen summarischen Rückblick auf die teutsche Verfassung, so wie sie in dem vorliegenden Zeitraum sich gestaltete.

Verfassung Teutschlands.

Die Ursachen, welche Teutschland — ursprünglich, d. h. durch den Verduner-Vertrag, so wie Frankreich und Italien bloß ein großes Gefolge, durch eine Territoriallinie als ein Reich sich darstellend — zum Aggregat vieler größerer und kleinerer Herrschaften unter der scheinbaren, mehr als wirklichen Oberhoheit eines Königs machten, nämlich die fortschreitende Ausbildung und das ungehemmte Verderbniß des Lehenswesens, das durch den Ausgang der Königshäuser befestigte Wahlrecht und ermunterte Emporstreben der Stände, die Verschwendung mit Reichsgütern, die Nachgiebigkeit; das Unglück verschiedener Könige, vor allem die unheilbringende Verbindung mit Italien und dem Kaiserthum, von wannen die Fehde mit dem Papst entstan-

den — dies Alles ist in der voranstehenden Geschichte — enthalten. Wir bemerken nur noch, daß die Unterwerfung vieler fremder, zumal wendischer, Fürsten unter die Hoheit des Reiches die Ansprüche der einheimischen Großen begünstigte. Die unterworfenen Fürsten hatten sonst wahre Herrschaft besessen; ihnen mochte die Erniedrigung zu bloßen Reichsbeamten nicht zugemuthet werden. Aber was ihnen gestattet ward, mußte bald auch für die alten, einheimischen Stände gelten; sie gewannen an Rechten, auf gleiche Weise, wie schon früher die Inhaber gegebener Lehen durch die Gleichstellung mit den Besitzern von aufgetragenen gewonnen hatten. Am Ende des Zeitraums war das System der Territorialhoheit der Stände schon fest begründet.

Unter diesen Ständen waren vor allen die Herzoge von Sachsen, Baiern; Franken, Schwaben und Lothringen mächtig. Thüringen, unter den Karolingern, ein eigenes Herzogthum, ward meist zu Sachsen geschlagen. Kärnthen, Oestreich, Steiermark u. A. sind später durch Standeserhöhungen oder Theilungen entstanden. Unter den großen Herzogen standen die Grafen — als Gau-, Mark-, Land- und Burggrafen — doch mehr nur in Kriegssachen, nicht in bürgerlichen. Auch hatten Markgrafen, nach der Natur ihres Amtes, eine größere und wichtigere Vollmacht als die gemeinen Gangrafen, daher mit den Herzogen fast gleichen Rang. Noch höher standen die Pfalzgrafen, als unmittelbar königliche Richter, oder welche in des Königs eigenem Namen, an seinem Hof oder in den Reichsdomainen — in den königlichen Pfalzen — zu Gericht saßen. Ihr Amt, das gleichfalls erblich wurde, ist aber allmählig mit dem Herzogthum selbst vereinigt worden, hat im Grund also aufgehört. Nur die Pfalzgrafen am Rhein, allwo die meisten und am längsten erhaltenen Reichsdomainen lagen, dauerten in ursprünglicher Eigenschaft fort; bis auch sie allmählig ihre stellvertretende Macht in eigene Landesherrlichkeit umwandelten.

Die großen Herzogthümer gingen nach und nach theils völlig unter, theils erlitten sie wesentliche Verringerung oder Zersplitterung. Zu einer solchen gaben zumal Heinrichs des Löwen Sturz und der Fall des hohenstaufischen Hauses Anlaß. Diese Katastrophen wurden der nähere Grund von der politischen Theilung Teutschlands, die in den Hauptpartieen bis auf die neuen Zeiten fortbestand. Von jetzt an mochten auch die kleinern Fürsten und Grafen, nicht minder Bischöfe und Prälaten, ihr Haupt stolzer emporheben, an Hofpracht, an Regierungswillkür den größern nacheifern. Ueberhaupt ward bald jedes größere und kleinere Fürstenthum eine Nachbildung des gesammten Reiches. So wie der Kaiser durch seine Ministerialen und Reichsvasallen, also

wurden die Reichsstände durch die übrigen beschränkt. Was nicht aus privatrechtlichem Titel, oder aus Hausbesitz ihnen angehörte, das riß sich los und gelangte zur Selbstständigkeit, und sogar in den Hausgütern, oder die als solche behandelt wurden, rissen Ministerialen und Vasallen eine ansehnliche Gewalt an sich, welche, ob auch aus bloßer Anmaßung herrührend, und in ihrem Prinzip den Volksrechten gar nicht, sondern allein der Lehensaristokratie huldigend, gleichwohl als beschränkend für des Einen Eigenmacht von vielfach wohlthätiger Wirkung war, und die Grundlage der landständischen Verfassung in den einzelnen Reichsprovinzen wurde.

Auch blieb noch immer die Macht der Fürsten, als Landesherren, in enger Beschränkung. Ihre Einkünfte bezogen sie meist aus privatrechtlichen Quellen. Die fürstlichen Gerechtsamen waren durch Herkommen oder Gesetze genau bestimmt, und keiner willkürlichen Erweiterung fähig. Gemeine Steuern (die nämlich nicht aus besondern Titeln, wie Zollgebühren, Strafgelder u. s. w. bezogen wurden) kamen erst spät auf, und nur mit Bewilligung der Steuernden. Doch hatten hier und dort Mai- und Herbstbeeden, oder Steuern zur gemeinen Vertheidigung aus den Zeiten des Heerbannes widerrechtlich sich erhalten.

Einen hoch merkwürdigen und zugleich erfreulichen Zug in dem Gemälde der teutschen Verfassung bilden die Städte.

Die teutschen Städte.

Die ersten Gründungen teutscher Städte rühren von den Römern her, als welche längs des Rheins und der Donau, auch an einigen Punkten des innern Landes, stehende Lager, oder auch bloße Kastelle errichteten, welche allmählig zu Städten sich erweiterten, und die Mittelpunkte von kleinen Kreisen bürgerlicher Gesittung wurden. Viel später, erst vom zehnten Jahrhundert an, entstanden die Städte im mittlern und nördlichen Teutschland.

Aber sehr unvollkommen und roh war solche erste Anlage. Die meisten Bewohner der neugegründeten Städte — so wie der Burgen oder Villen, aus welchen sie entstanden — waren unfreie Ministerialen, Kriegsmannen oder Handwerker. Freie Kolonen, Gewerbsleute und Handelsmänner gab es wohl auch, doch in weit geringerer Zahl, und — ob persönlich frei — waren sie dennoch dem Burgherrn Schuzgeld oder Dienste schuldig. Die freien Heerbannsleute, sodann die vornehmern Ministerialen — seitdem dieses Verhältniß nicht mehr unedel schien —, dann alle Freien und Edlen, welche gleich bei der Grün-

Digitized by Google

dung der Stadt in ihren Mauern wohnten, oder auch später, des Schuzes oder anderer Vortheile willen, darin sich niederließen, blieben mit ihren Nachkommen geschieden von den unfreien oder hörigen Stadtbewohnern, und sind die Stammväter der edlen oder nachmals so genannten patrizischen Stadtgeschlechter. Auch die Hörigen erwarben später die Freiheit, als der durch Industrie erhöhte Wohlstand ihnen die Mittel zum Erkaufen oder auch zum Ertrozen derselben verliehen hatte: aber gleichwohl dauerte die Sonderung von den alt-freien oder adeligen Geschlechtern fort, nur minder scharf gezeichnet, und im Einzelnen durch Wechselheirathen vielfältig vermischt.

Heinrich I. und nach ihm alle bessern Könige ertheilten den Städten, zumal den auf unmittelbarem Reichsboden oder in ihren Hausländern gelegenen, viele theils allgemeine, theils besondere Befreiungen und Rechte, damit sie zur Wohnung in denselben anlocken, bald auch, damit sie durch deren Selbstständigkeit dem Thron eine Stüze wider die Macht der Großen bereiten möchten. Diese Großen selbst — jedoch später und in weit geringerem Maß — thaten Aehnliches, theils aus freiwilliger Nachahmung, mitunter genöthigt durch Umstände, meist aus pekuniärem Interesse, für Geld, oder auch aus derselben Politik wie die Könige, um sich nämlich wider den Troz der untergeordneten Großen durch die zuverlässigere Bürgerkraft zu stärken. Auch allgemeine Reichsgesezе verordneten die Freiheit der Stadtbewohner.

In dem Maße nun, als solche Freiheit sich stärkte und ausbreitete, nahmen auch Gewerbsfleiß, Handel, Reichthum, Selbstgefühl, edlere Bildung der Städter zu. Das Verlangen nach größerer Freiheit, die Kraft zu deren Erringung, die Kunst von deren Behauptung und Genuß wuchsen eben dadurch: alles Gute und Edle hob sich gegenseitig. Allmählig wurden — nicht überall friedlich, doch unvergleichbar minder stürmisch als in den italischen Freistaaten — die einheimischen Verhältnisse, die Regierung, alle gemeinen Geschäfte geordnet; die ganze Munizipal-Verfassung, hier durch Herkommen, dort durch ausdrückliche Verträge und Gesezе bestimmt. Zugleich gelangten viele Städte, theils durch friedliche Erwerbung, oft auch durch Schrecken und Gewalt, zu ansehnlichen Gebieten, welche sie, je nach ihrer Stellung, mit einer hier der Grundherrlichkeit, dort der Landesherrlichkeit ähnlichen Gewalt regierten. Das Emporkommen der Städte brachte auch den Landbau in die Höhe, als welcher den Stadtbewohnern Lebensbedürfnisse, den Gewerben Stoff in zunehmender Menge zu liefern hatte. Der lang vernachläßigte, verödete Boden schmückte sich in den Umgebungen der Städte mit mannigfaltigen, veredelten Früchten. Doch war die Ausbildung von allem Dem sehr

Digitized by Google

langsam, zumal im niedern Teutschland; so daß allda noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Urkunden wenig von Bürgermeistern und Räthen, sondern nur von Burg- und Reichsvögten vorkommt.

Auch der Handel der Städte, nächst der Freiheit das wichtigste Prinzip ihres Lebens, stieg erst in der folgenden Periode zu seiner größten Höhe. Indessen hatte doch schon gegen das Ende der vorliegenden der Gewerbfleiß bedeutende Fortschritte gemacht. Frühe hatten sich die verschiedenen Handwerker in Zünfte, Gilden oder Innungen gesammelt, deren erste und löbliche Zwecke auf Handhabung der Ordnung, Verhinderung des Betrugs, überhaupt auf Vervollkommnung der Gewerbe und Erleichterung des Verkehrs gingen. Aber bald arteten sie in geschlossene Gesellschaften engherziger Monopolisten aus.

Doch trotz dieser Auswüchse hatten die Zünfte und Zunftgesetze manches Gute bewirkt, und sind ein merkwürdiger Ausfluß desjenigen im Mittelalter vorherrschenden Geistes gewesen, der, bei der Verdorbenheit oder Auflösung der gemeinbürgerlichen oder Nationalbänder, allenthalben kleinere Gemeinheiten durch Vereinbarung der Genossen von was immer für Interessen oder Verhältnissen bildete, und hierdurch ein vielgestaltetes politisches Leben, eine folgenreiche Regsamkeit moralischer Kräfte hervorrief.

Aber die wichtigste unter solchen Verbindungen war die ruhm- und thatenreiche Hanse. Schon frühe wurden zur Sicherung oder Ausbreitung des Handels Gesellschaften geschlossen, deren allgemeiner Name Hanse war. Eine dieser Vereinbarungen hat eine wichtige Stelle in der Weltgeschichte errungen. Aus schwachen, beim Mangel deutlicher Nachrichten chronologisch genau nicht bestimmbaren Anfängen erhob sich im dreizehnten Jahrhundert zuerst unter wendischen, dann unter nordteutschen Städten, welche jenen sich anschlossen, ein Handelsbund, welcher allmählig fast alle bedeutenden Städte von der Mündung der Schelde bis Esthland zu einem nicht blos handelnden, sondern auch politischen Gemeinwesen vereinbarte, einerseits über Rußland nach Asien, anderseits über Flandern nach dem südlichen Europa einen ausgebreiteten, planmäßigen Verkehr trieb, die Anfeindungen gewaltthätiger Nebenbuhler oder Gegner kräftig zurückwies, und mächtigen Königen, zumal den Herrschern der skandinavischen Reiche, das Gesez des Friedens vorschrieb.

Verfassung Italiens.

Die Verhältnisse des mit Teutschland in inniger Wechselwir-

Digitized by Google

kung stehenden Italiens sind, nach den Hauptumrissen, schon in der voranstehenden politischen Geschichte geschildert. Wir haben die Verwirrungen dieses Landes durch die Macht seiner Großen, wir haben seine Unterwerfung unter die teutschen Könige zur Zeit der Ottone gesehen. Die Eifersucht der Italiener wider die ausländische Herrschaft, später die Fehden des Kaisers mit dem Papst, ließen das Ansehen der ersten nimmer erstarken. Einzelne Große, jeder in seinem Gebiet mit Eigenmacht schaltend, dann aber die Städte, kräftig zur Freiheit auffstrebend, theilten unter sich das schöne Land. Dem Kaiser, nach langem, wechselvollem Kampf, blieb nur der Name der Herrschaft.

Nach dem schaudervollen Untergang Ezzelino's de Romano (1259), als die Gibellinen entscheidend gebeugt waren, befestigte sich das System der republikanischen Freiheit; wohl unter großen Bewegungen, voll Leiden und voll Verbrechen, doch auch kraftzeugend, und Talente wie Tugenden weckend.

Geschichte Frankreichs.

Die ersten Capetinger.

Hugo Capet, Sohn des großen Hugo, Urenkel Roberts des Starken, dessen Bruder Odo von Paris nach Karls des Dicken Absezung die Krone erhalten, riß nach Ludwigs V., des Faulen, Tod dieselbe mit Gewalt an sich (987), indem er die Ständeversammlung zu Compiegne, welche sie Karln von Lothringen, dem Oheim des verstorbenen Königs, zu geben gedachte, mit den Waffen zerstreute. Hugo besaß eine ansehnliche Hausmacht. Er war Graf von Paris und Orleans, Herzog von Isle de France und Herr von reichen Gütern in der Picardie und Champagne. Aber jenseits der Grenzen dieser Besitzthümer galt sein königliches Wort nur wenig; die großen Reichsvasallen achteten ihn wirklich nur als ihres Gleichen, der da etwa den Vorsiz bei ihren gemeinen Berathungen führe; und auch die kleinen, unmittelbaren Gutsbesitzer strebten nach Unabhängigkeit; ja selbst in des Königs Domainen war der Trotz seiner Hausvasallen groß. Schon war durch abenteuerliche Uebertreibung und Allgemeinheit der Lehensverhältnisse, so wie durch das frech herrschende Faustrecht, die Masse der Nation dermaßen erniedrigt, daß von ihr — als welche weder Willen noch Gesammtleben besaß — keine Rede sein kann in der Geschichte. Sie nahm eben leidend an, was von den Gewaltigen über sie

Digitized by Google

ergieng. Die Geschichte Frankreichs unter den ersten Capetingern, ja fast durch diesen ganzen Zeitraum, ist blos Geschichte des Königshauses gegenüber den Großen des Reichs.

Hugo Capet starb nach zehnjähriger Regierung (997). Sein Sohn Robert, schon bei des Vaters Lebzeiten als Nachfolger erklärt, bestieg jezt den Thron ohne Widerspruch. Die Verhältnisse des Reichs änderten sich unter ihm nicht bedeutend. Der Kirchenbann, der über ihn vom Papst geschleudert ward, weil seine Gemahlin Bertha im vierten Grad der Verwandtschaft mit ihm stand, ist wohl ärgerlich, aber ohne wesentliche Folgen gewesen. Roberts zweiter Sohn Heinrich ward (nach des Erstgebornen Tod) zum Mitregenten und Nachfolger erklärt, und der Jüngste, Robert, erhielt das Herzogthum Burgund. Von diesem Robert stammt das ältere burgundische Fürstenhaus, welches bis 1361 geblüht.

Heinrichs I. Regierung (1031), wie die seines Vorfahrers, war getrübt durch viele Empörungen der Großen und durch die grenzenlose Wuth der Fehden. Das Reich versank in die tiefste Barbarei und Noth.

Nicht minder traurig ist die Geschichte von Heinrichs Sohn und Nachfolger (1060) Philipp I. Abermals des königlichen Ehebettes willen kam Zerrüttung über das Reich.

Unter demselben Philipp geschah die Eroberung Englands durch den Herzog Wilhelm von der Normandie; welchen man darum den Eroberer nennt (1066). Die neuen Verhältnisse, welche hierdurch gegründet wurden, waren sowohl dem Königthum als der politischen Macht Frankreichs nachtheilig. Ein Vasall war jezt mächtiger als der König, und es war ein ansehnlicher Theil des Königreichs einem rivalisirenden Throne dienstbar.

Schon Philipp erfuhr solche Nachtheile in schwerem Krieg mit England. Sein Sohn Ludwig VI. (mit dem Beinamen der Dicke) ertheilte — meist auf Abt Sugers Rath — den Leibeigenen seiner Domainen Freiheit, den Städten Kommunalrechte, und bewog durch sein Beispiel auch die Großen zur Nachfolge. Auch beugte er durch Waffengewalt den Trotz des Adels.

Ludwig VII. (1137) versäumte die Fortsezung des vielversprechend begonnenen Werkes, und erschöpfte die Kraft des Reichs durch einen unglücklichen Kreuzzug. Auf demselben war seine Gemahlin Eleonore, Erbtochter von Guienne, in schweren Verdacht der Untreue gefallen. Er schied sich von ihr, und gab die herrliche Mitgift zurück; worauf sie mit Heinrich Plantagenet von Anjou, dem Herzog von der Normandie und Maine und nachmaligem König von England, sich vermählte, und dadurch das weite Guienne und Poitou in das Loos dieser feindseligen Macht warf.

Digitized by Google

Philipp II., welchen die Schmeichelei August oder auch Dieu-donné nannte (1180), that gleichfalls einen Kreuzzug; doch eilte er frühe zurück in's eigene Reich. Die Söhne Heinrichs II. in England, Richard Löwenherz und Johann ohne Land, gaben ihm Gelegenheit, Jener durch seine Gefangenschaft, dieser durch seine Verbrechen, zur Eroberung von vielen englischen Provinzen in Frankreich. Durch solche Vermehrung der Domainen ward er den Reichsvasallen überlegen, und auch der glänzende Sieg, welchen bei Bovines der König wider die vereinte englische, flandrische und teutsche Macht erfocht (1214), war seinen Wirkungen nach mehr ein Sieg über seine eigenen Vasallen. Dem persönlich imponirenden Monarchen wurde weniger widerstrebt, und dem glorreich streitenden Fürsten mochte nicht verargt werden, wenn er durch Haltung eines stehenden Truppenkorps Frankreichs Ueberlegenheit gegen das Ausland (zugleich auch des Thrones gegen einheimische Widersacher) befestigte.

Philipp August vermehrte das Krongut fast um das Doppelte. Außer Touraine, Maine, Anjou, der Normandie und einem großen Theil von Poitou, welche er den Engländern entriß, gewann er noch durch Erbschaft oder Heimfall oder Confiskation wegen Empörung oder Kauf die Grafschaften Artois (von seiner Gemahlin), dann Vermandois, Alençon, Auvergne, Evreux und Valois.

Sein Sohn, Ludwig VIII., setzte solche Erwerbungen fort, schändete aber seinen Ruhm durch Ungerechtigkeit und fanatische Verfolgung. Wider die unglücklichen Albigenser in Languedoc, deren Lehre, als gegen den Reichthum und die irdische Herrlichkeit der Kirche gerichtet, demnach die materiellen Interessen der Hierarchie angreifend, mehr als alle Abweichung in bloßen Dogmen erbitterte, war von Innocenz III. die Inquisition errichtet worden; einer der Ketzerrichter, Peter von Chatelnau, ward aber ermordet (1207). Der Verdacht der Anstiftung fiel auf den Grafen von Toulouse. Sofort ward derselbe vom Papst gebannt, seine Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbunden, die raublustigen Nachbarn in die Waffen gerufen. Nachdem der hülflose Graf der schmählichsten Kirchenbuße sich unterworfen, mußte er selbst Theil nehmen an dem Kreuzzug, der wider sein unglückliches Volk war gepredigt worden. Bischöfe und weltliche Herren führten die Kreuzfahrer an: unter allen am wildesten war Simon von Montfort, welcher seine räuberische Hand unersättlich nach dem Besitzthum des Grafen ausstreckte, auch durch glückliche Kriegsthaten den größten Theil des Landes in seinen Besitz brachte. Endlich ward er durch einen Steinwurf getödtet. Auch Raymund von Toulouse starb — im tiefsten Elend: — auf seinem Sohn lag der

Digitized by Google

gleiche Kirchenfluch. Montforts Sohn verkaufte seine Eroberungen und Ansprüche an Ludwig VIII. von Frankreich, welcher den schändlichen Krieg fortsezte. Nach ihm that dasselbe, im Namen seines minderjährigen Sohnes, Ludwigs IX. des Heiligen, dessen Mutter, Blanca von Kastilien, und zwar mit solchem Nachdruck, daß der junge Raymund verzweifelnd zu einem Vertrag sich entschloß (1229), wornach alles Land westlich an der Rhone Ludwig IX. überlassen, das Land in Osten aber Raymunds Tochter Johannen und ihrem Gemahl Alfons, des Königs Bruder, bestimmt ward, so daß es im Fall ihres unbeerbten Todes gleichfalls an die Krone käme. Die Grafschaft Venaissin wurde dem Papst gegeben.

Außer dem herrlichen Land der Grafen von Toulouse erwarb Ludwig IX. unter verschiedenen Titeln noch viele andere Gebiete. Insbesondere ward die Grafschaf Provence durch die Vermählung Karls von Anjou, Bruders des Königs, mit der Erbin Beatrix an's königliche Haus gebracht; so wie Bourbon durch einer andern Beatrix Vermählung mit Ludwigs jüngstem Sohn, Robert von Clermont. Mit England ward ein Vertrag geschlossen (1259), wornach der englische König, gegen Verzichtleistung auf alles Uebrige, zum Herzog von Guienne und zum Pair von Frankreich erklärt ward.

Sein glücklich erweitertes Reich verwaltete der heilige Ludwig mit Weisheit und Kraft. Ein vortrefflicher König, nur durch Frömmelei hier und da mißleitet. Den Landfrieden stellte er durch strenge Edikte her. Von den Gerichten der Landherren nahm er Appelation an, und da er durch persönliche Redlichkeit und Einsicht, so wie durch weise Einrichtung seiner Gerichtsstühle Vertrauen erwarb, da seine Geseze (Etablissemens) fast wie Aussprüche einer heiligen Gewalt verehrt wurden: so vervielfältigten sich die Berufungen sowohl, als die der königlichen Entscheidung vorbehaltenen Fälle. Von den beiden unglücklichen Kreuzzügen des Königs reden wir unten.

Unter Philipp III. dem Kühnen, seinem Sohn (1270), ward durch Vermählung seines Erbprinzen Philipp mit Johannen, der Königin von Navarra und Gräfin von Champagne, die zeitliche Vereinigung des ersten, und die bleibende des leztgenannten Landes mit der Krone veranlaßt. Philipp III. hinterließ das kräftig aufblühende Reich seinem höchstmerkwürdigen Sohne Philipp IV., dem Schönen (1285).

Philipp der Schöne.

Derselbe schritt fort auf der geöffneten Bahn mit gleich viel

Digitized by Google

Klugheit als Kraft und Glück. Freilich ohne Rücksicht auf natürliches oder hergebrachtes Recht, allzuoft arglistig und grausam.

Alle Mittel, welche die Weisern seiner Vorfahrer zur Stärkung der einheimischen Macht gebraucht, wurden von ihm fortbenützt und verbessert. Aber vor allem andern wichtig, ja epochenmäßig für die Geschichte Frankreichs ist, daß er zuerst die Abgeordneten der Gemeinen zu den Reichsversammlungen berief, also den dritten Stand wieder zum politischen Leben erweckte. Ein Wohlthäter der französischen Nation, wiewohl aus eigennüziger Absicht. Die Deputirten des Bürgerstandes bewilligten Steuern, deren der König bedurfte, um seine Herrscherplane durchzusezen, zumal um die stehenden Truppenkorps, die Hauptstüzen seines Ansehens über die stolzen Großen, zu erhalten.

Auch gegen die Anmaßungen der Hierarchie erhob der König sich mit Erfolg. Mehrerer Anmaßungen des herrschsüchtigen Bonifacius VIII. willen entbrannte ein heftiger und ärgerlicher Streit, in dessen Lauf der Papst sich erfrechte, das Reich Philipps an Albert von Oestreich, den Teutschen Kaiser, zu verschenken, der König aber dem Papst durch einen abgeordneten Kriegshauptmann, Rogaret, in Verbindung mit einem römischen Edlen, Sciarra Colonna, die schmählichste Mißhandlung zufügte. Vor Gram über solche Demüthigung starb Bonifacius, worauf Philipp dessen Nachfolger, Clemens V., einen geborenen Franzosen, bewog, seine Residenz in Avignon zu nehmen, und hierdurch, als Herr des umgebenden Gebietes, auch Herr des Papstes ward.

Eine entsezliche Gewaltthat war die Frucht solcher Freundschaft zwischen König und Papst: das Blutgericht über die Tempelherren (1309 — 1312). Die Glieder dieses berühmten, einst um die Christenheit hoch verdienten, durch Besizthümer und Einfluß gewaltigen Ritterordens wurden plözlich im ganzen Reich, gemäß geheimer königlicher Befehle, eingekerkert und vor die peinlichen Gerichte gestellt. Die meist abgeschmackten, ja abenteuerlichen Anklagen, die man wider sie erhob, enthalten keine hinreichende Erklärung der grenzenlosen Wuth, wenigstens ihrer weltlichen Verfolger. Auch die Raubsucht erklärt uns die gräßliche That nicht. Geheime Interessen, von sehr tief greifender Natur, Verhältnisse von sehr heikler Berührung müssen obgewaltet haben, daß man das Aeußerste für nöthig hielt, und doch den Grund zu entdecken sich scheute.

An einem Tag wurden 59 Tempelherren durch langsames Feuer getödtet. Unter ihnen der Großmeister Jakob de Molay und Gui, der Bruder des Dauphins von Auvergne. Beide leztere hatten sich nie schuldig bekannt. Die Uebrigen widerriefen

in der Stunde des Todes ihr früheres, durch Folter erpreßtes, Bekenntniß. Viele andere Grausamkeiten erduldeten die Tempelherren, ihr ganzer Orden in allen Ländern der Christenheit wurde aufgehoben durch ein Edikt des Papstes. Doch widerfuhr, außerhalb Frankreich, den Rittern selbst keine Mißhandlung. Aber ihre Güter wurden geraubt. Jene in Frankreich theilten der König und der Papst. Einiges — ja in Teutschland das Meiste — erhielten die Johanniter oder Rhodiser-Ritter, in Spanien die Ritter des Calatrava-Ordens, in Portugal die Christus-Ritter.

In Jahresfrist nach solcher Gräuelthat starben der Papst und der König (1344). Das Volk erkannte darin ein Gottesgericht.

Geschichte Englands.

Egbert. Alfred M.

Nachdem die sieben angelsächsischen Reiche seit ihrer Stiftung in fast unaufhörlichem Hader wider einander gelegen hatten, wurde endlich, fast 400 Jahre nach der ersten Niederlassung, die Heptarchie für immer vereinigt durch den tapfern und glücklichen Egbert, König von Westsex.

An Karls M. Hof, wohin er vor den Verfolgungen Königs Brithrik's, seines Verwandten, geflohen, bildete Egbert seine trefflichen Anlagen aus, und nahm, nach Brithrik's Tod, den ihm gebührenden Thron von Westsex in Besiz (800). Der Angriff Bernulf's, des Königs von Mercia, gab ihm den Anlaß zu weit größerem, einheimischem Krieg, in dessen siegreichem Lauf er nach einander alle Reiche der Heptarchie sich unterwarf, und also der nähere Stifter des englischen Reiches ward (827).

Dasselbe hätte früh erstarken, und eines glücklichen Zustandes sich erfreuen mögen, wäre nicht von Außen ein übergewaltiger Feind aufgetreten, welcher ihm eine zweihundertjährige Reihe blutiger Unfälle und verwüstender Umwälzungen bereitete.

Solcher Feind waren die Dänen oder Normänner. Schon vor Egberts Regierung waren sie räuberisch an den Küsten Englands erschienen. Nach seinem Tod (836), unter den schwachen Regierungen seines Sohnes und seiner Enkel, seßten sie nach wiederholtem Plünderungszügen sich fest in Northumberland und Mercia. Neue Ankömmlinge verstärkten unaufhörlich ihre Macht.

Nach Ethelreds, eines jener Enkel, Tod (871) rief die

Nation seinen jüngsten Bruder, Alfred, zum König aus, von dessen großen Gaben die Rettung des Reiches erwartend.

Die Erwartung ward erfüllt. Zwar Anfangs unterlag Alfred im ungleichen Streit. Da verbarg er sich in einem einsamen, von Moorgeländ umgebenen Kastell, besserer Zeiten harrend. Aber als einige glückliche Gefechte den Muth der Engländer erhoben hatten, trat er hervor, und erkämpfte gleich listig als kühn über den sichern Feind den vollständigsten Sieg (878). Voll des Schreckens und der Bewunderung unterwarfen sich ihm die Dänen, nahmen das Christenthum an, und erhielten Wohnsize in Ostangelu und Northumberland. Eine regelmäßige Volksbewaffnung und eine neu erschaffene Flotte sicherten die Früchte dieses Triumphs. Auch Wales, schuzbedürftig und vertrauend, unterwarf sich seiner Hoheit.

Aber der lange Krieg hatte die Bande der bürgerlichen Ordnung zerrissen, den Volkscharakter verwildert, Noth und Elend auf's höchste gebracht. Mit Weisheit und Strenge stellte Alfred die innere Sicherheit, die Beobachtung der Gesezе, die Handhabung der Gerechtigkeit her. Die Eintheilung des ganzen Reiches in Grafschaften, Centenarien und Thylings, dann die Anordnung der Geschwornengerichte — wenigstens die Grundlegung zu denselben durch die Versammlungen der Freisaßen der einzelnen Gerichtsbezirke — standen in Verbindung mit jener Reform.

Der Acker erhielt jezt seine lang vermißte Pflege wieder; von neuem bevölkerten sich die Werkstätten; Städte, Dörfer, Kirchen erstanden aus der Asche, und es ward durch begünstigte Schifffahrt und Ermunterung der Industrie ein auswärtiger Handel gegründet, dessen Ausdehnung nach den Verhältnissen der Zeit erstaunenswerth ist. Nicht weniger geschah für den Volksunterricht und die Wissenschaften.

Aber noch Höheres als Ruhe, Wohlstand und Wissenschaft gab Alfred seinem Volk. Vor allem begehrte er Recht und Freiheit. Nicht Ordnung allein — sie mag auch im Sklavenstall herrschen — gerechte Ordnung, d. h. auf Gesez gegründete, und Gleichheit vor dem Gesez sollte in England gelten: keine Willkür, keine persönliche Gewalt die Freiheit beschränken. Daher gab er Dänen und Sachsen dasselbe Gesez, und sprach noch in seinem lezten Willen das schöne Wort: „Die Engländer sollen so frei seyn als ihre Gedanken."

Die dänische und normännische Herrschaft.

Nach Alfreds Tod (900) erneuerten sich die Leiden Englands unter einer Reihe schwacher oder unglücklicher Könige, wohl aus

Digitized by Google

Alfreds Haus, aber seines Geistes oder seiner Tugend ermangelnd. Die einheimische Verwirrung des Landes ermunterte abermals die Dänen zum Angriff. Plünderungen, verwüstende Züge, Noth unter jeder Regierung. Endlich entriß Ethelred (979—1016), dem achten König nach Alfred, der dänische Sueno den größten Theil des Reiches.

Sueno's Sohn, Kanut der Große (1014), sezte den Krieg mit Erbitterung fort. Doch erwarb Edmund Ironside, des feigen Ethelreds tapferer Sohn, hohen Ruhm im ungleichen Kampf. Kanut theilte mit ihm das Reich (1016). Aber bald darauf starb Ironside unter Meuchlers Hand.

Der große Kanut, sezt Alleinherrscher von England, zugleich König von Dänemark und Norwegen, der „Kaiser," oder der „König der Könige," wie er gern sich nannte, regierte mit Kraft und Weisheit, selbst der Gesittung freundlich. Nach seinem Tod (1035) stritten Hartiknut und Harald Harefoot, seine Söhne, um den Besz von England. Harald, durch den Beistand Godwins, des Grafen von Westsex und Kent, unterdrückte es gewaltsam. Später errang Eduard der Bekenner, Ethelreds Sohn, die väterliche Krone wieder. Aber der mächtige Godwin, mit dessen Tochter Eduard sich vermählen mußte, hielt ihn in drückender Abhängigkeit. Als Eduard starb (1066), so riß Harald, Godwins Sohn, die Krone an sich. Eduard hatte sie Wilhelmen von der Normandie zugesagt.

Derselbe war der natürliche Sohn und Erbe Herzog Roberts, Enkel desjenigen Richard, an dessen Hof Eduards Vater einst Zuflucht gefunden. Aber die Nation begehrte seiner nicht. Ein Wittenagemot hatte den Grafen Harald erkannt. Durch Waffen allein mochte Wilhelm zum Thron gelangen. Also sezte er mit sechszigtausend Streitern, dem Kern der Normännischen Krieger, verstärkt durch Kampflustige aus vielen Ländern umher, nach England über. Drei tausend Schiffe trugen seine Macht. Harald eilte zur Schlacht, welche ihm Wilhelm bei Hastings anbot (1066, 14. Okt.), verlor sie mit dem Leben, und überließ also dem Eroberer das bluttriefende Reich.

Denn nach dieser mörderischen Schlacht wagten die Engländer keinen Widerstand mehr. Die Nation, nach Kriegsrecht dem Eroberer eigen, erlitt jezt eine traurige Unterdrückung. An die Stelle der alten Allodialfreiheit sezte Wilhelm durch Zwangsbefehl und Einrichtung die Abhängigkeit des Lehenssystems, an die Stelle des Nationalheerbanns den Kriegsdienst des Königs. In 60,000 Ritterlehen ward der englische Boden getheilt. 1400 behielt der König als Eigenthum. Nur wenige Gegenden des platten Landes

Digitized by Google

und einige Städte retteten kümmerlich ihren freien Besitz. Die alten Allodialherren — sonst nur dem Wittenagemot gehorchend — mußten jezt, als Vasallen, des Königs Kriege führen. Wald und Wasser sprach Wilhelm als Regalien an.

Diese Aenderung der Verfassung, so wie die Mittel, womit man sie durchführte, und die Verwirrung aller Verhältnisse, die von Beiden die Folge war, erfüllte die Engländer mit Betrübniß und Unwillen. Wiederholte Aeußerungen desselben reizten Wilhelms Strenge. Die Engländer fühlten die Zuchtruthe des beleidigten Herrn, die immer wache Aufsicht eines mißtrauischen Tyrannen. Sie freuten sich, als der Gewaltherrscher starb (1087).

Aber ihr Loos ward darum nicht besser. Wilhelm II. Rufus, war streng wie sein Vater, dabei ungerecht und selbstsüchtig. Seinen ältern Bruder, Robert, verdrängte er von der Thronfolge, und hätte ihn gern auch um das Herzogthum gebracht. Robert bot dem König Wilhelm die Normandie und Maine um 10,000 Mark Silber feil, auf daß er die Ausrüstung zum unternommenen Kreuzzug bestreite. Wilhelm schloß den jüdischen Handel; aber vor der Besitzergreifung des reichen Landes starb er durch einen Unfall auf der Jagd.

Hierauf riß Heinrich I., gegen das Recht seines ältern Bruders Robert, die Krone an sich, und beschwichtigte die Nation durch Ertheilung eines kostbaren Freiheitsgesezes (charta libertatum). In einem zweimaligen Krieg gegen seinen schwer beleidigten Bruder Robert überwand er denselben völlig, bemächtigte sich seiner Person und seines Landes. Der unglückliche Robert, nach 28jähriger Haft, starb im Gefängniß

Heinrich ernannte Mathilden, seine Tochter, Gemahlin Gottfrieds Plantagenet, Grafen von Anjou, zur Erbin. Aber nach seinem Tod (1135) bemächtigte sich Stephan von Blois der Krone. Mathilde und ihr Sohn Heinrich behaupteten jedoch ihr Recht durch Waffen. Achtzehn Jahre währte der Kampf. Endlich schlossen die ermüdeten Streiter einen Vergleich (1153), wornach Stephan König bleiben, Mathildens Sohn ihm folgen sollte.

Das Haus Plantagenet.

Stephan starb schon im folgenden Jahr (1154), worauf mit Heinrich II. das, zu großer Herrlichkeit und großem Unglück bestimmte Haus Plantagenet den Thron bestieg. Heinrich besaß als väterliches Erbe Anjou, Touraine, Maine und nach seiner Mutter Recht die kostbare Normandie sammt der Oberhoheit über Bretagne; damit verband Heinrich noch das weite

Digitized by Google

Guienne, Poitu, Saintonge, Auvergne, Perigord, Angoumois und Limousin, welches Alles seine Gattin Eleonora, Erbtochter von Guiennne, ihm zubrachte. Jezt war er Herr des dritten Theiles von Frankreich.

Die Gefahr, womit ein so übermächtiger Vasall das französische Königshaus bedrohte, schien doppelt furchtbar, nun er noch die Krone Englands erwarb. Im Grunde war sie geringer, weil in einem Krieg wider den englischen König jener von Frankreich stark durch den Nationalstolz und den Nationalhaß der Franzosen war, während im Kampf wider einen bloßen einheimischen Vasallen das allgemeine Interesse der Aristokratie die Großen von der Hilfeleistung abhielt. Dem französischen Reiche jedoch waren iezt für jeden Fall große Umwälzungen, schwere und langdauernde Kriege bevorstehend.

Heinrich II. gab der Macht Englands eine kostbare Vermehrung durch die Eroberung Irelands. Im Jahr 1167 floh Dermod, König von Leicester, welchen O'Connor, König von Connaught, vertrieben hatte, nach England, Hilfe suchend. Mit Heinrichs II. Bewilligung leisteten einige Barone ihm Beistand; er eroberte sein Reich wieder, und erweiterte es. Aber die Engländer verließen die Insel nicht mehr, sondern behaupteten nach Dermods Tod dessen Besizthum. Ein Theil ward unmittelbares Krongut, ein anderer behielt tributbare Häuptlinge. Doch war die Herrschaft wenig befestigt. Die Irländer wagten noch manchen Versuch zur Wiedererlangung der Freiheit.

Heinrichs II. einheimische Verwaltung war weise und kräftig. Aber ein unglückliches Zerwürfniß mit der Kirche, dann noch traurigere Feindseligkeit im eigenen Haus hinderten das Gedeihen seiner Werke.

Dem herrschenden Zeitgeist gemäß strebte Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury und Primas von England — früher des Königs Günstling, und nur durch dessen Gnade groß — nach Befestigung und Erhöhung der Kirchenmacht. Völlig frei von der weltlichen Gerichtsbarkeit, von des Königs Gewalt, sollten die geistlichen Personen und das Kirchengut seyn. Der König dagegen, für die Rechte der Krone eifrig, wies durch die Konstitutionen, die ein ihm ergebenes Parlament zu Clarendon (1164) erließ, die Anmaßungen der Geistlichkeit in gebührende Schranken zurück. Aber der Primas, wiewohl er selbst die Konstitutionen unterzeichnet hatte, erhob sich, der Aufforderung des Papstes gehorchend, laut und heftig gegen dieselben, und verließ das Reich, von des Königs Zorn verfolgt. Gegen die Anhänger der Konstitutionen von Clarendon, zumal gegen die Minister des Königs, ward jezt der Bannstrahl geschleudert und das

Digitized by Google

Haupt des Monarchen selbst mit solchem Donner bedroht. Jezt kam, nach mehreren Unterhandlungen, eine Aussöhnung zu Stande, die aber nicht dauernd war. Neue Anmaßungen Beckets, Widerspruch gegen die Krönung des Erbprinzen, Feindseligkeiten wider den König selbst und seine Freunde reizten Heinrichs Zorn. Ein Wort der Entrüstung, welches ihm einst in plözlicher Aufwallung entfuhr, ward von einigen Herren des Hofes als Aufforderung zur Rache gedeutet. Augenblicklich eilten sie nach Canterbury, und tödteten den Primas an dem Altar seiner Kirche (1170, 29. Dec.).

Sofort entbrannte wider den König heftiger als zuvor der kirchliche Krieg. Seine Person blieb zwar verschont mit dem Bann, aber seine Länder wurden mit dem Interdikt belegt, und die Völker mit Abscheu wider den vermeinten Mörder des Heiligen erfüllt. Erst die demuthsvollste Unterwerfung des Königs, die Zahlung einer großen Geldbuße und Bewilligung aller verlangten Kirchenfreiheiten verschafften ihm die Lossprechung des Papstes: das Volk aber, und nach dessen Meinung der Märtyrer selbst, wurden erst durch Heinrichs Wallfahrt zum Grabe Beckets (1174) und durch die Geißelung, die der königliche Büßer allda von Mönchen empfing, versöhnt.

Noch schwereres Leiden gab Heinrich die Leidenschaft seines Weibes und die Pflichtvergessenheit seiner Söhne. So weit ging die Eifersucht der selbst ehebrecherischen Frau, daß sie die Geliebte Heinrichs, Rosamunde Clifford, eigenhändig tödtete, und ihre eigenen Söhne rastlos zum Aufruhr wider den Vater reizte. Der älteste, Heinrich, als der liebende Vater ihn hatte krönen lassen (1170), forderte sofort auch das Reich, oder wenigstens einen Theil desselben. Sein Schwäher, der König von Frankreich, gab ihm Hilfe, als er dem Zorn des Vaters entfloh. Seine jüngern Brüder, Richard und Gottfried, folgten ihm nach Frankreich. Auch der König von Schottland und in England selbst mehrere Große ergriffen die Partei des Empörers. Dennoch errang der Vater den vollständigsten — wohl traurigen — Sieg (1174). Die Söhne unterwerfen sich, und erhalten Gnade. Aber zum zweiten- und zum drittenmale erheben sie den verbrecherischen Krieg. König Philipp August von Frankreich, der schlaue Feind, hatte sie hierzu aufgewiegelt. Der älteste Sohn, Heinrich, war indessen gestorben. In dem lezten Krieg verließ den greisen Heinrich sein sonst gewohntes Glück. Der zunehmende Abfall der Seinigen nöthigte ihn zu einem Vergleich, worin er die härtesten Forderungen bewilligte. Jezt erst erfuhr er, daß auch Johann, sein Liebling, mit Richard im Bund gestanden; der Gram darüber brach ihm das Herz (1189).

Digitized by Google

Richard und Johann, welche nach einander ihm folgten, Beide mit dem Fluche des Vaters belastet, regierten ohne Ruhm und ohne Glück. Zwar Richard, welcher Löwenherz von seinem hohen Muthe benannt wird, erwarb auf dem Kreuzzug, welchen er bald nach dem Antritt des Reiches that, den Ruhm persönlicher Tapferkeit und ritterlicher Thaten. Aber verloren für sein Land war seine, im fernen Krieg vergeudete, Kraft. Auf der Heimkehr ward er von Herzog Leopold von Oestreich, welchen er in Palästina beleidigt, gefangen, dann an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, welcher ihn erst spät gegen ein großes Lösegeld frei gab (1194). Hierauf führte er Krieg wider Philipp August, seinen Schwager, und wider Johann, seinen unwürdigen Bruder, welche beide Richards Gefangenschaft zur Befriedigung ihrer Raubgierde benützt hatten. Ein kurzer Friede änderte die alten Verhältnisse wenig. In einer dritten Fehde wider den Vicomte von Limoges verlor Richard sein Leben (1199).

Hierauf gelangte Johann (ohne Land, wie die Geschichtschreiber ihn nennen) zur Krone, wider das nähere Recht Arthurs, des Sohnes von Gottfried, welcher Johann's älterer Bruder gewesen. Es erhob sich darüber ein Krieg, worin Johann seinen Neffen gefangen bekam (1202), und auf barbarische Weise tödtete.

Aber Konstantia von Bretagne, des Ermordeten Mutter, führte jezt Klage gegen den Mörder vor dem Gerichtsstuhl des obersten Lehensherrn, Philipp August von Frankreich. Derselbe sprach, mit Zustimmung der Pairs, ihn der Felonie und des Mordes schuldig, demnach verlustig aller Besitzungen und Lehen in Frankreich. Johann ließ geschehen, fast ohne Widerstand, daß Philipp ihm seine schönen Länder alle bis auf Guienne und Poitou entriß, und zumal die wohlverwahrte Normandie, seit dreihundert Jahren bei Rollo's Geschlecht, wieder an Frankreich brachte. Der König von Frankreich erhielt im Waffenstillstand von Thouars (1206) den rechtlichen Besiz seiner Kriegsbeute.

Ueber die Wahl eines Erzbischofs von Canterbury entstand ein Streit mit dem Papst Innocenz III. England wurde mit dem Interdikt belegt, bald auch wider den König der Bannfluch ausgesprochen (1209); ja endlich erging von Rom das Urtheil der Absezung (1212). Der König von Frankreich sollte dessen Vollstrecker seyn. Auf solche Kunde entsank Johann der Muth. Also übergab er dem päpstlichen Legaten sich und sein Reich, nicht blos zur Lehenspflicht, sondern zu eigen.

Sofort befahl Innocenz dem König von Frankreich, von dem Angriff auf das der Kirche gehörige England abzulassen. Aber

Philipp gehorchte nicht. Er gewann den großen Sieg bei Bovines (1214), und Johann sah sich genöthigt, seine erbitterten Unterthanen durch die Ertheilung des großen Freiheitsbriefes oder der magna charta zu besänftigen.

In dieser kostbaren Urkunde sind dem englischen Volk und seinen Ständen zwar nicht alle, aber doch die wichtigsten jener Rechte versichert, welche theils das Wesen der Freiheit selbst ausmachen, theils die natürlichen Gewährleistungen von deren Erhaltung sind. Ohne rechtliches Erkenntniß darf kein Freier verhaftet, verwiesen, seiner Güter beraubt, Niemand anders als nach den Gesezen und durch seines Gleichen gerichtet werden. Das Recht soll, unabhängig von dem König, durch achtbare und eigens ernannte Richter gesprochen werden. Ohne Bewilligung des Parlaments kann der König keine Steuern auflegen, die bestehenden Lasten nicht vermehren. Jeder darf frei auswandern und wiederkehren. Die Munizipalrechte sollen giltig bleiben, ein allgemeines Maß und Gewicht im Reiche sein. Dabei wird die Lehensabhängigkeit gemildert, und der Geistlichkeit (als welche am eifrigsten die Ertheilung des Freiheitsbriefes betrieben hatte) eine Menge von Vorrechten zugesagt.

Aber der König brach den Freiheitsbrief, welchen er abgedrungen nannte, und der Papst billigte, unterstützte sein Beginnen. Da erhoben sich die englischen Baronen und das Volk in Waffen, und verjagten ihren wortbrüchigen Fürsten. Er starb auf der Flucht nach Schottland (1216).

Sein Tod versöhnte die Nation. Heinrich III., Johann's neunjähriger Sohn, erhielt durch Unterstüzung des Grafen von Pembroke die Krone. Dieser patriotische Große ließ den jungen König den großen Freiheitsbrief, mit einigen Veränderungen und Zusäzen — zumal der Charta de Forestis — erneuern und bestätigen. Aber nach Pembroke's Tod (1219) brach Heinrich den Freiheitsbrief, drückte die Nation, und ließ sie durch den Papst bedrücken. Endlich empörten sich die Baronen (1258), unter Anführung Simons von Montfort, Grafen von Leicester, Schwagers des Königs. In der Schlacht bei Lewes wird Heinrich, mit ihm sein Bruder, der teutsche König Richard, gefangen (1264), und Eduard, des Königs Sohn, stellt sich freiwillig in die Gefangenschaft.

Aber ein Parlament, welches Leicester versammelte (1265), und wozu er außer den Großen auch zwei Ritter aus jeder Grafschaft und Deputirte der Städte und Flecken berief, entsprach seiner Erwartung nicht. Der Prinz mußte in Freiheit gesezt werden. Bald erfocht Eduard bei Evesham (4. August 1265) einen entscheidenden Sieg wider die Baronen. Leicester

ward erschlagen, des Königs Gewalt wieder hergestellt, doch der Freiheitsbrief blieb.

Durch seines Sohnes Muth und Weisheit genoß der schwache Heinrich noch einige Jahre der Ruhe. Als Eduard, dem Rittergeist huldigend, einen Kreuzzug übernahm (den lezten von allen), so erhoben sich neue Stürme. Der König starb (1272) bei deren Ausbruch. Nach seiner Rückkehr stellte Eduard (I. oder, wenn die Könige der angelsächsischen Dynastie mitgezählt werden, IV.) die Ordnung glücklich her, und befestigte sie durch kluge Anstalten und Gesezе. Am wohlthätigsten für England ist aber seine Regierung dadurch geworden, daß unter ihm das Unterhaus im Parlament oder die Kammer der Gemeinen ihren wahren Ursprung oder ihr rechtsbegründetes Daseyn erhalten. Was der Graf von Leicester früher zu Gunsten der Gemeinen gethan, war eine einzelne Ausübung ohne rechtliche Konsequenz. Eduard wiederholte die Einberufung der Deputirten des dritten Standes seit 1283 regelmäßig — wohl nur der Steuern willen, deren er zu seinen vielen Kriegen und Anstalten bedurfte, und die er willkürlich nicht ausschreiben konnte. Gern hätte er solche Beschränkung aufgehoben; aber die Großen und das Volk nöthigten ihn zu dem folgenreichen Gesez (1297), „daß keine Auflage ohne das Parlament gemacht werden könne."

In äußern Verhandlungen war Eduard glücklich und siegreich. Gegen Frankreich wurde vieljährig gestritten, endlich im Frieden (1303) Guienne behauptet.

Auch die endliche Unterwerfung von Wales brachte Eduard zu Stande. Er ersah die Gelegenheit, wider Lewellyn, Fürsten von Wales, mit Vortheil zu streiten (1276—1281). Dieser, und nach ihm sein Bruder David wurden getödtet. Jezt unterwarf sich ganz Wales, und nahm die englischen Gesezе an. Aber noch schien dem König die grausame Ermordung der Barden nöthig, um den Freiheitsgeist des Volkes, der durch die Heldengesänge entflammt ward, zu ersticken. Zur Vergütung der verübten Gräuel ward dem englischen Kronprinzen der Titel: „Prinz von Wales" gegeben.

Gleich glänzend und gleich gewaltthätig war die Unterwerfung Schottlands. Viele englische Könige haben die Oberhoheit über Schottland oder einen Theil desselben angesprochen. Doch ward der Freiheitsgeist der Schotten und ihr Nationalstolz nicht unterdrückt. Jede Gelegenheit ergriffen sie zur Herstellung der Selbstständigkeit. Nach dem Tod (1289) des Königs Alexander III. stritten sich Joh. Baliol und Robert Bruce um die Krone. Eduard, herbeigerufen zur Schlichtung des Streites, trat auf als Lehensherr und Beschüzer, ja als Eigenthümer Schott-

Digitized by Google

lands, und sprach als Richter zu Gunsten Joh. Baliols, der ihm den Eid der Treue leistete. Der Eid wurde gebrochen, und Krieg wider England mit französischer Hilfe geführt. Aber Eduard übermannte seinen Gegner (1296), wie mehrere andere schottische Häupter, und befestigte seinen Sieg durch viele Grausamkeiten. Eben war er im Begriff, Schottland völlig zur englischen Provinz zu machen, als er starb (1307).

Geschichte Spaniens.

In den Gebirgen, worin einstens wider die Weltüberwinder heldenmüthig und lang unbezwungen die Cantabrer und Asturer gestritten, da suchten nach dem Umsturz des westgothischen Reiches die Tapfersten, die Edelsten der gothischen Nation Zuflucht gegen den Strom der arabischen Macht, und war die Wiege der zu neuem Glanz emporblühenden christlich-spanischen Herrschaft.

Die Höhen des Berges Ausena, allwo der königliche Don Pelayo, und jene von Penna Horadada, wo der Herzog Peter von Cantabrien den Sarazenen trotzte (718), waren der erste, bescheidene Siz dieser Herrschaft. Der Flecken Gijon war die Residenz. Don Froila, nach glücklichen Fortschritten (756), nahm in Oviedo einen etwas würdigeren Siz. Noch über hundert und fünfzig Jahre verflossen, ehe Ordogno II. (913) seinen königlichen Thron in Leon aufschlug, von wannen mit steigender Begeisterung die Helden auszogen, um die Ehre des gothischen Namens und den Triumph des Christenthums in stets sich erweiterndem Kreise auszubreiten. Also wurde in Westen ganz Galizien erobert, dann in den obern Thälern des Ebro, auch des Duero gestritten, gesiegt, das gewonnene Land durch häufige Kastelle geschüzt. So entstand die Grafschaft Burgos, auch Kastilien von jenen Burgen geheißen; während in Osten unter fränkischen Großen das Reich von Navarra, und die Grafschaft Barcelona (um 888) aus den Eroberungen Karls M. sich bildeten, und durch Zersplitterung des navarrischen Reiches auch das kleine Aragonien zur Selbstständigkeit erwuchs, nachmals durch Vereinigung mit Barcelona (1137) mächtig ward. Hier und dort schritt unter unaufhörlichem Kampf und oft glänzendem Sieg die christliche Herrschaft fort. Hier wurden Valencia, Murcia, und die Balearen, dort Neukastilien, Estremadura und Andalusiens größter Theil erstegt, endlich

Digitized by Google

des alten Lusitanien schönste Länder zu einem neuen Königreich, Portugal, vereint.

Aber Jahrhunderte lang währte der Bau solcher Herrschaft, und noch war sie unvollständig. Die Theilung derselben in mehrere Reiche hinderte ihre Befestigung. Die stete Eifersucht, die vielen blutigen Fehden zwischen den christlichen Fürsten ermuthigten, stärkten zum Widerstand den gemeinsamen Feind. Zwar zerfiel, nach dem Sturz des Hauses Ommajah unter Hescham IV. (1038), auch die arabische Macht in eine Menge kleiner Gebiete; aber zu wiederholten Malen erhielten die Ungläubigen aus Afrika mächtige Hilfe, mitunter drohendes Uebergewicht durch verjüngende Umwälzungen. So zumal, als Jussuf, Fürst der begeisterten Morabethen, dem König von Sevilla wider Alfons VI. beistand, und die ganze arabische Macht in Spanien sich unterwarf (1086); und später, als die Almohaden den Thron der Morabethen umstürzten (1120), und als jenen ein Gleiches durch die Merviniten widerfuhr (1269). Solche Erfrischungen, solche Dynastienwechsel waren den Christen stets in heftigern Kämpfen fühlbar. Auch gab überhaupt, was den Arm der Spanier stärkte — Glaubenseifer —, den Mauren nicht minder Kraft. Sie kämpften mit Löwenmuth, wichen nur schrittweis, und noch am Ende des Zeitraums war nach allen erlittenen Unfällen das Königreich Granada — obwohl auch unter kastilischer Hoheit — das wohl vertheidigte Besitzthum der Araber.

Im das Jahr 1000 herrschte in Navarra König Sancho III., Major, der auch, wegen des Rechtes seiner Gemahlin Nunnia, über Kastilien gebot. Er vertheilte (1035) seine weiten Staaten unter seine Söhne. Dem ältern, Garcias, gab er Navarra; dem zweitgeborenen, Ferdinand, Kastilien; einem dritten, Gonzalez, Soprarve; dem jüngsten, Ramiro, Aragonien, welches hierdurch erst zum eigenen Reiche ward.

Alfons VI., K. von Kastilien, vermehrte sein Reich durch Eroberung der alten westgothischen Hauptstadt, des großen, volkreichen, durch Natur und Kunst wohlbefestigten Toledo (1085), welches sofort der Königsiz ward. An dieser Eroberung hatten Ritter aus allen Ländern der Christenheit Theil genommen. Sie war ein harter Schlag für die sarazenische Macht.

Unter demselben Alfons VI. hat der große Campeador Rodrigo Diaz de Vivar, genannt der Cid, seine Heldenthaten verübt († 1099).

In dem Kampf um Toledo hatte Heinrich, ein junger hochburgundischer Ritter, durch Kriegstugend sich ausgezeichnet. Alfonso VI. gab ihm die Statthalterschaft über das Land zwischen den Mündungen des Duero und Tajo (1095. Heinrich

vergrößerte sie durch Eroberungen wider die Ungläubigen. Von der Stadt Porto erhielt sein Gebiet den Namen Portugal. Glücklicher noch als er stritt Alfonso I., sein Sohn (1112 bis 1185), und eroberte das weite, gesegnete Alentejo. Sein siegreiches Heer rief ihn zum König aus (1139). Er befestigte das Reich durch weise Anstalten und Gesetze.

Alfonso IX., in Kastilien König, erstritt bei Muradal im Reiche Jaen wider Mohammed, den mächtigen Herrscher von Marokko, so entscheidenden Sieg (1212), daß von jetzt an die arabische Macht nimmer aufkam. Sein Enkel, Ferdinand III. (welcher Leon und Kastilien bleibend vereinte), eroberte Cordova, Abdor-Rhamans auserlesene Stadt, sonst der Thron der spanischen Chalifen, auch Sevilla, wohin später die Pracht gezogen, und das meerbeherrschende Cadiz. Die Mauren wurden auf Granada und Murcia beschränkt, und erkannten kastilische Hoheit (1241—1256).

Ferdinands III. Sohn, Alfons X., den man den Weisen heißt (1257—1284), wurde zum teutschen König gewählt. Aber der leere Titel war die einzige Frucht der Wahl.

Auch Aragonien theilte den Gewinn des Sieges von Muradal. Jayme I. (Jakob), welcher der Eroberer heißt (1213), machte sich zum Herrn von Valencia, Murcia und der Balearen. Seine Nachkommen erwarben durch glückliche Waffen Sicilien (1282) und Sardinien (um 1300); aber wiederholte Ländertheilungen schwächten die Macht des aragonischen Hauses.

Die Grundsätze der weiblichen Erbfolge waren das Verderben des Reiches von Navarra. Fremde Häuser kamen dadurch zur Herrschaft oder zu gefährlichen Ansprüchen. Im Jahr 1234 bestieg Thibault I., Graf von Champagne, Sohn einer navarrischen Prinzessin, den Thron. Die Erbtochter seines Hauses, Johanna (1274), brachte Navarra dem König von Frankreich Philipp IV. zu. Eine Enkelin Philipps, auch Johanna genannt, gab ihre Hand, und mit derselben die Krone, dem Grafen Philipp von Evreux (1328).

Die Theilung in mehrere Reiche begünstigte die Fortschritte der spanischen Freiheit. Der mißvergnügte, der beleidigte Unterthan des einen Königs mochte bei einem andern Schuz und Hilfe finden. Gleichwohl bewirkte der Zeitgeist, so wie der Mangel konstitutioneller Garantien für die Nationalfreiheit, deren allmählige Unterdrückung, hier durch den König, dort durch den Adel.

Die Erblichkeit der Krone wurde in Kastilien und Leon (durch das Gesez de Sennorio uno) eingeführt; auch die

Digitized by Google

Primogenitur damit verbunden, was in Aragonien 1275, in Portugal aber schon 1143 geschah.

Eine innige Allianz bestand in Spanien zwischen Thron und Altar, was aus alt-westgothischer Zeit herrührte, und durch die Glaubenskriege gestärkt ward. Gleichwohl hatte die Geistlichkeit als solche lange Zeit keine eigentlichen politischen Vorrechte, und gelangte erst spät zur gesezlichen Reichsstandschaft. Aber ihr Einfluß als moralische Macht war groß; Reichthum unterstüzte denselben. In Kastilien waren zumal die Großmeister der geistlichen Ritterorden gewaltig.

In allen spanischen Reichen war der Adel vorherrschend, sowohl auf den Kortes oder Reichstagen, wo von allgemeinen Sachen gehandelt ward, als im Einzelnen durch Privatvorrechte und selbstständige Macht. „Wir, die wir so gut sind, als Ihr, machen Euch zu unserem König und Herrn unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte und Freiheiten beschüzet, wo nicht, keineswegs!" — also lautete der Huldigungseid der aragonischen Edlen. Gegen den König, falls er die Gesezе verlezte, mochten sie verfassungsmäßig in Waffen treten, und ihm den Gehorsam aufsagen. Ein fortwährender Reichsrath vermehrte die Beschränkung des Königs, endlich wurde ihm in der Person des Justiza ein strenger Aufseher, ein starker Wächter der Freiheiten und Rechte zur Seite gestellt. Etwas minder übermächtig war der kastilische Adel; doch auch hier konnte der König die Kortes wohl zusammenberufen, nicht aber eigenmächtig entlassen. Auch blieb immer ein Ausschuß derselben in Thätigkeit.

Frühzeitig erhoben sich auch die spanischen Städte. Das Landvolk — als meist durch Kriegsrecht unterthan — war unfrei oder zinsbar, überhaupt gedrückt durch die Macht der adeligen Gutsbesizer. Aber die Städte, durch Industrie und Handel frühe ansehnlich und reich, erwarben sich große Vorrechte, zumal in Aragonien, wo sie schon im zwölften Jahrhundert auf den Kortes erschienen, und viele Bürger (in Saragossa alle) zu Hidalgo's oder Edelleuten erklärt wurden. In Kastilien dagegen — allwo der Handel weit minder blühte — erhoben die Städte sich erst am Ende des Zeitraums.

Geschichte der nordischen Reiche.

Der Hauptstamm der skandinavischen Bevölkerung ist germanischen Geschlechtes. Hinter demselben, nach unbestimmter Grenze, hausten die Finnen, welche durch die überlegene Kraft

der Germanen allmählig zurückgedrängt scheinen. Viele Jahrhunderte wurden von diesen nordischen Stämmen in barbarischer Vereinzelung und wenig bezähmter Naturfreiheit hingebracht. Einzelne Götter und Heroen, keine rein historischen Gestalten, erscheinen uns in der Nacht jener langen Zeit. Für uns geht der Norden erst in Karls M. Tagen auf, als durch verschiedene einheimische Umwälzungen und fremde Einflüsse die früher theils schlummernden, theils durch innern Hader erschöpften Kräfte mehr vereinigt und nach Außen gerichtet wurden.

Zu jener Zeit kömmt Gottfried, König in Jütland, als gewaltiger — ob auch dem übermächtigen Karl erliegender — Fürst vor. Weit gewaltiger und der eigentliche Gründer des dänischen Reiches, war Gorm der Alte, König (hernach Oberkönig) in Lethra oder Seeland, als welcher die Stammeshäupter in Jütland und Schleswig, in den Inseln und selbst in Schonen zur Unterwerfung zwang (um 863). Schon früher, aber auch dunkler, erscheint in Schweden, nach dem Ausgang des Hauptstammes der Ynglinger, zu Upsala als Oberkönig Iwar Vidfathmi (um 780) mit mehreren Nachfolgern, die zum Theil auch über Dänemark sollen geherrscht haben. Doch war die Verbindung der schwedischen Stämme noch lose, zwischen den eigentlichen Schweden und den Gothen lange Zeit eine feindselige Trennung. In Norwegen endlich gründete Harald, der von seinem schönen Haarwuchs den Namen (Haarfager) trägt (875), durch Unterwerfung der kleinen Häupter zwischen Gebirg und Meer das eine Reich, welches er noch durch die schetländischen, orkadischen, und hebridischen Inseln vermehrte.

Aber die Königsmacht allein — ohnehin sehr beschränkt in den nordischen Reichen — mochte die Barbarei nicht besiegen. Ein geistiger Impuls war nöthig zur höhern Entwicklung. In Dänemark nahm Harald II. (um 972), und mit entschiedenerem Erfolg sein Enkel Kanut M., das Christenthum an (1014). In Schweden, wiewohl schon um 830 durch Ansgar's Eifer sein Same gestreut worden, erhielt es erst durch König Olaf Skoutkonung (Schooßkönig) den völligen Sieg (1001). In Norwegen endlich geschah solches um dieselbe Zeit durch Haarfagers Urenkel Olaf I. Trygwäson; vollständiger noch durch Olaf II. den Heiligen (1020).

Kanut M., der Eroberer Norwegens und Englands, König der dänischen Lande und Schleswigs, welches er dem teutschen Reich entriß, war das Schrecken seiner Zeitgenossen durch sein wohlgeführtes Schwert, aber der Nachkommenschaft wohlthätig durch weise Beförderung des Ackerbaus und friedlicher

Sitte († 1036). Seine Söhne theilten sich in die einzelnen Reiche, und regierten unglücklich. Kanuts Schwestersohn, Suen Magnus Estritson (1047), stiftete jedoch dasjenige Königshaus, welches bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts über Dänemark herrschte.

Die Geschichte dieses Hauses ist von Unglücksfällen und Verbrechen voll. Waldemar I. (1157), nicht mit Unrecht der Große genannt, endete diese Zerrüttung, und stärkte das beruhigte Reich durch Eroberungen in Mecklenburg und Pommern. Sein Sohn Kanut VI. (1182) schritt weiter fort, längs der baltischen Küsten, und herrschte bis an die Weichsel. Aber Waldemar II., Kanuts Bruder, verlor alles Gewonnene wieder, und vollendete das Unheil durch die Theilung des Reiches unter seine drei Söhne (1241). Denn abermals und schrecklich waltete jezt der Geist der Zwietracht unter den Brüdern und ihren Nachkommen. Ein volles Jahrhundert hindurch büßte das Volk mit Leiden ohne Zahl die Unklugheit Waldemars.

Aehnliche Schrecken lagen vielfältig auch über Norwegen und Schweden. Magnus III., Baarfuß (1103), rief durch Ländertheilung unter seinen Söhnen alle Gräuel des Bürgerkriegs und der entfesselten Leidenschaft über sein Volk, Noth und Schande und Verbrechen ohne Zahl über sein Haus. Mit Hakon VII. erlosch das älte Herrscherhaus (1319).

In Schweden erstarb mit Edmund dem Alten (1060) der lezte Zweig des ynglingischen Hauses. Hierauf besaß Stenkil's Haus den Thron vierundsiebzig Jahre lang. Nach dessen Ausgang (1134) wurden abwechselnd aus den Häusern Swerker und Bonde (jenes ein gothisches, dieses ein schwedisches Geschlecht) die Könige gewählt. Solche Einsezung mußte fast unausbleiblich zur Zwietracht und zu Verbrechen führen. Mit Entsezen liest man die Reihe der Gräuelthaten, von der leidigen Herrschsucht erzeugt, welche die Geschichte Schwedens in der Zeit jener Häuser, und nach ihrem Untergang noch unter der Herrschaft der durch Waldemar I. (1250) erhobenen Folkunger schänden, und beweint bald die Schmach, bald das Elend seines Geschlechtes.

Länger, vollständiger als überall sonst, erhielt sich in diesen Ländern, die da niemals von Fremden erobert wurden, das System der Allodialfreiheit. Die Nation war der Inbegriff der Odelsborne oder Odelsmänner, d. h. der freien Besizer. Dieselben sind auch immer ihre Grundmasse geblieben, obgleich der Adel, d. h. die großen Besizer, oder die Geschlechter der Häuptlinge (als der Fikiskinger und Wikinger), bald auch die Geistlichkeit, die auf denselben Wegen wie überall sonst

emporkam, frühe sowohl die gemeinen Freien drückte, als den König beschränkte, ja auch der Lehensadel sich einschlich. Doch blieben auch viele freie Edelmänner, und aufgetragene Lehen gab es keine. Die gemeinen Freien aber, wiewohl sie durch Anmaßung des Adels und der Geistlichkeit vielfältig — zumal in Beziehung auf Steuern und Abgaben — beschränkt wurden, verloren dennoch ihre bürgerlichen Rechte und Reichsstandschaft nicht. Ja, sie machten später zwei Stände, der Bürger und der Bauern, aus. Die lezten galten mehr als die ersten. Sklaven gab es auch im Norden, wie bei den alten Germaniern überall; aber sie gehörten nicht zur Nation.

Im Jahr 1283 ertheilte König Erich Glipping den Dänen eine feierliche Handfeste (Handfestning) über die Beobachtung der Konstitution und über die Rechte der einzelnen Stände. Minder bestimmt blieben noch die Verhältnisse in Norwegen und Schweden.

Auch das russische Reich als solches ist normännischen Ursprungs, wiewohl die Hauptstämme seiner Bevölkerung Slaven und Finnen sind; jene in Süden und Westen, diese im tiefern Nord und Ost. Auch tschudische (scythische?), tatarische u. a. Stämme theilten sich in das unermeßliche Land. Noch gab es keinen gemeinschaftlichen Namen für die weitgedehnte Heimath so vieler Stämme, noch keine Geschichte für das einförmige oder mit Finsterniß bedeckte barbarische Getümmel.

Nach der Mitte des neunten Jahrhunderts entstand durch einwandernde Waräger der russische Staat. Unter den gegen Norden vorgerückten Slaven waren zumal jene, die um den Ilmensee hausten, ansehnlich. Schon blühte an der Wolchow die Stadt Nowogorod auf, dem Handel und der Freiheit ein schirmender Siz. Aber die schlecht geregelten Verhältnisse im Innern und die unaufhörlichen Einfälle der Normänner verhinderten das Gedeihen. Die Stämme beschlossen, bei den Warägern selbst sich Fürsten (Knäsen) zu holen. Also sandte man zu den Russen-Warägern, und erbat sich die drei Helden-Brüder, Rurik, Sinaus und Truwor, zu Knäsen. Sie kamen mit kriegerischem Gefolg, sezten sich fest in dem Land vom Peipus bis zum weißen See (Bielosero), und erweiterten bald ihre Macht durch freiwillige Unterwerfung und durch Krieg. Nach dem frühen Tod der beiden Brüder behauptete Rurik die alleinige Herrschaft; sie blieb bei seinem Geschlecht sieben Jahrhunderte lang.

Schnell waren die Fortschritte der warägischen Herrschaft. Kiew am Dnieper, der Hauptort der südlichern Slaven, unterwarf sich Oskold und Dir, fiel dann an Oleg (879),

Digitized by Google

Ruriks Verwandten, und war der Siz der folgenden Großfürsten. Die Chazaren, sonst dieser Slaven Oberherren oder Feinde, wichen zurück: bald fürchtete Konstantinopel die russische Macht.

Nach Oleg herrschte Ighor, Ruriks Sohn (913). Heftig kriegte er wider das byzantinische Kaiserthum. Aber Olga (955), seine Wittwe, reiste friedlich nach Konstantinopel, und nahm die Taufe. Doch erst unter ihrem großen Enkel Wladimir I. geschah die Einführung des Christenthums (987), und damit der wichtigste Schritt zur Civilisation. Wladimirs Gattin war Anna, des griechischen Kaisers Tochter, Schwester der abendländischen Kaiserin Theophania. Er hatte Verbindungen mit den Gewaltigen Europa's und Asiens.

Das Gute, welches Wladimir seinem Reiche gethan, zernichtete er wieder durch Theilung unter seine zwölf Söhne (1015), woraus — wie aus ähnlichen Ursachen in so vielen Reichen — eine lange Reihe von Unglücksfällen und Verbrechen entstand. Der Zerrüttung war kein Maß, der weitern Theilungen keine Grenze. Ueber fünfzig Fürstenthümer zählte man in Rußland.

Doch selbst diese Zerrüttung war nicht ohne glückliche Folge. Unter dem Hader der Fürsten, der alle schwächte, ward einigen Städten leichter, sich zu größerer Macht und Freiheit aufzuschwingen. Nowogorod ging den übrigen voran; wir sehen es im zwölften Jahrhundert als einen ansehnlichen Freistaat, im Besiz ausgedehnten Handels und im Bund mit der großen Hansa. Rühmlich eiferte Pleskow nach. Kiew, als Siz des Großfürsten, fuhr fort zu gebieten.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstand durch Georg Dolgorukoi ein neues Großfürstenthum in Weißrußland, dessen Hauptort Wladimir war, und nachmals Moskau wurde. Er selbst hatte zu lezterem den Grund gelegt (1147).

Aber die innere Spaltung Rußlands erleichterte die Unternehmung seiner Feinde. Verschiedene wilde Horden Asiens durchstreiften das Reich. Die Schweden und Teutschen behaupteten die Herrschaft der baltischen Gestade.

Unter dem Großfürsten Jurie II. brachen die Mongolen in Rußland, siegten entscheidend an der Kalka (1224), und unterwarfen sich den südlichen Theil des Reichs. Zum zweitenmal und noch gewaltiger erschienen sie unter Batu-Chan, und vollendeten die Eroberung (1237—40). Ganz Rußland war eine mongolische Provinz, und blieb es mehr als zweihundert Jahre lang (bis 1477). Zwar regierten die einheimischen Großfürsten fort, aber unter der Hoheit der Chane, und denselben tributbar,

Digitized by Google

Einige Versuche zur Abschüttelung des Joches wurden blutig gerächt, die Masse der Nation in Sklaverei und auch ihr Charakter zum Sklavensinn erniedrigt.

Sonst herrschte, vor der mongolischen Eroberung, in Rußland eine minder despotische Verfassung. Die Großfürsten wurden durch die Bojaren beschränkt; die Bauern waren noch meist persönlich frei, wiewohl nicht ohne Grundlasten, und in einigen glücklichen Städten, vor allen in Nowogorod, gedieh selbst die republikanische Freiheit.

Von den Wenden und Slaven.

Von den Wenden um Teutschland, auch von den Mähren und Böhmen ist in der Geschichte Teutschlands gesprochen. Dort geschah auch der Polen vielfältige Erwähnung. Von den lezten bleibt noch Einiges zu bemerken übrig.

Die Deutung der Sage von der Ankunft Lechs in Polen (550), auch die Geschichte seiner Nachkommen und des vom Pfluge zum Reich berufenen ersten Königs oder Herzogs Piast, dessen Geschlecht fünf Jahrhunderte hindurch auf dem polnischen Thron gesessen (840—1370) (so wie die gleich dunkeln Erzählungen von dem böhmischen Tschech, von Libussa und Primislaus, welcher nicht minder vom Pflug zur Herrschaft gekommen), überlassen wir den Freunden wundervoller Legenden. In unbekannter Zeit und von unbekannten Stiftern, doch immer von slavischen Stämmen, ist der polnische wie der böhmische Staat gegründet worden. Böhmen war fortan Vasallenreich, ja selbst Theil des teutschen Reiches. Auch Polen erkannte mitunter desselben Hoheit, doch unwillig, und oft behauptete es Selbstständigkeit.

Unter den Fürsten Polens ist Micislaw (Mjesko) als derjenige merkwürdig, welcher der Erste sich taufen ließ (964), und hierdurch dem Christenthum den Sieg in seinem Reich verschaffte. Kaiser Otto M. stiftete darin das Bisthum Posen, und bewirkte hierdurch sowohl die Herrschaft des römischen Ritus, als die Befestigung der Hoheit des teutschen Reiches. Erst am Ende dieses Zeitraums vereinigte Wenzeslaus II. († 1305) die meisten Provinzen Polens zu einem Reich. Wladislaus Lokietek (der Zwerg) befestigte die Vereinigung von Groß- und Klein-Polen auf dauernder Grundlage (1309).

Unabhängig von Polen war das Fürstenthum — seit 1235 Großfürstenthum — Litthauen. Seine Bewohner waren Letten, nicht Slaven. Lange war es ganz unbedeutend; erst die

Niederwerfung Rußlands durch die Mongolen gab den litthauischen Herrschern Gelegenheit zu leichter Eroberung.

Bremer Kaufleute, durch Sturm auf die liefländische Küste verschlagen, bauten sich zu Uexkül an (1158), und gründeten ein Bisthum. Bald wurde von dem Bischof Albert der Orden der Schwertbrüder gestiftet (1201), zur Behauptung der Herrschaft und Befestigung des Christenthums. Der Orden unterwarf sich Liefland, Esthland, Kurland und Semgallen, und beugte die Einwohner unter das Sklavenjoch.

Noch größere Macht erwarben die teutschen Ritter in Preußen. Herzog Konrad von Masovien rief 1230 wider die heidnischen Preußen die teutschen Ritter zu Hilfe, trat ihnen die Landschaft Kulm ab, und erkannte sie als Herren aller Länder, die sie den Heiden entreißen würden. Mehr als ein halbes Jahrhundert stritten die Krieger-Mönche für ihre und des Evangeliums Herrschaft. Endlich sank die preußische Nation verblutend zu ihren Füßen, worauf die Wuth der Schlachten sich in väterliche Fürkehr für des Landes und des Volkes Kultur umwandelte, und Preußen selbst eine liberale Verfassung bekam. Denn nicht blos der Orden, auch die Edlen des Landes und die Abgeordneten der Städte stimmten zu den allgemeinen Geschäften, was jedoch erst im folgenden Zeitraum eine bestimmte und regelmäßige Gestalt erhielt.

Im Jahr 1238 vereinigte sich der Orden der Schwertbrüder mit jenem der teutschen Ritter, wodurch Beider Macht eine wesentliche Stärkung gewann.

Von den Völkern der untern Donau.

Jenseits der Grenzen des ungarischen Reiches, welches in Gesezen, Sitten und Einrichtungen den übrigen europäischen Staaten allmählig sich näherte, bis zu jener des griechischen Gebietes und über das schwarze Meer hin bis zum Don blieb das Schauspiel asiatischer Barbarei, das wilde Gedränge wandernder, weidender, verwüstender Horden. Was sollen wir von Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Wallachen, Komanen Umständlicheres sagen? — Sie haben anders nicht in das Rad der großen Umwälzungen eingegriffen, als durch zeitliche Verwüstung oder Verödung der Länder, durch Verhinderung oder Verspätung der Civilisation in den von ihnen vorübergehend heimgesuchten oder in längern Besiz genommenen Provinzen.

Zwar die Bulgaren herrschten viele Jahrhunderte lang nicht blos über das nach ihnen noch jezt die Bulgarei geheißene

Digitized by Google

Nieder-Mösien zwischen der untern Donau und dem Hämus, sondern je nach dem Wechsel des Kriegsglücks auch über Servien, Bosnien u. a. Provinzen, selbst nördlich an der Donau und südlich am Hämusgebirge. Aber abwechselnd waren auch sie den Russen, den Griechen, den Ungarn unterworfen und gelangten nie zu festbegründeter oder eigentlicher politischer Macht. Ihr Reich — wiewohl durch Annahme der Christusreligion (nach griechischem Ritus) in etwas humanisirt — blieb in der Hauptgestalt blos das kriegerische Besitzthum einer Horde, abhängig vom augenblicklichen Waffenglück, ohne National-Einrichtungen oder volksthümliche Lebenskeime. Wir werden sie im folgenden Zeitraum abermals von den Ungarn, dann auf immer von den Osmanen unterjocht sehen.

Die Chazaren, wiewohl am Anfang dieser Periode im Besitz einer furchtbaren Macht, welche von den pannonischen Grenzen bis an den Don und weit hinauf in die sarmatischen Länder reichte, gingen dennoch in kurzer Frist zu Grunde. Schon gegen das Ende des neunten Jahrhunderts verloren sie durch das Kriegsglück der noch wildern Petschenegen oder Yazinazen vieles Land. Am Anfang des eilften wurden sie durch die vereinte Macht der Russen und Griechen völlig unterjocht.

Ueber den Trümmern der chazarischen Herrschaft sezten zum Theil sich die Komanen fest. Eine Welle mehr in den wilden Strömen der Völkerwanderung, aber nur durch den besondern Namen, nicht nur durch den Charakter, Sitte oder Einfluß kennbar. Die mongolische Erschütterung zersplitterte ihre Macht. Sie verschwinden unrühmlich aus der Geschichte. Die Länder im Norden des schwarzen Meeres wurden von den nogaischen Tataren besezt; die daziſchen Länder fielen den Wlachen, welche schon früher, jedoch unterwürfig, allda gehauset hatten, als freies Besitzthum zu. Am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1315) ward hier durch den Woiwoden Rade die eigentlich sogenannte wallachische, durch den Woiwoden Bogdan aber um dieselbe Zeit der moldauische Staat gegründet.

Vom byzantinischen Kaiserthum.

Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche.

Nicephorus, welchen Irene's Feinde auf den Thron erhoben, regierte ohne Ruhm und ohne Glück. Harun al Raschid

Digitized by Google

erniedrigte ihn zur Tributpflichtigkeit, die Bulgaren erschlugen ihn in der Schlacht (811). Michael I., welcher Nicephorus Sohn Stauratius die Krone raubte, ein andächtiger Freund der Bilder, so wie Michael II., der Stammler (820—29), ein Feind derselben, regierten ohne Ruhm und ohne Glück. Nach Theophilus (Michaels II. Sohnes) Tod (829—42) stellte Theodora, dessen Wittwe, als Vormünderin ihres Sohnes Michaels III., den Bilderdienst für immer her (841) durch das zweite Concil zu Nicäa. Der unfähige, üppige Michael starb durch die Hand des Basilius, welchen er aus dem Staub zum Günstling und Cäsar erhoben (867).

Unter Michael III. begann die Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche.

Der Haß zwischen Griechen und Lateinern ist fast so alt als ihre wechselseitige Bekanntschaft, wenigstens so alt als die Unterjochung Griechenlands durch Rom. In den Gemüthern der Griechen lebte fortan das Gefühl des erlittenen Unrechts, geschärft durch das Bewußtseyn geistiger Ueberlegenheit, und in wahrer oder erkünstelter Verachtung der herrischen Fremdlinge Trost und Ersaz suchend. Dagegen waren die Lateiner der Erinnerung der römischen Triumphe voll, und hielten Rom für die durch den Schluß des Schicksals erkorene Erdenkönigin. Die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Konstantinopel verlieh dieser Stadt und mit ihr allen Ländern der griechischen Zunge einen erhöhten Rang, und ermunterte ihre Ansprüche auf Superiorität, wenigstens auf Gleichheit; ja es mochte, in Sachen der Kirche und der Wissenschaft, den Lehrern allerdings der Vorrang vor den Schülern zu gebühren scheinen.

Bei solchen Verhältnissen und solcher Stimmung der Gemüther war die zeitliche Eintracht nur scheinbar oder künstlich, mitunter das Werk vorübergehender Zufälle; die Abneigung war bleibend, die Spaltung — ob früher oder später eintretend — fast unvermeidlich.

Allmählig vermehrten kleine Verschiedenheiten in der Liturgie, bald auch in Glaubenssäzen den gegenseitigen Haß, und am allermeisten ward er entzündet durch die Eifersucht der beiden Patriarchen von Alt- und Neu-Rom. Der erste hatte, seit seiner Trennung vom byzantinischen Reich, zum Theil durch dieselbe, einen entschiedenen Vorsprung in dem Wettlauf zur Hoheit gewonnen; aber der Erzbischof von Konstantinopel, seine Sache mit jener des Throns verbindend, an dessen Strahlen er sich sonnte, verschmähte das Anerkenntniß seiner Unterordnung. Eine persönliche Fehde zweier Patriarchen gab endlich die Losung zum Bruch.

Digitized by Google

Der Patriarch Ignatius in Konstantinopel ward durch das Machtwort K. Michaels III. seiner Würde entsezt, und statt seiner Photius auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Aber der Papst Nikolaus I. erklärte sich für Ignatius, und sprach den Bannfluch über dessen eingedrungenen Nachfolger; worauf dieser kühn in die geöffneten Schranken trat, und mit kirchlichen Waffen wie mit jenen der Gelehrsamkeit den Papst bekriegte.

Der Ausgang des heiligen Geistes vom Vater „und dem Sohn," welcher erst im siebenten Jahrhundert, anfangs von den spanischen, dann den gallischen Synoden soll behauptet worden seyn, war die von Photius gerügte Neuerung, und er meinte, daß, welcher Mund das verhängnißvolle „filioque" ausspräche, kein christlicher Mund sey. Doch wurden noch andere Anklagen mit dieser Hauptbeschwerde verbunden.

Einige Zeit darauf ward Photius gestürzt durch Michaels Mörder und Nachfolger Basilius Macedo. Rom, auf einem zu Konstantinopel gehaltenen Concil (869), feierte solchen Triumph, und erneuerte Photius Verdammung. Aber durch einen abermaligen Umschwung, nach Ignatius Tod, erhielt der Verdammte seine Stelle wieder, und befestigte sich darin durch die Freundschaft des Papstes Johann VIII., welcher dabei mehr seiner persönlichen Gesinnung als den Grundsäzen seines Stuhles gehorchte. Doch war auch dieses nicht von Dauer, denn Photius ward zum zweitenmal abgesezt nach Basilius Tod, und starb in der kaiserlichen wie in der kirchlichen Ungnade.

Ohne förmliche Versöhnung, ohne laute Fortsezung des Streites dauerte während des zehnten Jahrhunderts und der ersten Hälfte des eilften das gespannte Verhältniß zwischen den Stühlen von Rom und Konstantinopel fort. Endlich ward durch des Patriarchen Cerularius Uebermuth der Bruch entschieden. Derselbe schrieb einen kühnen Hirtenbrief an die Kirchen Apuliens, welche so eben durch die Normänner zur Gemeinschaft Roms gebracht worden, und forderte sie auf zur Verwerfung des päpstlichen Ansehens. Rom antwortete mit einem feierlichen Bannfluch (1054, 16. Juli), welchen die Gesandten des Papstes in Konstantinopel selbst auf den Altar der Sophienkirche niederlegten, und welcher nimmer widerrufen ward. Von dieser Zeit an besteht das griechische Schisma. Aussöhnungen wurden zwar öfters versucht, doch nur aus politischen Gründen, wenn der griechische Hof gegen die türkischen Dränger der Hilfe des Abendlandes begehrte. Volk und Geistlichkeit beharrten in ihrem Haß wider Rom. Die Aussöhnung war also nur vorübergehend und scheinbar.

Digitized by Google

Das Haus des Basilius. Die Comnenen und die Angeli.

Fast zweihundert Jahre besaß das Haus dieses Basilius Macedo den Thron; nicht durchaus unwürdig, doch im Ganzen durch Unglück gegen äußere Feinde und durch Familienzwist um die Frucht einzelner Kraftanstrengungen oder einzelnen Verdienstes gebracht. Die Namen Leo's V., des Gelehrten, dann des, als Schriftsteller berühmten, Konstantin VII. Porphyrogenitus mögen mit Interesse genannt werden. Die Reihe der basilischen Prinzen ward unterbrochen durch Nicephorus Phokas (963) und Johann Zimisces (970), zwei treffliche Feldherren, unter deren Regierung die Macht des Reiches durch glückliche Kriege fast wider alle Feinde desselben erhöht ward. Zimisces zumal stritt glorreich wider die Araber, und ging im Siegerschritt über den Euphrat, welchen seit Heraklius Zeit kein griechisches Heer mehr gesehen. Doch wurden die Eroberungen nicht behauptet: nur Cilicien, Antiochien und Cypern kamen an's Reich zurück.

Nach Zimisces folgten wieder Prinzen aus Basilius Haus. In ihrer Reihe erscheint auch ein Weib, Zoe, Konstantinus VIII. Tochter (1028). Durch ihre Hand erhoben, stiegen nach einander vier Kaiser auf den Thron. Nach ihrem Tod erbte (1053) ihre Schwester Theodora das Reich. Aber Michael VI., welchen diese zum Nachfolger ernannte, ward abgesezt von Isaak Comnenus (1057).

Dieser, nach zweijähriger Verwaltung, ging in's Kloster (1059), worauf binnen 20 Jahren sechs Kaiser verschiedenen Ursprungs den Thron bestiegen. Der lezte derselben war Alexius I. Comnenus (1081), welcher ein länger dauerndes Haus gründete.

Das Jahrhundert der comnenischen Herrschaft ist durch die — thätige und leidende — Theilnahme des griechischen Reiches an den Kreuzzügen ausgezeichnet, welcher ungeachtet vieler Gefahren und Bedrängnisse dennoch im Ganzen den Verfall zurückhielten, durch Schwächung des Hauptfeindes sowohl als durch gelegenheitliche Erweiterung des Gebietes. Erst die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, die unter der Herrschaft des nachfolgenden Kaiserhauses geschah, gab dem Reich einen entscheidenden Schlag.

Alexius Comnenus war ein thätiger und tapferer Fürst, doch auch eitel, wortbrüchig und fanatisch. Mit den barbarischen Nationen in Norden, mit den Normannen in Italien und Illyrien, mit den Türken focht Alexius fast ohne Unter-

laß, und benüzte den ersten Kreuzzug schlau zur Vergrößerung des Reiches. Aber er zog durch Untreue und Hinterlist die Verachtung der Lateiner auf sich, und schändete seinen Charakter durch Ketzerverfolgung.

Sein Sohn Kalo-Johannes (1118) übertraf den Vater in allem Guten, und war rein von dessen Sünden. Auch Manuel I. (1143), sein Sohn, regierte mit Glück, obgleich mit weniger Beifall. Zu seiner Zeit war der zweite große Kreuzzug, dessen Mißlingen die Lateiner meist seiner Treulosigkeit zuschrieben.

Alexius II., des vorigen Sohn (1180), war unmündig. Andronikus, ein Prinz des Hauses, ließ sich zum Reichsverweser, dann zum Kaiser ausrufen, und erwürgte den unschuldigen Alexius (1183). Aber bald warf Isaak Angelus sich zum Gegenkaiser auf, und Andronikus büßte seine Blutschuld durch einen martervollen Tod (1185).

Isaak, der Stifter eines neuen Kaiserhauses, ward durch seinen eigenen Bruder, Alexius III., vom Thron gestürzt, geblendet und eingekerkert (1195). Sein Sohn entkam, und rief ein Heer von Kreuzfahrern zu Hilfe. Dieselben, von tapfern und klugen Häuptern, zumal von dem Dogen Dandolo von Venedig, dem Markgrafen Bonifaz von Montferrat und dem Grafen Balduin von Flandern, geführt, rückten vor Konstantinopel (1203, 23. Juni), und bewirkten durch den Schrecken, der vor ihnen herging, eine schnelle Gegenrevolution (1203, 19. Juli). Alexius III. entfloh. Der geblendete Isaak ward aus dem Kerker wieder auf den Thron erhoben, mit ihm sein Sohn, der die Rettung gebracht hatte, Alexius IV. Aber bald entzündete die Eifersucht der beiden Nationen einen neuen Krieg. Der unglückliche Alexius IV., zwischen der Pflicht gegen seine Retter und jener gegen sein Volk schwankend, verlor Beider Gunst, und es schwang sich durch einen plözlichen Aufstand Alexius V. Dukas Murzuphulus auf den Thron. Der alte Isaak starb vor Schrecken, und sein Sohn ward erwürgt (1204, 5. Febr.).

Jezt stürmten die Lateiner die abtrünnige Stadt, und eroberten sie (12. Febr.) unter großem Blutvergießen und allen Schrecken barbarischer Kriegswuth. Ein großer Theil Konstantinopels verbrannte, die Plünderung war allgemein und unbarmherzig. Mehr als der gesammte Reichthum des Abendlandes — nach Baldwins Schäzung — ward geraubt: nicht weniger vielleicht zerstört; das Privatglück aller wohlhabenden Einwohner, der Reichthum des Staates vernichtet für ein Menschenalter.

Auf den Thron des byzantinischen Reichs sezte sich jezt, durch die Wahl seiner Siegesgefährten erhoben, der Graf Balduin von Flandern. Aber die Venetianer nahmen für ihren

Antheil die Küstenländer am adriatischen und ägäischen Meere nebst vielen Inseln und einem Theile Griechenlands. Der Markgraf von Montferrat erhielt den Ueberrest Griechenlands und Macedonien. Viele andere, selbst mehrere griechische Herren bekamen oder rissen an sich Ländereien und Städte, dem Namen nach als Lehen des Reichs, aber der That nach fast selbstständig. In Nicäa aber errichtete Theodor Laskaris den Thron des griechischen Reichs, und beherrschte von da aus die meisten asiatischen Provinzen, und ein Prinz des comnenischen Hauses, Alexius, erhob an entlegenen Meeresufer, in Trapezunt, das Panier einer unabhängigen kleinen Herrschaft, welche nachmals, der Würde der Beherrscher willen, mit dem Titel des Kaiserthums prangte.

Balduin in Konstantinopel und seine Nachfolger (Heinrich sein Bruder, Peter von Courtenai sein Schwager, Robert und Balduin II. dessen Söhne) bezahlten ihre scheinbare Herrlichkeit mit schweren Leiden, zum Theil mit einem gewaltsamen Tod. Dieses Reich hatte keinen haltbaren Grund. Dem entschiedenen Haß des Volkes zum Troz errichtet war die abendländische Macht im griechischen Reich durch die unseligen Lehensverhältnisse, welche man auch allda gegründet hatte, dermaßen gelähmt, zerrissen und gegen sich selbst feindselig, daß nur in der zahmen Furchtsamkeit der Unterworfenen die Möglichkeit ihrer Fortdauer bestand, und daß sie einstürzen mußte, sobald ein entschlossener Angriff darauf gewagt ward.

Derselbe geschah unter Michael Paläologus, welcher das nicäische Kaiserreich gewaltsam an sich gerissen hatte, und durch glänzende That sein schwankendes Recht zu stärken wünschte. Eine kleine Kriegerschaar, von Michael blos zum Erkundigen über den Hellespont gesandt, ersah den wehrlosen Zustand der Hauptstadt, und eroberte sie durch Einverständniß mit den Bürgern (1261, 25. Juli). Balduin II. verlor also die wohl schon lange (seit 1228), doch stets kümmerlich behauptete Herrschaft. Er floh ins Abendland, und starb in der Dunkelheit des Privatlebens.

Michael, der Stifter des lezten byzantinischen Kaiserhauses, bemühte sich eifrig, die durch die lange Trennung einander fremd gewordenen Theile des ehemaligen Reiches wieder zu einem Ganzen zu sammeln. Aber das Werk ging über seine Kräfte. Sein verzweifelter Versuch, durch Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche das Abendland sich zu befreunden, vermehrte nur das Uebel, indem er zu den Bedrängnissen der bürgerlichen Zwietracht noch jene der religiösen gesellte. Auch fühlten jezt, da der Thron wieder in Konstantinopel stand, die entfernteren

Digitized by Google

asiatischen Provinzen eine für sie verderbliche Erschlaffung der Regierungsthätigkeit.

Unter Michaels Sohn und Nachfolger (1282), Andronikus II., dem älteren, wurden ringsum die Wolken noch trüber. Eine unabgebrochene Reihe innerer Fehden und anarchischer Gräuel und von außen die zunehmenden Schrecken der türkischen Waffen bezeichnen die unglückliche Regierung dieses werthlosen Fürsten. Sein eigener Enkel, Andronikus III. oder der jüngere, empörte sich wider ihn, und erpreßte die Abtretung des Reiches (1328). Der alte Andronikus verkümmerte in einem Kloster.

Das Chalifat.

In vorliegender Periode zerfällt Mohammeds Reich, als politischer Körper, durch dieselben Ursachen, welche allen großen Despotenreichen fast unausbleiblich Verderben bringen. Es ermattet in seinem innersten Leben durch den Unwerth der Herrscher und die Dahingebung der Sklavenschaar; und die allzugroße Masse, welcher die erhaltende Seele gebricht, löst sich auf in größere oder kleinere Trümmer. Aber die geistige Schöpfung Mohammeds, seine Kirche, zerfällt nicht. Die Feinde, die Sieger seiner Nachfolger, beugten sich unter des Propheten heiliges Gesez, und, unabhängig von den Stürmen der Herrschsucht, thront Mohammeds Glaube fort über den schönsten Ländern zweier, ja dreier Welttheile.

Schon war, am Ende des vorigen Zeitraums, das Arabische Reich durch Losreißung Spaniens, auch eines Theiles von Afrika, geschwächt. In raschen Fortschritten ging jezt die Zersplitterung weiter. Gleichwohl blieb noch geraume Zeit die Macht der Araber — ob des Hauptreiches oder der getrennten Staaten — den Christen fürchterlich. Welche Drangsale das Abendland von den Sarazenen erfahren, ist früher bemerkt worden. Die Leiden des griechischen Reichs waren noch größer und dauernder. Harun al Raschid, als Kaiser Nicephorus den Tribut verweigerte, zu welchem Irene sich verpflichtet hatte, verwüstete Kleinasien und hohnneckte Konstantinopel durch sein in der Nähe der Kaiserstadt aufgeschlagenes Lager. Auch Motassem, sein Sohn, erneuerte wider den Kaiser Theophilus die Schrecken der sarazenischen Waffen.

Jener Harun al Raschid (der Gerechte) war der Enkel Al Mansurs, mit welchem wir die vorige Periode schlossen († 774), und der Sohn; Al Modi's, dessen Charakter Sanftmuth und Liebe zu den Wissenschaften zierten. Sein Name ward vor allen seines Geschlechtes gepriesen von den Zeitgenossen und

Nachkommen, und blieb durch Verbindung mit beliebten Volksgeschichten und Volksdichtungen in Jedermanns Mund. Er hinterließ (808) sein innerlich beruhigtes und blühendes, weithin geehrtes oder gefürchtetes Reich seinen drei Söhnen. Bürgerlicher Krieg war die Folge seiner Theilung. Sieger ward der glückliche, darum auch hochgepriesene Mamun (812), dessen Regierung jedoch wirklich durch Weisheit, Kraft und zumal durch Beförderung der Wissenschaft des Preises werth ist. Unter ihm hat die arabische Kultur ihre höchste Stufe erreicht. Nach ihm aber fing bald der Verfall an.

Denn Al Motassem (833), sein wohl kräftiger, doch zu sehr kriegslustiger und despotisch gesinnter Bruder, legte den Grund zum Verderben seines Throns durch eben jenes, wodurch er ihn zu stützen gedachte. In Folge der fortschreitenden Civilisation oder der sie begleitenden Weichlichkeit der Araber war ihre kriegerische Stärke, ihr siegbringender Enthusiasmus geschwunden. Motassem vermeinte, durch eine fremde, knechtische Kriegsschaar sowohl den einheimischen Empörern als den auswärtigen Feinden furchtbarer zu werden, und umgab seinen Thron mit einer starken Leibwache von türkischen Sklaven, den Kriegsgefangenen, welche die Araber in ihren vielfältigen Fehden mit den Steppenvölkern am Oxus und Jxartes gewonnen hatten.

Motassems Nachfolger empfanden bald diese natürlichen Wirkungen seines unseligen Systems. Schon sein Sohn Dschafar Al Motawakkel erhielt den Thron blos durch den Willen der türkischen Garden. Mit Hilfe türkischer Häupter ward Motawakkel durch seinen eigenen Sohn Montaser getödtet (861), und als diesen die Gewissensangst bald hierauf hinwegraffte, wurden Mostain und Motaz von verschiedenen Parteien zu Chalifen ausgerufen; Mostain, der Schützling der Türken, jedoch bald ermordet (866).

Motaz, welcher wider den Willen der Türken zum Thron gelanget, ward bald das Opfer ihres Hasses. Die Türken ermordeten ihn (869). Dasselbe Loos traf seinen Nachfolger Mohtadi, den Sohn Whateks, schon nach Jahresfrist (870). Beider Tod war durch Schmach und Qualen gräßlich.

Als die Völker den Befehlshaber der Gläubigen also mißhandelt, in Staub getreten, der Wuth der Barbaren preis erblicken, so verloren sie die Ehrfurcht für ihren Beherrscher; und kühnern Muthes verfolgte der Ehrgeiz die Plane der Empörung und der Selbstständigkeit. Mit der Regierung des Chalifen Motaz beginnt der Hauptverfall des Reiches.

Zwar Motamed und mehrere der folgenden Chalifen hielten den Scepter mit starker und geschickter Hand; doch nur kurze

Unterbrechungen, geringe Milderung des Uebels bewirkten sie mit all ihrer Kraft. Das Chalifat sank. Neue Dynastien in allen Theilen des Reiches erhoben sich. Statthalter des Chalifen oder gemeine Abenteurer, glückliche Kriegshäupter schwangen sich empor zur Herrschaft; eine Zeitlang noch unter scheinbarer Anerkennung der Oberhoheit des Chalifen, doch der That nach selbstständig.

Dazu gesellten sich kirchliche Zerrüttungen, Feldseligkeit neu entstehender Sekten, erblicher Hader zwischen den Häusern Ali und Abbas. Solche Verhältnisse dienten oft zum Grund, öfter zum Vorwand und zur Bekräftigung politischer Spaltung.

Indessen herrschte über Bagdad und dessen — abwechselnd erweiterte oder verengte — Umgegend das Haus Abbas fort, troz aller Schwäche und Erniedrigung fortträumend den Traum der Weltherrschaft, prächtiger Titel und eitlen Schaugepränges sich erfreuend. Noch immer legten die Abgesandten ferner Reiche und gewaltiger Fürsten huldigende Worte und Geschenke zu den Füßen des geheiligten Thrones nieder, noch immer ehrten die Völker den Imam al Hak (den rechtmäßigen Oberpriester), ob auch in politischen Dingen seine Gewalt erloschen war.

Auch über Bagdad, und was sonst noch zum weltlichen Gebiet des sinkenden Chalifates gehörte, ging die Gewalt verloren, als Al Rhadi den Herrn von Waset und Basra, Mohammed Ebn Rajek, zum Emir al Omrah (Emir der Emire) erklärte (935), und unter solchem Titel ihm die oberste Macht in bürgerlichen und Kriegssachen verlieh. Von dieser Zeit an war der Chalif blos Imam, die weltliche Herrschaft ausschließend in den Händen des Emirs al Omrah, um das Emirat selbst ein blutiger Streit unter den Bewerbern. Nachdem mehrere Türken nach einander mit Gewalt in den Besiz der Stelle sich gesezt hatten, riß sie der Buide, Ahmed Moez ed Daula (Arm des Reiches), an sich (945), und brachte sie erblich in sein Geschlecht. Die Chalifen erhielten nun einen bestimmten Gehalt, die Buiden als oberste Emirs herrschten ohne Beschränkung. Aber der Seldjuke, Togrulbeg, von dem Chalifen Abdalla Kaim Beamrillah gegen seinen übermüthigen Gewaltsträger zu Hilfe gerufen, schlug den Feldherrn des Malek al Rahim, und endete die Macht der Buiden (1055). Jezt waren die Seldjuken die obersten Emirs, bis auch sie durch einheimische Spaltung geschwächt wurden, und der Chalif auf kurze Zeit einen Schatten von Macht wieder erwarb. Doch ernannte Ahmed Nasser el Eddin Allah den Kurden Selaheddin, nachdem derselbe den Thron der verhaßten Fatimiten bestiegen, zum Emir al Omrah (1179), und erneuerte das alte Verhältniß.

Auch der Untergang von Saladins Haus blieb unbeachtet von den Chalifen, und bald darauf fiel über sie die rohe Macht der heidnischen Mongolen, welche, ohne Scheu vor der Würde des Imams, den ehrwürdigen Thron zertrümmerten. Hulagu, Enkel Dschengis-chans, führte seine wilden Schaaren gegen Bagdad, die heilige Stadt (1258). Er eroberte sie, plünderte sie vierzig Tage lang, tödtete zweimalhunderttausend Menschen, unter ihnen Mostasem Billah, den sechsundfünfzigsten unter den Nachfolgern des Propheten. Pferde zertraten dessen Leiche. Also ging die abbassidische Herrschaft unter, im tausend zweihundert achtundfünfzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, und im sechshundert sechsundfünfzigsten der Hedschra.

Zwar entrann Ahmed Monstanser, ein Abbasside, dem Todesschwert, und entfloh nach Aegypten, wo Sultan Bibars I. ihn als Chalifen erkannte (1263); auch trugen noch achtzehn seiner Nachkommen diese den Völkern heilige Würde, die hierauf an die osmanischen Eroberer überging. Aber diese ägyptischen Chalifen blieben für die Hauptländer der mohammedanischen Welt ohne politische Bedeutung. Der Umsturz des bagdad'schen Throns endete die Herrlichkeit des arabischen Reichs, und war der Todesstoß für die Kultur Asiens.

Afrikanische Dynastien.

Schon unter Al-Mansur, welcher das Geschlecht Ali's grausam verfolgte, ward im äußersten Westen der afrikanischen Provinz durch den Flüchtling Edris, einen Fatimiten, die Fahne der Selbstständigkeit erhoben. Sein gleichnamiger Sohn erbaute die Stadt Fes (788), den Siz einer weitreichenden Herrschaft.

Nicht viel später, unter Harun al Raschid, errichtete in Kairwan der Statthalter Ibrahim, Aglabs Sohn (805), ein eigenes Reich, welches über das ehemalige Karthagische Land sich ausbreitete, und seinen Hauptsiz in Tunis erhielt.

Gegen dieses Reich erhob sich Mahadi Obeidollah (908), ein Abkömmling Ali's und Fatimens, wie man glaubte, und daher den Völkern theuer. Er trug siegreiche Waffen wider die Häuser Aglab und Edris, und eroberte Fes. Mahadi's Nachkommen schwangen sich zu glänzendem Glück. Moez-Ledbin-Allah, sein Urenkel (969), ging durch den Sand der Wüste nach Aegypten, eroberte es, und gründete zu Kahira (Kairo), welches er in der Gegend des alten Memphis erbaute, den Siz einer zweihundertjährigen Herrschaft (972). Die Fürsten seines Hauses — vorzugsweise die Fatimiten genannt — führten den

Titel Chalifen, und standen zwiefach feindselig — weil kirchlich wie politisch — wider die Abbassiden zu Bagdad. Sie eroberten Syrien und Palästina; aber die Länder in Westen auf der weitgedehnten afrikanischen Küste überließen sie den neu aufkommenden einheimischen Herrscherstämmen.

Die Bewohner dieses meist herrlichen Landes hatten sich so innig mit den Arabern befreundet, Sitten, Religion, Sprache ihrer Besieger nicht minder als deren Blut so allgemein unter sich aufgenommen, daß, welche Umwälzungen immer entstanden, sie nur Veränderung der Herrscherstämme, nie Veränderung der Lebensverhältnisse bewirkten. Von allem Alten, von der christlichen nicht minder als von der klassischen Römerzeit, ist fast jede Spur verschwunden.

Jussuf Ebn Zeiri, welchen Moez als Statthalter zurückgelassen, vererbte die Gewalt auf seine Nachkommen, mit beibehaltenem Schein der Abhängigkeit von den Fatimiten. Bald hörte auch der Schein auf. Die Zeiriten verehrten Omar und die Sunna. Mächtig geboten im Zeitpunkt ihres Glückes die Zeiriten von Fes bis zur ägyptischen Grenze. Aber die sicilische Macht unter K. Roger, und mehr noch einheimische Feinde, die Morabethen brachten ihnen den Untergang.

Die Morabethen („Eiferer für den Glauben") waren in der Mitte des eilften Jahrhunderts (1056) auf die Stimme Abdallah's des Propheten, aus den die Wüste begrenzenden Ländern hervorgegangen, ein aus Berbern und Arabern vermischtes Geschlecht. Abubeker, Sohn Omars, war ihr Haupt; er nannte sich Emir al Moslemin. Sein Nachfolger, Jussuf ben Teschfin (1069), baute Marokko, auf quellenreichem Grund, ringsum von weiter Wüste beschirmt. Sie ward der Siz des Reiches. Auch über die Meerenge, nach Spanien, zog Jussuf, und vereinte die streitenden Emirate daselbst unter seinem Scepter.

Dieses gewaltige Reich der Morabethen (auch Almoraviden genannt) ging zu Grund durch Glaubenseifer. Mohadi Mohammed, Nachkomme Ali's, wie er vorgab, wurde vertrieben aus Marokko wegen Religionsneuerung. Da predigte er seine Lehre den Stämmen umher, und führte seine Bekenner siegreich wider die Morabethen (1120). Abdol Mumen, sein Freund und Nachfolger, eroberte Marokko, und endete die morabethische Herrschaft (1146, † 1163). Den Almohaden unterwarfen sich bald alle Länder bis zur Grenze Aegyptens. Auch das arabische Spanien folgte dem Glück der Neubegeisterten.

Hundert Jahre nach Abdol Mumens Tod hört die Herrschaft seines Geschlechtes auf (1269). Im äußersten Westen ward

von Abdol Hak, anfangs Gewaltsträger der Almohaden, ein selbstständiges Reich gestiftet (1213), das der Merviniten, die noch weit in den folgenden Zeitraum herrschten. Neben den Merviniten blühten noch verschiedene andere Dynastien.

Asiatische Dynastien.

In dem Gedränge der asiatischen Dynastien zeichnen zuvörderst die von einheimischen, d. h. arabischen, syrischen oder persischen Häuptern gestifteten, sich aus.

Schon unter dem Chalifen Al Mamun erhob sich in Chorasan (820) die Herrschaft der Taheriden, aber nach fünfzig Jahren wurde sie wieder gestürzt durch den Räuberhauptmann Jakob Ebn Leith, den Sohn eines Kupferschmieds (Soffars) (872), dessen Nachkommen die Soffariden hießen.

Nasr und Ismael, Samans Urenkel, stifteten (892) in Mawaralnahar, d. i. dem Land zwischen dem Oxus und Jaxartes, eine auf die Trümmer der Soffaridischen Herrschaft gebaute Macht. Bokhara war ihr Hauptsiz. Viele Steppenvölker erkannten der Samaniden Gesez. Aber Ueppigkeit und Erschlaffung untergruben den durch wilden Muth errichteten Thron. Die Gaznevi den stürzten ihn um (999).

Neben den Samaniden herrschten in den Südprovinzen des kaspischen Meeres auch die Dilemiten. Ihr Reich wurde zerstört durch die Buiden.

Diese Buiden haben ihren Ursprung von den Söhnen des Fischers Buja Ebn Shetsa. In Shiras und Ispahan standen die Throne der beiden ältern Brüder, in Kerman herrschte der jüngste (933). Der bagdad'sche Chalif erkannte ihre Macht. Ein Buide ward von dem zitternden Chalifen zum Emir al Omrah ernannt, und herrschte als solcher auch über Bagdad. Die Nachkommen dieser Buiden blieben gewaltig bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts. Die Gaznevi den endeten solche Gewalt in Persien (1039), die Seldjuken aber in Bagdad (1056).

In Gauer oder Ghor, dem südwestlichen Theil von Balkh, erhoben sich gegen die türkischen Herren von Gazna eingeborene Fürsten, Ghuriden genannt — Sprößlinge der Sassaniden, wie sie sich rühmten — und Hussein (um 1150) eroberte Gazna. Mohammed Ghori, sein dritter Nachfolger, eroberte Chorasan und Dehi († 1205). Aber bald nach diesem Glück stürzte durch das Schwert der Charissemiten der ghuridische Thron (1215).

Digitized by Google

Unter den in den syrischen Ländern gestifteten Reichen zieht besonders das der Ismaelianer unsere Blicke auf sich.

Hassan Ebn Sabah (1090) sammelte die Anhänger des Ismael, Sohns Giafars al Sadek (des Gerechten), des sechsten Imams und Urenkels von Abubeker, in ein Volk, dessen Religionseifer und Kriegsmuth einen weit über das nordpersische Hochland (Ghebal, das Gebirg, geheißen) herrschenden Thron errichtete. Die Fürsten dieses Reiches nannten sich Scheiks-al-Ghebal (die Fürsten — oder Alten — des Gebirgs), und blieben gewaltig bis auf die mongolische Zeit (1255).

Nach der gewöhnlichen Meinung sind die Assassinen in Syrien ein Stamm der Ismaelianer. In den Zeiten der Kreuzzüge finden wir auf den Höhen des Libanon ein durch Religionsschwärmerei, Todesverachtung und blinden Gehorsam gegen seinen Herrn äußerst furchtbares Volk, dessen Fürst wie der ismaelitische, der Alte vom Berg, geheißen ward. Der Name der Assassinen — „Meuchelmörder" — ist blos der Ausdruck des Abscheues gegen die Mordthaten, welche von ihnen begangen wurden. Denn auf das Wort ihres Oberhauptes zogen die Assassinen mit tödtenden Waffen aus, das ihnen bestimmte Schlachtopfer zu fällen, wo und wann immer sie es träfen. Nah oder fern von ihrem Reich, ja bis in die europäischen Länder, verfolgten sie die dem Tod Geweihten, und mordeten sie vor allem Volk, mordeten Könige und Fürsten in der Mitte ihrer Wachen. Viele Uebertreibung ist offenbar in solchen Berichten, überhaupt aber fast alles räthselhaft von diesem sonderbaren Volke. Einige halten sie für eins mit den Drusen, den Bekennern des vergöttertem Hakem, wornach sie noch heute fortdauern würden. Die gewöhnliche Meinung läßt sie von dem mamlukischen Sultan Bibars ausgerottet werden.

Türkische Reiche.

Durch viele Jahrhunderte tönt furchtbar und bis auf die neueste Zeit gewaltig der Name der Türken. Aber dreierlei ganz verschiedene Reiche sind es, die unter demselben sich uns darstellen. Ein altes, das schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erscheint, aber noch vor Karls des Großen Zeit wieder verschwindet; dann die in der vorliegenden Periode aus den Trümmern des arabischen Chalifats sich bildenden vielnamigen Türken-Reiche; endlich das osmanisch-türkische, dessen Entstehung erst in die folgende Periode fällt.

Der erste Ursprung, der wahre Stammbaum, die ganze Ur-

Digitized by Google

geschichte des Volkes ist dunkel und räthselvoll. Doch genügt uns zu wissen, daß die Türken, wie die Hunnen und Mongolen, von dem großen Gebirge stammen, dessen Rücken mitten in Asien thront, und Völker wie Flüsse nach allen Weltgegenden gesendet hat und sendet. Durch die Ungunst des Schicksals waren die Türken die Sklaven einer mächtigen Horde, der Scheuschang (oder Geugener) geworden. Sie waren verurtheilt, aus den Eingeweiden des Gebirges Altai das Eisen zu Tag zu fördern, welches ihre Tyrannen gewaltig machte. Da erstand unter ihnen ein kühner Führer Bertezena (550), und forderte sie auf, für sich selbst die Schwerter zu bereiten, und Freiheit oder Herrschaft damit zu erkämpfen. Schnell war das Werk der Befreiung vollbracht. Die Scheuschang, in mehren Schlachten hingewürgt, verschwinden aus der Geschichte; die Türken, vom Altai aus, überschwemmen Ost und West. Zumal wird bald nach Bertezena ein großer Eroberer, Disabul, als Chan der östlichen Türken-Horden genannt. Die chinesischen Annalisten beseufzen, daß das Schwert ihrer neuen Feinde ihre Heere wie Gras darnieder gemäht, daß nur Unterwerfung oder Tribut ihren Grimm besänftigt habe; auch scheint es, daß sie einen großen Theil Sibiriens unterjocht haben. In Westen wurde von ihnen das berühmte Volk der Hayathaliten oder weißen Hunnen besiegt, die Perser geschreckt.

Dieses erste und gewaltige Reich der Türken ging zu Grunde durch einheimische Spaltung, durch die ränkevolle chinesische Politik und durch das Schwert der Tataren Hoei-ke (um 750). Es ist nicht unwahrscheinlich, wiewohl nicht vollständig erwiesen, daß mehrere der nach Europa gekommenen barbarischen Steppenvölker die Ueberbleibsel dieser alten Türken gewesen.

Indessen lebte der Name der Türken fort in den Steppenländern Mittelasiens. Als die siegreichen Araber nach der Zertrümmerung des Perser-Reiches, in die Orus- und Jaxartes-Länder drangen, stießen sie auf türkische Horden, und kamen mit denselben in mannigfaltige Verhältnisse des Kriegs und des Friedens. Wir haben gesehen, wie die Chalifen aus türkischen Kriegsgefangenen oder aus Solchen, die freiwillig ihre Dienste nahmen, Heerhaufen, zumal Leibgarden bildeten, und dadurch sich selbst Gefahr und Schmach, den Türken Hoheit und Gewalt bereiteten.

Während der Chalif selbst in Bagdad vor den Launen und dem Uebermuth seiner Leibwachen zitterte, errichteten die in die Provinzen als Statthalter geschickten türkischen Günstlinge, oder auch gemeine Abenteurer, Sklaven aus türkischem Stamm, sich unabhängige Throne; unter ähnlichen Umständen wohl, und mit

Digitized by Google

ähnlichem Erfolg als die einheimischen Thronräuber, jedoch auch unter sich selbst zu einer eigenen Nationalmasse durch gleichen Ursprung und gleichen Charakter sich gestaltend: nicht minder als in der Zertrümmerung des römischen Weltreichs die germanischen Herrschaften wie eine besondere, ein eigenthümliches Ganzes bildende, Masse erscheinen.

In Aegypten machte schon Achmed, Tuluns Sohn, Statthalter des Chalifen Motaz, sich selbstständig nach seines Wohlthäters Tod (869). Aber der Chalif Mokiadi eroberte Aegypten wieder (905). Ein anderer Türken-Sklave, Mohammed Ykschid, erneuerte den Abfall (935). Doch nur ein Menschenalter behaupteten die Ykschiden den Thron. Die Fatimiten stürzten ihn (969).

Wichtiger war die Herrschaft der Gaznevi den, welche Mahmud (999) stiftete. Er, der Sohn eines Hausklaven des Vezirs eines samanidischen Herrschers, schwang sich von der Stelle eines Statthalters in Gazna, wozu schon sein Vater gelangt war, zum unabhängigen Beherrscher Chorasans und aller Länder vom kaspischen Meer bis zur Mündung des Indus, vom Jaxartes bis in die Nähe des Tigris auf. Zwölf Feldzüge that der unermüdete „Sultan" nach Hindostan bis in's Gangesgebiet, zertrat viele Völker, stürzte viele Pagoden um, und eroberte den größten Theil der vordern Halbinsel. Aber dauernd war die Herrschaft über Indien nicht.

Gleichwie die germanischen Stämme, die in römischen Provinzen sich festsezten, sobald sie die christliche Religion annahmen, in ein feindseliges Verhältniß wider ihre heidnischen Brüder in der alten Heimath traten: also wurden die Türkenstämme im arabischen Reich, sobald sie zum Islam sich bekannten, durch eine geistige und politische Scheidewand von ihren Brüdern in der Steppe getrennt, und es dauerte, der vielfältigen Blutsvermischung ungeachtet, das uralte Feindesverhältniß zwischen Iran und Turan fort. Zum Theil war solches schon die Wirkung der bürgerlichen Gesittung, welche die erobernden Stämme in den südlichern Ländern, wenigstens in einigem Maße annahmen, doch weit mehr die Wirkung der Religion.

Sultan Mahmud selbst, der Stifter der gaznevidischen Hoheit, erzitterte noch vor der Macht der Turkomanen, nomadischer Horden von türkischer Abkunft, welche diesseits des Jaxartes herumschwärmten. Mahmuds Nachfolger, Sultan Massoud, sah die Erfüllung von seines Vorfahrers Ahnung an dem blutigen Schlachttag bei Zendekan (1038), welcher der Gaznevi den Herrschaft in diesen nördlichen Gegenden endete, und sie auf die indischen Grenzländer beschränkte.

Digitized by Google

Der Sieger Massoud's war Togrul-Beg, Enkel Seldjuks. Durch's Loos, wie wir lesen, war Togrul unter seinen Mitbewerbern zum Oberhaupt der verbündeten Horden bestimmt, und rechtfertigte durch Muth und Einsicht die Gunst des Glückes. Nicht nur die Gaznevi den, auch die Buiden erlagen dem Arm Togruls, und der größte Theil Persiens gehorchte seinem Wort. Der Chalife Kajem selbst hatte ihn herbeigerufen wider seine Dränger; als Emir al Omrah herrschte der Seldjuke jezt auch über Bagdad. Durch sein Ansehen bewogen, hatten alle Horden, die mit ihm waren, den Islam angenommen; was dessen Herrschaft befestigte. Bis Konstantinopel ging schon der Schrecken der Turkomanen.

Togrul's Neffe und Nachfolger Aly Arslan (1063) (der muthige Löwe) schlug und fing den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes, starb aber auf einem Zug wider Turkestan durch die Hand eines gefangenen Feindes (1072). Sein Sohn, Malek-Schah, auch Dschelaleddin genannt, war der größte unter den seldjukischen Fürsten. Er vereinte unter seinem Scepter mehr Länder, als je der Chalif in Asien besessen. Zugleich war er Freund der Kultur und der Wissenschaft, die schöner nie als unter ihm in türkischen Reichen blühte, Urheber der nach ihm genannten vortrefflichen dschelaleddinischen Jahresrechnung, und durch unermüdeten Thateifer wie durch fromme Wohlthätigkeit berühmt.

Nach ihm (1092) zerfiel das Reich in Trümmer. Er selbst schon hatte das Aufkommen einiger Nebenreiche unter der Herrschaft von Seitenverwandten begünstigt. Doch blieb er der Oberherr aller Länder, in welchen die neuen Throne gebaut wurden. Mit seinem Tod zerriß das Band solcher Abhängigkeit. Blutiger Streit um das Erbe erhob sich zwischen den Söhnen und dem Bruder des Verstorbenen. Ein Vertrag endete denselben, und theilte das Reich (1103). Selbst Persien, das Hauptland, kam an mehrere Linien, und außer demselben erhoben sich noch die unabhängigen Sultane von Ikonium, Kerman, Aleppo und Damaskus.

Neunzig Jahre nach solcher Theilung ward das Hauptreich durch die Chowaresmiden zerstört (1195), deren Stifter, Kotheddin Mohammed, seldjukischer Statthalter in Chowaresm war, sich aber unabhängig gemacht hatte (um 1100). In schnellen Fortschritten erweiterte sich die Herrschaft dieser neuen Dynastie. Die Ghuriden wurden durch dieselbe gestürzt (1215). Die Chowaresmiden (oder Charisseniten) selbst aber erlagen nicht lange darauf dem Schwert der Mongolen

Digitized by Google

(von 1219—1231). Die Trümmer der charisemitischen Horden flohen nach dem westlichen Asien, überschwemmten Palästina, und verstärkten durch ihre käuflichen Dienste die Macht der benachbarten seldjukischen Fürsten.

Denn noch bestand in den Provinzen Kleinasiens die seldjukische Herrschaft. Von den oben bemerkten Reichen erhielt sich, nach dem Untergang der übrigen, jenes von Ikonium oder Rum noch durch längere Zeit. Der Stifter desselben, Suleiman Gazi (der Glaubensbeschützer) war durch die Zwietracht der byzantinischen Thronbewerber, Nicephorus Byennius und Nicephorus Botoniates, groß geworden. Sein Beistand verhalf Letzterem zur Krone, aber Kleinasien ward der Lohn des Beistandes. Anfangs in Ikonium, darauf in Nicäa, wurde der Thron dieses seldjukisch-römischen Reiches (Rum) aufgeschlagen, das Schrecken Konstantinopels und der Abscheu der Abendländer. Wider die Macht dieses Türkenreichs hat am heftigsten der Arm der Kreuzfahrer gestritten. Dennoch überlebte es solchen Sturm, und ward erst durch die Mongolen zerstört (1308).

Auch die Reiche der Ortokiden, Atabeken und Ayubiten mögen unter die türkischen gerechnet werden. Ortok, der Anführer einer turkomanischen Horde, erhielt von den Seldjuken die erbliche Herrschaft über Jerusalem und Palästina (1084). Doch schon die Söhne Ortoks verloren, in den Tagen des ersten Kreuzzugs, das heilige Land gegen die Fatimiten in Aegypten (1096).

Unter den seldjukischen Statthaltern wurden zumal die Atabeken (Pflegväter des Fürsten) in Syrien mächtig und selbstständig. Ihr Stifter war Emad Eddin Zanghi (1121), Statthalter zu Mossul, ein tapferer, weiser Fürst, nach dessen Ermordung (1145) sein Sohn, Nureddin Mahmud, zu Aleppo den Thron einer weitreichenden Herrschaft baute, den Fatimiten und den Christen gleich furchtbar, und im Morgenland und Abendland berühmt durch Mäßigung, Milde und Frömmigkeit. Doch Nureddins Reich zerfiel bald nach ihm († 1174) durch der Ayubiten schwellendes Glück.

Dieselben gingen aus von Schirkuah dem Kurden, dem Sohn Shadi's, welchen Nureddin nach Aegypten sandte, zur Schlichtung des Haders zwischen Dargam und Schawr, den Bewerbern um das Vezirat des fatimitischen Chalifen. Nachdem Schirkuah seinen Verbündeten, Schawr, auf den Stuhl des Vezirs erhoben, ward er uneins mit demselben und stürzte ihn. Er selbst war Vezir, und vererbte solche Würde auf Salaheddin, seinen Neffen, den Sohn Ayubs. Dieser große

Digitized by Google

Krieger und Regent sezte sich auf den Thron der Fatimiten nach dem Tod Abed-ledin-Allah's, des lezten Fürsten aus diesem Geschlecht (1171), und unterwarf Aegypten wieder dem Chalifen zu Bagdad. Nach dem Tod Nureddins zerriß er das Band der Abhängigkeit von den Atabeken, eroberte vieles Land in Asien und Afrika, und stürzte den christlichen Thron in Jerusalem um.

Selaheddins Söhne (1195), die Ayubiten genannt, schwächten sich durch einheimische Kriege. Des Vaters Reich ging in Trümmer. Sein Bruder Adel Seifeddin riß das Hauptland, Aegypten, an sich. Seifeddins Nachfolger unterwarfen sich mehrere losgerissene Länder wieder. Aber der Sultan Moaddan, als er mit Ludwig IX. von Frankreich, den er gefangen genommen, billigen Frieden schloß (1250), erregte hierdurch den Unwillen der Mamluken, einer Sklavengarde, aus komanischen Jünglingen bestehend. Sie tödteten ihn und seine Angehörigen, und bekleideten Ibegh, ihren Anführer, mit der Sultanswürde. Ibegh's Nachfolger wurden jedesmal von den Mamluken gewählt, aus ihrer eigenen Mitte. Man nennt ihre Reihe die Bahariten zum Unterschied einer nachfolgenden (der tscherkasischen) Reihe. Lange behaupteten die Mamluken den Ruhm der Tapferkeit; sie allein trozten dem mongolischen Sturm. Die fortwährende Erfrischung ihrer Stärke durch neu herbeigerufene Krieger aus den heimathlichen Hirtenstämmen bewirkte dieß. Auch gab Verdienst oder Vertrauen, nicht aber Erbrecht, den Thron. Die Sultane entschlummerten also nicht wie jene der Dynastien.

Von den Mongolen.

Nach so lange angedauerten Stürmen der Barbarei, der wilden Herrschgier und des Aufruhrs, nach fast zweitausend Jahre getragenem Fluch des Despotismus blieb Asien noch immer schön. Noch war der Segen von Zoroasters Lehre, noch waren die Spuren der durch Alexander weit ausgestreuten hellenischen Kultur nicht ganz verwischt; die Fanatiker Arabiens hatten allmählig der mildern Gesittung, den Genüssen der Civilisation gehuldigt, und selbst die Türkenschwärme oder ihre bessern Häupter waren nicht ganz unangesprochen geblieben von der aus so vielen Denkmalen redenden Stimme der Menschenbildung.

Aber ein neuer Sturm brach herein, furchtbarer als alle, welche bis dahin gewüthet, und zerstörte für immer Asiens schönere Gestalt. Von denselben Höhen brauste er herunter, von welchen über Europa die hunnische Verwüstung gekommen,

Digitized by Google

und welche die vielnamigen scythischen Horden, Massagethen und Saken, Parther und Türken zu verschiedenen Zeiten über die Süd- und Westländer Asiens ausgegossen. Die Mongolen (Mogolen, Mungalen), von dem altaischen Gebirgsrücken sich herabstürzend, eroberten, verwüsteten in wenigen Menschenaltern den größten Theil Asiens und die Ostländer Europens, und errichteten das ausgedehnteste aller jemals gewesenen Reiche.

Wir haben des mungalischen Volksstammes schon im vorigen Zeitraum gedacht; aber erst mit Dschengis-Chan treten die Mongolen auf den wahrhaft welthistorischen Schauplatz.

Derselbe war der Sohn des Chans Jesu-Kai, welcher über die Horde Näm-U und einige andere, die an den Ufern der Selinga und des Onon umherzogen, herrschte. Als er starb (1176), war sein Sohn, Temudschin, dreizehn Jahre alt. Die Horden verschmähten des Knaben Herrschaft, und schlugen seine Freunde in offener Feldschlacht. Er floh zu Hogrul dem Keraiten, einem tatarischen Chan, der am Jenisei thronte. Aus solchem Stand der Abhängigkeit und Beschränkung erhob sich Temudschin durch Kraft und Glück. Die Liebe der Horden erwarb er sich durch Freigebigkeit und tapfere Thaten. Die Feinde wurden geschreckt oder niedergeworfen, Togrul-Chan selbst, nach entstandener Zerwürfniß mit seinem Schüzling, geschlagen und getödtet. Von Sieg zu Sieg eilend war Temudschin im dreiundvierzigsten Altersjahr mächtig genug, daß auf einem Kurultai (oder Reichstag) (1206) von einem Propheten verkündet werden mochte: Temudschin sey durch Rathschluß des Himmels Dschengis- (oder Dschengiz-) Chan (der größte Chan), und bestimmt zur Herrschaft über die Erde.

Die Horden der weiten Wüsten erkannten gläubig des Propheten Wort, und an ihrer Spize erschien bald der gewaltige Dschengis, das Schrecken der Völker. Er brach über die große Mauer mit den Myriaden seiner Streiter in Sina, mähte die chinesischen Heere nieder, eroberte Yenking, die Hauptstadt, und erzwang schweren Tribut und die Abtretung von fünf Provinzen (1210 und 1214).

Bald darauf ward wider Mohammed, den weitherrschenden Sultan von Chowaresm, der Krieg erhoben (1218—1224). Siebenmal hunderttausend Mongolen trafen in den Flächen nördlich des Jaxartes auf viermal hunderttausend chowaresmische Streiter, und schlugen sie in einer schrecklichen Schlacht. Mit Hilfe chinesischer Kriegsbaumeister brach jezt Dschengis die Mauern der hochberühmten Städte Otrar, Meru, Nisabur, Herat, Balk, Kandahar u. a.: die zitternden Völker wurden zertre-

Digitized by Google

ten, die Denkmale des Fleißes früherer Geschlechter zerstört. Durch alle Länder vom kaspischen Meer bis zum Indus tobte die Verwüstung, welcher Gelaleddin, Mohammeds Sohn, vergebens die Kraft seines Heldenarms entgegensetzte.

Der Würger der Nationen starb bald darauf, neue Plane der Eroberung brütend (1227).

Seine Nachfolger setzten dieselben ins Werk, mit gleichem Glück und gleicher Grausamkeit. Die Geschichte der mongolischen Eroberungen ist schaudervoll. Die Spuren ihrer Zerstörungswuth sind heute, nach bald sechshundert Jahren, noch nicht verwischt. Mit ungeheueren Kriegsschaaren, unersättlich und ohn' Erbarmen, durchstürmten sie die blühenden Länder, und ließen überall eine Wüste zurück. Welche Stadt in ihre Gewalt fiel, die wurde geplündert, zerstört, ihre Bevölkerung theils niedergemacht, theils als Sklaven verkauft. Nicht Alter, nicht Stand, nicht Geschlecht fand Gnade vor diesen Barbaren, auch Unterwerfung sänftigte nicht ihren Grimm. Als Oktai-Chan Nordchina erobert hatte, geschah in dem Rath seiner Großen der Vorschlag, die ganze Bevölkerung dieses weiten, menschenreichen Landes zu vertilgen, auf daß ein freier Weideplaz für die Heerden der Sieger daraus würde. Die beredten Vorstellungen Jlidschudsai's, eines edlen Mandarins, welchen Oktai ehrte, retteten mit Mühe das schwer bedrohte Volk.

Nach Dschengis-Chan ward Oktai, sein Sohn, zum Beherrscher der Mongolen erklärt, jedoch erhielten auch dessen Brüder Tuschi, Dschagatai und Tuli weite Reiche zum erblichen Besiz, ob auch mit abhängiger Hoheit. Nach Oktai's Tod (1241) ernannten die Großen der Nation auf einem feierlichen Kurultai Gayuk, Oktai's Sohn, zum Großchan, welchem auf ähnliche Weise Mangu (1251), Tuschi's Sohn, und diesem sein Bruder Kublai (1259) folgten. Kublai war der lezte allgemeine Herrscher oder Großchan.

Durch die glücklichen Waffen Oktai's und seiner Neffen ward fast zu gleicher Zeit das nördliche Sina und in Westen alles Land vom Ural bis an die Oder und die Ostsee, vom Eismeer bis gegen das adriatische unterworfen. Sina war damals in zwei Reiche getheilt. Vom nördlichen, welches die Niutsche beherrschten, hatte schon Dschengis fünf Provinzen abgerissen; jezt zerstörte es Oktai völlig, und vereinte es mit seinem eigenen Gebiet (1234). Gleich darauf sandte er Batu, Tuschi's Sohn, mit fünfmal hunderttausend Streitern aus gegen die Reiche des Nordens und Westens. In weniger als sechs Jahren (1236—1242) durchzog dieser in beispiellosem Siegeslauf neunzig Längengrade, den vierten Theil des Umfangs der Erde.

Die unermeßlichen Steppen Kipzaks oder Kaptschaks, wie man die Länder vom Jaik bis zum Dnieper nannte, die Gebiete der Großfürsten Rußlands, vom baltischen bis zum schwarzen Meer, Polen, Schlesien — allwo bei Liegnitz viele slavische und teutsche Herren fielen —, auch die Länder südlich am Krapak, das weite Ungarn, Servien, Bosnien, Bulgarien wurden erobert oder verwüstet; die Schrecken des mongolischen Namens durchschauerten ganz Europa.

Der Papst (Innocenz IV.) und der Kaiser (Friedrich II.) suchten das Ungewitter zu beschwören. Die Mission des Papstes verfehlte ganz ihren Zweck, brachte jedoch der Erdkunde gelegenheitlichen Gewinn. Die Rüstungen des Kaisers flößten Ehrfurcht dem Chan ein; der wilde Strom, welcher mit unheilbarer Barbarei Europa bedrohte, prallte ab an teutscher Tapferkeit, und flutete zurück über Asien.

Indessen hatte Batu's Bruder, Scheibani-Chan, seine Augen auf die unwirthbaren Länder des tiefern Nordens geworfen. Mit einer mäßigen Horde drang er (1242) bis an's Eismeer. Seinen Thron schlug er zu Tobolsk auf, von wo aus dreihundert Jahre lang seine Nachkommen über Sibirien herrschten.

Die Zerstörung des Chalifats durch Hulagu-Chan ist schon in der arabischen Geschichte erzählt. Derselbe Hulagu legte noch viele andere Reiche des mittlern und westlichen Asiens in Trümmer, unter denselben jenes der Ismaelianer in Persien und die meisten derjenigen, welche in Kleinasien und Syrien den Seldjuken, oder den Atabeken, oder ihren Emirs gehorchten. Nur die Mamluken in Aegypten vertheidigten ihre neu errungene Herrschaft mit Muth und Glück.

Noch bestand, als Oktai das nördliche Reich der Niutsche über den Haufen geworfen, in Süden das ungleich mächtigere Reich der Song. Kublai-Chan bereitete Krieg wider die Song, und führte seine unüberwindlichen Schaaren von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, bis zur Residenz Quinsay (1279), endlich bis Canton. Die Chinesen, den Kampf im Feld vermeidend, litten standhaft den Tod hinter ihren Mauern und Verschanzungen. Blutend sanken sie endlich dem Ueberwinder zu Füßen. Ganz China gehorchte jetzt dem Eroberer, welcher, noch ungesättigt, auch Korea, Tunkin, Cochinchina, Pegu, selbst Bengalen und Tibet, als unterwürfige oder tributpflichtige Länder an sich brachte, ja die fernen Inseln des indischen Meeres mit einer Flotte heimsuchte, aber beim Angriff auf Japan durch den Ungestüm der Wellen zweimal an die Schranken seiner Macht eindringlich erinnert ward.

Für das Reich der Mongolen ward die Erwerbung Chi-

Digitized by Google

na's und der Uebergang der Eroberer zu den Sitten und der Religion der Ueberwundenen der nähere Anlaß zur Zersplitterung. Die chinesischen Mongolen wurden hierdurch von ihren Brüdern getrennt, und nicht länger konnte der Großchan (das Haus Kublai's, auf welches diese Würde forterbte) die entfernten Provinzen und Gewaltsträger im Gehorsam erhalten. Also fing — nach dem ewigen Gesez der asiatischen Despotien — die Theilung, der einheimische Krieg, die Auflösung der großen Herrschaften in vielnamige kleine an.

Die wichtigsten dieser Staaten, welche allmählig zur Selbstständigkeit erwuchsen, mitunter auch in wieder kleinere Theile zerfielen, waren: 1) Dschagatei, von einem Sohne Dschengis also genannt, und von dessen Haus beherrscht. Es begriff zumal die tatarischen Länder östlich am kaspischen Meer und in den Regionen des Mustag. In Bischbalig residirte der Chan. 2) Iran oder Mittelasien, die altpersischen Länder, und was von Kleinasien und Syrien unterworfen war, begreifend. Tauris war der Siz dieses Reiches. 3) Turan, das öde Reich, welches in Sibirien Scheibani-Chan errichtet hatte. 4) Kipzak, welches anfangs auch über Sibirien die Hoheit behauptete, später auf die Steppenländer im Norden des kaspischen und schwarzen Meeres und auf Rußland beschränkt ward. In Sarai war der Thron.

Das Hauptreich, die Herrschaft des Großchans, blieb in den heimathlichen Steppen der Mongolen, in den Altai-Ländern und in der Wüste Kobi. Lange zogen die Großchans an der Spize der „goldenen Horde" unstät umher in der weiten Steppe; endlich ward das Dorf Karakorum zum bleibenden, oder Hauptsiz erkoren. Als China erobert war, ließ der Großchan auf den Thronen des Kaisers sich nieder. Aber es ward Karakorum, nach der spätern Umwälzung, welche die Mongolen aus China verdrängte, abermal der Siz des gesunkenen Reiches.

Geschichte der Kreuzzüge.

Einleitung.

Ein Krieg von vielen Nationen — nicht von einzelnen Treibern, die ihre Heerden zusammenstoßen — ein gemeinschaftliches Unternehmen vieler Völker, oder eines ganzen Welttheils gibt nothwendig einen großen und erhebenden Anblick. Dasjenige, was Menschen verschiedener Zungen, Lagen und Verhältnisse,

Digitized by Google

Theilnehmer von vielfach widerstreitenden Interessen, ja natürlich in feindseliger Berührung stehend, unter eine Fahne sammelt, kann nicht wohl ein materielles Interesse — als welches nach besondern Verhältnissen immer unterschieden ist — es kann nur ein geistiges, eine Idee seyn. Eine Idee aber als bewegende Kraft der Völker, ja gewaltiger als die physischen Kräfte des Zwangs, als alle Lockung sinnlicher Zwecke erblicken, heißt den Adelsbrief unseres Geschlechtes einsehen. Selbst wenn die Gestaltung solcher Idee oder ihre Anwendung verkehrt oder thöricht wäre, wenn der unmittelbare Gegenstand des durch sie erweckten Strebens Mißbilligung verdiente, wenn Unlauterkeit bei Vielen, welche Genossen des Strebens sind, erschiene, wenn die Wirkungen desselben als geringfügig, ja schädlich sich darstellten, oder wenn die gewünschte Frucht durch Irrthum, Bosheit oder Unglück zerstört würde: — so bliebe dennoch das hohe Interesse des Schauspiels, als des Waltens einer geistigen Kraft.

Von diesem Standpunkt wollen wir die Kreuzzüge betrachten; er ist der geeignetste zu ihrer Würdigung. Sie sind nicht eine politische, sie sind eine religiöse Unternehmung der Völker gewesen. Nicht um das byzantinische Reich, die Vormauer Europa's, gegen die Türken zu schützen, nicht um der Türken Macht zu schwächen, nicht um Schätze und Herrschaften im Orient zu erstreiten, welches Alles nur untergeordnete oder nur Zwecke von Einzelnen waren: — nur darum hob Europa sich aus seinen Angeln, und stürzte über Asien her, um die Grabstätte des Erlösers, überhaupt die Stellen, die durch die Geburt, den irdischen Wandel und den Tod Christus geheiligt worden, den Ungläubigen zu entreißen, auf daß ihnen nicht länger Entweihung drohe, und auf daß der Christ in Sicherheit und Friede des religiösen Trostes an den durch ihre Bedeutung ihm angehörigen heiligen Stätten sich erfreue.

Ob es politisch gut oder räthlich wäre, Palästina zu erobern? kam hiernach nicht in Erwägung; ob es gerecht wäre, daran zu zweifeln fiel Niemanden bei. Auch ließe sich, selbst vom philosophischen Standpunkt, Einiges zur Rechtfertigung anführen.

Das Wallfahren, d. i. das Besuchen religiöser Orte, die entweder durch heilige Erinnerungen ehrwürdig, oder nach frommem Glauben, der Aufenthalt von Wunderkräften, segenbringend den Bittenden sind, hat schon in der alten heidnischen Zeit als heilige Sitte bei allen Völkern gegolten. Die Griechen und die Orientalen hatten ihre Orakel, ihre wunderthätigen Bilder, Quellen, Haine u. s. w., wohin von nah und von fern gewallfahrtet ward. Auch die Christenheit nahm das Wallfahren als verdienstliche Handlung oder als geeignetes Mittel zur Pflege

Digitized by Google

religiöser Gefühle, zur Erhebung des Gemüths gen Himmel, zum Empfang himmlischen Trostes auf; und sie mochten mit Recht — ob auch ihr Gott kein lokaler, sondern der allgemeine sey — die Stellen, welche der Schauplaz der Geschichte ihres göttlichen Stifters gewesen, als ihr in diesem Sinn auf ewig angehörend betrachten. Das Recht, an diesen geheiligten Stellen zu beten, war gar wohl verträglich mit eines Fremden Besizthum auf Grund und Boden, mit den Hoheitsrechten eines ungläubigen Königs oder Volkes über das heilige Land. Diesem Recht hatte die Christenheit niemals entsagt; auch wäre, ihm zu entsagen, nie in der Macht des griechischen Kaisers oder irgend eines andern zufälligen Besizers der Gegend gestanden.

Solchen Ideen gemäß hatten, auch seit der Eroberung des heiligen Landes durch die Sarazenen, die Wallfahrten der Christen aus allen Weltgegenden und von allen Sekten dahin fortgedauert, und es war jede Störung der Andacht, oder jede andere Bedrückung, welche mitunter die tyrannische Laune der Landesherren oder ihrer Gewaltsträger über die Pilgrimme verhängte, als Unrecht erkannt und beklagt worden. Aber gewöhnlich, zumal seit der abbassidischen Zeit, noch mehr seitdem die fatimitischen Chalifen über Palästina herrschten, blieben die Wallfahrer ungekränkt, ja sie wurden selbst begünstigt aus Handelsgründen. Als aber die Türken sich jener Länder bemächtigten, als unter den Zerrüttungen, welche den Fall des Chalifats begleiteten, für die wallfahrenden Christen der Friede verloren ging, als Mißhandlungen an die Stelle der früheren Gastfreundlichkeit traten: da entstand ein Widerstreit des langgeübten religiösen Rechtes der Christen mit den Anmaßungen der politischen oder Gewaltsherrscher des Landes; es blieb der Christenheit zur Behauptung ihrer heiligen Ansprüche nur ein Mittel, das Schwert, übrig; und es mochte, da der Mißbrauch des Besizrechtes als eine Verwirkung desselben gelten kann, und das Kriegsrecht nur in seinem Zweck seine Grenze findet, auch das Land selbst seinen gewaltthätigen Herren entrissen werden.

Seitdem die Bedrängnisse der Wallfahrer in Palästina sich vermehrt hatten, war in Europa der Gedanke der Rache und der Rettung erwacht. Schon Papst Sylvester II. († 1003) ermunterte die Christenheit im Ton der Begeisterung zur Befreiung des heiligen Grabes. Seine Worte verhallten. Der Ruf solcher Befreiung ertönte lauter und allgemeiner, seitdem der Turkomane Ortok von den Seldjuken die Herrschaft über Jerusalem und das heilige Land erhalten. Seine Schaaren, der Gesittung und dem Handel fremd, wußten nicht anders ihr Besizthum als durch Druck und Raub zu nüzen. Die Klagen der heimkehrenden Pil-

ger, die Erzählungen von den Leiden der palästinischen Christen, von der Mißhandlung selbst des Patriarchen von Jerusalem, brachten die Gemüther in Aufruhr, und es bedurfte nur noch eines zündenden Strahles, um den über dem Welttheil gehäuften Brennstoff in lodernde Flamme zu bringen.

Der Feuereifer Peters von Amiens (auch Peter der Einsiedler, und Cucupeter geheißen) ward solcher Strahl. Dieser hochbegeisterte Mann hatte das Bedrängniß der Christen im heiligen Land mit eigenen Augen gesehen, hatte die Klagen des Patriarchen vernommen, und erkannte in der mächtigen Aufregung seines Gemüthes einen Ruf des Himmels zur Verkündigung des heiligen Krieges. Er eilte zurück nach Europa, empfing vom Papst Urban II. Bekräftigung und den apostolischen Segen.

Während Peter der Einsiedler die Länder durchlief, und durch Feuerworte seine Schwärmerei in die Seele von Hunderttausenden goß, schrieb Urban II. ein Concilium nach Piacenza (1095, März) aus, um allda die große Angelegenheit durch gemeinsame Berathung der geistlichen und weltlichen Häupter zu fördern. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, auch den Wünschen des Papstes, so wie den Bitten der griechischen Abgeordneten, welche in Alexius I. Namen um Hilfe wider die Türken flehten, geneigt. Im November desselben Jahres (1095) ward eine zweite Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne gehalten, unter großem Zulauf von Begeisterten aus allen Ständen. Der Eifer der Anwesenden kam jenem des heiligen Vaters entgegen, und der tausendstimmige Ruf: „es ist der Wille Gottes!“ unterbrach den Strom seiner ermunternden Rede. Er hieß sie, solches fromme Wort zum Feldgeschrei nehmen, ihre Kleider — oder, wie die Eifrigsten thaten, ihre Leiber — mit dem heiligen Kreuz bezeichnen, und Genossen des verdienstlichen Werkes unter Fremden und Bekannten werben. Am Fest der Himmelfahrt Mariä des nächstfolgenden Jahres (15. August 1096) sollte der Heerzug beginnen.

Erster Kreuzzug.

Noch in der Zwischenzeit brachen, ungeduldig des Verzugs, unter Peter dem Einsiedler selbst, unter seinem Freund und Vorläufer Walter Habenichts, unter dem Grafen Emiko von Leiningen und dem Priester Gottschalk einige hunderttausend Kreuzfahrer auf, meist aus den Rheinländern, durch Süddeutschland, Ungarn und Bulgarien nach dem griechischen Reich. Die beiden Letztgenannten fingen ihren Kreuzzug mit grausamer Verfolgung der Juden an, wodurch die Städte

am Rhein mit Scenen der Plünderung, der Niedermetzlung und der verzweifeltsten Wuth, in der Vertheidigung wie im Angriff, erfüllt wurden.

Hierauf wälzte die fanatische Pöbelschaar sich fort gegen die Donauländer, fiel den wilden Bewohnern Ungarns und Bulgariens durch Hunger und Raubsucht schwer, und erlag zu zwei Drittheilen deren wohlgeführtem Rachesschwert. Die Uebrigen stürzten sich über das griechische Reich, dessen Kaiser sie durch freigebige Spenden beschwichtigte, aber so schnell als möglich über den Bosporus nach Asien schaffte. Bald erscholl die Kunde von ihrem Untergang in der Vertilgungsschlacht bei Nicäa gegen den Sultan von Iconium, kilidische Arslan.

Jezt erst, nachdem schon dreimal hunderttausend Kreuzfahrer umgekommen, erschien das Hauptheer, doppelt so stark an Zahl, wohlgerüstet, streitbar, geführt von den edelsten Helden der Zeit. Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, war unter ihnen der Erste, durch anerkannten Vorzug des Geistes und Charakters. Neben ihm glänzten durch Geburt oder Macht, oder Thatenruhm Hugo der Große, Graf von Vermandois, des französischen Königs Bruder, dann Herzog Robert von der Normandie, Wilhelms des Eroberers Sohn, die Grafen Robert von Flandern, Raimund von Toulouse und Stephan von Chartres, und aus Unteritalien der tapfere Bohemund, Fürst von Tarent, Robert Guiscards Sohn, und sein heldenmüthiger Verwandter Tankred, die Zierde der Ritterschaft.

Auf verschiedenen Wegen, zu Land und zu Wasser, gelangten diese Häupter mit ihren gewaltigen Schaaren, unter denselben wohl hunderttausend schwer bewaffnete Reiter, an die Thore Konstantinopels, dessen Beherrscher wie sein Volk mit steigendem Erstaunen und steigender Furcht die endlosen Reihen seiner Helfer, die schwellenden Fluthen dieser abendländischen Völkerwanderung betrachtete.

Fünf bis sechs besonders große oder Hauptkreuzzüge nach dem gelobten Land werden gerechnet. Aber während und zwischen denselben, fast zweihundert Jahre lang, gingen fast unabgebrochen größere oder kleinere Haufen und einzelne Kreuzfahrer ohne Zahl dahin. Selbst Frauen in großer Menge nahmen das Kreuz. Eine Königin von Ungarn führte eine ganze Schaar solcher Schwärmerinnen nach Palästina. Ja! Kinder, zu vielen Tausenden, wurden ergriffen von demselben Feuer, und man sah lange Reihen dieser Unschuldigen, welche auf die Autorität des Spruches: „Herr, du willst durch Kinder verherrlicht werden!“ dem Schoos ihrer Familien entrissen und gegen die Sarazenen geführt wurden. Sie sahen ihre Heimath nicht wieder. Die

Hälfte starb auf dem Weg vor Mühseligkeit und Hunger, die übrigen wurden von ihren ruchlosen Führern den Türken verkauft. Aber die Kreuzzüge zur Wiedergewinnung oder zur Behauptung des heiligen Grabes waren nicht die einzigen. Päpste und ihre Diener, die Mönche, predigten mit großem Erfolg Kreuzzüge wider alle Feinde der Kirche in Ost und West. Unter derselben Fahne des Kreuzes wurde wider die Mauren in Spanien und wider die Heiden in Preußen und Liefland gestritten, nicht minder wider die unglücklichen Albigenser und Waldenser in Languedoc, wider Ketzer, Schismatiker, Gebannte aller Art, wider das verhaßte Haus Hohenstaufen, um demselben Neapel und Sicilien zu entreißen, wider rechtmäßige Fürsten überall, wenn sie nicht Sklaven der Kirche seyn wollten, endlich auch gegenseitig von einem Papst wider den andern, so daß nicht selten ein Kreuzheer feindlich einem andern gegenüber stand.

Welches waren wohl die Kräfte und Triebfedern, die eine so unerhörte und langdauernde Bewegung erklären? —

Die Idee der religiösen Verdienstlichkeit solcher Züge, dazu der fromme Haß wider die Erbfeinde der Christenheit, immer neu angefacht durch immer neue Unbild; diese Motive mußten wohl in den Jahrhunderten des allgemein vorwaltenden Glaubenseifers unendlich mächtig seyn. Im Anfang der Kreuzzüge gesellte sich noch dazu die damals allgemein verbreitete Meinung von dem herannahenden Ende der Welt, welche um so empfänglicher für religiöse Eindrücke machte. Auch wurde die Kraft derselben verstärkt durch künstliche Anfachung von Seite der Kirchenhäupter und Volksheiligen.

Denn auf dem Concil von Clermont verkündete der Papst einen allgemeinen Sündenerlaß für Alle, welche das Kreuz nähmen, Erlaß der Kirchenbußen wie der göttlichen Strafen und wegen aller Verbrechen, wie sie immer genannt würden. Diese Verkündung wirkte wie ein elektrischer Schlag auf eine zugleich sündenvolle und abergläubische Welt, sie bewog Millionen zur Annahme des Kreuzes.

Krieg und Abenteuer, wozu die Kirche jetzt einlud, waren ohnehin schon die Lieblingssache der abendländischen Ritter, und das Lehenswesen, welches die Entschlüsse oder Launen des Einen immer zum Gesetz für Viele machte, vervielfachte auch die Wirkung von der Einzelnen Gelübde.

Dazu kamen noch verschiedene fremdartige Interessen, welche zufällig an diese heiligen Unternehmungen sich anreihten, oder künstlich an deren Beförderung geknüpft wurden. Die Könige sahen es gern, wenn ihre Vasallen ins heilige Land zogen. Dadurch wurden sie von der oft gefährlichen Gegenwart trotziger

oder übermächtiger Häupter befreit, ja oft — beim Untergang ganzer Häuser im fernen Krieg — durch den nüzlichen Heimfall von deren Lehen bereichert. Dagegen freuten auch die Vasallen sich der Entfernung ihrer Könige, als welche ihren selbstsüchtigen Bestrebungen ein freieres Feld öffnete. Die Geistlichkeit aber sah die Dauer der frommen Züge als einen fortwährenden Triumph ihrer eigenen Macht an, und benüzte dieselbe Gemüthsstimmung, welche die Annahme des Kreuzes bewirkte, zur Erschleichung oder Erpressung von Spenden oder Vermächtnissen.

Ueberhaupt Jedem, der das Kreuz nahm, winkte für sich selbst ein willkommener Lohn. Die Könige und die großen Häupter, wenn sie auch keine Herrschaft im Morgenland wünschten, erwarben doch hohen Ruhm und der Geistlichkeit mächtige Gunst; die minder Mächtigen, oder die mit ihrem Loos daheim nicht zufrieden waren, mochten zu einem glänzendern in Asien durch Tapferkeit und Glück gelangen. Wer von Feinden bedrängt, von Gläubigern beängstigt, ja von der strafenden Gerechtigkeit bedroht war, entging, gemäß feierlich verkündeten, geistlichen und weltlichen Gesezen, durch Annahme des Kreuzes allem Angriff und aller Verfolgung. Dem Niedrigsten und Aermsten, ja diesem vor allen Andern, gewährte die Kreuzfahrt Heil. Er wurde durch sie entbunden von der drückenden Gutshörigkeit, und mochte, der Tyrannei seiner Herren entrückt, ein freies Loos im gelobten Lande finden.

Aber so mächtig die bewegenden Kräfte, so gewaltig die bewegten Massen waren, dennoch hatten sie in ihrer Hauptbestrebung nur geringen Erfolg. Auch liegt in den Elementen selbst, woraus sie bestanden, in den Verhältnissen und Umständen, worunter sie wirkten, die befriedigendste Erklärung davon. Selbst die Streiter derselben Nation waren, so wie es das System des vielherrischen Lehenswesens mit sich brachte, in eine Menge größerer und kleinerer Haufen getheilt, die kaum dem Namen nach eine allgemeine Anführung erkannten, oder doch dem Willen und der Laune des unmittelbaren Herrn mehr als dem Interesse des Ganzen dienten. Noch weit loser war die Verbindung unter den Streitern von verschiedenen Ländern und von verschiedenen Zungen. Nationalstolz, Haß, Vorurtheil, Eifersucht lagerten sich zwischen die Heerhaufen, und machten die einträchtige, energische Zusammenwirkung unmöglich.

Die Vielheit der Häupter, der Mangel an kräftig waltender Autorität hinderte alles Gute in Rath und That. Die Indisciplin grenzte an Auflösung; keine regelmäßige, wenigstens keine hinreichende Fürsorge war für Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel; Hunger und Seuchen rafften die Schaaren weg; Unkunde des

Digitized by Google

Landes, Verzweiflenheit oder Verrath lieferten den Ueberrest in die Hände eines wachsamen und durch ähnliche Ideen wie die Christen begeisterten Feindes.

Das Königreich Jerusalem hatte dabei nie einen andern als einen künstlichen und unhaltbaren Grund. Die einheimische Bevölkerung, ob auch den christlichen Namen tragend, war verderbt, feige, verrätherisch: alle Gründungen und Anstalten der Lateiner waren ungenügend oder unpassend, und die Griechen, weit entfernt, die Bemühungen der Abendländer zu unterstützen, schienen oder waren vielmehr geneigt, die verhaßten und gefürchteten Fremdlinge durch geheime Ränke, mitunter gar durch erklärte Feindseligkeit zu verderben. Die Gesinnung und das Betragen der Lateiner waren nicht freundlicher als jene der Griechen: und in dem gegenseitigen Haß oder Mißtrauen der beiden Nationen liegt eine der Hauptursachen des Mißlingens der Kreuzzüge.

Als die Schaaren Gottfrieds von Bouillon und der übrigen Fürsten über die Meerenge gebracht waren, so rückten sie sofort gegen Nicäa, und eroberten diese Hauptstadt des seldschukischen Sultans (1097, 20. Juni). Ein entscheidender Sieg bei Doriläum öffnete ihnen den Weg nach Syrien, und das große Heer lagerte sich vor Antiochien, während Gottfrieds Bruder, Balduin, in Edessa einen Fürstensitz gründete, und bald über Mesopotamiens und Armeniens schönste Provinzen seinen Scepter streckte.

Antiochien ward nach mühevoller Belagerung gewonnen: aber in der eroberten Stadt sahen bald die Christen durch den Emir von Mossul, Kerboga, sich eingeschlossen, und dem Untergang durch Waffen oder Hunger preis. Ein glücklicher Ausfall, zu welchem abergläubische Begeisterung (ob der vermeintlich aufgefundenen heiligen Lanze) die Kräfte lieh, rettete die Bedrängten, und sie zogen jezt, nach einigem Verweilen, nach Jerusalem, dem heiß ersehnten Ziel ihrer kriegerischen Pilgerfahrt.

Diese heilige Stadt hatte der fatimitische Chalif Mostaali den Kindern Ortoks in demselben Jahre, worin der Kreuzzug begann (1096), entrissen und wieder mit dem ägyptischen Reiche vereint. Gleichgiltig gegen solche Veränderung der Verhältnisse, forderten die Christen Jerusalem zurück als ihr unverlierbares Erbe, wer immer von den Ungläubigen es zeitlich besize. Daher, wiewohl ihre Zahl durch die bisherigen Unfälle bis auf 60,000 herabgekommen war, griffen sie dennoch kühn die stark bemannte und wohl vertheidigte Stadt an (1099, 7. Juni bis 15. Juli), und eroberten sie, nach wechselvollem Kampf, mit Sturm.

Noch einmal versuchte der Chalif von Aegypten die Herstellung

Digitized by Google

seiner Macht. Aber er ward entscheidend geschlagen bei Askalon und das gewonnene Land behauptet.

Königreich Jerusalem.

Unter den siegreichen Häuptern war Gottfried von Bouillon zum König des neu errichten Christen-Reiches gewählt; doch war sein Gebiet von kleinem Umfang, da nicht nur in Edessa und Antiochia, sondern auch in den näher gelegenen Städten und Ländern, Tripoli, Tiberias, Sion, Tyrus, Galiläa, u. a., durch andere Häupter gesonderte Herrschaften gestiftet wurden. Ja selbst im eigentlichen Königsland ließ der Geist des Lehenswesens die Monarchie nicht aufkommen; und auch die Geistlichkeit, die aus der Heiligkeit der Orte und dem Zweck der Eroberung nicht unscheinbare Gründe für ihre Ansprüche zog, beschränkte ausnehmend den neuen Thron. Sonst ward die innere Verfassung des Reiches, so gut es diese Umstände erlaubten, durch ein gerechtes und weises Gesez — (die Assises de Jérusalem) — geordnet, über dessen Ursprung und Schicksale jedoch verschiedene Zweifel obwalten.

Gottfried starb ein Jahr nach seiner Erhöhung (1100). Sein Bruder Baldwin I. folgte ihm, diesem aber Baldwin II., sein Verwandter (1118), auf welchen Falko, dessen Eidam (1131), und dann des Leztern Sohn Balduin III. kamen (1142). Sie Alle stritten mit wechselndem Glück wider die Sarazenen. Ihre Macht war gering. Kaum 12,000 regelmäßige Streiter zählte das Reich. Es würde früher der Macht der Türken erlegen seyn, wenn nicht die Stiftung der geistlichen Ritterorden vom Hospital des heil. Johannes, dann vom Tempel Salomons und etwas später der teutschen Kreuzherrn ihm eine eherne Schuzwehr gegeben, und wenn nicht die von Zeit zu Zeit erschienene Hilfe frischer Kreuzschaaren den Abgang der einheimischen Streitkraft ersezt hätte.

Der älteste jener Orden war derjenige, welcher den Namen der Hospitaliter oder Johanniter führte (später aber jenen der Rhodier- und endlich der Malteser-Ritter erhielt). In seinem Ursprung war er ein bescheidenes Bethaus, dann ein Kloster und ein Spital, welche, zu Jerusalem in der Nähe des heiligen Grabes von Kaufleuten aus Amalfi gestiftet (1048), nach und nach emporgestiegen, und von dem heiligen Johannes, welchem sie als Schuzpatron gewidmet waren, den Namen trugen. Nachdem die Christen Jerusalem eingenommen, ward die wohlthätige Stiftung durch fromme Gaben bereichert, und ihren Dienern anfangs durch Gerhard, dann vollständiger durch

Digitized by Google

Raymund du Puy (1120), die Vorsteher der Anstalt, eine vom Papst bestätigte Mönchsregel gegeben. Sofort fing der Kampf wider die Sarazenen an, und wurde, meist glorreich, fortgeführt bis zum Untergang der christlichen Herrschaft. Die Johanniter erhielten hierauf in Cypern eine Zufluchtstätte, von wo aus sie muthvoll den Seekrieg wider die Türken führten, und schon 1309 das wichtige Rhodus eroberten. Sie behaupteten dasselbe bis in das sechzehnte Jahrhundert.

Der Orden der Tempelherren wurde von Hugo von Pajens und Gottfried von St. Aldemar mit einigen Freunden gestiftet, zwanzig Jahre nach der Eroberung Jerusalems (1118), als Balduin II., schwer bedrängt durch die Türken, nach Hilfe schmachtete. Die verbrüderten Ritter wurden von ihm aufgenommen in seinen Palast an der Ostseite der Stätte von Salomons Tempel, und erhielten von daher ihren berühmten Namen. So arm waren sie anfangs, daß, wie wir lesen, ihrer je Zwei auf einem Pferde saßen. Aber bald wurden sie reich begabt von Königen und Fürsten in allen Ländern Europens. Die Zahl der Ritter und noch weit mehr jene der dienenden Brüder, nahm außerordentlich zu; sie wurden ein Hauptpfeiler der christlichen Macht in Palästina. Doch haben sie auch durch Ausschweifung, Uebermuth, und mitunter selbst durch Verrath, ihren Ruhm befleckt. Nach dem Verlust Palästina's zog der Orden nach Europa, um allda, in seinem Hauptsiz Frankreich, die gräßlichste Vertilgung zu leiden. Viele Güter der Tempelherren fielen ihren Nebenbuhlern an Ruhm und Macht, den Johannitern, zu.

Auch der mächtige teutsche Orden entsprang einer kaum bemerkten Quelle. Ein ungenannter Teutscher stiftete (1128) in Jerusalem für die Armen und Kranken seiner Nation ein Hospital und Bethaus. Der edle Zweck erwarb der Stiftung Theilnehmer, und bald verbanden diese mit der Uebung der christlichen Liebe auch den Kampf wider die Ungläubigen. Eine Mönchsregel, aus den Sazungen des heil. Augustinus gezogen, ward das Gesez der Verbrüderung, welche später mit der, im Lager vor Arze zu ähnlichen Zwecken errichteten, Stiftung von einigen Bürgern aus Lübeck und Bremen vereinbart und durch die Bemühungen des hohenstaufischen Friedrich, Herzogs von Schwaben, zum Ritterorden erhöht ward (1190). Heinrich von Walpot war der erste Großmeister. So wie die beiden andern, so ward auch der teutsche Orden durch Schenkungen von Königen und Fürsten in Europa reichbegütert, und zumal in Teutschland, noch mehr aber in Polen und in Preußen, mächtig, wohin auch der Siz des Hochmeisters im Anfang des 14ten Jahrhunderts verlegt ward.

Digitized by Google

Indessen ward die alternde Macht der Seldschuken durch der Atabeken aufstrebende Hoheit furchtbar erneuert. Emadeddin Zanghi zu Mossul und sein Sohn Nureddin, welcher zu Haleb thronte, erschütterten durch wiederholte Schläge die christliche Herrschaft.

Folgende Kreuzzüge.

Da erhob sich abermals Europa in frommen Waffen, und stürzte gewaltig über Asien. Die beiden höchsten Häupter des Abendlandes, der Kaiser Konrad III. und Ludwig VII., König in Frankreich, nahmen das Kreuz (1147); mit ihnen zogen 140.000 gepanzerte Reiter und nah an einer Million gemeines Fußvolk. Von den Feuerworten des Abtes Bernhard von Clairvaux, des großen Volksheiligen jener Zeit, entglühte so gewaltiger Brand. Aber täglich war der Erfolg. Manuel Comnenus bereitete emsig, durch Ränke und Verrath, der Franken Untergang. Der Kaiser, durch falsche Wegweiser irre geführt, verlor in den Wildnissen des Taurus die Blüthe seines Heeres. Ludwig VII., den ihm folgte, wurde wiederholt von demselben Feind, dem Sultan Massoud von Rum, und fast bis zur Vernichtung, geschlagen. Die Trümmer der christlichen Macht erreichten kümmerlich das gelobte Land, vereinigten sich mit den Truppen des Königreichs, belagerten Damaskus, und eroberten es nicht (1149). Die unerhörte Anstrengung trug also nicht eine Frucht; nicht eine Trophäe tröstete Europa über sein vergossenes Herzblut.

Gleichwohl verzagte der tapfere Balduin III. nicht. Kleinere Hilfschaaren, welche mitunter anlangten, erfrischten seine Kraft. Aber die eigene Entzweiung der Streiter Christi, der Hader der Johanniter-Ritter und Tempelherren, zernichtete alles Gute, und brachte Verderben über das Reich. Balduin III. starb unter großen Gefahren (1150.); Almerich, sein Bruder, und hierauf des Lezten Sohn, Balduin IV. (1173), stritten fast unaufhörlich in schwerem Krieg. Ein noch furchtbarerer Feind, als Nureddin gewesen, trat wider Balduin auf, Selaheddin, der Kurde.

Balduin IV. starb; Balduin V., seiner Schwester Sybille junger Sohn, und nach dessen baldigem Tod Guido von Lusignan, Sybillens zweiter Gatte, bestiegen jezt den Thron. In der Schlacht bei Tiberias erlitt Guido eine völlige Niederlage, und ward gefangen mit dem Großmeister der Tempelherren und den Edelsten des Heeres (1187). Der Sultan eroberte die wichtigsten Städte des Landes; auch Jerusalem und alle heiligen Orte fielen in seine Gewalt.

Digitized by Google

Als die Schreckensbotschaft durch Europa scholl, da waffnete es sich zum drittenmal; und es nahmen einerseits der hochbetagte Kaiser Friedrich I., anderseits die Könige von England und Frankreich, Heinrich II. und Philipp August, das Kreuz. Doch Heinrich starb vor Erfüllung des Gelübdes, worauf Richard Löwenherz, sein Sohn und Nachfolger, mit dem französischen König die gemeinschaftliche Unternehmung berieth. Zur Bestreitung der großen Rüstungen ward in allen Ländern von allen Gütern und Einkünften der Geistlichen und Laien ein Zehentheil eingefordert — der Zehent Saladins genannt.

Kaiser Friedrich bereitete besser als seine Vorgänger den schweren Krieg. Mit einem mächtigen Heer — man sagt von 600,000 Menschen — zog er einher, und vor ihm der Schrecken. Der Sultan von Ikonium erlitt mehrere Niederlagen. Im Siegerschritt ging der Kaiser über die Gebirge des Taurus; aber in der Nähe von Selencia starb er plötzlich an einer Erkältung in den Wassern des Saleph (1190).

Durch des großen Barbarossa Tod erlitt die Sache der Christen den unheilbarsten Schlag. Die zahlreichen christlichen Streiter belagerten die Feste Ptolemais oder St. Jean d'Acre. Die Hartnäckigkeit der Belagerten durch Saladins Eifer unterstützt, vereitelte die Bemühungen der Kreuzfahrer. Von Barbarossa's und seines gewaltigen Heeres Ankunft erwarteten sie ihr Heil. Statt seiner erschien nun Friedrich von Schwaben, des Kaisers Sohn, mit einigen tausend Teutschen, ein Unglücksbote mehr als ein Retter. Bald starb der edle Jüngling, und im Lager der Christen herrschte Kleinmuth und Zwietracht.

Die Erscheinung der langersehnten französischen und englischen Hilfschaaren erneuerte die Hoffnung und den Kampf. Philipp August und Richard Löwenherz vereinigten ihre Truppen unter den Mauern von Acre. Ein unerhört heftiger und wechselvoller Kampf ward um Acre gekämpft. Drei Jahre dauerte die Belagerung. Neun Schlachten wurden in der Nähe der Stadt geschlagen. Endlich ergab sie sich. Aber das Leben einiger hunderttausend Christen kostete der Triumph.

Gleich darauf kehrte Philipp August nach Europa zurück. Richard setzte den Kampf wider Saladin fort, glorreich durch persönlichen Heldenmuth, doch ohne entscheidenden Erfolg. Endlich schloß er einen Stillstand mit dem Sultan, und ließ Jerusalem in dessen Besitz (1192).

Indessen war Streit über das Königreich zwischen Lusignan und Konrad von Tyrus geführt worden. Richard war für den Ersten, Philipp August für den Zweiten gewesen. Nach Philipps Entfernung ward Konrad durch Meuchelmörder,

welche der Alte vom Berge sendete, getödtet; Guido von Lusignan aber erhielt von Richard die Insel Cypern. Die Wittwe Konrads vermählte sich mit dem Grafen Heinrich von Champagne, nach dessen Tod (1196) aber mit Almerich II. von Lusignan, Guido's Bruder. Beide nannten sich Könige von Jerusalem. Nach Almerichs Tod nahm Johann von Brienne, Gemahl von Konrads und Isabellens Tochter Marie, die Krone.

Unter Almerichs Regierung ward die Kraft eines mächtigen Kreuzzuges, welchen mehrere französische und italische Häupter unternommen, durch die Angelegenheiten Konstantinopels abgelenkt. Die Häupter, durch die Bitten des vertriebenen Prinzen Alexius bewogen, vergaßen des Krieges wider die Ungläubigen und der Befreiung des heiligen Grabes, um die Hauptstadt des christlichen Kaiserreiches zu stürmen (1204).

Allmählig ermattete die Kraft und der Eifer der europäischen Völker. Nicht mehr nach Hunderttausenden wurden die Kreuzfahrer gezählt; wiewohl von Zeit zu Zeit noch ansehnliche Heerhaufen — als zumal jener des Königs Andreas von Ungarn (1217) — erschienen. Die Christen richteten die Hauptmacht fortan angriffsweis gegen Aegypten, als woher ihre größte Bedrängniß in den lezten Zeiten gekommen, und als das Land, von welchem aus, wenn es selbst in der Gewalt der Christen wäre, Palästina weit leichter könnte erobert und behauptet werden.

In solchem Sinn führte König Johann ein Kreuzheer wider Aegypten, und eroberte Damiata nach zweijähriger Mühe (1221). Sultan Meleddin erbot sich zur Rückgabe von Jerusalem gegen jene von Damiata. Der Antrag ward verworfen. Ohne alle Vorsicht und ohne der Beschaffenheit des Landes, noch der Jahreszeit zu gedenken, rückte das Heer, von dem Legaten Pelagius geführt, stromaufwärts gegen Kairo. Die Zeit der Ueberschwemmung brach ein. Da ließ der Sultan die Schleusen des Nil öffnen; die schwellenden Fluthen, über der Christen Lager stürzend, drohten schnellen Untergang. Nur im Frieden erschien Rettung. Also wurde Damiata geräumt und Stillstand auf acht Jahre geschloßen; das heilige Kreuz, seit der Schlacht bei Tiberias in der Ungläubigen Besiz, gab der Sultan großmüthig zurück (1221).

Die Hoffnungen der Christen waren jezt auf Kaiser Friedrich II. gerichtet, welcher gleich bei seiner Thronbesteigung zu einem Kreuzzug sich verbunden, auch König Johanns Tochter, Jolantha, geheirathet hatte. Wir haben in der teutschen Geschichte die Ergebniße dieses Zuges erzählt.

Verschiedene kleinere Züge geschahen noch in den folgenden

Jahren, ohne bedeutenden Erfolg. Endlich ward durch eine Welle der großen mongolischen Ueberschwemmung der Thron Jerusalems umgestürzt. Eine Schaar Chowaresmier, vor den Streichen ihrer Sieger, der Mongolen flüchtend, stürzte über Palästina, schlug, ja vertilgte bei Gaza die christliche Heeresmacht (1244), und eroberte Jerusalem mit allen Städten des Binnenlandes. Ihre Eroberungen fielen dem Sultan von Aegypten, ihrem Verbündeten, zu.

Jezt beschloß Ludwig IX. der Heilige, von Frankreich, für der Christen sinkende Sache den fast hoffnungslosen Streit (1249). Die Blüthe des französischen Adels, viele tausend gemeine Kriegsknechte führte er nach Aegypten. Er eroberte Damiata, und zog stromauf gegen Kairo. Aber bei Mansura brachte die Vermessenheit seines Bruders, des Grafen von Artois, der mit der Vorhut allzuweit vorgedrungen, Verderben über diesen selbst und über das ganze Heer. Mit Artois fielen der Tapfersten viele, der Ueberrest litt durch Hunger und Krankheit. Da beschloß man den Rückzug. Aber der Sultan holt die Flüchtenden ein, umzingelt sie, und nimmt den König sammt dem Heere gefangen (April 1250).

Nach einigen Unterhandlungen gewährte der Sultan dem König Freiheit und Friede. Aber die Erfüllung des Vertrags wurde durch den Aufruhr der Mameluken unterbrochen. Dieselben, unwillig, daß der Sultan ohne ihren Rath solchen Frieden geschlossen, tödteten ihn. Dem Muth, wodurch Ludwig selbst diesen wilden Kriegern Achtung einflößte, verdankte er seine Freilassung. Aber er unterließ, oder verstand nicht, die Gunst der Umstände klüglich zu benüzen, und mußte heimkehren, ohne durch sechsjährige Mühe die Lage der Christen im heiligen Land um das Geringste gebessert zu haben (1254). Er beschloß hierauf einen zweiten Kreuzzug. Derselbe ward in einen Zug nach Tunis verwandelt, weil man Hoffnung zu haben glaubte, den Fürsten dieses Landes zu bekehren. Die Hoffnung schlug fehl, und Ludwig starb auf dem Boden Afrika's (1270).

Von jezt an ward kein bedeutender Versuch mehr gemacht, das heilige Land zu erobern. Zwar unternahm, während des zweiten Kreuzzugs von Ludwig IX., auch der englische Prinz Eduard dasselbe fromme Werk. Aber mit allem Heldenmuthe vermochte er Nichts wider das Verhängniß oder wider die Natur der Dinge. Er kehrte heim, ohne etwas bewirkt zu haben, und nach ihm nahm kein Gewaltiger das Kreuz. Palästina ward seinem Schicksal überlassen.

In den Händen der Christen befanden sich daselbst, oder an der syrischen Küste, noch einige feste Seestädte, zumal Antio-

chien, Tripolis und das theuer erworbene Ptolemais. Doch mehr um die Frage: wer König von Jerusalem heißen solle, als um die Sache des Christenthums ward jezt gestritten. Maria und Hugo, König von Cypern, welche Beide von Isabella, Balduins IV. Schwester, abstammten, waren die Hauptbewerber. Erstere hatte ihr Recht an Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien, übertragen. Der Titel kam von ihm an mehrere andere Häuser, als Erben theils seines Stammes, theils seines Reiches.

Noch einige Zeit fezten die geistlichen Ritter wider den ägyptischen Sultan den ungleichen Streit fort. Endlich fiel (1291, 16. Juni) Ptolemais; worauf die kleineren Städte theils verlassen wurden, theils sich ergaben, und also, durch Rückkehr des ganzen Landes unter Mohammeds Gesez, der langgedauerte Brand erlosch.

Wirkungen der Kreuzzüge.

So war endlich die zweihundertjährige Anstrengung der europäischen Völker in Nichts zerflossen.

Aber troz des Mißlingens dieser erstaunenswerthen Züge, troz ihrer mannigfaltig kläglichen Wirkung, sind sie dennoch im Ganzen, und von höherem Standpunkt betrachtet, für die Menschheit — für die europäische zumal und allernächst, mittelbar aber für die gesammte — wohlthätig gewesen.

Eine der Hauptursachen der langen Barbarei des Mittelalters war die Isolirung der Nationen, der fast für jede einzeln gezogene Kreis des Wirkens und Leidens, des Denkens und Empfindens. Durch die Kreuzzüge wurden die Völker Europens aus jener traurigen Isolirung ins Feld der gemeinsamen Thätigkeit gerufen, vielfältig unter einander gemischt, auf unzähligen Berührungspunkten in Wechselwirkung gesezt. Für die Kreuzfahrer, und durch sie für alle Abendländer, erweiterte sich auf überraschende Weise der Gesichtskreis der Länder- und Menschenkunde. Es ist aber niemals eine Kenntniß unfruchtbar. Der menschliche Geist wuchert mit den Schäzen, die er besizt; jede neue Idee, bald an und für sich, bald in Verbindung mit früher gehabten, erzeugt wieder andere Ideen, und aus der Masse der in den Einzelnen vorhandenen Ideen wird ein Gesammtbesiz des Zeitalters oder des Geschlechts. Wer von diesem Standpunkt aus den Einfluß der Kreuzzüge würdigt, um den zweihundertjährigen, lebendigen, auf unzähligen Wegen geführten Verkehr des Abendlandes mit dem Morgenland, in Ideen, Meinungen, Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen nicht minder als in Waaren — in seinem

Gemüth erwägt, der wird in jenen so oft verdammten oder beklagten heiligen Kriegen die Quelle eines durchaus neuen — und, weil durch erhöhtes Leben und vermehrte Kenntniß erzeugten, auch besseren und edleren — Zeitgeistes erkennen; er wird nicht anstehen, die, bald nach dem Anfang jener Züge beginnende, größere Regsamkeit des Geistes, die Fortschritte des Geschmackes und der ernsten Wissenschaft, die Verfeinerung der Sitten und die Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen, das erhöhte Interesse, die thätigere Theilnahme an gemein-europäischen und an vaterländischen Sachen, selbst den erwachenden Geist freier Beurtheilung kirchlicher Dinge, den Kreuzzügen zuzuschreiben.

Die Verfolgung dieser Ansicht nach allen ihren Einzelheiten würde wohl lehrreich und von vielfachem Interesse, doch für unsern Zweck zu weit führend seyn. Wir wollen hier nur eine Wirkung jener Züge darstellen, welche uns wichtiger, auch erfreulicher, als alle anderen däucht — ihren Einfluß nämlich auf die Fortschritte der Freiheit.

Die Kreuzzüge an und für sich — als meist vom freien Entschluß der Theilnehmer, auch der untergeordneten, abhängig — sind eine Sphäre freier Thätigkeit gewesen, demnach geeignet, durch den Genuß und die Erhebung, die sie dem Gemüthe gaben, Freiheitslust und Freiheitsstolz zu erzeugen oder zu erhöhen.

Auch die Natur des Zweckes, worauf sie gerichtet waren, ermuthigte zu Freiheitsgedanken, und demüthigte den Stolz der Herren. Vor Gott, zu dessen Ehre man in dem heiligen Kriege stritt, ist der Geringste und Aermste dem Größten gleich. In solchem Geist weigerte sich Gottfried von Bouillon, eine Königskrone an der Stätte zu tragen, wo der Heiland eine Dornenkrone trug; von solchen Ideen erfüllt, übten die edelsten Ritter die Pflege gemeiner Kranken und Leidenden, und erkannten Fürsten und Herren die Verpflichtung zu einer leutseligen Behandlung ihrer Mitchristen. Es waren die Lager der Kreuzfahrer natürliche — ja selbst gesezliche — Freistätten vor Unterdrückung und Sklaverei.

Daher drängten sich auch die Bedrückten aller Art unter die heilige Fahne, und die Furcht, seine Leibeigenen oder hörigen Leute durch solche zu verlieren, hielt die Herren auch in Europa vom Mißbrauch ihrer Rechte ab.

Dazu kam, daß viele Herren, um die Kosten der Ausrüstung zu bestreiten, Güter und Rechte verkauften. So wurde den Gemeinen die Gelegenheit zu wohlfeilem Erwerb von Grundeigenthum und zu noch kostbarerer Befreiung von den Banden und Leistungen der Hörigkeit.

Die Schwächung der Adelsmacht, durch solche Veräußerungen

Digitized by Google

sowohl als durch völligen Untergang vieler trotziger Geschlechter, war abermals ein Gewinn für die gemeine Freiheit.

Der also gestärkten oder neugeweckten Freiheit entkeimten edle Früchte. Nicht nur ward durch sie der Muth und die Kraft zur Industrie erhöht, Wohlhabenheit und politische Macht erzeugt, sondern auch vermehrte Lebenslust, Neigung zu feineren Genüssen, daher Pflege der Kunst und Wissenschaft. Von dem Reichthum und der Wissenschaft ging dann hinwieder Stärkung der Freiheit aus, durch vermehrte physische Kraft und durch deutlichere Einsicht des Rechtes.

In Italien ward durch die Kreuzzüge allernächst der Reichthum und dann durch diesen die Freiheit und die Wissenschaft erhöht. Unermeßlichen Gewinn zogen die Städte Italiens, zumal die Seestädte, als Venedig, Genua, Pisa im obern, Amalfi u. a. im untern Italien, aus den heiligen Kriegen, theils durch Ueberfezung der Streiter und Pilgrimme, theils durch Zufuhr der Lebens- und Kriegsbedürfnisse, theils durch erworbene Handelsbegünstigung in den eroberten Ländern; ja durch erhaltene eigene Herrschaft über Küsten und Inseln in den griechischen und asiatischen Meeren. Alles aber, was diese italischen Städte gewannen, ward Stärkung der Freiheit. Ihr Reichthum gewährte ihnen die Mittel zur Behauptung der Selbstständigkeit und zur Gründung politischer Macht.

Mit der bürgerlichen Freiheit ging jene des Geistes, ob auch nicht gleichen, doch nachstrebenden Schritt. Wer einer Fessel sich entledigte, wirft gern alle von sich, und kirchliche Despotie kann nicht länger bestehen, als die Beschränktheit der Vernunft. Noch während der Kreuzzüge, welche die Hierarchie als ihre glänzendsten Trophäen betrachtete, fingen die Widersprüche gegen ihre Anmaßungen an, und erhob sich das erste Dämmerlicht der für sie verderblichen Aufklärung.

Digitized by Google

Dritter Zeitraum.

(Sechster Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte vom Schluß der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's.

J. Christi 1300 bis 1492.

I.

Allgemeiner Ueberblick.

Charakter des Zeitraums.

Ein schöner, vielfach erfreulicher, zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigender Zeitraum! Die Darstellung des, nach langem Schlaf oder nach langer Gefangenhaltung, zum erneuten kräftigen Wirken wiedererwachten oder freigewordenen Lebens der Völker und Menschen. Die beiden Hauptmächte, welche — ob mitunter als Nothhilfe erwünscht, doch im Ganzen feindselig — über den abendländischen Nationen gewaltet hatten, Lehenswesen und und Hierarchie, hatten eben durch die Uebertreibung ihrer Herrschaft deren Grundfesten selbst gebrochen; die Unerträglichkeit der gedoppelten Last hatte die Völker zum Entgegenstreben aufgeregt, und es war durch ein glückliches Verhängniß gerade diejenige große Begebenheit, an deren Beförderung beide, zumal aber die Hierarchie, mit dem lebhaftesten Eifer gearbeitet, und welche sie als den höchsten Triumph ihrer Macht betrachtet hatten, der erste Grund ihres Verderbens, der erste Anstoß einer ganz neuen Ordnung der Dinge geworden. Wir haben die segenreichen Folgen der Kreuzzüge schon früher überblickt,

Digitized by Google

zumal ihren mächtig belebenden Einfluß auf den gesammten Kulturstand Europen's, auf Völkerverkehr und Handel, auf Geistesthätigkeit, Freiheit, moralische und politische Kraft der großen Nationen sowohl als der kleinern Gemeinwesen. Diese so glücklich verbesserten Verhältnisse, allermeist aber die wiedergeborene Freiheit, wirkten nun fort, jedes einzeln als selbstständige Ursache weiterer Verbesserung, und vielmehr noch in allseitiger Verbindung und natürlicher Wechselwirkung; dergestalt, daß bald allenthalben im westlichen und südwestlichen Europa Handel, Wohlstand, Freiheit, Aufklärung, Staats- und Gemeinde-Polizei, liberalere Regierungsgrundsätze und feinere Sitten sich wechselseitig unterstützten, und eines immer zugleich Folge und Beförderungsmittel des andern wurde. Der ganze Zeitraum ist eine zusammenhängende Darstellung dieser fortschreitenden vielseitigen Entwicklung und Bildung, deren Gang noch durch mehrere, von einem gütigen Schicksal eigens herbeigeführte, außer dem Kreis jener natürlich in einander greifenden Triebräder gelegene Umstände und Ereignisse beschleunigt und gesichert ward.

Solches geschah zumal im 15ten Jahrhundert durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die Flucht der byzantinischen Gelehrten nach dem Abendland und durch verschiedene der bürgerlichen und Geistesfreiheit günstige politische und kirchliche Begebenheiten, also, daß in der Geschichte der menschlichen Kultur kein anderes Jahrhundert so merkwürdig und anziehend als das fünfzehnte ist.

Die wichtigen Veränderungen im Innern der Gesellschaft hatten auch einen gewaltigen Umschwung in die äußere Politik gebracht. Im vorigen Zeitraum und während der vollen Kraft des Lehenswesens waren fast alle Kriege blos Raubunternehmungen gewesen, die Wirkung blos persönlicher, vorübergehender Leidenschaft, demnach wohl mit Verwüstung der Länder begleitet, aber von wenig bedeutenden Folgen für die Verhältnisse der Nationen. Die Könige, die nur vom guten Willen ihrer Vasallen die Heeresfolge erhielten, sahen sich außer Stand, irgend eine weit aussehende Unternehmung zu versuchen. Die Menschheit hätte darüber sich erfreuen mögen, wenn nicht anstatt der auswärtigen Kriege die Wuth der einheimischen Befehdungen alle Länder und ihre verborgensten Winkel mit Blut getränkt hätte. Als aber der aus den Fesseln emporstrebende Mittelstand durch seine Beiträge die öffentlichen Einkünfte ansehnlich vermehrte, stehende Heere (in ihrer ersten Einsetzung nach Maß und Zwecken allerdings vortheilbringend, doch bald durch Mißbrauch verderblich) von Königen und Gemeinwesen gehalten wurden, und durch Handel, Reisen, wiederauflebenden Unterricht die Bekanntschaft

mit fernen Ländern größer, die Begierde nach ihrem Besitz lebhafter, die Kombinationen der Politik demnach mannigfaltiger und wichtiger wurden: da entspann sich allmählig ein engeres Verhältniß unter den westlichen und südwestlichen Nationen und Staaten Europa's, die sorgfältigste Aufmerksamkeit einer Regierung auf die Schritte, Maßregeln und Plane der andern, ein wachsames Streben nach Allem, was die Macht oder den Wohlstand eines Staates oder seines regierenden Hauses vermehren konnte, und ein thätiger Unternehmungsgeist der Völker und Herrscher; woraus freilich manche Kriege und manche Verbrechen entsprangen, aber auch ein regeres Leben der Völker, ein gegenseitiges Aufeinanderwirken, ein rascherer Fortgang der gemeinsamen Kultur und Aufklärung.

Indessen waren die Segnungen der Civilisation nicht überall in gleichem Maße, und nirgends ohne Vermischung mit alten Gebrechen vorhanden. In den östlichen, südöstlichen und einem Theil der nördlichen Länder dauerte die Leibeigenschaft der Gemeinen und, derselben gegenüber, entweder der Uebermuth der Edlen (wie in Polen) oder die Allgewalt des Monarchen (wie in Rußland) fort. Aber auch da, wo die Sonne der Freiheit aufgegangen, hatte sie schwer und wechselvoll, so wie der Morgenstrahl mit bald weichenden, bald wiederkehrenden Nebelwolken, also mit den Ueberresten der Barbarei und den finstern Schaaren ihrer Verfechter zu kämpfen. Unwissenheit, Rohheit der Sitten, barbarische Gewohnheiten und Vorurtheile, mitunter die eigenen Mißgriffe der Gutgesinnten, hielten den Sieg ihrer Sache auf, machten aber gerade hierdurch Europa zum Schauplaz des interessantesten, erhebendsten Streites lebendiger Kräfte. In religiösen Dingen war noch allenthalben der Fortschritt geringer als in bürgerlichen. Doch war von den Wissenschaften und von dem Geist der bürglichen Freiheit aus, auch auf die Hierarchie schon ein sie blendender und in Verwirrung sezender Schimmer gefallen; man konnte ihren Sturz mit Ueberzeugung voraussagen.

Dieses war die Lage der Welt (d. h. des vorherrschenden Theiles von Europa; Asien war schon tief gesunken, und verlor mehr und mehr an Bedeutung) am Ende der vorliegenden Periode, die das Mittelalter beschließt. Noch war es nicht völlig Tag; aber die Morgenröthe war bereits lichtvoll hereingebrochen. Man sah mit froher Zuversicht dem kommenden schönen Tag entgegen; als zwei große Begebenheiten — die Entdeckung Amerika's und die Reformation — mächtig in das Rad der Menschengeschichte eingriffen, und, was erst nach einer Folge von Geschlechtern zur Reife gelangen sollte, plözlich, wiewohl mit ungleichen und zwei-

deutigen Zügen, entwickelten, und schnell eine durchaus veränderte Gestalt der Dinge schufen. Von dieser gedoppelten Umwälzung fast aller Verhältnisse, von dieser neu veränderten, für alle Folgezeit bestimmenden Richtung des Schicksal-Stromes hebt die Neue Geschichte an.

Summe der politischen Begebenheiten.

Als Rudolf von Habsburg den seit 23 Jahren fürchterlich wankenden, ja wie verwaisten Thron der Teutschen bestieg, hatte die lang gedauerte Fehde zwischen Kirche und Reich aus beiderseitiger Ermattung nachgelassen, und kehrte nie mehr mit derselben Heftigkeit wieder. Dagegen entzündeten sich desto heftiger und in weiteren Kreisen die bürgerlichen und politischen Fehden. Früher waren die kampflustigen Kräfte abgelenkt oder beschäftigt worden durch die Kreuzzüge; nachdem man das heilige Land aufgegeben, blieb die Heimath der allgemeine Tummelplatz. Daher, obschon Rudolf den Landfrieden verkündigte, und mit starkem Arm schirmte, kehrten nach ihm, unter theils schwachen, theils unglücklichen Kaisern, die alten Schrecken der Befehdungen wieder. Ja! sie nahmen zu an Menge wie an Bedeutung durch die mehr und mehr erstarkende Selbstständigkeit der Fürsten, zumal aber durch die neben einander feindselig aufstrebende Macht der großen Häuser Baiern, Luxemburg und Oestreich. Von denselben ward das erste durch Ludwigs IV. unermüdeten Eifer an teutschen Ländern vor allen andern reich, verlor aber bald nach ihm, durch Theilungen, einheimischen Hader und äußern Krieg, seine Größe wieder; worauf Luxemburg, welches schon früher Heinrich VII. durch seine Kaiserwürde erhöht, Johann, sein Sohn, aber durch Erwerbung Böheims und anderer Länder gestärkt hatte, mit Karl IV. abermal, und für mehr als zwei Menschenalter, den Thron der Teutschen bestieg, denselben auch trefflich zu selbsteigener Vergrößerung, jedoch mit Hintansezung der Reichsrechte, benüzte. Nach Karls IV. mehr schimmernder als kräftiger, Wenzeslaus thatloser, und Sigismunds meist unglücklicher Regierung fielen alle Kronen, die der Lezte getragen, fielen Ungarn, Böheim und Teutschland — jedoch das erste von den Türken bedräut, die beiden andern noch von den Streichen der Hussiten blutend — dem, früher angefeindeten, später durch Verschwägerung verbundenen, Hause Habsburg zu; und es begann mit Albrecht II. die bis zur neuesten Zeit fortgehende Reihe der östreichischen Kaiser.

Damals war die Kaisermacht so tief schon gesunken, die Reichsgüter und Einkünfte waren so vollständig zersplittert, das

Reichsgebiet selbst durch Verlust der meisten arelatensischen Länder an Frankreich, durch Lossreißung der Schweiz, durch Tilgung oder Vergessenheit der meisten Rechte über Italien so bedeutend geschmälert, daß eigene oder Hausmacht der Kaiser nothwendig schien zur Behauptung der Würde ihrer Krone und zum Schirm des Reiches gegen äußern Angriff sowohl als gegen innere Auflösung. In dieser Beziehung mochten die Haus-Interessen Oestreichs — falls sie nicht gegen das Reich oder dessen Glieder eigens stritten — und mochten die Hauskriege desselben auch für Reichs-Interessen gelten, und zu wahren Reichs-Kriegen werden; während — falls die Stände einträchtig, wachsam und standhaft ob ihren und des Vaterlandes Rechten hielten — die Unterdrückung derselben durch die Kaiser oder die Vergeudung teutscher Kraft für unteutsches Interesse fast unmöglich fiel. Gleichwohl ist das Lezte nicht selten geschehen, woran also die Stände selbst nicht minder Schuld als Oestreich tragen.

Für dieses Haus indessen ging das luxemburgische Erbe wieder verloren in kurzer Frist; und von Ungarn und Böhmen aus, welche Albrecht II. besessen, kam für Friedrich III., dessen Nachfolger am Reich, die härteste Bedrängniß. Schwäche bis zur Erbärmlichkeit ist der Charakter von dieses Fürsten langwieriger Regierung, in welcher gleichwohl — durch's Glück, ohne Zuthun der Weisheit oder Kraft — der Grundstein zu Oestreichs späterer Größe gelegt ward. Eine Vermählung gab demselben das reiche Erbe von Burgund, eine andere — zu Maximilians I. Zeit geschlossene — die Herrschaft über Hispanien und über die unermeßlichen Länder der neuen Welt.

Diese großen Erwerbungen Oestreichs, mit den daraus hervorgegangenen Veränderungen der Verhältnisse, machen in politischen Dingen den Uebergang von der mittlern zur neuern Geschichte. Maximilian, Friedrichs edler Sohn, welcher durch seine und seines Sohnes Vermählung dem Strom der allgemeinen Begebenheiten eine langdauernde Richtung gab, verursacht, als Gründer des ewigen Landfriedens, auch in unserer vaterländischen Geschichte eine merkwürdige Epoche.

Von den losgerissenen Theilen des Kaiserreichs erhielten die Schweiz, dann Burgund und viele Staaten Italiens eine zunehmende politische Bedeutung.

Der Bund der Schweizer, zum Theil aus unmittelbaren Reichs-Angehörigen, zum Theil aus abtrünnigen Unterthanen Habsburgs gebildet, erhob sich, durch jene überlegene Kraft, welche das Gefühl der Freiheit gibt, so wie durch die natürliche Festigkeit seiner Berge und den muthigen Geist der Gebirgsbewohner, zu glänzendem Ruhm und steigender Macht. Es war ein Glück für die

Welt, daß die starke Feste der Alpen, welche als Zubehörde eines größern Staates leicht der Stützpunkt gefährlicher Plane gegen Teutschland, Italien oder Frankreich hätte werden mögen, Besitzthum eines eigenen und freien Volkes, und also gegen die Eroberungslust der benachbarten Mächte ein schwer zu brechender Damm, für die Freiheit Europa's aber ein herrliches Bollwerk ward. Doch nicht immer haben die Schweizer die von der Natur selbst ihnen angewiesene Bestimmung erkannt; von gemeinen Leidenschaften bewegt, hat ihre Politik sich oft durch Ungerechtigkeit und Untreue befleckt, und ist oft ein erkauftes, oft ein mißbrauchtes Werkzeug der Fremden gewesen.

Aus vielen Ländern theils teutscher, theils französischer Zunge erwuchs durch eines Fürstenhauses Talent und Glück der mächtige Staat von Burgund. Hätte er sich befestigt, so wäre er eine wohlthätige Scheidewand geworden zwischen Frankreich und Teutschland. Aber mit Karls des Kühnen selbstverschuldetem Untergang verlor Burgund die Aussicht der Selbstständigkeit, und fiel in das Loos von Oestreich.

In Italien, wo mit dem Ansehen des Kaisers und des Papstes auch der lange Hader zwischen Ghibellinen und Guelphen, welchem jenes Ursprung und Bedeutung gegeben, allmählig ermattete, dauerte in den einzelnen Ländern und Städten der wechselvolle Kampf um Freiheit oder Herrschaft fort, bis zuletzt in den meisten Gemeinwesen die Fürstenmacht wieder aufkam, und Mailand, Mantua, Modena, Savoyen, Montferrat und selbst das edle Florenz einzelnen Gebietern huldigten. Dagegen blühten Venedig und Genua herrlich zur Macht von Königreichen auf, und würden noch herrlicher geblüht haben, hätten sie nicht in langwieriger Fehde gegen einander ihre besten Kräfte vergeudet, und hätte nicht, zumal in Genua, die Wuth einheimischer Faktionen wider die Segnungen der Freiheit sich verschworen. Im Kirchenstaat befestigte sich, nach vorübergehender Unterbrechung durch eiteln Freiheitstraum, die weltliche Macht des Papstes; Neapel und Sicilien aber, lange Zeit unglücklich durch Trennung und innere Kriege, unglücklicher noch durch den Kampf ausländischer Bewerber, fielen endlich beide — Neapel zuletzt und blutriefend — unter spanische Herrschaft.

Unter den westlichen Staaten war Frankreich ein volles Jahrhundert lang in schrecklicher Zerrüttung, theils durch den Unwerth seiner Fürsten, theils durch die Unbestimmtheit des Thronfolge-Gesezes. Die Könige von England, schon früher über wichtige Provinzen Frankreichs herrschend, streckten ihre Hand aus nach der französischen Krone, welche ihnen nach den glorreichsten Siegen und fast vollbrachter Sache, das Verhängniß wieder entriß.

Die Macht natürlicher Verhältnisse, wunderähnlich unterstützt durch außerordentliche Zufälle, errang den vollkommensten Triumph über die ungerechte Anmaßung eines fremden Hauses und über den verblendeten Nationalstolz eines fremden Volkes. Ja, es kam jetzt über England selbst, im Gefolge verbrecherischen Familienwirkens, eine lange Periode unerhörten Leidens und gräuelvoller Zerrüttung, also daß des glücklichen Heinrichs V. Sohn, welcher in der Wiege als König beider Reiche verehrt worden, zum armen Flüchtling und Verbannten herabsank, und endlich im Kerker gewaltsamen Tod litt, ja, daß Plantagenets heldenreiches Geschlecht im Mannsstamm völlig erlosch, und der erschütterte Thron mühsam durch ein neues, dem Privatstand entstiegenes, Haus wieder befestigt ward.

Indessen hatte Frankreich mehr und mehr zum weitgebietenden und geschlossenen Königsstaat sich erhoben. Schon Philipp V. hatte, nebst verschiedenen eingezogenen Kronlehen, auch die herrliche Dauphiné gewonnen. Derselbe Karl VII., welchen vom äußersten Verderben die begeisterte Jungfrau gerettet, entriß dem Feind zuletzt nicht nur bis auf Calais alles eroberte Land, sondern auch Guienne, das altenglische Besitzthum in Frankreich. Ludwig XI. verband mit dem Reich einige Stücke des burgundischen Erbes, und machte es gewaltiger durch Stärkung der Königsmacht; also daß Karl VIII., nachdem er durch Erwerbung von Bretagne die Vereinigung Frankreichs vollendet hatte, sofort durch große auswärtige Unternehmungen desselben furchtbare Kraft bewährte. Er eröffnete durch seinen Kriegszug wider Neapel die lange Reihe blutiger und verwickelter Kämpfe um Italien, welche Anlaß und Vorspiel der neuern unternehmenden und eifersüchtigen Politik gewesen, und gab der Erde Europa zu erkennen, welche Früchte das System des souverainen Königthums und der stehenden Heere tragen würde.

Zu gleicher Zeit entwickelte sich solches System auch in Spanien, dessen beide Hauptreiche Aragonien und Kastilien durch die Vermählung Ferdinands des Katholischen mit Isabellen vereinigt wurden. Portugal blieb gesondert, doch ohne bedeutenden politischen Einfluß, wiewohl glücklich und ruhmvoll voranschreitend auf der Bahn der Schifffahrt und des Welthandels. Schon früher hatte Aragonien das herrliche Sicilien, auch Sardinien gewonnen. Jetzt wurden Granada, das letzte maurische Königreich, bald auch das südliche Navarra und Neapel, erobert, während in Westen eine neu entdeckte Welt unermeßliche Aussichten öffnete. Gegen so weit hinstrahlende Majestät, wie mochten die Rechte der beherrschten Völker, ja der Völker überhaupt, noch kräftig bleiben? Die so

gebildeten größern Massen von Kräften verschlangen die Selbstthätigkeit der Theile, woraus sie bestanden; im geräuschvollen politischen Leben der großen Reiche ging das freie, rein menschliche Leben, ging die Individualität der kleineren Völker wie den einzelnen Personen unter.

Auch im Norden wäre dasselbe geschehen, wenn die kalmarische Union länger bestanden hätte. Als die staatskluge und heldenmüthige Margaretha diese Vereinigung der drei scandinavischen Reiche schloß (1397), waren sie alle von innern und äußern Kriegen erschöpft und in trauriger Zerrüttung. Friede, Wohlfahrt und politische Kraft schien die Union zu verheißen; aber sie brachte solche Früchte nicht. Die Völker widerstrebten der Vereinigung, und errangen endlich, nach vielen Unfällen und blutigem Wechsel, die gewünschte Trennung. Dänemark und Norwegen — schon in frühern Zeiten öfters vereint — wurden ein Reich, Schweden das andere. Dort herrschte, auch nach der Absezung des Tyrannen Christian II., das oldenburgische Haus fort, welches mit Christian I. 1448 den Thron bestiegen; Schweden, nach langem Kampfe, entledigte sich des verhaßten Joches, und erkor 1523 einen eingebornen Helden, Gustav Wasa, zum König.

In kläglicher Sklaverei unter den kaptschakischen Mongolen schmachtete Rußland noch durch den größten Theil dieses Zeitraums. Innerlich getheilt, von äußern Feinden, zumal den Polen, gedrängt, lag es, ein gefesselter Riese, ohnmächtig, kaum vorhanden für Europa; bis nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Iwan I. Wasiliewitsch mit roher Stärke sich erhob, und, nach zersprengten Banden, allen Nachbarn furchtbar erschien, ein großer Eroberer und der eigentliche Baumeister des russischen Reiches.

Weit mächtiger als Rußland, ja vorherrschend in dem System der östlichen Reiche, war Polen. Die Russen, die teutschen Herren in Preußen, die Schwertbrüder in Liefland, auch Ungarn und Böhmen fürchteten seine Waffen; die leztgenannten Reiche wurden mitunter von polnischen Prinzen beherrscht. Nach dem Ausgang des Hauptstammes vom piastischen Hause bestiegen die Jagellonen, die Großfürsten von Litthauen, den polnischen Thron, wodurch — nicht ohne Widerstreben der Völker — die Vereinigung der beiden Staaten zur großen Stärkung Polens bewirkt ward.

Eine glänzende Periode der Macht und des Gedeihens hatte Böhmen unter den luxemburgischen Königen, welche, nach Erlöschung des ottokarschen Hauses, die Krone erwarben. Doch wurde schon die Regierung des trägen Wenzeslaus durch

einheimische Unruhen, jene seines Bruders Sigismund durch die Gräuel des Hussiten-Krieges getrübt. Die Zwietracht der Religionsparteien und der dadurch genährte langwierige Streit auswärtiger und einheimischer Thronbewerber quälten das Reich bis zum Ende des Zeitraums.

Familienverhältnisse der Königshäuser, Verschwägerungen, Erbansprüche brachten auch Ungarn, so fremd sich die Völker nach Abkunft, Interessen und Sitten waren, in vielfältige und innige Verbindung mit jenen slavischen Reichen, Polen und Böhmen. Ludwig M. aus dem Hause Anjou, welcher die Krone dieses Reiches seiner Mutter willen erhalten, wurde, seiner Gemahlin willen, auch zum König von Polen gewählt. Er regierte glücklich und glorreich. Seine Töchter brachten das große Erbe an fremde Geschlechter, Polen an's jagellonische, Ungarn an's luxemburgische Haus. Nach dem Ausgang des letztern wurde — meist wegen Weiber-Ansprüchen — viel und wechselvoll um das Reich gestritten. Polnische und böhmische Prinzen herrschten über Ungarn, doch nur unter dem einheimischen Mathias Corvinus genoß es Glück und Ruhm.

Auch Dalmatien, Kroatien, Servien, Bosnien, die Bulgarei, Wallachei und Moldau gehörten längere Zeit, als Vasallenreiche, zu Ungarn oder Polen, bis sie allmählig durch die aufstrebende osmanische Macht verschlungen wurden. Dieselbe bedrohte im weitern Kreise, ja erschütterte bereits mit gewaltigen Schlägen, auch Polen und Ungarn, zumal das letzte, durch welches sie den Weg in's Herz von Europa sich bahnen möchte, und selbst über's Meer hin die Staaten Italiens. Die osmanischen Türken waren von Kleinasien aus, allwo sie zuerst ihr Reich gegründet, über die Meerengen (1358) in Europa gebrochen, hatten über den Trümmern des untergehenden byzantinischen Kaiserthums, auf dem klassischen Boden Griechenlands und in den Ländern des Hämus, ihren barbarischen Thron errichtet; von wannen sie, nachdem mit Erstürmung Konstantinopels (1453) die Vormauer Europa's gefallen, als ein wilder Strom über viele Staaten längs der Donau und des adriatischen Meeres bis an die Thore von Deutschland, ja bis an die baierische Grenze sich ergossen, in Asien aber die Länder bis an den Euphrat, endlich auch in Afrika das Sultanat der Mamelucken, das wohlverwahrte Aegypten, in ihre Gewalt brachten. Seitdem „trauert Südost-Europa, West-Asien und Nord-Afrika, und schaut vergebens nach einem Erlöser auf, der diese nie zu bekehrenden Erz-Weltverwüster vertilge.“ (Schlözer.)

In Asien währte die Zertrümmerung der mongolischen

Reiche fort. Sina ermannte sich, warf unter Leitung eines niedrig geborenen, aber hochherzigen Bürgers das verhaßte Joch ab, jagte die Barbaren in die nördlichen Steppen zurück, von wannen sie ausgegangen, und zwang sie zum Gehorsam. In Iran und in Kaptschak stürzten, unter fortwährender blutiger Verwirrung, viele Reiche, und erhoben sich andere, der gleichen Auflösung oder Zersplitterung zueilend. Keine Hauptgestalt, worauf mit Aufmerksamkeit der Blick verweile. Eine solche erscheint jedoch, und mit überraschendem Glanz, in Dschagatai, allwo Timurlenk, als Gewaltsträger entarteter Chane, eine furchtbare Macht gründete, womit er, an Kraft wie an Glück dem schrecklichen Dschengis ähnlich, alle Reiche Mittelasiens in Trümmer legte, in Kleinasien die osmanische Macht erschütterte, und in Indien den herrlichen, langdauernden Thron des großen Moguls baute. Am Anfange des fünfzehnten Jahrhundeets starb dieser „asiatische Alexander," wie er von Vielen geheißen wird; worauf das Getümmel der Horden von Neuem alle Länder von der Kobi bis zum Euphrat erfüllte, vor vielen andern aber die Usbeken, die Turkomanen, endlich die persischen Sofi's weite Herrschaften erstritten.

Kultur.

Ueberhaupt.

In raschen Fortschritten dehnt, seit dem Schluß der Kreuzzüge, das Reich der europäischen Kultur sich aus, über mehr und mehr Völker, und in den Völkern nehmen mehr Klassen und Einzelne an ihren Segnungen Theil. Das Maß solcher Kultur wird theils durch physisches Gesez bestimmt, mehr noch und auffallender durch Handel und Freiheit. Dort überall ist mehr Kultur und schöner, vielseitiger, tiefer gegründet, allwo blühender Handel und kräftigere Freyheit. Der Vorsprung, welchen hierin schon seit der vorigen Periode die Staaten Italiens gewonnen, vereint mit der Gunst der Natur, sicherte dem schönen Land noch für einige Zeit den ersten Rang. Doch waren die Niederlande und die edleren teutschen Städte glückliche Nacheiferinnen. Spanien, England, Frankreich — mit ungleicher Theilnahme ihrer einzelnen Provinzen — schritten im Allgemeinen fröhlich fort. Die skandinavischen Völker, obwohl frei und kräftig, empfanden den hemmenden Einfluß ihres rauhen

Digitized by Google

Klimasz in den wendischen und slavischen Reichen aber wurde durch Befestigung der Knechtschaft nicht nur das Gedeihen besserer Kultur verhindert, sondern selbst ein Rückgang bewirkt; und in Rußland waren Verfassung und Natur im Bund zu ihrer Unterdrückung.

Auch in den Ländern, wo die stärksten Fortschritte geschahen, blieben noch viele Reste der alten Barbarei. Zu fest gewurzelt, zu wohl verwahrt, zu allgemein herrschend war diese Barbarei gewesen, als daß der Sieg der Civilisation schnell und vollständig hätte seyn mögen. In Sitten und Gebräuchen, Neigungen und Ideen, Gesezen und Anstalten sprach noch vielfältig, ja mitunter vorherrschend, des Mittelalters roher Geist sich aus, durch den neu aufkommenden Geist wohl in seinen Wirkungen gemildert, aber in der Erscheinung durch grellen Gegensaz noch mehr verstärkt. So die wilde Kriegslust, die freche Gewaltthätigkeit der Edlen neben der aufstrebenden friedlichen Kunst, die Mängel der Gesezgebung, ihre Grausamkeit, die Barbarei der Gerichtsformen, die Finsternisse des Aberglaubens neben der erwachenden freien Geisteskraft und dem Licht der Wissenschaften. Plumpe Geschmacklosigkeit, rohe Lust im Streit mit wiederkehrendem Gefühl des Schönen. Fortdauernde Sklaverei des Bauers in mehr als einem Land neben des Bürgers glücklich gedeihender Freiheit. Ueberall Lichtglanz und Nebelschatten in vermischtem Beisammenseyn und wechselnder Folge.

Während also in Europa die Kultur voranschritt, als vielversprechende Blüthe schönerer Zeiten, sank Asien zurück in die Barbarei, woraus es seitdem nimmer erwacht ist. Schon die lange Anarchie im Chalifat, die Rohheit der türkischen Thronenräuber und zumal die Verheerungen der Mongolen am Ende des vorigen Zeitraums hatten der theils aus uralten Zeiten stammenden, theils durch die Abbassiden in Mittelasien hervorgerufenen Gesittung ein trauriges Ende gebracht. Jezt erneuerten sich die Schrecken solcher Weltverwüstung unter dem tatarischen Timur, und breiteten sich aus über die Länder, welche Dschengis-Chans und seiner Nachfolger Schwert verschont hatte. Die Denkmale tausendjährigen Fleißes, die edleren Schöpfungen der Civilisation gingen größtentheils zu Grund unter dem Fußtritt der Unholde; und was ihnen entging, ward theils — wie in Innerasien — nachfolgender einheimischer Umwälzungen Opfer, theils sank es nieder — wie in Westasien — unter den Streichen der osmanischen Wildheit.

Ja, es verdrängten diese Osmanen selbst aus Europens Südost, dem Mutterland der altklassischen Kultur, und wo, ausgeartet zwar und durch Despotie geschändet, doch immer noch

Digitized by Google

kostbare Reste derselben in den Einrichtungen, Sitten und Wissenschaften des sinkenden Kaiserreiches sich erhalten hatten, die Civilisation auf immer. Die gedoppelte Schmach, der Barbarei und der Sultansherrschaft, lagen seitdem auf diesem unglücklichen Land.

Nicht minder ward über Aegypten das bleibende Loos derselben Barbarei durch die Osmanen geworfen, und ganz Nordafrika — wohl schon längst bis zur Unkenntlichkeit verwildert durch eine beispiellose Reihe von Unfällen — nun auf immer in die Wolken der trostlosesten Barbarei verhüllt.

Bürgerliche Verfassung.

Der vorige Zeitraum hat uns den Sieg des Lehenswesens über das Allodialsystem und, hieraus hervorgehend, den völligen Triumph der Aristokratie über Volksthum und Königthum gezeigt. Aber diese Feudal-Aristokratie brach die Grundfesten ihrer Macht durch Uebertreibung, und sah wider sich die beiden Gegner, welche sie niedergeworfen hatte, vereint wieder aufstehen. Monarchie und Demokratie, welche sich also wider den gemeinschaftlichen Feind verbanden, würden leicht ihm obgesiegt haben, wäre ihr Bündniß innig und treu, wären ihre Bestrebungen von heller Erkenntniß geleitet, konsequent, von Nebenrücksichten, von gegenseitiger Eifersucht frei gewesen. Aber es gebrach an allem Dem, und die Aristokratie erfreute sich dessen.

Hieraus entstand ein verworrener, durch den Strom der Ereignisse, so wie durch persönliche Talente und Leidenschaften vielfältig gelenkter, darum äußerst wechselvoller Kampf, worin wir zwar, wie bei jedem politischen Kampf, die beiden Haupt-Ideen Freiheit und Herrschaft als die Pole der gegenseitigen Bestrebungen erkennen; aber dieselben Ideen, je nach dem Standpunkt der Kämpfer, zu ganz verschiedenen Mittelzwecken führend sehen; also, daß dasselbe Prinzip, der Herrschaft, die Könige nach der Vereinigung, den Adel nach der Zerstückelung der Reiche streben macht, und so auch eine und dieselbe Idee, der Freiheit, hier die Gemeinen antreibt, sich um den einen Thron zu sammeln, dort die Edlen bewegt, in trotziger Vereinzelung nach einer Selbstständigkeit zu ringen, welche den Staatsverein aufhebt.

Kaum war die verhaßte Mittelmacht des Adels gebrochen oder wesentlich vermindert, so wechselten die Rollen. Könige und Volk vermeinten jezt sich gegenseitig minder zu bedürfen, und begannen sorgsam oder mißtrauisch Eines auf des Andern steigende Macht zu blicken. Auch war die gemeine Freiheit, wie die

stolzeren Bürger sie forderten, unvereinbar mit einiger Throne aufstrebender Majestät. Da begannen die Könige — Mehrere hatten es schon früher gethan — dem Adel, als Feind des Volksthums, ihre Gunst wieder zuzuwenden. Der Adel aber erkannte im Thron seine einzige Stüze gegen die gemeine Volkskraft. Also ward jezt zwischen Thron und Adel eine — nicht eben aufrichtige, doch durch das wahre Interesse des lezten und das scheinbare des ersten befestigte — Allianz geschlossen, zur Niederhaltung der Gemeinen, und sie hat — einzelne Ausnahmen abgerechnet, welche in besonderen Verhältnissen sich gründen — angedauert bis zur neuesten Zeit.

Gesezе und Sitten.

Mehr und mehr dehnte die Herrschaft des römischen Rechtes sich aus. Auf den meisten Universitäten wurden Lehrstühle für dasselbe errichtet. In Teutschland zumal beklagten die Freunde des vaterländischen Rechtes, daß es von dem ausländischen verdrängt werde. Vorzüglich geschah solches durch Maximilian I., welcher des Reiches gemeine Rechte, worunter das römische, das kanonische und das longobardische Lehensrecht verstanden wurden, den Reichsgerichten — ob auch unter Beibehaltung der einheimischen Partikularrechte — ausdrücklich zur Norm ihrer Entscheidungen bestimmte. Indessen blieb immer auch ein allgemeines teutsches Recht erkennbar, welches sich durch Uebereinstimmung gewisser Hauptzüge in allen Provinzialstatuten ausspricht, und wornach viele Einsezungen des römischen Rechtes niemals in wirkliche Uebung kamen. Auch vermehrte sich die Zahl der Sammlungen von Provinzial- und Stadt-Rechten. Einfalt, die oft bis zur Rohheit geht, Verdunkelung des natürlichen Menschenverstandes durch Aberglauben und Vorurtheil, Beleidigung der Menschlichkeit durch grausame Barbarei, einzelne wohlerdachte Bestimmungen unter vielen tadelnswürdigen Gebräuchen — dieß sind die Charaktere dieser Rechte, in welchen uns auch manche, schon in früheren Zeiten aufgenommene, Begriffe aus dem römischen und kanonischen Recht begegnen.

Am kläglichsten sah es aus mit den Gesezen in Kriminalsachen. Es dauerten noch viele Ordalien, zumal der gerichtliche Zweikampf, fort, und wahr ist's, ihr allgemeiner Gebrauch wäre weit minder verwerflich gewesen, als die schreckliche Tortur, welche jezt aufkam. Die Gerichtsstühle, bestimmt, das Recht und die Unschuld zu schüzen, wurden jezt Mörderhöhlen. Peinigen galt für Recht verwalten. So auch in den Strafen

meist Uebertreibung und Grausamkeit. Der alte Charakter der Strafgesetze, Kompositionen, wich jetzt jenem der Züchtigung. Aber es wurde das richtige Maß verfehlt, hier die Abhaltung, dort die Schwere der Sünde als vollgiltiges Strafprinzip betrachtet, und moralische wie bürgerliche Verbrechen derselben strengen Gerichtsbarkeit unterworfen.

Aber das furchtbarste aller Gerichte, zugleich durch seine außerordentliche Natur und Verfassung höchst merkwürdig, ist jenes der Vehme. Ein dichter Schleier liegt zwar über dem Ursprung, der Einrichtung und dem eigentlichen Lebensprinzip dieses schauervollen Gerichtes. Aber vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Befestigung des allgemeinen Landfriedens und der geordneten Reichsgerichte erscheint in unzähligen Beispielen, anfangs nur in Sachsen, dann aber — zumal vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an — in ganz Teutschland seine vielarmige Wirksamkeit.

In dem Zeitpunkt ihrer ausgebreitetsten Gewalt sollen wohl hunderttausend Freischöppen in Teutschland gewesen seyn, unter ihnen Glieder der meisten edlen und vieler fürstlichen Geschlechter. Schreckliche Eide verbanden die „Wissenden" zum Geheimniß, sowie zum unbedingten Gehorsam. Unter dem Schleier der Nacht wurden die Ladungen angeschlagen, welchen auch Fürsten zitternd gehorchten, und die Urtheile gefällt, gegen welche keine Gnade und keine Berufung galt. Wer von der Vehme geächtet war, mochte den allgegenwärtigen Henkern kaum durch ein Wunder entrinnen. Aber heimlich, ohne Rechtsform — also dem Meuchelmord ähnlich, und Meuchler begünstigend — geschah die Hinrichtung.

Wie so vieles Andere im Mittelalter, also mag auch die entsezliche Vehme, als Gegenmittel noch größern Uebels, von heilsamer Wirkung gewesen seyn. Die Schrecken des unsichtbaren Gerichtes ersezten die Schwäche der ordentlichen Tribunale, und waren ein Damm gegen die barbarische Leidenschaft und frevelhafte Gewalt. Doch mögen ungeheuere Verbrechen unter dem Deckmantel der heimlichen Acht verübt worden seyn, und die Macht des verborgenen Bundes hätte leicht zu verderblicher politischer Umkehrung können mißbraucht werden. Die Furcht vor der Vehme hat übrigens den Beitritt zum allgemeinen Landfrieden und die Einrichtung der ordentlichen Gerichte wirksam befördert. Sie selbst wurde unnöthig und bedeutungslos durch Beides; daher sie auch bald nachher aufhörte.

Bei allen Fortschritten der Civilisation blieb doch noch viele Barbarei zurück; ja manches Gesez befestigte noch mehr derselben Herrschaft, und der Formen wie die Maximen der Gerichte waren großentheils thöricht oder grausam.

Digitized by Google

Hiernach ist wohl begreiflich, daß auch die Sitten wenig zunahmen an Verfeinerung und Veredlung. Sie blieben sogar noch hinter den Gesetzen zurück. Denn leicht mag in diese durch eines Mannes Weisheit, durch einiger Patrioten Eifer eine wesentliche Verbesserung kommen; in die Sitten aber nur durch die schwere und langsame Gesammt-Erziehung der Nation.

Zu solcher Erziehung war nun wohl der erste und wichtigste Schritt geschehen durch das Wiederaufblühen der Freiheit. Auch hatte der steigende Wohlstand vermehrte Kräfte zu edleren Einrichtungen, zu feineren Genüssen gegeben, und von dem emporflammenden Licht der Wissenschaften, von der auflebenden schönen Kunst war in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens ein Strahl höherer Gesittung gekommen. Aber das war noch wenig für die Masse des Volkes, wenig für den Pöbel aller Stände, wenig für das Innerste der Denk- und Handlungsweise. Vorherrschend blieb noch immer die Barbarei.

Viele Klagen finden wir bei den Schriftstellern dieser Zeit über Sittenverderbniß und freche Ausschweifung. Auch die Gesetze, sowohl jene, welche durch empörende Strenge dagegen ankämpfen, als welche ihr Unvermögen wider die freche Leidenschaft durch Nachsicht eingestehen, beweisen das Daseyn des Uebels. Ohne Scheu ergaben Vornehme und Geringe, Priester und Laien sich einer Lust, welche nach dem damaligen Stande der Civilisation nur wenig Hemmung fand; nicht in reiner Natureinfalt, als welche längstens gewichen, nicht in knechtischer Furcht oder kirchlicher Scheu, da man von beiden die Bande wegzuwerfen begonnen, nicht in edlerer Sittlichkeit oder in Maximen der Vernunft, da die Herrschaft derselben kaum angebrochen.

Völkerverkehr und Handel. Die Hanse.

Inmitten der Rohheit und Zerrüttung erfreuten sich Völkerverkehr und Handel mit ihren Grundlagen, dem Landbau und Gewerbfleiß, einer fast ungetheilten Gunst und thätiger Beförderung von allen Ständen und Parteien. Der allgemein fühlbare Vortheil solcher, der Bereicherung der Nation und dem erhöhten Lebensgenuß gewidmeten, Thätigkeit, die natürliche Progression der einmal aufgeregten Bedürfnisse und Gelüste waren unvereinbar mit Anfeindung des Handels; und nur diejenige Beschränkung, welche mittelbar, aus den noch übrigen Mängeln des allgemein bürgerlichen Zustandes und der Wissenschaften, auf ihn einfloß, oder auch der gelegenheitliche Konflikt mit roher Privatleidenschaft, Raubsucht und Neid hemmten im Einzelnen seinen Flor.

Digitized by Google

Dennoch wurde der Handel durch viele und stets zunehmend günstige Umstände, zumal durch viele treffliche — theils eigentliche Handels-, theils wissenschaftliche — Erfindungen sehr wirksam befördert und gehoben. So dienten die Wechselbriefe und die Banken zu einem wichtigen Ersaz des baaren Geldes, und boten Erleichterungsmittel der Saldirung. Seidenbau, Zuckerplantagen im südlichen Europa, das Pökeln der Häringe im nördlichen, so wie die weitere Ausdehnung des Stockfisch- und Wallfischfangs wurden Quellen des reichsten Verkehrs. Endlich öffneten der Kompaß — wohl schon eine ältere Erfindung, doch nur langsam in größere Anwendung gesezt — und die am Ende des Zeitraums gemachten großen Entdeckungsreisen dem Unternehmungsgeist neue, unermeßliche Sphären.

Die Handelswichtigkeit der italischen Staaten erhielt sich. Vor allen glänzte Venedig. Obgleich von seinen morgenländischen Besizungen viele durch der Mongolen und noch mehrere durch der osmanischen Türken rohe Kriegsgewalt verloren gingen: dennoch erhielt sich sein ostindischer Handel über Aegypten, und hierdurch der gewinnbringendste Verkehr mit allen Abendländern.

Weit weniger bedeutend war der französische Handel; wiewohl einige südliche Städte, zumal Marseille und Lyon, durch selbstthätigen Verkehr sich bereicherten. Das mittlere und nördliche Frankreich diente mehr dem belgischen und hanseatischen Handel.

Auch England erhob sich nur langsam zur kommerziellen Wichtigkeit. Eduard III. hob die Industrie seines Landes durch Aufnahme vieler aus Flandern auswandernder Wollweber, dann durch das Verbot der Ausfuhr roher Wolle und der Einfuhr fremder Tücher.

Spanien, begünstigt durch den Reichthum seines Bodens und den Gewerbsfleiß seiner maurischen und jüdischen Einwohner, trieb ansehnlichen Handel. Portugal nicht minder. Doch erst am Ende der Periode ging für Beide durch die glücklichsten geographischen Entdeckungen die allerglänzendste Aussicht auf.

Die interessanteste Erscheinung in der Handelswelt dieses Zeitraums jedoch ist die Hansa. Jezt erst werden die teutschen Städte vorherrschend im Bund, und erhalten die einheimischen wie die auswärtigen Verhältnisse nähere Bestimmung. Nicht der im J. 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossene Verein, wie man sonst annahm, ist die Grundlage des großen Bundes. Er entstand aus mehreren gelegenheitlichen, allmählig nach Zwecken und Umfang sich ausdehnenden, jedoch noch nicht in Form aus-

Digitized by Google

drücklicher Bündnisse, zum Theil gar nicht schriftlich, abgefaßten Verabredungen der nordischen Städte. Der älteste Bundesbrief, von welchem die zuverlässige Kunde vorliegt, wurde im J. 1364 geschrieben. Aber schon weit früher hatte die Hansa von ihrer lebendigen, auch politischen Kraft glänzende Proben gegeben. Gegen Dänemark und Norwegen waren bereits förmliche Seeschlachten gewonnen, Letzteres zu einem der Hansa vortheilhaften Frieden gezwungen worden (1285). Nach solchem Erfolg schlossen immer mehr Städte und inniger sich an den Bund, welcher jedoch nie zu demjenigen Grad der Festigkeit und politischen Einheit gelangte, der ihm bleibendes Gedeihen hätte versichern können. Der Bund war in vier große Kreise oder Quartiere getheilt, deren Hauptorte Lübeck, Danzig, Braunschweig und Köln waren. Vier große Stapelstädte, London, Brügge (statt dessen nachher Antwerpen), Bergen, Nowogorod (später Narva), dienten als Hauptstützen des äußern Handels. Die Würde des Bundes-Protektors führte der Großmeister des teutschen Ordens in Preußen.

Das Hauptziel von der Handelsthätigkeit der Hanse war das Monopol des Zwischenhandels von Nordost und West. Daher wurden die stehenden Faktoreien an den wichtigsten Handelsplätzen nach dieser zweifachen Lage errichtet und beharrlich durch Klugheit und Gewalt behauptet, die Konkurrenz aller fremden Kaufleute streng hintangehalten und selbst die einheimischen dem Interresse der Hanse dienstbar gemacht.

Die Erhebung Burgunds war eine der Hauptursachen der Abnahme der hanseatischen Macht. Die Unterwerfung Nowogorods durch den wilden Czar Iwan Wasiljewitsch, jene Preußens durch Polen die fortwährende Feindschaft des oft gedemüthigten, jedoch durch koncentrirte Kräfte furchtbaren, Dänemark, endlich aber der durch die großen Entdeckungsreisen und die kühner gewordene Schifffahrt veränderte allgemeine Gang des Handels vollendeten die Unmöglichkeit der Wiederherstellung. Die Hansa sank allmählig in Unbedeutsamkeit. Die Zeit der Barbarei und der gesezlosen Verwirrung, worin allein ein Bund, wie der hanseatische, hätte wohlthätig scheinen und gedeihen mögen, war vorüber. Der fest geschlossene Landfriede in Teutschland (1495) bezeichnete den Eintritt einer ganz veränderten Zeit. Die Hansen mußten entweder ihre Grundsätze und Einrichtungen dem Geist derselben anpassen, oder zu Grunde gehen. Darum unterlag der Bund. Bei allen Mängeln seiner Einrichtung, bei dem verdienten Vorwurf der Illiberalität, ja selbst der Ungerechtigkeit, der viele seiner Maximen und Handlungen trifft, war er doch für viele noch weit größere, allgemeine

Gebrechen seiner Zeit ein erwünschtes und wirksames Heilmittel. Durch ihn geschah in der Sphäre des Handels, der Civilisation, der bürgerlichen Freiheit manches Gute, welches die Barbarei sonst nicht hätte aufkommen lassen. Er ist ein denkwürdiges Monument von der Macht geistiger oder moralischer Kräfte über physische Gewalt; ein rühmlicheres Monument insbesondere von der Verstandes- und Gemüthskraft teutscher Bürger.

Durch den lebendigen Handel wurde nicht nur in den Städten, wo seine vorzüglichsten Schauplätze waren, Reichthum und durch ihn steigende Pracht und vermehrter Lebensgenuß erzeugt. Auch in die kleinsten Städte und in die Hütten des Landmanns breiteten sich diese freundlichen Wirkungen vielartig aus. Die Verzeichnisse der mannigfaltigen, aus allen Weltgegenden kommenden Handelsartikel, die wir zerstreut in den Chroniken der Zeit finden, enthalten davon den sprechendsten Beweis, und die gelegenheitlichen Beschreibungen von öffentlichen und Privatfesten, nicht blos der fürstlichen oder adeligen, sondern der gemeinen Bürgerfeste oder Volksbelustigungen, dann von Kleidungen, Speisen und Sitten auch der geringeren Klassen geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, wie damals die öffentlichen Bedürfnisse noch nicht den Privatwohlstand verschlangen, wie noch des Bürgers blieb, was er durch Emsigkeit errungen, und daß nicht blos erworben, sondern auch genossen ward.

Kriegswesen. Schießpulver.

Mehr und mehr verlor sich im Krieg der veraltete, ausgeartete, den neuen Verhältnissen ungenügende Lehensdienst, und machte den beiden andern Systemen Raum, welche wir schon am Ende des vorigen Zeitraums aufkommen sahen.

Das erste derselben war jenes der Bürgermiliz, oder des dem alten nachgebildeten Heerbanns, welcher jedoch in den königlichen und in den Fürstenländern nur ausnahmsweise, in Fällen der höchsten Noth, aufgeboten ward, ja selbst in Freistaaten und Städten je nach dem Reichthum, der Bequemlichkeit, den friedlichen Neigungen der Bürger, oft durch Miethtruppen ersetzt ward. Nur in der Schweiz gedieh der Heerbann zu voller Kraft, und entfaltete sich so nachdrücklich, daß der Ruhm seiner Tapferkeit ganz Europa erfüllte.

Von da an erkannte man wieder die Wichtigkeit des Fußvolkes. Man suchte den Schweizern nachzuahmen. Aber der Geist des Lehenswesens — der stolze, ritterliche — hielt fest am Dienst zu Pferd, das Lehens-Fußvolk war nur schlechter Troß. Darum ward man Fußknechte, bewaffnete, ordnete, übte sie

sorgfältig; wodurch das zweite System, jenes der Miethtruppen, mehr Ausdehnung und Festigkeit gewann.

Am meisten trugen dazu die steigende Hoheit der Fürsten, die aufstrebenden Herrscherplane der Könige bei. Gemiethete Truppen schienen zuverlässiger, als die Schaaren trotziger oder träger Vasallen. Stehende Truppen, oder welche den Krieg zum Gewerb, zum Lebensgeschäft machten, konnten gewandter, zum verbesserten Waffendienst geschickter, ausdauernder als Neulinge oder des Friedens gewohnte Männer seyn. Daher warb man jezt Truppen in zunehmender Menge, und suchte zumal schon geübte Krieger zu werben. Unternehmende, kriegslustige Männer benützten diese Zeitverhältnisse, bildeten auf eigene Rechnung größere oder kleinere Schaaren, und vermietheten sich mit denselben den kriegführenden Mächten. In Italien zumal ward diese Sitte herrschend. Man nannte solche Häuptlinge Condottieri's, und mehrere derselben haben durch Tapferkeit, Glück und Verbrechen höchst merkwürdige — den Ländern meist verderbliche — Rollen gespielt.

Hierauf vermehrte Karl VII. die stehenden Truppen durch die neu errichteten Ordonnanz-Kompagnien und Freischützen (Franc-Archers). Seine Nachfolger, das Königthum innerlich zu stärken, und bald auch zur Vergrößerung des Reichs, setzten solches fort; und sofort sahen die andern Staaten sich zur Nachahmung gezwungen.

Schon fingen auch die unseligen Folgen der stehenden Heere, zumal als Ermuthigung und Stärkung des Despotismus und als Ermunterung zu Eroberungskriegen, fühlbar zu werden an. Nur der jugendlich kräftige Geist der gleichzeitig erwachten Volksfreiheit hielt das Uebel zurück, oder leistete Ersaz dafür.

In dieser Lage war das Kriegs- und Heerwesen, als durch die Erfindung des Pulvers eine allgemeine Veränderung, doch nicht plözlich, sondern in langsamen Uebergängen, bewirkt ward. Um das Jahr 1330 soll der Franziskaner Mönch Berthold Schwarz, aus Freiburg im Breisgau, diese folgenreiche Erfindung gemacht haben. Aber die nähern Umstände davon sind so streitig, als die Zeit der ersten Anwendung des Pulvers im Krieg.

Unermeßlich waren die Folgen von der Einführung des Schießpulvers; doch meist traurig. Denn wohl hat es manchen herrlichen Dienst theils in friedlicher Anwendung oder in Besiegung feindseliger Naturkräfte, Felsmassen u. s. w., theils auch als Kriegswaffe in Schuz und Trz, zumal in der Beziehung geleistet, daß es — als in seinem vervollkommneten Gebrauch von den Fortschritten der Wissenschaft abhängig — die Ueberlegenheit kleiner civilisirter Nationen gegen die größten Bar-

Digitized by Google

barenhorden bewirkt, daß es Europa vor der Wiederkehr einer hunnischen Verwüstung gesichert, ja selbst zur Lenkerin der Weltschicksale erhoben hat. Dabei mag auch dankbar erkannt werden, daß die Feuerröhre, als gleich kräftig in der Hand des Geringsten wie des Größten, zur Schwächung jener tyrannischen — auf Waffenrüstung und Fechtkunst pochenden — Aristokratie des Ritteradels nicht wenig beigetragen, Mensch gegen Mensch in das Verhältniß natürlicher Gleichheit gebracht haben. Aber eine unselige Wirkung des Pulvers, als welche weiteren tausendfältigen Unheils fluchwürdige Mutter ist, bringt unseres Urtheils Wage zum entschiedenen Ausschlag. Das Pulver hat — ob Gleichheit begünstigend im Verhältniß der Einzelnen — die Freiheit der Völker im Ganzen umgestürzt. Welches die Konstitution eines Reiches, welches das gesezlich bestimmte Verhältniß der Gewalten sey: die Inhaberin der Kriegsmacht, so wie diese nach Erfindung des Pulvers an Zahl und Uebung verstärkt, durch Artillerie-Vorräthe furchtbar gemacht, durch Festungen drohend und selbst unangreifbar wurde, die Inhaberin der Kriegsmacht hat als solche ein entschiedenes Uebergewicht über die ganze Nation. Die Nation steht wehrlos — weil gegen Artillerie und Festungen die gewöhnlichen Waffen Nichts vermögen — der Regierung gegenüber, und hat keine andere Garantie ihrer Rechte mehr, als die Gnade des Fürsten. Unausweichlich wäre die trostloseste Despotie durch das Schießpulver über Europa — demnach unheilbar über die ganze Menschheit — gekommen, hätte nicht eine himmlische Fügung den Donner der Feuerschlünde durch die den Menschen geschenkte tausendstimmige Verkünderin des Rechts, durch die Bücherpresse, überwältigt.

Kunst und Wissenschaft. Buchdruckerkunst.

Endlich wieder, nach fast tausendjähriger Nacht, erfreuen uns die Strahlen eines schönen Morgenlichtes, wunderbar vorbereitet während der finstersten Jahrhunderte, dann langsam dämmernd emporsteigend, zulezt mit plözlich hellem Schein die Welt begrüßend.

Als erster Grund so glücklichen Umschwungs — zum Theil unmittelbar wirkend, zum Theil die Bedingung herstellend — erscheint die neu belebte Freiheit, überhaupt die wiederkehrende bürgerliche Ordnung. Die Sklaverei der Abendländer im Mittelalter war verbunden mit Barbarei; und es galt nun fast überall nicht etwa die Forterhaltung von schon bestehender Erkenntniß, die etwa auch in despotischen Reichen möglich ist, sondern eine neue Schaffung derselben, eine ur-

sprüngliche Erregung der Flamme, nicht blos deren nothdürftige Nährung, ein neues Prinzip des Lebens, nicht nur die Verhinderung des Absterbens.

Hierzu war nöthig, daß durch allgemeinen Umschwung der bürgerlichen und politischen Verhältnisse das Bedürfniß der Wissenschaft und Kunst, so wie die lebendige Erkenntniß ihres Werthes entstände, und daß durch Erhebung des Selbstgefühls mittelst Herstellung des Menschenrechtes die edlere Kraft in den Menschen geweckt würde: es war nöthig, daß der Geist des Kriegs jenem der friedlichen Thätigkeit wiche, der Geist der Isolirung jenem des vielseitigen Verkehrs, die rohe Armuth endlich der ermunternden Wohlhabenheit und dem Verlangen nach feineren Genüssen.

Wie nun und auf welchem Wege diese Vorbedingungen alle seit den Zeiten der Kreuzzüge eingetreten, haben wir früher gesehen. Auf dem also bereiteten Feld erst mochte der ausgestreute Same zu edlen Ernten reifen.

Es war aber solcher Same, zumal der erneute Umgang mit den Lehrern des Alterthums, die wiederkehrende Bekanntschaft mit der klassischen, zumal hellenischen Literatur, wozu die Bedrängnisse des byzantinischen Reiches den näheren Anlaß gaben. Als die Türken über die schutzlosen Länder der griechischen Zunge stürzten, zumal aber nach der Eroberung Konstantinopels, kamen die vortrefflichsten der griechischen Gelehrten, reich an Schätzen der Literatur und an eigenem Genie, nach Italien und andern westlichen Ländern, und verbreiteten allda durch Umgang und Unterricht, durch Mittheilung, auch Uebersezung klassischer Schriften auf vielen Wegen Geschmack und Wissenschaft.

Nicht minder angelegen wurde die lateinische Sprache und Literatur betrieben; zum Theil schon früher als die griechische, nachmals mit der lezten wetteifernd oder auch wechselseitig sich unterstützend. Die einmal gewonnene Erkenntniß von der Vortrefflichkeit der Alten hatte ein heißes Verlangen nach allen ihren Werken erzeugt. Nach dem Muster der großen Klassiker suchte man den eigenen Styl zu bilden, an der Fülle ihres Geistes den eigenen Geist zu nähren, dem Flug ihres Genies mit eigenen Schwingen nachzustreben.

Aber die Wissenschaft, wiewohl eine Tochter des freien Geistes, und wenig folgsam dem Machtwort der Gewaltigen, mag dennoch leichter emporkommen durch deren freundliche Pflege, ja sie bedarf derselben zum Gedeihen vieler ihrer Zweige. In der eisernen Zeit des Faustrechts erhob sich nur selten ein Gewaltiger zur Achtung des friedlichen Talents und der geistigen Kraft. Jezt

aber, als edelster Ausdruck einer zum Besseren gewandten Zeit, erschienen liberale Fürsten, mächtige Beförderer der Wissenschaft und Kunst, durch Gründung von Unterrichts-Anstalten, Herbeischaffung reicher Hilfsmittel und freundliche Ermunterung des Genies.

Vor allen andern erwarb durch solches edle Wirken das Haus der Medicäer Ruhm. Man nennt von ihnen das Jahrhundert, worin Cosmus, der Stifter ihrer Größe, der „Vater des Vaterlandes," und sein vortrefflicher Enkel, Lorenzo, lebten. Andere Fürsten Italiens eiferten den Medicäern nach, und theilten ihren Ruhm.

Außerhalb Italien machten zumal Karl V., der Weise, König in Frankreich, Kaiser Maximilian und vor Allen Matthias Corvinus, der ungarische König, sich um die Wissenschaft verdient durch treue und fruchtbringende Pflege.

Die kostbarsten Denkmale so edlen Eifers sind die vielen neu gegründeten oder befestigten oder emporgebrachten Schulen gewesen; zumal die hohen Schulen oder Universitäten, deren im vorliegenden Zeitraum eine ansehnliche Zahl, und zum Theil zu großem Glanz, sich erhob.

Die Wirkung von allem Dem wäre jedoch nur beschränkt und vorübergehend, wenigstens abhängig von der Gunst nachfolgender Zufälle, ja Personen gewesen, hätte nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst, noch in eben diesem Zeitraum, sie in's Unermeßliche erweitert und für immer befestigt. Diese große Erfindung, durch welche, wie Herder gleich wahr als kräftig sagt, die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen eine gesammelte und sichtbare Kirche geworden ist, trat ein in dem glücklichsten Zeitpunkt der jugendlich kräftigen, freudig aufstrebenden Geistesthätigkeit der europäischen Völker; eben als es galt, die kostbarsten, schon errungenen Schätze in Sicherheit zu bringen, und den Grund zu weiteren, entscheidenden Fortschritten zu legen.

Der teutschen Nation gehört der Ruhm so heilbringender Erfindung. Es waren derselben zwei andere, wie den Weg bahnend und das Gedeihen vorbereitend, vorausgegangen. Die Erfindung des Linnen-Papiers, welches allmählig an die Stelle des älteren baumwollenen Papiers mit unermeßlichem Vortheil getreten, und jene der Holzschneidekunst, welche wir schon am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts finden. Der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst ist Johann Guttenberg (auch Gensfleisch genannt), aus dem Rittergeschlecht von Sorgenloch (geb. 1397, † 1465), welcher den ersten Gedanken dazu faßte, und denselben in Mainz ausführte, unter Beistand

Johann Fauſt's (seit 1450), eines reichen Goldschmieds daselbſt, und ſpäterer Mitwirkung (seit 1453) Peter Schöffers aus Gernsheim, welcher die Erfindung vervollkommnete. Nur ſtufenweis und langſam ward derſelben Vollendung errungen. Aber welche weitere Schickſale die alſo begründete Kunſt gehabt, und wie dieſelbe noch im Lauf des fünfzehnten Jahrhunderts in alle Länder Europens gekommen, kann hier keine umſtändliche Darſtellung finden.

Unter den großen Weltbegebenheiten iſt keine folgenreicher, keine wohlthätiger geweſen, als die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Durch ſie erſt wurde der Buchſtabenſchrift, alſo auch der Sprache und überhaupt dem Geiſt der Menſchen die volle Wirkſamkeit verliehen; das Wort des Einen Millionen vernehmlich, die Schätze der Erkenntniß wie der Empfindung aller Menſchen und aller Zeiten zum wahren Gemeingut des Geſchlechts, zum leicht erwerblichen Beſitzthum jedes Einzelnen gemacht; durch ſie allererſt ward ein wahres Geſammtleben der Völker, ja der Menſchheit möglich. Ihr allein ſind wir die glänzendſten Fortſchritte der Wiſſenſchaft, ſo wie die allgemeine Verbreitung derſelben, ihr allein endlich die Gewährleiſtung der Freiheit unter den drohendſten Verhältniſſen ſchuldig.

Dieſe Buchdruckerkunſt erhob ſich jedoch anfangs nur kümmerlich; und wiewohl die freudige Erkenntniß oder wenigſtens Ahnung ihres unſchätzbaren Werthes bald ihre allgemeine Verbreitung bewirkte, ſo ſank ſie doch frühe, ſie, die herrliche Gottesanſtalt, unter die Feſſeln des menſchlichen Zwanges. Es kam die Büchercenſur auf. Papſt Alexander VI., den abſcheulichſte unter den Tyrannen, hat zuerſt ſie errichtet. Fluch ſeinem Andenken! — Was die Zunge dem Gedanken, das iſt die Preſſe dem Wort. Wer will die Zunge knebeln, daß ſie um Erlaubniß bitte für das Wort, welches ſie ſpreche? oder dem Geiſt verbieten, daß er Gedanken erzeuge? Was Anderes ſoll frei und heilig ſeyn, wenn nicht die Preſſe?

Von jetzt an erhebt ſich, in den verſchiedenen Zweigen der Kunſt und Wiſſenſchaft, eine ſo große Menge von Meiſtern, Lehrern und Schriftſtellern, daß nicht mehr möglich iſt, ihrer in einem kurzen Ueberblick zu gedenken. — Ihre Aufzählung und Charakteriſtik kann nur in ausführlichen Univerſalhiſtorien oder in eigenen Kunſt- und Literatur-Geſchichten Platz finden.

Digitized by Google

II.

Speziellere Geschichte.

Von dem Reiche der Teutschen.

Rudolf von Habsburg.

Nach Richards von Cornwall Tod blieb der Thron des Reiches geraume Zeit erledigt, da Wenige unter den Großen waren, die einen König zu haben, oder auch es zu seyn begehrten. Die mächtigern unter den weltlichen Fürsten lockte die Aussicht der Selbstständigkeit. — Und wer von den Großen hätte lüstern seyn mögen nach der Kaiserkrone? — Erstorben, zu Grunde gegangen waren nach einander die Heldenstämme, die jene verhängnißvolle Krone getragen, während die übrigen Fürstenhäuser freudig emporstiegen, und, vor Stürmen gesichert, festen Grund gewannen.

Also drohte Teutschland das Loos Italiens, Aufhebung der Nationalität, Trennung, Zerstücklung. Doch die geistlichen Fürsten und der Papst drangen auf die Wahl eines Kaisers.

Aber die Wahl, zu welcher die Fürsten sich endlich verstanden, konnte auf keinen Gewaltigen fallen. Kaum hätte einer sie angenommen, und die übrigen hätten ihn gescheut. Dagegen sollte der Gewählte doch persönlich kräftig, ehrfurchtgebietend, weise seyn, den Stürmen und Verwirrungen der Zeit gewachsen, Wiederhersteller der Ordnung und des Rechtes.

Diese Eigenschaften erkannten oder erwarteten die Kurfürsten von Rudolf, Grafen von Habsburg, für welchen zumal jener von Mainz empfehlende Worte sprach; und einstimmig erkoren sie Ihn zu König (1273).

Das Haus Rudolfs, abstammend von jenem elsaßischen Grafen Guntram dem Reichen, welcher zu den Zeiten Otto's M. (um 950) wegen Theilnahme an einer Empörung seine Lehen verlor, war noch immer reich durch den Besitz der Stammgüter im Elsaß und Aargau und mehrerer Lehen, welche nach Guntrams Fall die wiederkehrende Gunst der burgundischen und der teutschen Könige dessen Haus verliehen. Durch die über einen Theil Helvetiens geführte Statthalterschaft, durch verschiedene Erbschaften, zumal diejenigen, welche Rudolf selbst zugefallen, war es selbst

zu ansehnlicher Macht und Fürstenhoheit gelangt. Aber nicht wegen Abkunft, Glanz oder Macht, nur wegen persönlicher Kraft und Tugend wurde Rudolf gewählt. Es geschah, wie der Kurfürst von Köln sagte, „weil er gerecht und weise, und von Gott und den Menschen geliebt war.“

Rudolf empfing zu Aachen die Krönung als teutscher König; aber die italische und die Kaiserkrone empfing er nicht. Niemals gelüstete ihn nach dem Land, welches „der Hinziehenden so viel, und der Heimkehrenden so wenig Fußtritte“ zeige. Seine Entfernung gab den Städten Italiens und dem Papst willkommene Gelegenheit zur Erweiterung ihrer, dem Thron schädlichen, den Reichsverband schwächenden, Ansprüche; und Rudolf selbst gab verschiedene derselben den lombardischen Städte um Geld dahin. Dem Papst aber, damit er dessen nützliche Freundschaft erhalte, gestattete er ansehnliche Vergrößerung des Kirchengebiets. Auch in Arelat begünstigte Rudolfs nur für's Vaterland kräftige Regierung die Schwächung oder die Vergessenheit der alten Reichsrechte.

Dagegen wurden im Innern Teutschlands die Zerrüttungen, die seit Friedrich II. letzter Zeit schrecklich zugenommen, geordnet und geheilt. Rudolf, durch die persönliche Freundschaft der bessern Fürsten den einzelnen Ruhestörern überlegen, verkündete auf seinem ersten Reichstag einen allgemeinen Landfrieden, und handhabte ihn mit Kraft und Strenge. Unzählige Raubschlösser wurden zerstört und an der Stelle frecher Gewalt das Ansehen der Gesetze erhoben. Jezt erhielt der Acker seine verscheuchten Pflüger wieder, der Kaufmann, welchen sonst die Wegelauerer geplündert, zog sicher seine Straße, und in den Städten gedieh der Fleiß friedlicher Gewerbsleute.

Also verdiente Rudolf den schönen Namen: „Wiederhersteller des Vaterlandes.“ Seit dem Städteerbauer Heinrich hatte den heiligen Beruf des Königs Keiner so treu erkannt, wie Er, der da sich aufgestellt erklärte, „Frieden und Recht zu schirmen, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels.“ —

Aber die glänzendste und folgenreichste That dieses preiswürdigen Kaisers war die Besiegung Ottokars, des trozigen Böhmenkönigs, des Gewalträubers von Oestreich und Steiermark, auch Herrn von Kärnthen und Krain. Derselbe verwarf Rudolfs Wahl, zu welcher man ihn nicht beigezogen, und weigerte sich, die Lehen zu empfangen, oder auf des Königs Tagen zu erscheinen. Da erklärte ihn Rudolf in die Acht, besiegte (1276) den Stolzen, und zwang ihn zum harten Frieden. Ottokar mußte Verzicht leisten auf Oestreich und alle teut-

Digitized by Google

schen Länder, wegen Böhmen und Mähren aber die Belehnung empfangen. Aber bald erneuerte Ottokar den Krieg. Und jezt errang Rudolf auf dem Marchfeld (1278) — mühevoll, doch um so glorreicher — den entscheidensten Sieg. Ottokar selbst, nach dem verzweifeltsten Kampf, ward erschlagen, die Reste seines Heeres zerstreut. Dem Sohn des Getödteten gab Rudolf, mit weiser Mäßigung, denselben Frieden, welchen Ottokar treulos gebrochen, nur sollte Mähren, zum Ersaz der Kriegskosten, fünf Jahre lang dem Kaiser verpfändet seyn.

Hierauf, mit Rath und Einwilligung aller Kurfürsten, — er selbst hatte zur Giltigkeit wichtiger Reichsgeschäfte solche Genehmigung für nöthig erklärt — verlieh er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf die herrlichen Länder, deren Wiederbringung an's Reich sein eigenes, schweres Werk gewesen: Oestreich, Steiermark, Krain und die wendische Mark (1282); Kärnthen ward dem Grafen Mainhard von Tirol gegeben. Also ward die Macht Habsburgs befestigt und der Grund zu ganz neuen, unermeßlich wichtigen Verhältnissen gelegt.

Rudolf suchte weiter bei den Kurfürsten die Ernennung Albrechts, seines Sohnes, zum römischen König. Aber die Kurfürsten gewährten sie ihm nicht. Diese Fehlschlagung that ihm wehe. Er starb kurz darauf (1291), von den Vaterländischgesinnten tief betrauert, ein Vorbild aller Guten seines Hauses, fromm, mild, rechtliebend wie die Besten aus ihnen, aber kräftiger, weiser, mäßiger als die Meisten.

Adolf von Nassau. Albrecht I. von Oestreich.

Nach einem fast jahrlangen Zwischenreich gelangte, durch Vorschub des mächtigen und ränkevollen Gerhard, Erzbischofs von Mainz, dessen Verwandter, Adolf, Graf von Nassau, zur Krone (1292). Seine Regierung war für ihn selbst, wie für das Reich unglücklich und schmachvoll. An Englands König, Eduard I., in dessen Krieg mit Frankreich, verkaufte er teutsches Blut für Geld (1294), und mit dem Sündengeld wollt' er Land und Leute für sich erhandeln. Albert der Entartete, Landgraf von Thüringen, verstieß sein Weib, und verfolgte seine rechtmäßigen Söhne. Damit er sie um das Erbe brächte, bot er Thüringen feil. Der Kaiser schloß den Kauf, und schickte Kriegsvölker in's Land, dasselbe einzunehmen. Aber der Zug nahm ein schmähliches Ende.

Durch Willkür und Eigenmacht zog Adolf auch die Abneigung derjenigen Kurfürsten auf sich, welche seine Erhebung bewirkt hat-

Digitized by Google

ten. Sie wandten sich Albrecht von Oestreich zu, dem Todfeind Adolfs, und nach mehreren Berathungen faßte ihre Mehrzahl den Schluß, daß Adolf des Reichs entsezt, Albrecht König sein solle. Noch hielten Trier und das pfalzbaierische Haus, das lezte aus Haß wider das aufblühende Habsburg, mit Adolf. Viele andere Fürsten und Herren, zumal aber die Städte blieben dem König getreu, dem sie gehuldigt. Adolf, tapfer, aber unklug, verlor wider den kriegsgewandten Gegner unfern Worms (1298) die entscheidende Schlacht, und in derselben das Leben; worauf die zu Frankfurt versammelten Kurfürsten einstimmig den Sieger zum König ernannten; nicht unbestochen, da zumal die geistlichen Wahlherren Güter und Rechte von Albrecht zum Lohn genommen.

Gleichwohl blieben sie ihm abhold; ja sie griffen zum Schwert, als er ihren gemeinschädlichen Anmaßungen ein Ziel sezen wollte. Die rheinischen Kurfürsten hatten die Fahrt auf dem vaterländischen Strom mit ungebührlichen Zöllen belastet. Von Rechts und von Pflicht wegen, ja vermöge eigens gefaßten ausdrücklichen Reichschlusses, forderte Albrecht die Aufhebung jener Zölle, und sofort schien er jenen Kurfürsten Feind des Reiches. Auch der Papst (Bonifaz VIII.), welcher den Kaiser als einen Freund Philipps des Schönen von Frankreich haßte, erklärte sich wider ihn. Er solle über Adolfs Mord in Rom sich verantworten, wo nicht, des Reiches verlustig seyn.

Dies Alles war fruchtlos. Albrecht, mit Hilfe seiner Getreuen, — worunter abermals die Städte sich auszeichneten — trieb die Rebellen zu Paaren, und erzwang die Freiheit des Rheins. Worauf auch der Papst seine Bullen zurücknahm.

Ein trauriges Ende war Kaiser Albrecht beschieden. Er fiel durch die Hand seines Neffen, Johann von Schwaben, von dieser That Parricida genannt, eines wildbrausenden Jünglings, der, von Leidenschaften blind, in dem Oheim einen Tyrannen und ungerechten Vormund erblickte. Auf der Reise nach den Stammgütern seines Hauses, unfern Baden im Aargau, geschah von den Verschworenen der Mord (1308), welchen nachmals Albrechts Nachfolger durch Reichsacht an den Thätern, seine Tochter Agnes aber, des ungarischen Königs Andreas III. Wittwe, auch an unschuldigen Freunden und Kindern der Mörder blutig rächten.

Heinrich VII. Italische Geschichten.

Rudolf von Habsburg hatte gelehrt, wie die durch eigenen Werth wenig lockende Wahlkrone zur Vergrößerung der Haus-

Digitized by Google

macht könne benützt werden. Also wurden nach Albrechts Tod nicht nur von vielen einheimischen Fürsten, sondern auch von dem französischen König Philipp dem Schönen — zu seines Bruders Karl von Valois Gunsten — Anschläge auf den erledigten Thron gemacht. Der Papst Clemens V. vereitelte solche Absicht, und ermunterte die geistlichen Kurfürsten zur Beschleunigung der Wahl. Diese verabredeten die Erhebung Heinrichs, des Grafen von Luxemburg, eines Bruders von Balduin, dem Kurfürsten von Trier. Aber die Wählenden, zumal Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, forderten für ihre Stimmen einen hohen Preis, die Bestätigung vieler angemaßter Rechte und Freiheiten, selbst Geld und Gut und die kaiserliche Hilfe wider Privatfeinde.

Was Heinrich also zur Erlangung der Krone aus eigenen und aus Reichsmitteln hintangab, ward — ihm wenigstens und seinem Haus — durch Erwerbung der Krone Böhmens mit Wucher vergütet. Heinrich von Kärnthen, welcher das östreichische Haus von dieser Krone verdrängt hatte, gefiel den Böhmen nicht. Sie boten deßhalb Johann, des Kaisers Sohn, die jüngere Schwester K. Wenzels zur Gattin und als Mitgift das Königreich an (1309). Sofort sprach der Kaiser dem kärnthischen Heinrich die Krone ab, und eroberte ohne Mühe das ganze Land. So ward das Haus Luxemburg auf den böhmischen Thron erhoben, und hierdurch 130 Jahre lang in Teutschland groß und gewaltig.

Nachdem Heinrich den hergebrachten Eid der Treue und der kindlichen Ehrfurcht dem Papst und der römischen Kirche durch eine feierliche Gesandtschaft geleistet, hierauf die Anerkennung des Papstes — in hochtrabenden, selbst ein Ernennungsrecht ansprechenden Ausdrücken — erhalten hatte, zog er — seit 60 Jahren der erste Kaiser — nach Italien und nach Rom. Weit günstiger als in der hohenstaufischen Zeit waren dieses Landes Verhältnisse. Der Papst, von Rom entfernt, mochte weniger nachdrücklich und schnell des Kaisers Schritte hemmen. Die Römer selbst sehnten nach der losern Gewalt des Kaisers sich zurück. Viele mächtige Häuser waren feindselig wider den Papst. Die Städte aber, an deren jugendlich kräftigem Freiheitsbund einst die Macht der großen Hohenstaufen scheiterte, hatten ihr Kleinod und den wahren Grund ihrer Stärke, die Freiheit, durch Verwahrlosung schon meist verloren. Denn noch schwerer als die Erringung ist die Behauptung der Freiheit. Jene mag durch eine augenblickliche Erhebung, durch die Kraft vorübergehender Begeisterung geschehen; diese erheischt fortwährende Anstrengung und Tugend, Eintracht, Wachsamkeit, und den schweren Sieg

Digitized by Google

über die Selbstsucht. Als die allgemeine Gefahr vorüber schien, erwachte die Wuth der besondern Interessen und Leidenschaften. Viele Städte, ihres Glücks sich überhebend, hatten andere Städte und große Landschaften sich unterjocht. Das Gesez der Gewalt, das sie also aufstellten, ward ihrer eigenen Freiheit verderblich. Noch schlimmer war die innere Zwietracht. Im Schoos der meisten Städte wüthete die erbliche Feindschaft wetteifernder Geschlechter oder Staatsparteien. Das allgemeine Interesse der Freiheit wich dem besondern einer solchen Partei. Leicht mochte das Haupt einer siegreichen Faktion zum allgemeinen Tyrannen werden; und wo die Schrecken der Gewalt ermangelten, da wirkte die unselige Präpotenz des Reichthums oder der Arglist früh vervollkommnete Kunst. Noch dauerte der Hader der Guelphen und Gibellinen fort; aber die Namen mehr als die Zwecke der Parteien waren geblieben. Es mochten, je nach den Umständen, Gibellinen mit dem Papste halten, und Guelphen für den Kaiser stehen, oder die Genossen der nämlichen Partei unter sich selbst in blutigen Zwist zerfallen. Es war eine böse, verbrechen- und leidenvolle Zeit. Darum weinte der edle Heinrich, als er, von den Alpen herabsteigend, das herrliche Land überblickte, und seiner Parteiungen gedachte.

Doch eben diese Verworrenheit der Verhältnisse und Interessen begünstigte die Unternehmung des Kaisers. Das stolze Mailand öffnete jezt, da die streitende Macht der Visconti's und della Torre's an die Stelle der Volksmajestät getreten, zuvorkommend dem kleinen Heerhaufen Heinrichs die Thore; von vielen andern Städten kamen Abgeordnete herbei, die Feier seiner Krönung zu verherrlichen. Hierauf ernannte Heinrich zu seinen Statthaltern ohne Unterschied Guelphen und Gibellinen, so wie das Verdienst der Personen oder die Umstände anriethen, und erschien allen Parteien Freund und Schüzer.

Aber nicht lange währte die gute Stimmung. Aus Anlaß einer für den Römerzug ausgeschriebenen kleinen Steuer erhob sich ein Tumult in Mailand. Mühsam, unter tausend Gefahren, schlug Heinrich die Empörung nieder, und eilte nach Rom, wo noch größere Gefahren seiner warteten. Zwei Parteien, an ihrer Spize die Ursini's und Colonna's, kämpften um die Herrschaft der Stadt. Robert der Weise, König von Neapel, Karls von Anjou Enkel, war herbeigekommen mit Heeresmacht zum Schuz der Ursini's und der Guelphen. Dagegen stritten die Colonna's für den Kaiser. Kämpfend drang Heinrich bis zum Kapitol, erstürmte dieses; aber den Vatikan und die Peterskirche mußte er den Feinden lassen, und die Kaiserkrönung von den hierzu abgeordneten Kardinälen im Lateran empfangen (1312).

Digitized by Google

Geschwächt durch den Abzug mehrerer teutscher und burgundischer Vasallen, zog Heinrich bald darauf nach Tuscien zurück; erneuerte jedoch und verstärkte seine Rüstung durch Aufgebot und Bündnisse, um die Majestät des Reiches entscheidend herzustellen. Schon war der sicilische König, dem geschlossenen Bunde gemäß, in Neapel gebrochen, schon rückte Johann von Böhmen mit dem Hilfsheer heran, als Heinrichs plözlicher Tod den bedrängten Robert und dessen Freunde, die zagenden Guelphen, rettete (1313).

Dieser unerwartete — darum auch der Bosheit der Feinde Heinrichs zugeschriebene — Tod befestigte die Verhältnisse Italiens. Die Guelphen, und welche überhaupt die Macht des Ausländers haßten, feierten jubelnd den Tag der Befreiung. Die Gibellinen wehklagten über den verlorenen Hoffnungsstrahl. Von nun an trennt sich, einige vorübergehende Einflüsse abgerechnet, die italische Geschichte von der teutschen; bis gegen das Ende des Zeitraums die unglückliche, der Selbstständigkeit durch Zwietracht unwerthe, Halbinsel von Neuem der Tummelplaz des Ausländers wird, und nicht nur Teutsche, sondern auch Franzosen, Spanier, Schweizer u. a. in buntem Wechsel dem Lande Krieg, den Eingebornen Schmach und Fesseln bringen.

Ludwig IV. der Baier. Ursprung des Schweizerbundes.

Nach Heinrichs Tod entstand heftige Parteiung in Teutschland, allernächst zwischen den Häusern Oestreich und Luxemburg. Auf beiden Seiten wurden Anhänger geworben, Streitkräfte gesammelt, alle Künste der Unterhandlung, Bestechungen, Ränke angewendet, um die Stimme der Wahlfürsten zu gewinnen. Vor allen thätig war Peter Aichspalter, der Kurfürst von Mainz, des Hauses Luxemburg eifriger und wohl bezahlter Freund. Derselbe, in Einigung mit Balduin von Trier und dem böhmischen Johann, erklärte sich für Ludwig den Herzog in Baiern, der zwar des östreichischen Friedrich Verwandter und sein Jugendfreund, doch wegen häuslicher Zerwürfniß schon einmal wider ihn in Waffen war. Nach einiger Weigerung gab er gleichwohl dem Verhängniß oder der Lockung des Ehrgeizes nach, und zog gegen Frankfurt. Dahin war auch Herzog Friedrich mit seinen Anhängern gekommen, und es trennte der Main die bewaffneten Schaaren der zwei Thronbewerber und ihrer Freunde. Da ward am bestimmten Wahltag, am 19ten Oktober des 1314ten Jahres von dem Kurfürsten von Köln, dann von Ludwigs von Baiern Bruder Rudolf dem Pfalzgrafen

am Rhein, auch von dem Herzog von Sachsen-Wittenberg, endlich von dem kärnthischen Heinrich, der sich der böhmischen Stimme anmaßte, Herzog Friedrich von Oestreich zum Kaiser ausgerufen; Tags darauf aber von Mainz, Trier und Brandenburg — wiewohl lezteres seine Stimme Oestreich zugesagt —, dann von Johann von Luxemburg als König von Böhmen, auch von Sachsen-Lauenburg, welches man gegen Wittenberg aufstellte, Ludwig von Baiern erkoren. Unglückverkündend schallte herüber und hinüber der Frohlockenden Ruf. In Frankfurt ward nur Ludwig aufgenommen und auf den Hochaltar der Bartholomäuskirche erhöht. Gekrönt aber wurden beide Könige, Friedrich zu Bonn von dem Kurfürsten von Köln, Ludwig zu Aachen von jenem von Mainz.

Hierauf war siebenjähriger Krieg in Teutschland, doch mehr verderbend für Land und Volk, als blutig in Schlachten. Beide Könige, über den verderblichen Jammer trauernd, sehnten sich nach Entscheidung. Da ward bei Mühldorf am Inn Friedrichs großes Heer von seines Gegners minder zahlreichen, aber besser geführten Scharen nach lange zweifelhaftem, blutigem Kampf (1322) geschlagen, Friedrich selbst Ludwigs Gefangener. Das ganze Reich erkannte diesen jezt als König. — Nur Leopold von Oestreich blieb in Waffen; sein Bruder, König Friedrich, saß gefangen auf Trausnitz, einer festen Burg in der Oberpfalz; auch Heinrich, der dritte Bruder, war bei Mühldorf gefangen und nach Böhmen geführt worden.

In den Zeiten dieses Krieges nahm der Schweizerbund seinen Ursprung.

In dem Mittelpunkt der hohen Alpen, wo die Grenzmarken der germanischen und gallischen Länder gegen Italien sind, wo die Quellen der mächtigsten Flüsse Europa's springen, und in unzugänglichen Felsenthälern grüne Triften mit Todesgefilden zusammenstoßen: da erwählte sich die vor den Gewaltigen des Erdtheils flüchtende Freiheit eine verborgene Zufluchtstätte. Der wichtigste Punkt von Europa, die unbezwingliche Naturfeste, von welcher aus, wenn ein Herrscher Italiens, Teutschlands oder Frankreichs sie als eigen besessen hätte, leicht alle Völker umher wären erschreckt und gefesselt worden, die Kernmasse des Alpengebirges sollte frei, selbstständig und die schirmende Scheidungsmine syn zwischen den Hauptnationen und großen Mächten Europa's.

Von solchem Standpunkt erscheint die Stiftung des Schweizerbundes als eine Schirmanstalt der allgemeinen Freiheit; wobei dann der unmittelbare Anlaß der Stiftung — ob Hut und Apfel, oder ob die streitige Königswahl — weniger merk-

würdig, auch die schweizerische Freiheit nicht wie streng eigenes Besitzthum der Eidgenossen, noch wie die Wirkung eines persönlichen Verdienstes, sondern mehr als Geschenk der Natur oder Wohlthat des Schicksales und als gemein-europäisches Gut sich darstellt.

Die Helvetier, welche den größten Theil der heutigen Schweiz bewohnten, wurden zu den gallischen Nationen gerechnet. In den spätern Völkerströmungen geschah hier ein Zusammenstoß der Alemannen von Norden, der Burgunder von Westen, der Longobarden — oder früher der Ostgothen — von Süden. Dieselben begegneten sich im Innersten des Landes, wo sie theils — wie meist die italischen gegen die alemannischen Stämme — nach der Wasserscheidung der Gebirge, natürlich sich begrenzten, theils — wie die Alemannen und Burgunder unter sich — mehr willkürliche oder durch Zufall bestimmte Marken setzten. Die Stämme aller drei Zungen wurden zwar vereinigt unter dem Scepter der großen fränkischen Monarchie, und nach deren Zersplitterung zum zweitenmal unter der Hoheit des auch über Italien und Burgund gebietenden teutschen Reiches: aber hier mehr als sonst irgendwo — weil begünstigt durch die Natur des vielgetheilten Landes und durch die Verschiedenheit der Stämme und Zungen — trat, im Gefolge der Lehensverfassung und des Faustrechts, nach dem herrschenden Zeitgeist eine bunte Zerstücklung in vielgestaltige geistliche und weltliche Herrschaften, Stadtgemeinden, mittelbare und unmittelbare Hoheitsbezirke u. s. w. ein, und entstand die mannigfaltigste Mischung von Reichs- und Provinzverhältnissen, nach Gebieten, Rechten, Ansprüchen und Freiheiten der Gemeinden, Familien, Landschaften, Aebte, Bischöfe und königlichen Statthalter. Helvetien ward vielgetheilter und vielherrischer, als jedes andere Reichsland. So besaßen die Bischöfe von Lausanne und Genf und Basel, der Abt von St. Gallen und mehrere andere Aebte, dann die Grafen und Herren von Neuburg, Greyerz, Vaz, Sargans, Toggenburg, Rapperschwyl, Baden, Lenzburg, Kyburg und vor Allen mächtig, nachdem sie das Erbe der leztern mit alteigenem großen Gut vereint hatten, die Grafen von Habsburg neben und unter einander viel unterthäniges oder dienst- und zinspflichtiges Land; und es blühten zwischen ihren Gebieten freudig und gedeihend die — meist von den edlen Zähringern gestifteten oder emporgehobenen — freien Städte. Auch Flecken und Dörfer genossen der Reichsunmittelbarkeit, wie zumal im Schooß der Gebirge die sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, die in stiller Verborgenheit zu großen Bestimmungen heranreiften.

Digitized by Google

Der ländersüchtige König, Albrecht I., also lautet die gemeine Erzählung, nachdem er die Waldstädte vergebens gedrängt hatte, daß sie der östreichischen Hoheit sich unterwürfen, sezte ihnen von Reichswegen tyrannische Landvögte, gegen deren Bedrückung die östreichische Herrschaft als ein Glück erschien. Aber als höchstes Glück achteten die muthigen Hirten ihre Freiheit. Darum beschworen sie, nach Walther Fürsts aus Uri, Werner Stauffachers aus Schwyz und Arnolds von Melchthal aus Unterwalden hochherzigem Vorgang, die Behauptung derselben mit Gut und Blut. Die kühne Selbstrache, welche Wilhelm Tell, hochgereizt durch den Vogt Geßler, an seinem Peiniger nahm, beschleunigte die That. Die Burgen der Landvögte wurden eingenommen, zerstört, und zur Befestigung dieser Dinge ein Bund, oder vielmehr eine Erneuerung der uralten Vereinigung der drei Orte feierlich geschlossen (1308). Durch Albrechts gelegenen Tod und Heinrichs VII. Gunst erstarkte die Sache der Eidgenossen, und als, nach der zwiespaltigen Königswahl, Leopold von Oestreich die Schwyzer, die da für Baiern sich erklärt hatten, zur Anerkennung Friedrichs zwingen wollte, so ward er in dem Engpaß bei Morgarten von den tapfern Landmännern, für welche die Berge stritten, entscheidend geschlagen (1315, 8. December), und darauf von den Siegern der früher nur zehnjährige Bund für ewige Zeit geschlossen.

Aber von allem Dem ist nur die Schlacht bei Morgarten erwiesen. Doch wäre unserm Zweck sehr fremd, darüber zu streiten. Nicht minder rühmlich, wenn die Anhänglichkeit an den für rechtmäßig erkannten König, als wenn die Rache von Privatbeleidigungen der Anlaß war, erscheint der Sieg und der Bund der Waldstädte; auch ist Wilhelm Tells Geschichte durch die Wirkung, die der Glaube daran in den Gemüthern von Tausenden erzeugte, und als allgemein wahre Darstellung eines freiheitstolzen Mannes weit mehr als durch den Umstand, ob sie 1308 wirklich geschehen, interessant und selbst der Welthistorie angehörig.

Fortsezung von Ludwigs IV. Geschichte.

Ungeachtet der Gefangennehmung seines Gegners, ungeachtet der Anerkennung fast aller Fürsten ward dennoch Ludwig seines Reiches nicht froh. Rastlos sezte Leopold von Oestreich den Krieg fort. Der Papst wurde emsigst aufgereizt wider Ludwig, und der französische König eingeladen, die Krone der Teutschen für sich zu nehmen. Als jedoch Ludwig, durch die Stärke seiner

Feinde beängstigt, nach Trausnitz ritt, mit dem Gefangenen sich zu vergleichen: da entsagte Friedrich, um das Geschenk der Freiheit, der Reichskrone (1325, 6. März).

Aber Leopolds Herz blieb unversöhnlich, der Papst drohender als zuvor. Und da kehrte Friedrich, weil er den Frieden nicht herstellen konnte, zurück zu Ludwig, um sein Gefangener zu seyn; dieser aber, den solche Tugend rührte, umarmte ihn als Freund und Bruder, und theilte mit ihm das Reich. Gemeinschaftlich sollt' es von beiden Königen verwaltet werden, Alles unter ihnen gleich seyn, die Namen Beider in ihren Siegelringen stehen, des Freundes Name in jedem obenan (5. Sept. 1325).

So ward Friede mit Oestreich, aber Mißvergnügen bei den Fürsten, als welche die Zweiherrschaft scheuten, bei den Kurfürsten zumal, die das Recht, über den Thron zu schalten, für sich selbst ansprachen. Die Mißhelligkeit blieb unausgeglichen, bis Friedrich, nach kurzem Genuß der unkräftigen Hoheit, starb (1330).

Indessen brannte Ludwigs Fehde mit dem Papste fort. Der Papst Johannes, ein Franzose von Geburt, ein übermüthiger, leidenschaftlicher, zugleich tückischer Mann, hatte gleich, als Ludwig bei Mühldorf gesieget, ihn für einen Anmaßer erklärt; sodann verkündete er in der Hauptkirche zu Avignon, wo er seinen Stuhl aufgeschlagen, eine Mahnung an ihn, das Reich niederzulegen binnen drei Monden, bei Strafe des Banns. Nach einigem Zaudern, und da Ludwig nach Avignon als reuiger Sünder zu kommen verschmähte, ward er feierlich gebannt und verflucht (1324).

Da beschloß Ludwig, Rache zu nehmen an dem hoffährtigen Priester; auch die Völker und die Fürsten Teutschlands äußerten gleichen Zorn. Eine allgemeine Kirchenversammlung begehrten Kaiser und Reich, des Papstes Anmaßung zu zügeln. Doch zagte dieser nicht. Ihm hing Oestreich — aus Haß wider den Baierfürsten — an; ihn schirmte Frankreich, Teutschlands Verwirrung wünschend; Polen und Rußland wurden aufgereizt wider den abtrünnigen Ludwig, und selbst die heidnischen Letten zur Verwüstung der teutschen Kirchen gerufen.

Nachdem die Aussöhnung mit Friedrich zu Stande gekommen, rüstete Ludwig sich eilends zum Römerzug. Im Frühling des 1327sten Jahres zog er über die Berge Hohenurhätiens. Bald hielt er seinen glänzenden Einzug in Mailand, schmückte sein Haupt mit der eisernen Krone der Lombarden, stürzte die Guelphen nieder, und kam nach Rom (Jänner 1328).

Nachdem er in der Peterskirche von den Händen zweier Bischöfe die kaiserliche Krönung empfangen, saß er an der Spitze einer feierlichen Versammlung zu Gericht über den Papst.

vom Cahors, der sich Papst nenne," und diktirte das Urtheil: der Afterpapst sey, als der Ketzerei überführt und schwerer Verbrechen schuldig, aller geistlichen Würden und Rechte entsetzt, und dem weltlichen Arm zur Bestrafung zu überliefern. Sofort wurde Peter von Corbiere, ein Mönch von dem mit Johann XXII. in Fehde stehenden Orden des heil. Franziskus, als Nikolaus V. zum Papst ausgerufen und die christliche Welt durch viele gegenseitige Schmähung geärgert.

Aber das Papstthum, nicht als heilige Einsetzung, sondern als ein Kleinod der Nation, oder der Stadt Rom, wurde von den Italienern vertheidigt, und die Christenheit, ob sie auch die Vergehungen eines Papstes mißbilligte, ehrte nicht minder die Würde seines Stuhls. Also fanden die Donner-Bullen, welche von Avignon aus Johannes wider seine Feinde schleuderte, bereiteten Zündstoff, und es sammelte sich ein „Kreuzheer" wider den Kaiser. Mit Noth hielt dieser sich in Italien bis in's zweite folgende Jahr, und verließ dann das Land (1330), welches er mit großen Entwürfen betreten hatte, und wo Verrath und Haß ihm jede Hoffnung geraubt. Bald darauf ward Nikolaus V. von allen Anhängern verlassen und zuletzt ausgeliefert an seinen Feind.

Bevor Ludwig über die Alpen zurückgegangen, hatte er zu Pavia (4. August 1329) den Hader mit seinen Neffen durch Vergleich geendet. Dieselben forderten die rheinische Pfalz, des Vaters Erbe, zurück, welches Ludwig, als sein Bruder zu Oestreich hielt, demselben entrissen hatte. Sie erhielten sie sammt der obern Pfalz, und beschworen den Vertrag, welcher das Gesammteigenthum des wittelsbachischen Hauses über die einzelnen Erbtheile und die Unveräußerlichkeit an Fremde festsetzte. Die Kurwürde solle zwischen der pfälzischen und bairischen Linie wechseln; zum erstenmal Pfalzgraf Rudolf Kurfürst seyn.

Dieß Alles geschah noch bei König Friedrichs Leben. Nach dessen Tod — der ritterliche Leopold war schon früher gestorben — erneuerte sich die Feindseligkeit wider Oestreich. Doch ward Aussöhnung gestiftet; Ludwigs Klugheit erkannte in Habsburg ein nützliches Gegengewicht wider des böhmischen Hauses aufstrebende Macht. Denn durch Unternehmungsgeist und List war Johann von Luxemburg unter allen Fürsten des Zeitalters der gefährlichste. Sein böhmisches Reich hatte er durch viele einzelne Erwerbungen abgerundet und erweitert; gegen den Kaiser, der meist seiner Partei den Thron verdankte, spielte er mehr den Schutzherrn als den Vasallen. Er konnte für die Seele der großen Geschäfte an allen zum System des Reichs näher oder ferner

gehörenden Höfen gelten; und er hatte darauf sehr wohlberechnete Hoheitsplane für sich selbst und sein Haus gebaut, deren Verfolgung ihn unausbleiblich, ob früher oder später, zu Ludwigs Feinde machte.

Dieses voraussehend, suchte Ludwig durch Vermehrung der eigenen Macht sich eine selbstständige Stütze zu bereiten. Schon früher hatte er die durch Waldemars von Brandenburg Tod erledigten Marken sammt der Kurwürde seinem eigenen Sohn, dem Knaben Ludwig, verliehen (1323). Auch die Lausitz und die Anwartschaft auf Anhalt ward Ludwig gegeben. Durch den Ausgang des niederbaierischen Hauses erwarb der Kaiser ein seit achtzig Jahren von Oberbaiern getrenntes, doch zum wittelsbachischen Gesammterbe gehöriges, großes und schönes Land (1341). Ein noch größeres fiel durch den Tod des kinderlosen Grafen Wilhelm von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an Ludwigs Gemahlin Margaretha, Wilhelms Schwester (1346), und an deren Kinder.

Aber ungerecht und ärgerlich war die Erwerbung Tirols. Es war im Jahr 1335 Herzog Heinrich von Kärnthen, Graf von Tirol, gestorben. Dessen Tochter Margaretha (genannt Maultasch) war an den böhmischen Königsohn Johann vermählt; aber der Kaiser sprach das wichtige Land den Herzogen von Oestreich, des verstorbenen Heinrich Neffen, zu; worüber Krieg entstand, und durch Vergleich Kärnthen an Oestreich, Tirol an Böhmen kam. Als nach zehnjähriger Ehe Margaretha mit ihrem Gemahl in Unfrieden gerieth; da löste der Kaiser aus angemaßter Machtvollkommenheit das von der Kirche als unauflöslich erklärte Band, und ertheilte der Geschiedenen die Vergünstigung der zweiten Ehe mit seinem eigenen Sohn, ihrem nahen Verwandten, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg (1342). Hierdurch brachte er Tirol, das wichtige Alpenland, das Thor Italiens und Oestreichs Zwinger, an's baierische Haus.

Indessen war Johannes XXII. im 90sten Jahr seines Alters, unversöhnt mit dem Kaiser, gestorben (1334). Benedikt XII., welcher ihm folgte, war mild und einsichtsvoll, dem Kaiser mit Achtung und Liebe zugethan, dem französischen König aber, dessen Gewalt den Stuhl zu Avignon beherrschte, nothgedrungen folgsam. Da zeigte sich die böse Wirkung der Entfernung des Papstes von Rom. Weil die Arglist Philipps von Valois der Verwirrung im Reich der Teutschen sich freute, weil er Plane der eigenen Hoheit auf des Kaisers Verderben baute, so durfte keine Versöhnung zu Stande kommen. In fruchtloser Unterhandlung gingen mehrere Jahre dahin, bis Ludwig und mit ihm die Fürsten

des Reichs zu einem ihrer selbst und des Vaterlandes würdigen Schluß sich ermannten. Die Fürsten und Stände erklärten, der Kaiser habe genug gethan, der Bann sey gelöset. Auch schlossen die Kurfürsten — mit Ausnahme Böhmens — in besonderer Versammlung zu Rense (15. Juli 1338) den merkwürdigen, nachmals verewigten Verein, wodurch sie „einmüthig sich verbanden, das Reich und ihre fürstliche Ehre, an der Kur des Reichs, an seinen und ihren Rechten, handhaben, schützen und beschirmen zu wollen, nach aller ihrer Macht und Kraft, ohne Gefährde wider Jedermann, ohne einige Ausnahme." — Und endlich ward durch ein allgemeines, auf dem Tag zu Frankfurt (8. August 1338) verkündetes, Reichsgesez feierlichst erklärt: daß „die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott sey, daß wer von allen oder den mehreren Kurfürsten zum Kaiser oder König gewählt worden, keine päpstliche Bestätigung brauche, sondern König oder Kaiser vermöge der Wahl sey, daß bei einem Zwischenreich blos dem Kurfürsten von der Pfalz das Vikariat gebühre, und daß — wie im folgenden Jahr auf einem andern Reichstag hinzugesezt ward — zwischen einem in Teutschland gekrönten römischen König und einem in Rom gekrönten römischen Kaiser kein Unterschied, auch im Weigerungsfall des Papstes jeder Bischof befugt sey, die Krönung zu verrichten."

Doch es sammelten sich neue drohende Wolken über Ludwigs Haupt, als Benedikt XII. starb, und nach ihm Klemens VI. (1342), ein heftiger, kühner, zugleich des Kaisers Feinden persönlich ergebener Mann, den Stuhl bestieg. Derselbe erließ (am grünen Donnerstag des J. 1346) wider den gebannten Kaiser eine schrecklichere Verwünschungsbulle, als noch je von dem heiligen Stuhl gekommen, und forderte drohend die Fürsten auf, sich loszusagen von dem Verfluchten, und ein anderes Reichshaupt zu wählen. Als aber der Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, solche Wahl zu veranlassen sich weigerte, so entsezte der Papst ihn des Erzbisthums, und ernannte statt seiner den Grafen Gerlach von Nassau, welcher sofort die Kurfürsten versammelte (Pfalz und Brandenburg, als des Kaisers Haus angehörig, wurden ausgeschlossen), und die Erwählung Markgraf Karls von Mähren zu Stande brachte.

Aber das Werk der Bosheit scheiterte an Ludwigs männlicher Entschlossenheit und der bessern Bürger Treue. Von den Grenzen Italiens, wo der Kaiser, große Unternehmungen bereitend, weilte, führte er rasch seine Kriegsvölker gegen Frankfurt, und zerstäubte der Feinde Schaar. Als Flüchtling eilte der Gegenkönig — die Nähe der Städte, welche insgesammt wider ihn auf-

standen, meidend — nach Frankreich, wo sein Vater in dem Krieg Philipps wider England stritt, aber in demselben Jahre bei Crecy in der großen Schlacht seinen Tod fand. Von da über Bonn, wo der Erzbischof von Köln ihn krönte, gelangte Karl auf weiten Umwegen in sein väterliches Reich.

Auch die erneuten Anschläge Karls und seiner Freunde vereitelte Ludwig in kurzer Frist. Auf einem Reichstag zu Speier vernahm er den treuen Zuruf vieler Fürsten und aller Städte. Freudigen Muthes für Recht und Ordnung stritten die guten Bürger, und wer von den Großen treu geblieben, wider die Feinde des Vaterlandes, und beugten unter Ludwigs Panier den Uebermuth der stolzen Verschwörer.

Doch nicht lange mehr genoß der vielgeprüfte Kaiser seines Triumphes. Im nächstfolgenden Jahr traf ihn der Tod, im 63sten Jahr seines Alters und im 33sten seiner thatenreichen Verwaltung (11. Oktober 1347). So wie Philipp der Schöne in Frankreich, also hat Ludwig der Baier in Teutschland zuerst des Papstes Macht gebrochen. Aber was jener durch Uebermuth und Gewalt that, das hat dieser in teutschem Sinn, durch Würde und Beharrlichkeit vollbracht. Seiner Leiche gönnte der Pfaffen Wuth die Ruhe im Grabe nicht. Dem Wohldenkenden ist sein Name ehrwürdig.

Das Haus Luxemburg. Karl IV.

Die Freunde Wittelsbachs verschmähten auch jezt den König Karl. Wider ihn ward der Graf Günther von Schwarzburg, ein edler, tapferer Mann, zum Kaiser gewählt. Mehr durch Ränke als durch Waffen, erhielt sich Karl gegen seine Feinde, und bewog endlich Günthern zur Entsagung gegen 20,000 Mark Silbers. Bald darauf starb der Schwarzburger, worauf Karl, sein Recht zu befestigen, sich zum zweitenmal krönen ließ (1349).

Durch diesen Kaiser hat Teutschlands gemeines Wesen ein einziges Geschenk — die goldene Bulle — erhalten. Was er sonst noch verrichtete, erstrebte, anordnete, davon war nur Er selbst oder sein Hausgut, nicht das Reich der Gegenstand.

Um die, aus dem Mangel einer bestimmten gesezlichen Ordnung für das Wahlgeschäft eines römischen Königs oder Kaisers bisher geflossenen, Uebel für immer zu heben, wurde die berühmte Konstitution, welche von dem daran gehängten Sigill den Namen der goldenen Bulle trägt, auf einem Reichstag zu Nürnberg entworfen, und zu Mez (1356) feierlich verkündet. Darin werden den sieben Kurfürsten überaus große Rechte und Ehren vor allen andern Fürsten ertheilt, ihre Verrichtungen nicht nur

Digitized by Google

als Wahlherren, sondern auch als Reichserzbeamte, auch die Familienverhältnisse und die Erbfolge in den weltlichen Kurfürstenthümern bestimmt, und Pfalz und Sachsen das Reichsvikariat in Thronerledigungsfällen, nach den Hauptbezirken des fränkischen und sächsischen Rechtes, zugesprochen. Es wird die Zeit und Ordnung der Wahl, auch der Wahleid der Kurfürsten und die entscheidende Kraft ihres Stimmenmehrs festgesetzt; Frankfurt zum Wahlort, Aachen zum Krönungsort und Nürnberg zum Sitz des ersten Hoftages jedes Kaisers bestimmt. Auch über den Landfrieden und die allgemeine innere Reichsordnung sind einige — doch nur wenige und durchaus ungenügende — Verfügung getroffen, des Papstes aber — aus Klugheit oder Schonung — mit keinem Worte gedacht.

In demselben Augenblick, wo Luxemburg durch den glücklichen und schlauen Karl erhöht ward, zersplitterte das wittelsbachische Haus seine Macht durch die Theilung seiner Länder unter die sechs Söhne des Kaisers Ludwig und unter die Nachkommen seines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf. Bald auf Theilung folgte auch Länderverlust und vielseitiges Unglück.

So geschah mit Tirol. Margaretha Maultasch, nach ihres zweiten Gemahles und des einzigen Sohnes Mainhard Tod, ertheilte Rudolf, Herzog von Oestreich, des weisen Albrecht Erstgebornem, die feierliche Erbeinsezung für sich und sein Haus über alle Thäler und Berge, Städte, Schlösser und Dörfer des unschäzbaren Landes. Vergebens überzog Herzog Stephan von Baiern Oestreich mit Krieg. Kaiser Karl war diesem günstig, und nach dem Spruch aufgestellter Schiedsrichter blieb Tirol, mit Ausnahme weniger Festen, in dem Besiz des glücklichen Habsburg (1369).

Um dieselbe Zeit gingen die brandenburgischen Marken für das Haus Baiern verloren. Mit Kaiser Ludwigs Sohn, Ludwig dem Römer, schloß Karl IV. einen Erbvertrag zu Gunsten seines Hauses; und als Ludwig starb, so wurde seinem Bruder, dem schwachen Otto, die gleichbaldige Uebergabe des großen Landes abgenöthigt, gegen eine Summe von 200,000 Goldgulden (1373).

Zu Brandenburg hatte auch die obere und niedere Lausiz gehört. Karl vereinte das theilweis gewonnene Gebiet derselben mit Böheim, welchem er auch Eger, Glaz und die schlesischen Fürstenthümer einverleibte. Hierdurch, so wie durch eine sorgfältige Verwaltung im Innern, durch Emporbringung der Landeskultur, durch Errichtung eines Erzbisthums und einer Universität zu Prag und durch andere Wohlthaten mehr, kam das sonst barbarische Königreich zu noch nie genossenem Flor.

Digitized by Google

Desto weniger that Karl für Teutschland und für das Kaiserreich. Unthätig sah er den neu um sich greifenden Befehdungen und Verbrechen der Gewalthat zu, und während er sich des Schaugepränges der kaiserlichen Majestät erfreute, und die Großen des Reichs zu knechtischen Dienstverrichtungen um seine Person erniedrigte, befestigte er durch Zulassung und Gesetze die selbstständige Hoheit der Fürsten und beförderte die Auflösung des Reichsverbandes. In Burgund ließ er zwar sich zum König krönen (1365); aber er verwahrloste oder vergeudete dort, was noch von Reichsrechten übrig war; und machte ihre Wiedererwerbung dadurch fast unmöglich, daß er den Dauphin Karl zum beständigen Reichsvikar in Arelat ernannte.

Noch unrühmlicher benahm er sich in Italien. Er ging dahin (1354), mit einem Heer von 300 Mann; empfing in Mailand — durch Vergünstigung der Visconti's, die ihn als Werkzeug eigener Größe brauchten — die lombardische, und in Rom die Kaiserkrone. Aber — gemäß geheimen Vertrags mit dem Papste — nicht eine Nacht durfte er in den Mauern dieser Stadt der Cäsarn weilen, und der Spott des Volkes begleitete ihn bis an die Alpen. Was er an Ehre verlor, das suchte er durch Geld zu ersetzen, und er verkaufte Freiheit an Städte, Gewalt an Tyrannen, Titel und Ehren an Jedermann um baares Geld.

In den Zeiten dieses Kaisers erlitt Europa, außer den gehäuften Uebeln des Kriegs und der neu einreißenden Barbarei, noch vielfältige natürliche Bedrängniß. Die Geschichtschreiber jener unglücklichen Tage erzählen uns von lang anhaltenden, zerstörenden Erdbeben, von Hungersnoth, zumal aber von einer, über den ganzen Erdtheil wüthenden, unerhört schrecklichen Pest (1347 ff.). Ihre Symptome waren furchtbar. Binnen drei Tagen starb der Mensch in großer Qual. Der rohe gesellschaftliche Zustand jener Zeiten wußte nichts von den künstlichen Anstalten, wodurch heutzutag dem Fortgange des unsichtbaren Giftes oft Einhalt gethan, und der gewaltige Würgengel durch Linien und Kontumaz in bezeichnete Schranken gebannt wird. Ohne Vorsicht und Hinderung trug der Handel den Todeskeim von Land zu Land, und entwickelten ihn tausendfältig die im Krieg und Frieden unter einander gemischten Völker; daher war die Sterblichkeit furchtbar. Es glaubten die Zeitgenossen, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts gestorben. Zum mindesten nahm man den vierten Theil an; und es ist eine Rechnung vorhanden, wornach blos in den Klöstern des heiligen Franziskus 124,434 Pestopfer gezählt wurden.

In die verzweifelnden Gemüther kam jetzt plötzlich — durch priesterliche Unholde angefacht — fanatischer Grimm wider die Juden, als welche durch Brunnenvergiftung die Pest verursacht

Digitized by Google

hätten; worauf der Pöbel in den meisten Städten Teutschlands, in den Rhein- und Donau-Ländern und bis zur Ostsee, die Unglücklichen angriff, und unter schaudervollen Scenen viel tausend Männer, Weiber, Kinder qualvoll tödtete. Den geifernden Thieren gleich erkannten die Wüthenden weder Gesetze noch Recht.

Wenzeslaus. Sigmund.

Karln IV. folgte (1378) sein Sohn Wenzeslaus, dessen Erwählung zum römischen König mit italienischem Geld erkauft war. Auch erhielt derselbe Böhmen und Schlesien. Sein Bruder Sigismund bekam die brandenburgischen Marken, Johann, der dritte Sohn, einige Nebenlande. Noch besaß ein Bruder Karls IV. das Stammgut Luxemburg, und sein Neffe, Jodocus, die Markgrafschaft Mähren.

König Wenzel, nicht ahnend, was die Würde des Throns, was die Pflicht des Regenten heische, schändete sich durch Völlerei und gemeine Lust; er vergaß zu regieren, da er nur zu genießen begehrte, und überließ sich wider Unterthanen und Bürger demjenigen Jachzorn, der selbst wider Knechte verwerflich ist. Was er Löbliches unternahm, oder Kluges ordnete, geschah in vorübergehender Laune, ohne Nachdruck und Beharrlichkeit. Er verschmähte es, oder verstand nicht, des Volkes Liebe zu erwerben, und erkannte den Werth der ihm erwiesenen Treue nicht.

Seit Karls IV. sorgloser Regierung hatte das von dem habsburger Rudolf so wirksam unterdrückte Faustrecht mit neuer Kraft sich erhoben. Vergebens suchte man bei den Fürsten, als deren Eigenmacht die Hauptquelle des Uebels war, vergebens beim König, welcher in träger Ruhe schwelgte, gesetzlichen Schutz. Es blieb nur Selbsthilfe möglich. Also, gleichwie einst während des großen Zwischenreichs (1247) die rheinischen Städte unter sich einen Bund zur Selbstvertheidigung und Aufrechthaltung des Friedens geschlossen; gleichwie um dieselbe Zeit die noch mächtigere Hansa sich gebildet hatte; also ward auch jetzt zu demselben Zwecke der große schwäbische und der rheinische Städtebund gegründet (1376 und 1381). Die Seele dieser Vereine, ihr einzig belebender Geist, war Friede und Recht. Krieg hatten sie nur wider der Fürsten ungerechte Willkür und wider den Uebermuth der Herren vom Adel. Daher verschworen sich diese gegen die Städte; und es schlossen viele Fürsten, Bischöfe, Prälaten und Herren einen großen Bund wider die Städte, der sich vom Löwen nannte. Aehnliche Bündnisse wären jene vom heiligen Georg, vom heiligen Wilhelm und vom

Digitized by Google

der alten Minne. Da wurde das Unheil größer durch das, was ihm steuern sollte. Die Kriege der Bünde waren verwüstender, als jene der Einzelnen. Dem Reich drohte Auflösung. Ein weiser König würde fest an die Städte sich angeschlossen haben. Aber Wenzeslaus, wiewohl er mitunter — etwa aus Groll wider die trotzigen Fürsten — zu den Städten sich hinneigte, that es doch weder entschieden noch beharrlich genug. Ja er ließ endlich von den Großen sich völlig einnehmen wider die den Geburtsstolz kränkende Bürgermacht, und hob (1389) die Bündnisse sämmtlich auf. Anarchie und zahllose Befehdungen waren die Folgen davon; Wenzeslaus verscherzte auch die Anhänglichkeit seiner Erb-Unterthanen durch Erpressung und willkürliche Strenge. Dreimal fezten — unter Leitung Sigismunds, seines Bruders, und Jodoc's, seines Neffen, — die böhmischen Stände ihn gefangen, dreimal entkam er der Haft, und blieb ungebessert. Bald ward das Mißvergnügen auch in Teutschland laut; und es wurde, nach mehrjähriger Vorbereitung, von vier Kurfürsten Wenzeslaus der Krone verlustig erklärt, und einer aus ihrer Mitte, Ruprecht von der Pfalz, zum König erwählt (1400).

Und es zeigte sich auch jezt wieder die Rechtsliebe der Städte. Sie fielen nicht ab von Wenzel, so wenig er ihnen Gutes gethan, so Vieles sie vom Gegenkönig hoffen mochten oder fürchten. Aachen hielt eine fünfjährige Belagerung aus. Nürnberg u. a. begehrten, bevor sie den Pfälzer erkannten, ihrer Pflicht von Wenzel selbst entlassen zu werden. Er, wie wir lesen, taxirte ihre Treue, und bedung sich für die Entlassung einige Fuder Wein.

Ruprecht zog nach Italien, wohin Wenzel niemals gegangen; aber dies war sein Unglück. Denn die Gibellinen, an deren Spize die Visconti, rüsteten wider den König, der unter des Papstes Auspicien gewählt worden, und schlugen ihn am Lago di Garda entscheidend (1401). Hierdurch war seine Macht auch in Teutschland gebrochen, und er führte mehr nur den Titel als die Gewalt eines Königs bis an seinen Tod (1410).

Jodocus von Mähren, welchen einige Kurfürsten ihm zum Nachfolger erkoren, starb bald (1411), worauf Sigismund einstimmig — selbst mit Wenzeslaw's Bewilligung — die Krone erhielt. Als Eidam des Königs Ludwig M. hatte Sigismund schon 1383 die Krone Ungarns erhalten. Aber vielfältige Bedrängniß von den Türken machte dieses Reich unglücklich und kraftlos.

Das Hauptgeschäft von Sigismunds Regierung, und wofür er Ruhe und Kraft, Geld und Länder opferte, war die Hebung der großen Kirchenspaltung, welche seit vielen Jahren (seit

Digitized by Google

1378) die Christenheit betrübt und geärgert hatte. Dieses Uebel zu heilen, dazu schien vor Allen der Kaiser berufen, der Schuzherr der Kirche, das weltliche Haupt der Abendländer. Mit großer Mühe, Beharrlichkeit und Eifer, durch Unterhandlungen, Reisen und mit Hintansezung aller andern Verhältnisse und Sorgen brachte Sigismund endlich das Concil zu Konstanz, und auf demselben das Hauptwerk zu Stande. Aber von eben diesem Concil ward Johann Huß verbrannt, und dadurch der König unglücklich sein Lebenlang.

Zum Verständniß dieser Dinge ist ein Blick auf die Kirchengeschichte dieses Zeitraums nöthig.

Kirchengeschichte. Concilien von Konstanz und Basel.

Im Schooß der christlichen Kirche, welche fortan die vorherrschende auf dem welthistorischen Schauplaze bleibt, sind in vorliegender Periode vor Allem die Spuren der wiederkehrenden reinern Lehre und die davon meist ausgegangene Schwächung der Hierarchie, zumal der päpstlichen Macht, zu bemerken.

Zwar von der Mehrheit der Kirchenlehrer nicht, von den hierarchischen Machthabern so wenig als von dem Haufen der gemeinen Geistlichkeit, ging jene Glaubensläuterung aus. Im Gegentheil traten sie beide dem leuchtend voranschreitenden Zeitgeist theils mit offener Feindseligkeit entgegen, theils hemmten sie durch böse Ränke seinen verhaßten Gang, theils flohen sie, bestürzt ob dem ungewohnten Schimmer, zurück in noch dichteres Dunkel. Es ward also die schon vorhandene Masse abergläubischer Sazungen und gottesdienstlicher Mißbräuche noch mit neuen vermehrt, theils durch wirkliches Gebot der offenen Verkündigung der Hierarchen, theils durch ihre heimliche Gunst oder durch stillschweigende Billigung der Afterlehen einzelner Zeloten und der Thorheiten eines abergläubischen oder fanatischen Pöbels.

Aber eben durch die Uebertreibung schwächte das Pfaffenthum seine Macht. Der scholastische Unsinn, der in den theologischen Schulen herrschte, die fortwährende Anhäufung bedeutungsloser Ceremonien beim Gottesdienst, überhaupt die Verhüllung des Wesens der Lehre durch schnödes Außenwerk, des rein Göttlichen durch nichtswürdige Menschendinge, dann die steigende, wenigstens offenkundigere Unsittlichkeit des hohen und niederen Clerus, neben dessen stets um sich greifender Anmaßung und Habsucht, die nimmer nachlassenden Bedrückungen zumal, die — neben manchem Aergerniß — von Avignon und Rom aus über die Länder gingen: alles Dies wurde von den Verständigen erkannt und von den Wohlgesinnten betrauert, und gab eben den Anlaß zu dem,

Digitized by Google

anfangs leise oder nur in geschlossenem Kreis der Freunde, dann unter zahlreicheren Sekten und Parteien, endlich fast allgemein unter den Bessern ertönenden Wunsch, ja zur Forderung einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern.

Einige bedeutende Schritte zu solcher Verbesserung, auch Vorbereitungen zu weit größeren, geschahen noch in vorliegender Periode. Welches war die Kraft, die sie bewirkte? — Von den Gewaltigen der Erde war Keiner, welcher dafür ernstlich stritt — die persönliche Vertheidigung gegen geistliche Tyrannei ausgenommen, und einige Bemühungen wider einzelne Gebrechen, zumal wider das große Schisma —: die Wissenschaft war es, die stille, waffenlose Wissenschaft, welche so erstaunungswürdigen Umschwung zu Stande brachte. Schwache Privatmänner, im einsamen Studierzimmer oder im bescheidenen Hörsaal, zündeten die Leuchte an, deren Strahlen siegreich die Finsterniß durchdrangen, troz des Widerstrebens der beiden Mächte, troz der Schrecken der Inquisition wie des weltlichen Gerichts. Die Edleren und Besseren — ob hoch oder gering —, als natürlich dem Licht befreundet, sammelten sich sofort um dasselbe, und pflegten seiner als des kostbarsten Gutes. Wenn hier oder dort die Gewalt es erstickte, es flammte hundertfältig wieder auf aus zerstreuten Funken, und verstärkte sich schnell durch Ergreifung des überall verbreiteten Stoffes. Selbst viele Bösgesinnte und Despoten, ohne Ahnung der weiteren Folgen oder der Gesammtwirkung, ergözten sich an den schönen Strahlen, ja sie benüzten mitunter die unmittelbare oder theilweise Erleuchtung für eigene Zwecke; und bevor sie zur deutlichen Erkenntniß der ihnen drohenden Gefahr gelangten, bevor sie einen allgemeinen, planmäßigen Bund zur Ertödtung alles Lichtes schlossen, war dessen Fortdauer durch die Erfindung der Buchdruckerkunst schon gesichert worden.

Die Wissenschaft also und die von ihr ausgegangene und gelenkte öffentliche Meinung war es, die den Koloß der Hierarchie untergrub, und zu allem Guten im Reich der Kirche nicht minder, als in jenem der bürgerlichen Gesellschaft den Samen streute.

Siebenzig Jahre blieb der päpstliche Stuhl in Avignon. Große Verringerung seines Ansehens sowohl im unmittelbaren Gebiet durch die Freiheitslust der sich selbst überlassenen Römer, als in der gesammten Christenheit durch die fortgesezte Wirkung der eben bemerkten Verhältnisse waren die Folgen davon. In diese Zeit fällt der langdauernde, an Aergerniffen reiche, dem Papst vielfältig nachtheilige Streit wider den Kaiser Ludwig den Baier und der damit verbundene, nicht minder schlimme, Streit wider die Franziskanermönche.

Digitized by Google

Nicht lange nachher trug Johann Wiklef (oder Wikliffe, geboren zu Wikliffe 1324), Weltpriester und Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Oxford, Lehren vor, welche von jenen der nachfolgenden großen Reformatoren im Wesen wenig verschieden sind. Er verwarf die Vervielfältigung der Ceremonien beim Gottesdienst, die Transsubstantiation, die Oberherrschaft der römischen Kirche, den Reichthum der Geistlichkeit, das Mönchthum und zumal die Bettelorden. Er behauptete, die heilige Schrift sey die einzige Richtschnur des Glaubens, die himmlische Gnade — hierin der augustinischen Strenge beipflichtend — die einzige Hoffnung des Heils.

Diese Lehren fanden ausgebreiteten Beifall, erregten aber den Haß des Clerus. Papst Gregor XI. verordnete den Ketzerprozeß wider Wiklef, der jedoch durch den mächtigen Schuz des Herzogs von Lancaster und anderer Großen dem Angriff entging. Er starb als Pfarrer in Lutterworth (1385), und die Flüche der Verdammniß schallten blos über sein Grab.

Seine Schüler (man nannte sie wie andere Ketzer Lollharden und Begharden) pflanzten die Meinungen des Reformators theils in geheimer Ueberlieferung, theils in lauter Verkündung fort, mit mehr oder weniger Aechtheit, in England selbst und auswärts: nirgends so folgenreich, als in Böhmen.

Daselbst entstand am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch Johann Huß (Lehrer, dann Rektor der Universität Prag, geb. 1373) und seinen Freund Hieronymus von Prag die große Umwälzung.

Ohne bedeutende Abweichung von den kirchlichen Glaubenslehren, predigte und schrieb Huß meist nur wider das Verderbniß der Geistlichkeit, deren Reform, zumal durch Einziehung ihrer großen Besizthümer, er von der bürgerlichen Gewalt verlangte.

Gegen Papst Johann XXIII., der ihn vor seinen Richterstuhl rief (1411), wagte er kühnen Widerstand in Schrift und Rede. Aber vor dem Concil zu Kostniz, welches damals, zur Hebung des großen Kirchenschisma und zur Bewirkung einer längst gewünschten Reform war versammelt worden, erschien Huß, bauend auf das sichere Geleit, welches er von Kaiser Sigismund erhalten, und fand sich schrecklich getäuscht. Denn — „weil kein Geleit dem katholischen Glauben zum Nachtheil gereichen, noch die geistliche Gerichtsbarkeit hemmen könne oder dürfe; weil ferner ein hartnäckiger Widersacher des orthodoxen Glaubens aller Privilegien, also auch des Geleites verlustig werde, und einem solchen zum Schaden des katholischen Glaubens, Treue und Wort zu halten, weder durch natürliches, noch göttliches, noch menschliches Recht geboten seye" — ward Huß ergrif-

sen, verhört, als Ketzer verdammt und dem weltlichen Arm übergeben; worauf, in Gemäßheit der bestehenden Gesetze, seine Hinrichtung durch Feuer erfolgte (1415, 6. Juli). Hieronymus von Prag, des Getöbteten edler Freund, litt im folgenden Jahr denselben Tod (1416, 30. Mai).

Der Hauptanlaß zur kostnitzer Versammlung war die große Kirchenspaltung gewesen, welche selbst eine Folge der Rückkehr des Papstes nach Rom war. Johann XXII. und Klemens VI., die bitteren Feinde König Ludwigs IV., des Baiern, fielen noch mehr als ihre Vorgänger durch Erpressungen aller Art den christlichen Völkern schwer. Das Vermögen der Privaten wurde durch erhöhte Taxen der römischen Kanzlei und durch vermehrte Anwendung der Indulgentien, besonders aber durch den vielarmigen Ablaßhandel in die päpstlichen Kassen gebracht; während über die Kirchengüter insbesondere, oder deren Nuznießer, eine oft wiederholte Besteuerung unter dem Namen der Annaten, Spolien, Reservationen, Provisionen, Exspektativen ꝛc. erging, ja Benefizien und Präbenden mit steigender Anmaßung, zulezt förmlich, verkauft wurden. Nach einigen andern Päpsten bestieg Gregor XI. (1370) den Stuhl, ein frommer und, wie es scheint, einfältiger Mann, der, was höhere Gründe längst vergebens forderten, den Bitten zweier begeisterter Weiber gewährte, die Rückkehr nach Rom.

Nach seinem Tod wurden die im Conklave versammelten, meist französischen, Kardinäle durch einen Volkstumult gezwungen, ihm einen Italiener zum Nachfolger zu geben, auf daß der Siz des Papstthums nicht abermals nach Avignon käme. Zitternd thaten die Kardinäle den Willen des Volkes, und wählten (1378, 9. April) Bartholomäus von Prignano, Erzbischof von Bari, zum Papst, unter dem Namen Urbanus VI. Derselbe beleidigte die Königin von Neapel, Johanna I. (aus dem französischen Haus Anjou), durch feindseligen Troz. Da entfernten sich viele Kardinäle von Rom, versammelten sich zu Fondi im Reiche Neapel und wählten aus ihrer Mitte Robert, Grafen von Genf, Bischof von Cambray, zum Papst (1378, 20. Sept.), die gezwungene Wahl Urbanus VI. vernichtend. Der Neugewählte nannte sich Klemens VII., und ging nach Avignon. Bannflüche von beiden Seiten ertönten, die Christenheit ging in neununddreißigjährige Spaltung.

Denn auch mit dem Tod der beiden Päpste (Urban VI. † 1389, Klemens VII. † 1394) endete sie nicht. Die Ansprüche der Verstorbenen wurden fortgesezt durch die beiderseits gewählten Nachfolger.

Indessen wurden die Nationen mehr und mehr durch die

Fortdauer der Spaltung betrübt, auch sehr fühlbar bedrückt, weil die gedoppelte päpstliche Hofhaltung, oder jede einzelne bei verringertem Gebiet, um die alte Pracht zu behaupten, eine doppelte Besteuerung heischte.

Daher vereinten sich frühe die Wohlgesinnten in dem Wunsch und in thätigen Bestrebungen zur Heilung so großen Uebels. Ein allgemeines Concil — so ertönte der vielstimmige Ruf — sollte der Kirche ein rechtmäßiges Haupt geben.

Also versammelte sich ein solches Concil zu Pisa (1409), sprach die Absezung Benedikts XIII. und Gregors XII., der damaligen beiden Gegenpäpste, aus, und erkor an deren Stelle Alexander V. (26. Juni). Aber die Abgesezten behaupteten ihre Würde, und es waren jezt drei Päpste. Alexander, der gleich das folgende Jahr starb, erhielt zum Nachfolger Johann XXIII.

Der Mangel an persönlicher Würde verschlimmerte die schwierige Lage des neuen Papstes. Er gab den Gegenpäpsten eine willkommene Waffe, und stärkte den Muth der weltlichen Feinde. Johann XXIII., in so großer Bedrängniß, wurde von Kaiser Sigismund vermocht, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Kostniz auszuschreiben (1413). Der erste November des folgenden 1414ten Jahres ward für deren Anfang bestimmt.

Nach Kostniz richteten sich jezt die Blicke der gesammten Christenheit mit sehnsuchtsvoller Erwartung. Durch die lange Verhandlung des großen Streites hatte die öffentliche Meinung sehr wichtige Aufschlüsse für das Wissen, hiernach auch Bestimmtheit des Wollens gewonnen. „Reform der Kirche in Haupt und Gliedern," diese bedeutungsvollen Worte waren die Losung aller Guten geworden, der Geist der Zeit forderte eine vollständige Abhilfe.

Das Concil begann. Johann XXIII. selbst erschien in Kostniz (1414, 28. Okt.). Als er die ungünstige Stimmung des Conciliums wider seine Person erkannte, so bereuete er den gethanenen Schritt, und bereitete sich, ihn möglichst unschädlich zu machen oder zurückzunehmen. Als man ihm die Bestätigung der Pisanerschlüsse verweigerte, mehr noch als man festsezte, daß die Stimmen auf dem Concil nicht einzeln, sondern nach den Nationen sollten gezählt werden, und zugleich unverholen erklärte, es würde zur gründlichen Herstellung des Kirchenfriedens und zur Bewirkung einer eingreifenden Reform zuvörderst die Absezung aller drei Päpste heilsam seyn; so beschloß er die Flucht, und richtete sie in's Werk durch Unterstüzung des Herzogs Friedrich von Oestreich (1415, 20. März). Aber das Concil, zumal ermuthigt durch K. Sigismund, verfolgte standhaft seinen Zweck; es bannte den Herzog Friedrich (welchen auch der Kaiser ächt-

tete), und entsezte den Papst Johann, seiner vielen Sünden und Verbrechen willen, des Papstthums. Derselbe war indessen gefangen nach Radolfszell gebracht worden. Das Concilium gab ihn in die gefängliche Haft des Kurfürsten von der Pfalz, aus welcher er 1418 entlassen und von Martin V. zum Kardinalbischof von Fraskati ernannt ward, in welcher Eigenschaft er bald nachher starb.

Von den beiden andern Päpsten hatte Gregor XII. freiwillig seine Gewalt niedergelegt: Benedikt XIII. aber verharrte in seinem Widerstand, und ward abgesezt durch den Spruch des Conciliums (1417, 26. Juli).

Nach also gehobener Spaltung schien kein Haupthinderniß mehr der gewünschten Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern entgegen zu stehen. Die Kirche selbst, in der Person ihrer versammelten Repräsentanten, mochte das Gesez der Reform geben, ohne Einsprache eines etwa übelgesinnten oder wenigstens betheiligten Hauptes. Aber die italienische Nation forderte vor Allem die Erwählung eines neuen Papstes. Sonach wurde alsogleich zur Wahl geschritten und der Kardinal Otto von Colonna als Martin V. auf den päpstlichen Stuhl erhöhet (1417, 11. Nov.). Derselbe hob nach einigen sehr unbefriedigenden Verwilligungen und einzelnen Konkordaten, die nur auf fünf Jahre geschlossen wurden, die Kirchenversammlung auf (1418, 22. April), nach deren 45ster Sizung.

Also waren die Hoffnungen der Guten vereitelt. Außer den früher verkündeten Grundsäzen, daß ein allgemeines Concilium über dem Papst, daher dieser den Erkenntnissen jenes unterworfen sey, und außer der am Schluß des Concils gemachten Verordnung, daß nach fünf, dann nach sieben, dann je nach zehn Jahren wieder allgemeine Kirchenversammlungen sollten gehalten werden, war nichts Wesentliches für die Reformation geschehen. Doch auch diese Verheißungen trugen keine bedeutenden Früchte. Es sey uns erlaubt, der chronologischen Ordnung voranschreitend, dieser weitern kirchlichen Dinge gleich hier zu gedenken.

Die lezte Aussicht öffnete sich den Wohldenkenden durch das in Befolgung der kostnizer Verordnung nach Basel ausgeschriebene Concil, als welches unter günstigeren Auspicien zusammentrat (1431). Das Verlangen einer kirchlichen Reformation in Haupt und Gliedern war so laut und so allgemein ertönt, daß selbst der päpstliche Legat, der Kardinal Julian Cäsarini, derselben Nothwendigkeit erkannte. Daher, als Papst Eugen IV., welcher nach Martins V. Tod († 1431, 20. Febr.) den Stuhl bestiegen, die kaum eröffnete Kirchenversammlung wieder aufzuheben begehrte, eine andere, in Bononien zu haltende, dafür

verheißend, das Concil einmüthig beschloß, versammelt zu bleiben, und seine Arbeiten fortzusezen. Gestüzt auf die kostnizer Verordnungen von der Gewalt der Concilien über den Papst, behaupteten die Baselerväter nachdrücklich und kühn ihr selbstständiges Recht, und daß Niemand befugt sey, ihre Versammlung aufzuheben, zu verlegen oder zu verschieben ohne ihre eigene Einwilligung; ja sie forderten den Papst zur persönlichen Erscheinung auf, erklärten ihn, bei fortwährender Weigerung, für einen „Hartnäckigen," und bedrohten ihn mit Suspension, ja Absezung.

Nach langen Verhandlungen und erschöpften Hilfsmitteln italienischer List erkannte endlich der Papst die Rechtmäßigkeit der Kirchenversammlung, nach der von derselben vorgeschriebenen Formel (1434); worauf seine Legaten ohne Widerspruch den Vorsiz in der Versammlung nahmen.

Aber die Einigkeit des Concils mit dem Papst war von kurzer Dauer. Die Baseler-Väter, ihren großen Zweck, Reform der Kirche in Haupt und Gliedern, mit stätem Blick verfolgend, traten durch die Aufhebung der Annaten, Palliengelder und Reservationen von Neuem wider Eugen in die Schranken, und bald wurde der Bruch so entschieden, daß der Papst ein anderes Concil nach Ferrara ausschrieb, jenes zu Basel aber in der 28sten Session den Papst suspendirte (1437, 1. Oktober).

Lang und wechselvoll war die Fortführung dieses großen Streites. Für den Papst aber waren die Künste einer schlauen Politik, der dreifachen Krone blendender Glanz und zu allem Dem noch eine besondere Gunst der Umstände, zumal der treffliche Vorwand, welchen die damals von den Griechen angebotene Wiedervereinigung zur Verlegung des Concils nach einer italischen Stadt gab, und dann der Ruhm, welches das zu Ferrara und Florenz (1438, 1439) scheinbar vollbrachte Vereinigungswerk dem Papste brachte.

Also geschah, daß, nachdem mehrere Nationen, insbesondere die teutsche, auf dem Convent zu Frankfurt und Mainz (1439) die Baseler-Dekrete, insofern sie ihren Interessen zusagten, feierlich angenommen, die Baseler-Väter aber den Papst seines unbeugsamen Widerwillens willen endlich förmlich entsezt und an dessen Stelle Amadäus, ehemals Herzog von Savoyen, unter dem Namen Felix V. gewählt hatten (1439, 5. Nov.), gleichwohl der größte Theil der Mächte Eugen fortwährend erkannte, wenigstens neutral zwischen ihm und dem Concil sich erklärte; worauf der Papst in besonderen Unterhandlungen mit einzelnen Nationen sein Heil suchte, und zumal die teutsche

Digitized by Google

durch Aeneas Sylvius unredliche Kunst und Kaiser Friedrichs III. engherzige Geneigtheit zur demüthigen Unterwerfung brachte. Eugen selbst zwar mußte die auf dem Kurfürstentag zu Frankfurt entworfenen Conkordate (die man die römischen nennt) unterzeichnen. Aber Nikolaus V., sein Nachfolger, brachte durch denselben Aeneas Sylvius die Entkräftung jener (zwar unbefriedigenden und zweideutigen, doch immer erträglichen) römischen oder Fürsten-Conkordate, mittelst der von K. Friedrich eigenmächtig geschlossenen Aschaffenburger oder Wiener-Conkordate zuwege. Anstatt einer mäßigen Provision, welche in jenen bedungen worden, erhielt nunmehr der päpstliche Stuhl eine völlige Wiedererstattung der durch die Baseler-Dekrete verlorenen Rechte, theils nach alter Uebung, theils im Aequivalent, oder mit unwesentlicher Veränderung, also daß überall statt der Aufhebung der alten Beschwerden blos einige Milderung erlangt ward.

In solcher Lage der Dinge, und da nunmehr K. Friedrich dem Baseler-Concilium Schuz und Geleit aufsagte, blieb demselben keine Hoffnung des Triumphes mehr. Es verlegte sich nach Lausanne, und hob sich bald nachher auf. Keine Aussicht blieb jezt mehr zur friedlichen, gesezmäßigen Reform. Dem Geist der Zeit war entschieden Troz geboten. Er machte sich später gewaltsam Luft.

Von der Kirchenversammlung zu Basel bis zur Reformation Luthers blieb die päpstliche Gewalt in der Hauptsache unangefochten. Die Bedrückung der Nationalkirchen, die vielnamigen Besteuerungen der Völker dauerten fort und vermehrten sich. Zugleich ward die weltliche Herrschaft des Papstes durch glückliche Unternehmungen erweitert. Die Päpste selbst aber entwürdigten sich meist durch Nepotismus, ja zum Theil durch Verbrechen.

Durch solche ist zumal P. Alexander VI. berüchtigt, der „Nero der Päpste," wie man treffend ihn nennt, und das Skandal der Christenheit. Sein zweiter Nachfolger, der kriegerische und staatskluge Julius II., war der lezte allgemeine Hirt der abendländischen Christen; denn unter Leo X. (1513), der nach ihm den Stuhl bestieg, ward durch die Reformation die Heerde zerrissen.

Wir kehren zu K. Sigismund zurück.

Fortsetzung von K. Sigismunds Geschichte.

Meist zur Bestreitung der durch die Vorbereitung und Haltung des Concils veranlaßten großen Ausgaben verkaufte Sigismund die seinem Haus gehörigen brandenburgischen Marken,

Digitized by Google

mit der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amt, an den reichen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI, aus dem Hause Zollern, um die Summe von 400,000 Goldgulden; wodurch der erste Grund zur Macht dieses Heldenhauses und zur Entstehung eines neuen, für die Weltgeschichte hochwichtigen Staates gelegt ward.

In den Streit des Concils mit Papst Johann XXIII. wurde Herzog Friedrich von Oestreich (genannt „mit der leeren Tasche") zu seinem großen Unglück verwickelt. * Er war des Papstes Freund, hatte ihm sicheres Geleit nach Konstanz gegeben, und glaubte sich verpflichtet, seinen Schützling, als das Concilium sich wider denselben erklärte, durch Hilfeleistung zur Flucht außer Gefahr zu sezen. Darob ward Friedrich mit dem Kirchenbann und mit der Reichsacht belegt, und alle Nachbarn wurden aufgefordert zur Wegnahme seiner Länder. Die schwäbischen Fürsten und Stände, alle Feinde Oestreichs, vor allen die Eidgenossen der Schweiz, stürzten sich auf den Verlassenen, und raubten ihm sein Erbe. Doch ward ihm, wie er durch große Demüthigung mit dem Kaiser sich ausgesöhnt hatte, das meiste wieder zurückgestellt. Nur die Schweizer behielten die ungerechte Eroberung.

Von traurigen Folgen fast ein Menschenalter hindurch war das von den Vätern zu Konstanz durch Johann Hussens Verbrennung (1415, 6. Juli) an der Menschheit begangene Verbrechen. Als die Böhmen den schrecklichen Tod ihres geliebten Reformators und seines edlen Freundes, Hieronymus von Prag, vernahmen, geriethen sie in große Bewegung. Nikolaus von Hussinecz, der Gutsherr von Hussens Geburtsort, und Johann von Trocznow, genannt Ziska, die sich zu ihren Häuptern aufwarfen, lagerten mit einem starken Heer auf einem Berg im Bechiner-Kreis. Die Taboriten — also wurden die Schaaren von solchem Lager (Tabor), welches sich später in eine Stadt verwandelte, genannt — verbreiteten bald die Schrecken des Bürgerkrieges über das ganze Land. In Prag selbst ward das Rathhaus erstürmt, ein Theil der Räthe aus den Fenstern in die Spieße der Untenstehenden gestürzt, und manch anderer Gräuel verübt (1419, 30. Juli). Vor Zorn und Schrecken starb gleich darauf der König Wenzel, dessen träge Fahrlässigkeit die Kühnheit der Empörer ermuntert hatte.

* Nach der in den Fürstenhäusern damals bestehenden Sitte der Ländertheilung war auch das Haus Oestreich in mehrere regierende Linien zerfallen. Von zwei Söhnen Alberts I. wurden die beiden Hauptlinien die albertinische, im eigentlichen Oestreich, und die leopoldinische, in den übrigen Ländern, genannt. Von der zweiten war ein untergeordneter Zweig der tirolische, der auch die Stammgüter in der Schweiz besaß, und zu welchem Friedrich gehörte.

Digitized by Google

Sein Nachfolger, vermög Erbrechts, war Kaiser Sigismund, der auch die Krönung in Prag empfing, aber zu schwach war, wider das aufgebrachte Volk sich zu behaupten. Die Schaar seiner Satelliten ward zerstäubt von den für ihr Menschenrecht und für ihren Glauben streitenden Volkshaufen, und welche Truppen ihm der Katholiken Eifer, der teutschen und ungarischen Stände Beistand, die Kreuzbullen des Papstes, sowie die Reichs-Edikte verschafften, sie alle hielten nicht die Streiche, ja kaum den Anblick des begeisterten Feindes aus. Von Böhmen, Mähren und Schlesien, woraus Sigismund bebend wich, ergossen sich jezt die Hussiten, zur fürchterlichen Wiedervergeltung, über das teutsche Land. Leichenhügel, Brandstätten bezeichneten ihren Weg. Vor Ziska gingen die Schrecken Gottes einher. Noch als blind schlug er die Feinde, und als er starb (1424), erzitterten sie noch vor dem Klang seiner Haut, die über eine Trommel gespannt worden.

Nach ihm wurden die beiden Prokopier durch Sieg berühmt, durch Grausamkeit furchtbar. Der eine war das Haupt der Taboriten (also nannte sich jezt eine der Parteien, in welche die Hussiten zerfallen waren). Ein neuer Angriff eines großen teutschen Heeres wurde zurückgeschlagen, dann mit rächendem Schwert Sachsen, Franken, Baiern, heimgesucht. Berlin, Magdeburg, Regensburg erblickten die Fahne der Unbezwinglichen; mit 3000 Wagen voll Raubes kehrte Prokopius, der Verwüster von hundert Städten und vierzehnhundert Dörfern, nach Böhmen zurück.

Auf einem Reichstag in Nürnberg (1431) beschlossen die Fürsten noch einen allgemeinen Heerzug. Es sammelten sich unter Friedrichs von Brandenburg Anführung wohl hunderttausend Streiter. Man drang bis Tauß im Pilnizer-Kreis. Da vernahm man die Annäherung des Gewalthaufens der Hussiten. Sofort, von panischem Schrecken ergriffen, rannten die Schaaren auseinander. Ueber die Flüchtigen stürzten die Hussiten mit Siegesgeschrei, und erschlugen ihrer eilftausend.

Indessen hatte, wie wir oben erzählten, ein neues Concil zu Basel sich versammelt. Die Väter zeigten versöhnliche Gesinnung. Auch die Hussiten waren des Krieges müde. Da wurden Unterhandlungen gepflogen. Die einheimische Spaltung der Hussiten begünstigte das Friedenswerk. Die Gemäßigtern, meist nur den Genuß des Kelchs beim Abendmahl und einige noch minder bedenkliche Punkte fordernd, wurden durch die Prager-Kompaktaten (1433, 30. November) in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufgenommen, dagegen die Taboriten — wie die fanatischere Partei hieß — verworfen. Jezt erhoben die Kalix-

tiner selbst das Schwert wider ihre unglücklichen Brüder, und es ward Prokopius in einer verzweiflungsvollen Schlacht von Mainhard von Neuhaus, dem Haupt der Kalixtiner, geschlagen und getödtet (1434). Hierauf hörte der Widerstand auf. Böhmen, nur durch Böhmen selbst überwunden, sank verblutend zu Sigismunds Füßen, und huldigte ihm als König (1436).

Im nächstfolgenden Jahr starb er (1437, 9. December). Begieriger nach Ruhm als zu dessen Erwerbung geschickt, doch in Geschäftigkeit unverdrossen, weltklug, erfahren, selbst nicht ohne Gelehrsamkeit, gebrach es ihm doch an Glück, oder vielmehr an jener höhern moralischen Kraft, welche das Glück fesselt oder entbehrlich macht.

Während des Hussitenkrieges erlosch die sachsen-wittenbergische oder kurfürstliche Linie des Hauses Askanien. Sigismund verlieh die Kur Sachsen an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meissen, Landgrafen von Thüringen (1422), von welchem das heut' zu Tag blühende Königshaus abstammt.

Um dieselbe Zeit verlor das Haus Baiern die großen und reichen Provinzen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau, welche durch K. Ludwigs IV. Vermählung mit der Erbin jener Länder an dasselbe gekommen. Seine Urenkelin Jakobea verlor alles ihr Land durch die ungerechte Gewalt Philipps, des mächtigen Herzogs von Burgund, der durch seine Mutter aus demselben Hause stammte.

Mit Sigismund erlosch das luxemburgische Kaiserhaus. Nach ihm beginnt die fortlaufende Reihe der östreichischen Kaiser, und damit eine neue Periode der teutschen Geschichte.

Oestreichische Kaiser. Albrecht II. Friedrich III.

Kaiser Sigismund hatte Albrecht V. seine einzige Tochter Elisabeth zum Weib, und damit das Erbrecht auf zwei Kronen, Ungarn und Böheim, auch den nähern Anspruch auf die dritte, das Kaiserthum, gegeben. Schon waren die innern Verhältnisse Teutschlands und die Rechte der Stände dermaßen befestigt, daß ein mächtiger Kaiser nicht mehr gefährlich schien. Also ward, ohne einigen Widerspruch, Albrecht, das Haupt des Hauses Oestreich, der als teutscher König der zweite heißt, zu Sigismunds Nachfolger erwählt (18. März 1438). Schon hatte Ungarn ihn als König erkannt, und Böhmen wurde nach schwachem Widerstand der Utraquisten (oder Kalixtiner) dazu gezwungen.

Aber nur kurze Zeit besaß das Reich diesen vortrefflichen Fürsten. Vortrefflich war er nach dem Urtheil aller Zeitgenossen

und nach der Ehrfurcht, die er selbst den Feinden einflößte. Seine ererbten Reiche erkannten in ihm den gütigen und gerechten Fürsten, den unerschrockenen Beschüzer der äußern Sicherheit, wie der innern Ruhe. Auch Teutschland hatte er die Segnungen des Friedens und bürgerlichen Ordnung zugedacht. Auf dem Reichstag zu Nürnberg überreichte Kaspar Schlik, sein weiser Kanzler, einen wohldurchdachten Entwurf zur Herstellung des Landfriedens in dem mehr als alle andern Ländern Europas durch die Wuth der Befehdungen geplagten Reich. Die Eintheilung desselben in sechs Kreise, jeder unter einen Kreishauptmann, sollte die Handhabung der Gesezе und der Ordnung sicher stellen, das Ansehen der Reichstädte sollte der Stimme des Friedens eine wirksamere Kraft verleihen. Aber dieser vortreffliche Plan kam nicht in Erfüllung. Die Fürsten zögerten mit ihrer Beistimmung, und noch war kein Schluß erfolgt, als Albrecht auf einem Feldzug wider die Türken plözlich erkrankte, und starb (27. Oktbr. 1439). Auch die kirchlichen Verhältnisse Teutschlands, welche Albrecht durch weise Annahme der dem Vaterland nüzlichen Baseler-Dekrete einer günstigen Entscheidung nahe gebracht, wurden durch seinen Tod den erneuten Umtrieben der römischen Kurie preis.

Noch härter empfanden Albrechts Erbländer seinen Verlust. Er hinterließ seine Gattin gesegneten Leibes; aber gegen den Schmerzenssohn, den Nachgeborenen Ladislaus, erhoben sich von allen Seiten Feinde und Räuber. Große Zerrüttungen in Ungarn, Böhmen und Oestreich waren die Folge davon.

Auf den Thron der Teutschen hatte Albrecht, durch einhellige Wahl der Kurfürsten, seinen Verwandten, den Herzog Friedrich von der Steiermark, H. Ernst des Eisernen Sohn, zum Nachfolger (1440). Außer dem väterlichen Erbe verwaltete dieser 24jährige Fürst noch Tirol als Vormund des jungen Sigismund, seines Vetters. Die gleiche Fürsorge sollte er jezt dem nachgeborenen Ladislaus und dessen weiten Ländern widmen, unter den Gefahren einer stürmischen Zeit und den unendlichen Schwierigkeiten schlecht geregelter Verhältnisse. Und endlich ward noch die schwere Last des Kaiserthums auf seine Schultern gewälzt. Ein großer Geist nur hätte solchen Forderungen genügen können. Friedrich jedoch besaß mehr des guten Willens als der Kraft, und das Glück, welches den Thatlustigen holder als den Gemächlichen ist, lächelte ihm wenig. Die Geschichte seiner drei und fünfzigsten Regierung in Teutschland hat einen Charakter von Geringfügigkeit, selbst von Erbärmlichkeit, der einen kläglichen Kontrast bildet mit der gleichzeitigen,

an großen Thaten und Umwälzungen so reichen, Geschichte der meisten andern Staaten in Europa.

Dreimal wurde Friedrich gekrönt: in Aachen (1442) als römischer König, in Rom aber, wo er zugleich seine Vermählung mit Eleonore von Portugal feierte (1442), als König Italiens und als Kaiser. Mailand, wo die italische Krönung sonst geschah, gehorchte damals Franz Sforza's feindseliger Macht, und Friedrich fand sich nicht versucht, die Reichsrechte wider einen so streitbaren Gegner zu behaupten.

Die Begebenheiten in Teutschland während Friedrichs Regierung sind größtentheils nur für die Partikulargeschichten von dessen einzelnen Provinzen, nicht aber für die Welthistorie merkwürdig. Die Schwäche des Kaisers munterte die Ruhestörer auf, und ließ das Recht ohne Stütze. Mit neuer Wuth erhoben sich die Befehdungen, nicht blos zwischen Stänben und Ständen, sondern selbst zwischen Innungen und gemeinen Dienerschaften unter sich und wider Städte oder Fürsten. Kaiser Friedrich selbst lag fast mit allen Nachbarn im Streit, und gewann nirgends. Sein eigener Bruder, Albrecht in Oberöstreich — der Verschwender geheißen, weil er freigebig war — ein feuriger, thatkräftiger, geistreicher Fürst, konnte mit dem schläfrigen Friedrich sich nicht vertragen. Er führte wiederholt Krieg wider ihn, und zwang ihn zur Abtretung des niederöstreichischen Landes, welches er jedoch nur ein Jahr beherrschte († 1463).

Zu derselben Zeit war Friedrich in schweren Krieg wider Matthias Corvinus, König von Ungarn, den Nachfolger desjenigen Ladislaus, um dessen Person und Land der Kaiser schon am Anfange seiner Regierung vielfältige Noth bestanden. Denn nicht nur die Böhmen und Ungarn, selbst die Oestreicher weigerten sich, Friedrichs vormundschaftliche Gewalt zu erkennen. In Böhmen ward Georg Podiebrad, ein Hussite, Statthalter; die Ungarn gaben ihre Krone an den polnischen Wladislaw, nach dessen Tod ward Johann Hunnyad Corvinus, Woywod von Siebenbürgen, Statthalter des Reichs. Als König erkannte man den jungen Ladislaw, welchen die Mutter bald nach der Geburt hatte krönen lassen. Aber Ungarn, Böhmen und Oestreicher entrissen jetzt den Prinzen Friedrichs Gewahrsam mit Waffengewalt. Der herrschsüchtige Graf Ulrich von Cilley wurde Statthalter in Oestreich. Johann Hunnyad, der Held seiner Nation und das Schrecken der Türken, ward angefeindet von Cilley; das Herz Ladislaw's mit Verdacht gegen den Statthalter erfüllt. Als dieser im glorreichen Kampf wider die Türken den Tod gefunden, setzte Cilley seine arglistigen Plane wider die Söhne des Helden fort. Aber Ladis-

Digitized by Google

law Hunnyad mit seinen Freunden tödtete ihn. Der junge König ließ die beiden Söhne Johann's greifen, den ältesten, Ladislaus, durch die Hand des Henkers sterben, den jüngern, Matthias, in den Kerker werfen. Ein Jahr darauf starb der 18jährige König eines plötzlichen Todes (1457); worauf die Ungarn den gefangenen Matthias auf ihren Thron erhoben, die Böhmen aber Podiebrad ihre Krone gaben, und Oestreich als Erbland an Kaiser Friedrich und seinen Bruder Albrecht fiel. Der edle Podiebrad hielt Friede mit dem Kaiser, und leistete ihm selbst Beistand wider Albrecht. Aber Matthias Corvinus, durch die Katholiken in Böhmen herbeigerufen, wollte seinem Schwiegervater, Podiebrad, die Krone entreißen. Der Lezte starb während des Kriegs (1471), worauf die Böhmen den polnischen Prinzen Wladislaw II. zum König wählten, dem auch Friedrich die Belehnung gab. Matthias fiel jezt in Oestreich ein, nahm es dem schwachen Friedrich weg, und behielt es bis zu seinem Tod (1490). Die viele Noth des Kaisers, seine vergeblichen Bemühungen, die Stände des Reichs auch nur zur kärglichsten Beisteuer zu vermögen, die unaufhörlichen Reichstage, worauf nur um ein Paar tausend Gulden und eine Hand voll Soldaten gefeilscht, ja das Versprochene doch nie geleistet ward, zeigen uns das teutsche Reich als ein Zerrbild von Ohnmacht oder verächtlicher Selbstsucht.

Nach Matthias Tod eroberte jedoch des Kaisers Sohn Oestreich wieder, ja er erzwang von den Ungarn das Anerkenntniß des östreichischen Erbrechts auf ihre Krone, für den Fall des Ausganges von Wladislaw's, des neugewählten Königs, Haus.

So unglücklich und hart bedrängt im eigenen Land, so ohnmächtig im teutschen Reich, so unbedeutend in der Welt durch persönliches Wirken, sah gleichwohl Friedrich III. den Anfang der Größe seines Hauses. Durch die Vermählung Maximilians, seines Sohnes, mit Maria, der Erbin Burgunds, geschah dazu der erste Schritt.

Von Burgund.

Das Haus Burgund war ein Zweig des französischen Königshauses, gestiftet durch Johann den Guten. Derselbe, als ihm Burgund (Bourgogne) bei dem Ausgang des ältern herzoglichen Hauses als Erbe seiner Mutter anheimgefallen, gab es seinem jüngsten Sohn, Philipp dem Kühnen (1363), von welchem ein der königlichen Linie meist feindseliges Geschlecht ausging. Derselbe Philipp erwarb die Freigrafschaft oder Hochburgund (franche-comté), auch Flandern, Artois, Mecheln

und Antwerpen. Schon unter ihm hob der Zwist mit dem Königshaus an, da, bei der Geistieszerrüttung Karls VI., Orleans und Burgund die Regentschaft ansprachen.

Philipps Sohn, Johann der Unerschrockene (1404), der noch als Prinz heldenmüthig, wiewohl unglücklich, wider die Türken gestritten, ließ den Herzog Ludwig von Orleans, Karls VI. Bruder, ermorden, und ward selbst getödtet durch die Diener des Dauphin (1419), worauf Philipp der Gute, sein Sohn, sich mit England verband, und die Anerkennung Heinrichs V. als Thronerben von Frankreich mit Ausschließung des Dauphin bewirkte. Eigene Mißhelligkeit mit dem Regenten Englands stimmte ihn endlich zur Versöhnung mit dem französischen Hause. Er schloß Friede mit dem König (1435) gegen Abtretung mehrerer Städte und Erlassung der Lehenspflicht für seine Person.

Unter ihm erhob sich durch vielfältige Erwerbung die glänzende Macht Burgunds. Er kaufte die Grafschaft Namur von ihrem kinderlosen Besitzer Johann III.; Luxemburg ward ihm abgetreten von Elisabeth, Kaiser Wenzels Nichte. Brabant und Limburg fielen beim Ausgang des eigenen Fürstenstammes ihm, als lachendem Erben, zu. Holland und Friesland, Seeland und Hennegau entriß er der unglücklichen Jakobea, Urenkelin derjenigen Margaretha, welche durch Vermählung mit Kaiser Ludwig dem Baier diese schönen Lande an's baierische Haus gebracht. Eine Fürstin dieses Hauses war die Mutter Herzog Philipps von Burgund. Daher dessen Ansprüche auf Jakobeens Erbe.

Ein schöneres, blühenderes Land, als Philipp, besaß damals kein König in Europa. Längst schon hatte der Segen der Freiheit und des wohlgeführten Handels die niederländischen Provinzen und Städte beglückt. Eine gedrängte Bevölkerung, ein reges, fröhliches Leben; Wohlstand und Pracht verkündeten ihn; Einzelne Städte, ja einzelne Innungen waren mächtig genug, um wider Fürsten und Könige zu kriegen, der Reichthum von Bürgern schien Königen beneidenswerth; ihr Stolz, ihr oft an Zügellosigkeit reichender Freiheitsgeist war Uebermuth des Glückes. Unter der burgundischen Herrschaft ward, was im Einzelnen die Freiheit einbüßte, durch bessere Ordnung und Vermehrung der Gesammtkraft ersezt. Auch erkannten die Herzoge, daß von dem Gedeihen des allgemeinen Glücks ihre eigene Herrlichkeit abhänge; sie ehrten die hergebrachten Freiheiten, und förderten das Wohl des Volkes.

Philipps des Guten Nachfolger (1467) war sein Sohn Karl von Charolois, mit dem Beinamen des Kühnen. Er sezte den erblichen Haß fort wider das königlich-französische Haus. Ludwig XI. vergalt ihm mit gleichem Haß. Indessen vermehrte

Karl seine Macht durch Eroberung Lüttichs, welches Ludwig wider ihn aufgeregt hatte, durch Besitznahme von Geldern, welches Arnold von Egmond ihm, als seinem Befreier aus des rebellischen Sohnes Händen, verschrieb, durch das ihm von Oestreich verpfändete Elsaß und endlich durch das so trefflich gelegene Lothringen, doch Letzteres nur auf kurze Zeit, weil am Vorabend seines Unterganges.

Karl schätzte den Werth der Länder, welche das Glück ihm gegeben, nur als Mittel zur Erlangung noch größerer Macht. Den ersten Königen des Welttheils an Reichthum und Herrschaft gleich, mocht' er ohne Uebermuth auch ihren Schmuck und Namen fordern. Aber nicht bloß König — er wollte römischer König seyn. Vorerst sollte wenigstens das Reichsvikariat über die west-rheinischen Länder — vielleicht auch über die Alpenländer bis Mailand — eine Zugabe seiner Erhöhung werden. Kaiser Friedrich sollte Beides ihm verleihen.

Mit demselben knüpfte Karl Unterhandlungen an. Maria, seine einzige Tochter, mit ihrer Hand die Aussicht auf das herrlichste Erbe, Beides dargeboten dem jungen Maximilian, des Kaisers Sohn, sollte zur Lockung dienen. Eine persönliche Zusammenkunft zu Trier wurde verabredet, das Werk zur Vollendung zu bringen. Aber eben daselbst entzweiten sich die Beiden. Der Kaiser verließ den Herzog ohne Abschied, vor geschlichtetem Geschäft. Dieser fiel feindselig in's Reichsgebiet, seinen Schützling, Ruprecht, wider des Kaisers Freund, Hermann, in's Erzstift Köln einzuführen. Den Lärm um diese Dinge unterbrach der schweizerische Krieg.

Die Anmaßungen des burgundischen Vogts Hagenbach im Elsaß, welcher den schweizerischen Rechten nicht minder als jenen seiner Pflegebefohlenen vermessen zu nahe trat, und die nicht ungegründete Furcht des jungen Herzogs von Lothringen, Renatus II., vor Karls schwellender Macht, veranlaßten ein enges Bündniß der Eidgenossen mit Frankreich und Lothringen, und entzündeten den hochwichtigen Krieg. Auch Oestreich, nach der Einlösung seiner verpfändeten Lande begierig, und durch gemeinschaftliche Scheu wider Burgund den Schweizern werth, söhnte mit denselben durch die ewige Richtung sich aus, und brachte mit sich die Städte von Basel bis Straßburg (von der niedern Vereinigung genannt) in den nämlichen Bund.

Sofort Waffengetöse an allen Grenzen; die burgundische Heeresmacht, durch Ueberzahl furchtbar, schnell in Lothringen siegreich, aller Festen und der Hauptstadt Nancy Meister. Da

Digitized by Google

ward auch die lothringische Mannschaft aufgeboten zu dem Kampf wider die Schweiz.

Im Jänner des 1476sten Jahres zog Karl der Kühne an der Spitze eines starken, trefflich gerüsteten, siegträumenden Heeres in den Rachekrieg wider die Schweiz. Dagegen die Schweizer, streitlustig im Hochgefühl ihrer Kraft und Freiheit, furchtbar durch natürliche Ueberlegenheit der Nationalstreiter über den gedungenen oder Vasallendienst. Bei Granson zuerst (3. März 1476), woselbst panischer Schrecken Karls Heer zerstäubte, und unsägliche Beute die Sieger bereicherte, dann bei Murten (22. Juni), wo der Kern des burgundischen Heeres fiel, endlich bei Nancy (5. oder 6. Jänner 1477), wo der Herzog selbst, nach verzweifeltem Kampf, seinem Verhängniß unter den Streichen ergrimmter Feinde erlag, ward solche Ueberlegenheit auf die entschiedenste Weise kund; die burgundische Herrschaft erlosch.

Marie, Karls Erbin, um deren Hand vor Andern sich der Dauphin und des Kaisers Sohn Maximilian bewarben, gab sie dem Prinzen von Oestreich. Aber Ludwig XI. riß das Herzogthum Burgund und die Freigrafschaft, auch die Picardie, Boulogne und Artois als heimgefallene französische Lehen an sich, und warf seine verlangenden Blicke auch auf das übrige Land. Nach vielseitigen Unterhandlungen und Waffenthaten ward er zur Herausgabe der Freigrafschaft genöthigt. Dagegen blieben ihm die Städte an der Somme. Als nach dreijähriger Ehe (1480) Marie starb, und Maximilian, als Vormund seines Sohnes Philipp, mit zweifelhaftem Ansehen das unruhige Land regierte, griff Ludwig abermals zu den Waffen, und erhielt im Frieden zu Arras (1482) die Provinzen Artois und Franche-Comté als Aussteuer der für den Dauphin bestimmten jungen Margaretha, Maximilians Tochter. Die Stände, wider Willen des Regenten, hatten solchen Frieden geschlossen. Maximilian hatte nur den Namen der Herrschaft. Erst im J. 1489, nach einem ernsten Krieg, erhielt Maximilian die Anerkennung seiner vormundschaftlichen Herrschaft.

Bald nach geschlossenem Frieden ward Maximilian durch zwiefache, schwere Beleidigung zur Erneuerung des Krieges gereizt. Er hatte zur zweiten Gattin Annen, die Erbtochter von Bretagne, sich ersehen. Da raubte König Karl VIII. von Frankreich die Maximilian zuziehende Braut (1591). Die große, für das französische Reich so herrlich gelegene, reiche Bretagne war der Preis des Frevels. Damit war die Zurücksendung Margarethens, der für Karln bestimmten Braut, an den beleidigten Vater verbunden. In dem Krieg, welchen dieser darüber führte,

gewann er wenigstens die zur Aussteuer Margarethens gegebene Länder wieder (1493).

Maximilian I.

In demselben Jahr starb Kaiser Friedrich III. Maximilian, welcher schon 1486 zum römischen König gewählt worden, trat jezt die selbstständige Verwaltung an. Oestreich ist durch ihn zu fest begründeter Hoheit gekommen: und Teutschland dankt ihm den Segen des innern Friedens und des gesicherten Rechtes.

Oestreichs Herrlichkeit ward abermals durch eine glückliche Heirath emporgebracht. Maximilian erhielt für seinen Sohn, Philipp den Schönen, die Hand der Infantin Johanna (1496), Ferdinands des Katholischen und Isabellens jüngerer Tochter, auf welche aber, durch den Tod ihres Bruders, dann ihrer an den portugiesischen Prinzen vermählten ältern Schwester Isabella und deren Sohnes, das Erbrecht der weiten spanischen Länder fiel. Neuer Grund zur Eifersucht Frankreichs. Aber schon früher hatte, wegen der italischen Verhältnisse, Oestreich mit demselben sich entzweit. Maximilians Vermählung mit Blanca Maria Sforza, der reichen mailändischen Herzogstochter, erzeugte ein näheres Interesse an den Ereignissen Italiens. Karls VIII. und Ludwigs XII. Eroberungszüge in dieses Land forderten zur Gegenrüstung auf. Hieraus entstand eine Reihe verwickelter, wechselvoller Kriege, deren Ueberblick später folgt.

In allen Unternehmungen, auch in jenen in Teutschland, wurde Maximilian durch die Kargheit der unpatriotischen teutschen Stände gehemmt, selbst in denjenigen, die das unverkennbarste Gesammtinteresse des Reiches betrafen. Indessen ersezte Maximilian Vieles durch seine persönliche Kraft, durch Einsicht, Muth und Thätigkeit.

Auf seinem ersten Reichstage zu Worms (1495) brachte er das schon längst unter Friedrich III. zur Sprache gekommene Kammergericht und den ewigen Landfrieden zu Stande. Ein öffentlicher Rechtszustand, seit vielen Jahrhunderten schmerzlich vermißt, ward also in Teutschland begründet. Zur Handhabung dieser wohlthätigen Reform wurden nachher noch andere hochwichtige Ordnungen und Anstalten getroffen; zumal ein Reichsregiment aufgestellt und eine Eintheilung des Reichs (1500 und 1512) in sechs, nachmals — als auch die östreichischen, burgundischen und Kur-Länder dazu geschlagen wurden — in zehn Kreise gemacht; ein kaiserlicher Hofrath, welcher konkurrente Gerichtsbarkeit mit dem Kammergericht ausübe — jedoch

unter billigem Widerspruch der Stände — errichtet (1501), ein gemeiner Pfenning von den Reichsangehörigen für die öffentlichen Bedürfnisse — doch mit großer Beschränkung — eingezogen, viele gemeinnützliche Reichs-Polizeigesetze gegeben (zumal 1496 und 1497), und die Kraft des Landfriedens auch durch geistliche Sanktion, Bann und Interdikt, der hohen reichsgerichtlichen Sprüche aber durch Fürsorge wegen der Exekution gestärkt.

Solche Gewaltsvollstreckung wurde zumal vom großen schwäbischen Bund begehrt. Derselbe war schon 1488 zu Eßlingen durch die Mitglieder des ältern Bundes von St. Jörgen, unter Beitretung mehrerer Reichsstädte, geschlossen worden. Sein Ziel war Aufrechthaltung des Landfriedens. Jezt veranlaßte Maximilian (1496) dessen feierliche Erneuerung zu Eßlingen, große Hoffnungen auf solchen vaterländischen Verein für Frieden und Recht bauend.

In diese bürgerlichen Plane ward jedoch manche Störung durch Engherzigkeit, Leidenschaft und Selbstsucht einzelner Stände, auch durch widrige Zufälle, gebracht. Die Ausschweifungen des Bundschuhes (1502), einer schlecht geregelten Bauernvereinigung wider den Druck der Herren, ward den lezten eine willkommene Gelegenheit zur Schärfung ihrer Gewalt.

Eine große Bewegung verursachte der Streit um Georg des Reichen von Baiern-Landshut Erbe (1503). Seiner, an Pfalzgraf Ruprecht vermählten, Tochter Elisabeth, hatte der zärtliche Vater es zugedacht; wogegen Albrecht von der München'schen Linie auf sein Agnaten-Recht und auf Erbverträge sich berief. Maximilian kämpfte für Albrecht und siegte. Auf einem Reichstage in Köln (1505) ward das Recht der baierischen Linie bestätigt; Ruprechts Kindern vergleichsweise die obere Pfalz zu Theil. Maximilian gewann für sich Kufstein und Anderes.

Minder glücklich war Maximilian in einem Schweizer-Krieg gewesen, welchen er aus rein vaterländischen Beweggründen unternommen (1499). Er wünschte, daß die helvetischen Eidgenossen mit dem schwäbischen Bund sich vereinten. Auch forderte er, daß die Schweizer, die da noch immer Reichsglieder zu sein begehrten, auch dem Reichskammergericht sich unterwürfen. Den Eidgenossen schien Beides bedenklich. Sie verachteten den schwäbischen Bund, als in welchem Fürsten und Herren entscheidende Worte sprächen, und hätten von teutschen Reichsgliedern gern nur den Namen und die Vortheile, nicht aber die Verpflichtungen getragen. Darüber entstand Krieg (1499), worin die mit den Graubündtnern vereinten Schweizer

entscheidenden Sieg errangen. Sechs Schlachten gewannen sie in einem Jahre, und wiesen also die gedoppelte Zumuthung zurück.

Schweizergeschichte.

Wir haben des Ursprungs der Eidgenossenschaft am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts schon oben gedacht. Beschränkt auf der Waldstädte dürftiges Hirtenleben ward sie, ungeachtet des Triumphes bei Morgarten, noch wenig bemerkt, bis durch allmähliges Hinzutreten größerer Orte der Bund sich verstärkte, und mehr und mehr in selbstständigen Bestrebungen sein politisches Leben sich entfaltete.

Im Jahr 1332 trat Luzern zum Bund, durch seine Lage am Ausfluß des Waldstädter-Sees, den drei Orten für Kriegs- und Handelsinteressen hochwichtig, aber — der östreichischen Hoheit unterthan. Man behielt also, den Schein des Unrechts zu entfernen, die Rechte Oestreichs mit Worten vor: aber die That blieb feindselig, weil das Recht des Landesherrn unvereinbarlich war mit der Theilnahme am freien Bund. Dagegen mochte Zürich, welches der Reichsunmittelbarkeit sich freute, ohne Kränkung solcher Rechte, den Eidgenossen sich beigesellen. Zürich erhielt die erste Stelle im Bund (1351). Besorgt über den Fortgang dieser Dinge, als sie der habsburgischen Hoheit viele Gefahr drohten, durch Erweckung lebendigen Freiheitsgeistes unter erbeigenem oder dienstpflichtigen Volk, suchte Herzog Albrecht II., der Weise, durch Unterhandlung und Waffen seines Hauses Gut zu wahren. Aber schon hatte in den Landschaften umher das Verlangen der Freiheit die Gemüther ergriffen; der Anblick des Gedeihens der freien Orte machte die Unfreien lüstern nach gleichem Glück; den lezten beizustehen schien jenen so edel als nüzlich. Der Bund schritt fort unaufhaltsam über unterthäniges wie über freies Land. So wurden Glarus und Zug (1352), beides östreichische Orte, zum Beitritt gezwungen — wenigstens scheinbar, um den Vorwurf des freiwilligen Abfalls zu vermeiden —; und bald darauf (1353) schloß das mächtige freie Bern mit den Eidgenossen den gegenseitigen ewigen Bund. Seit ihrer Gründung durch den zähringischen Berthold V. (1191), hatte diese berühmte Stadt fortwährend zugenommen an einheimischem Gedeihen und äußerer Macht. Viele Zwingherren der Gegend zierten durch ihre Namen die Bürgerrolle Berns, und stärkten das Gemeinwesen durch ihr Besizthum wie durch ihre per-

sönliche Kraft. Durch friedlichen Erwerb und durch Waffen, jede Gunst des Zufalls klug benützend, breitete Bern seine Hoheit aus über viele Landschaften und Städte, über adeligen und gemeinen Grund. Da verbanden sich die mächtigen Grafen und Freiherren von Uechtland, Aargau und Kleinburgund, auch die Stadt Freiburg wider Bern, welches in solcher Gefahr die Eidgenossen um Beistand anrief. Mit ihrer wirksamen Hülfe wurde bei Laupen (1339) ein glänzender Sieg errungen, und dessen Feier durch beschwornes Bündniß, welches jedoch erst 1353 auf ewig geschlossen ward, verherrlicht.

Acht Orte zählte jetzt die Eidgenossenschaft; man nennt sie die alten, weil erst viel später die weitere Vermehrung erfolgte.

Aber es nahm in dieser Zwischenzeit die Macht der einzelnen Kantone und jene der gesammten Eidgenossenschaft durch vielfältige Eroberung, Aufnahme in Schuz, auch Kauf, Pfandschaft und manch' andere Erwerbungsart zu. Im ungleichen Streit alternden Herrschaftsrechtes wider jugendlichen Freiheitsmuth, konnte nur dieser gewinnen. So wie es die Umstände mit sich brachten, mehr oder weniger Gunst für ein neu erworbenes Land sprach, in dem Kanton oder dessen Hauptort mehr oder minder die Demokratie oder Aristokratie, Gefühl des Rechtes oder Selbstsucht vorherrschten; so ward auch den gewonnenen Landschaften bald die Gemeinschaft bürgerlicher und Kantonsrechte, bald ein abhängiges Verhältniß zu Theil, im Widerspruch mit den Grundsäzen der Freiheit, worauf die Eidgenossenschaft beruhte, und ohne Trost für diejenigen, welche statt der alten Zwingherrschaft jezt nicht selten die gleich drükende Herrschaft einer Gemeinde oder ihrer Gewaltsträger empfanden.

Als Albrecht II. starb (1358), so war eine Zeitlang Friede. Bald darauf aber kehrte die alte Feindseligkeit wieder, und begann der Hauptkampf. Albrechts jüngsten Sohn, Leopold III., den man den „Biederben" von seiner ritterlichen Tugend nennt, führte das Verhängniß in diesen Kampf, dessen Ausgang, ob auch glorreich für den Heldenmuth der Sieger, und entscheidend für den Triumph der Freiheit, dennoch das unbefangene Gemüth erschüttert und zur Trauer stimmt. Denn ein höheres Gut noch als die Freiheit ist die Gerechtigkeit, ohne welche die Freiheit selbst keine Grundlage hat; und die Schönheit des Sieges bleibt immer abhängig von der Güte der Sache, für welche er erstritten wird. Unter K. Wenzeslaus Regierung, als durch die großen Städte- und Adelsbünde der alte gegenseitige Haß der Bürger und Herren genährt und erhöht ward, da ward auch in der Schweiz die feindselige Stimmung der beiden Parteien rege. Stolz auf ihr bisheriges Glück und voll Kraftgefühles,

erhoben sich die Eidgenossen nicht nur wider einzelne Bedrücker, sondern allgemein wider die Herrengewalt in helvetischen Landen. Ohne Rücksicht auf althergebrachtes und auf geschriebenes Recht, auf Gesez und Friedensschlüsse, wollten sie ihr Recht, nämlich Freiheit von Herrengewalt, allgemein machen, und, was sie Sklaverei nannten, vertilgen überall. Die Herren ergrimmten über den steigenden Troz der Bauern und über den fortschreitenden Abfall ihrer Unterthanen, welche der stets bereite Schuz der Schweizer ermuthigte. Oestreich zumal zehte mit Recht die Eidgenossen wiederholten Friedebruchs. Als dessen kein Ende ward, so beschloß, auf das Zureden seines Adels, Herzog Leopold den Vertheidigungs- und den Rachekrieg. Mit ihm kündeten hundert und siebenundsechszig weltliche oder geistliche Herren den Schweizern Fehde an (1386), und es rükte ein mächtiges Heer, herrlich gerüstet, aber voll blinder Leidenschaft, den bäuerischen Feind verachtend und unkundig dieses Krieges, von Baden gegen Sempach, ein östreichisches Städtchen, welches kürzlich den Luzernern geschworen.

In der Nähe dieses Städtchens geschah die unsterbliche Schlacht (9. Juli), welche, nach anfangs zweifelhaftem Kampf, Arnold von Winkelried's heldenmüthige Dahingebung glänzend entschied. Im Augenblick der Noth sprang er an den enggeschlossenen Feind, die Kernschaar der Ritter, die hier zu Fuße focht, faßte von dessen Spießen einige zusammen, drükte sie in seine Brust und, fallend, zur Erde; worauf seine Mitstreiter über den Todten weg in die östreichischen Reihen drangen, und unter diesen Verwirrung, Niederlage, ja bei der Flucht der Knechte, welche die Rosse gehalten, vollständiges Verderben begann.

Mit Recht ist Winkelried's That zu den Sternen erhoben, mit Recht die Sempacherschlacht unter die herrlichsten Zeugnisse von der Kraft der Freiheitsbegeisterung gezählt worden; mit Recht endlich freut sich der Wohlgesinnte des Triumphes der Eidgenossenschaft. — Aber auch traurig ist der Untergang so vieler treuer Bürgerschaaren in Leopolds Heer, erschütternd das „Gottesgericht über den Troz der Herren vom Adel",* und im Innersten ergreifend die Ermordung des edlen Herzogs, welchen, als er hilflos zu Boden lag, gegen Kriegsgebrauch und Menschlichkeit, ein Schweizer — mühsam, da die Rüstung dem Messer den Zugang wehrte — erstach.

In demselben Geist ward drei Jahre später bei Näfels gestritten (9. April 1389). Die östreichischen Ritter und Soldknechte

* Aus verschiedenen Zählungen gibt Joh. v. Müller derjenigen den Vorzug, nach welcher sechshundertsechsundfünfzig Grafen, Herren und Ritter erschlagen wurden.

Digitized by Google

erlagen der Kraft hoher Begeisterung und der ihnen feindseligen Natur des Landes. Selbst das Verhängniß stritt wider die Herren. Unter dem Fuß des flüchtigen Heeres brach die Brücke bei Wesen, und der Kern der Ritterschaft mit vielem gemeinem Volk versank in die Wellen des Sees.

Da schloß Oestreich, gebeugt durch so harte Unfälle, Frieden mit den Schweizern auf sieben Jahre. Alle Landschaften, Burgen und Städte, welche zu den Eidgenossen geschworen, alle, welche vor oder während des Krieges waren erobert worden, sollten den Schweizern bleiben. Viele schöne Besitzthümer in allen Theilen des Landes gingen also verloren für Oestreich.

Einige Zeit darauf ward der Friede verlängert (1394) auf 20 Jahre, und vor deren Ablauf neu auf 50 Jahre feierlich geschlossen (1412). Aber auch der Friedenschwur setzte der Feindschaft, der Eroberungsucht kein Ziel. Während der ersten Verlängerung hatten fast alle Kantone auf mannigfaltigen Wegen ihre Macht erweitert; vor allen Bern über das hohe Gebirgsland, und die Waldstädte schon in die südlichen Alpenthäler. Auch schritt, ohne Zuthun der Kantone, von selbst und mächtig der Geist der Freiheit fort. Nimmer belehrt durch Erfahrung, wie verhärtet im stolzen Sinn, mißbrauchten geistliche und weltliche Herren fortdauernd ihrer Gewalt. In Wallis, in Hohenrhätien, in Appenzell wurden von den Gedrückten die Bande gelöst, Vereinigungen zu Gunsten der Freiheit geschlossen, uralte erneuert. Den Freiheitsluftigen gaben die Eidgenossen gern, wenn auch nicht Kantonsrecht, doch Schuz und Bündniß.

Drei Jahre nach Beschwörung des 50jährigen Friedens ward, wie wir oben sahen, Herzog Friedrich von Oestreich („mit der leeren Tasche" zubenannt) seiner Freundschaft für Papst Johann XXIII. willen, vom Concil in Konstanz gebannt, vom Kaiser Sigismund geächtet. Sofort — auf Mahnung des Lezten — stürzten sich die Schweizer — wider Oestreich gern reichsangehörig — auf das habsburgische Stammgut, oder was sonst noch zwischen Alpen und Rhein des Herzogs von Oestreich war. Sie eroberten fast Alles in kurzer Frist, den großen, herrlichen Aargau mit allen seinen Aemtern, Städten und Schlössern; auch die ehrwürdige Burg, von welcher das hohe Geschlecht den Namen trägt, und Lenzburg und des Landes Hauptfeste, den Stein zu Baden. Die Burgen wurden gebrochen und das Land — während alle andern Feinde, nachdem der Kaiser mit Friedrich sich ausgesöhnt, den Raub zurückgaben — vermög Kriegsrechtes trozig behauptet. Einen Theil davon behielten einzelne Kantone ausschließend für sich, einen größeren in gemeinschaftlichem Besiz. Uri allein — ein erhebendes Beispiel — zog die

Ehre dem Gewinn vor, und verschmähte jeden eigenen, jeden gemeinsamen Theil an dem ungerechten Gute. *

Diese Geschichten sind sehr traurig, weil Ungerechtigkeit bei Gemeinwesen weit niederschlagender wirkt, und weit allgemeineres Verderbniß beweist, als bei Monarchien, worin meist ohne Schuld des Volkes von dem einen Machthaber gesündigt wird. Solches Verderbniß wird auch bald darauf in dem einheimischen Hader der Eidgenossen kund. Die Eintracht scheitert an engherzigem Eigennuz.

Daher wurde über das, durch den Ausgang des Mannstammes seiner Herren erledigte, Gebiet von Toggenburg langwieriger Streit erhoben und der Vorort der Eidgenossenschaft, das edle Zürich, so hart von seinen Gegnern gedrängt, daß es mit Oestreich Freundschaft suchte, und in Kaiser Friedrichs III. Schuz unter Bedingungen, die den Eidgenossen gefährlich schienen, sich begab (1443). Hieraus entstand ein blutiger, wechselvoller Krieg, worin ein französisches Heer, die Armagnaken genannt, — nach geendetem englischen Krieg neue Beschäftigung suchend — unter dem Dauphin Ludwig für die Sache Zürichs gegen die Eidgenossen zog, und großes Unheil in die schweizerischen und teutschen Länder trug. Wider diese Armagnaken ward von einer Schaar der Schweizer, 1500 Mann stark, bei St. Jakob an der Birs ein Kampf bestanden, welcher der Großthat bei Thermopylä selbst von feindlichen Geschichtschreibern gleich geachtet worden (6. Aug. 1444). Voll Bewunderung solchen Heldensinnes begehrte der Dauphin nicht länger wider die Schweizer zu streiten, sondern schloß mit ihnen Friede (28. Okt.) zu Ensisheim, ohne allen Gewinn. Aber der innere Krieg der Schweiz dauerte noch fort bis in's sechste Jahr, wo endlich durch den schiedsrichterlichen Spruch Berns die schreckliche Fehde geendet ward (1450).

Hierauf erneuerten sich die alten Bestrebungen nach Ländererwerb, bald kriegerisch, bald friedlich, im Ganzen mit vielem Glück. Die steigende Macht der Eidgenossen, so wie der Ruhm ihrer Tapferkeit, gab ihnen weit geehrte politische Bedeutung. Die großen Fürsten, Könige bewarben sich um ihre Freundschaft.

Bevor der 50jährige Friede mit Oestreich abgelaufen, wurden ihm seine noch übrigen Besizungen in der Schweiz entrissen; einiges, wie Rapperschwyl, treulos noch im Frieden, anderes, wie das schöne Thurgau, im ungerechten Krieg. Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit des Besizers, des Erzherzogs Sigmund, reizten zum Angriff. Derselbe Sigmund verpfändete später das Elsaß und den Sundgau an den Herzog von Burgund.

* S. die ergreifende Erzählung von dem Edelmuth der Urner bei Joh. von Müller.

Digitized by Google

Die Folgen davon, insbesondere der burgundische Krieg, sind oben erzählt.

Nach H. Karls des Kühnen Tod wandten sich alle Parteien an die Schweizer, deren, als der Sieger, Wort oder Waffen von entscheidender Kraft schien. Dieselben zogen für diesesmal den Geldgewinn dem Ländererwerb vor, verkauften Ludwig dem eilften ihre Ansprüche und ihren fernern Beistand, während sie zugleich — nicht unbezahlt — mit Burgund sich aussöhnten, und mit Oestreich eine Erbeinigung schlossen.

Um dieselbe Zeit erhielt der Bund der Eidgenossen eine wichtige Verstärkung durch die — in dem Vergleich von Stanz, auf das Zureden des Volksheiligen, Nikolaus von der Flue, bewilligte — Aufnahme Freiburgs im Uechtland, welches früher von Oestreich an Savoyen abgetreten, und nun von diesem für frei erklärt ward (1481). Zugleich erhielt Solothurn Kantonsrecht, nicht lange nachher Basel und Schaffhausen (1501), endlich auch Appenzell (1513). Also stieg die Zahl der Kantone auf dreizehn; und blieb dieselbe bis zur Umwälzung der neuesten Zeit. Aber die zugewandten oder verbündeten Orte und die eroberten oder unterthänigen Lande vermehrten sich noch geraume Zeit.

Bis dahin hatten die Schweizer noch immer sich als Reichsangehörige bekannt. Bei jedem Kaiser suchten sie um die Bestätigung ihrer Freiheiten an, übten auch gelegenheitlich die Befugnisse — seltener die Pflichten — von Reichsgliedern. Die erste auffallende Lösung solcher Verbindung geschah in dem Schwabenkrieg wider Kaiser Maximilian; nach dessen siegreicher Führung die Schweizer blos noch dem Namen nach zu Teutschland gehörten.

Wir kehren zu unserm Maximilian zurück. Derselbe empfing die römische Kaiserkrönung nicht. Als er den Römerzug thun wollte (1507), so verweigerten die Venetianer ihm den Durchzug. Deßhalb nahm er den Titel: „erwählter römischer Kaiser" an, wodurch sein Recht, und so auch jenes seiner Nachfolger am Reich, unabhängig von der Krönung in Rom gemacht ward. Zugleich nannte er sich „in Germanien König;" und beide Titel sind dann fortwährend in Uebung geblieben. Er starb 1519.

Verfassung Teutschlands.

Im vorliegenden Zeitraum geschahen die entscheidenden Schritte zur Verwandlung Teutschlands aus einem Staat zum Staatenbund. Der Wechsel der regierenden Häuser, wornach keines

derselben Zeit genug zur Erhebung des Königthums, doch hinreichende Mittel zur eigenen Stärkung fand, das bei Wahlkönigen natürlich geringere Interesse für den Vortheil der Krone, verschiedene zufällige, zum Theil von Außen gekommene, Bedrängniß einiger Könige und kluge Benüzung von dem Allem durch die Stände erweiterten und befestigten die Macht und die Hoheitsrechte derselben so sehr, daß kaum mehr eine Möglichkeit zur Gründung eines andern Systemes blieb. Schon wurden durch feierliche Reichsgeseze, wie zumal durch die goldene Bulle für die Kurfürsten geschah, mehr noch durch anerkannte Uebung, dann durch einzelne Privilegien und Verträge, durch Erbfolgeordnung u. s. w. den stolzen Ansprüchen der Stände legale Stüzen gegeben.

In den Ländern der Fürsten selbst war die Anlage zu einem ähnlichen System gewesen. Ihre größeren Vasallen und Ministerialen, oder welche von Reichs wegen ihnen untergeben waren, strebten nicht minder nach Beschränkung der landesherrlichen, als die Fürsten nach jener der königlichen Macht. Manche gelangten sogar zur Selbstständigkeit oder Unmittelbarkeit, und gehörten also nicht ferner zum Gebiet des Fürsten — wie zumal viele Ritter. Andere errangen wenigstens glänzende Vorrechte, zumal jene der Landstandschaft, auch der Befreiung von Steuern u. a. Doch war im Allgemeinen ihr Verhältniß zum Landesherrn ungünstiger, als jenes der lezteren zum König. Der Landesherr war ihnen schon frühe an Hausgut überlegen, und vermehrte solches durch fortwährenden Erwerb. Die Erblichkeit seiner Gewalt erleichterte ihm deren Behauptung und Ausdehnung. Auch mochte er, wenig abgezogen durch wichtige äußere Geschäfte, seine Kraft und Sorge fast ausschließend den einheimischen Interessen widmen. Daher siegte in den Gebieten der Reichsfürsten das monarchische System, und würde noch schneller und entscheidender gesiegt haben, hätte nicht das Ansehen des Kaisers und Reiches die Fürsten zur Mäßigung genöthigt.

Indessen hatten sich — nicht als Folge oder weitere Entwicklung des Lehenwesens, welches vielmehr der Hauptgrund der Sklaverei gewesen, sondern begünstigt durch die allgemeine Ursachen, welche seit den Kreuzzügen das Reich der Aufklärung und Humanität erweiterten — die Gemeinen nach allen Abstufungen ihres Zustandes zu einem bessern Loos emporgeschwungen. Vielen war die Freiheit, den Leibeigenen wenigstens wesentliche Linderung ihrer Verhältnisse, zu Theil geworden. Hierzu trug, wie schon früher bemerkt ward, theils die Allgemeinheit der Knechtschaft und die Menge von Edelknechten (als welche Besizthum und Ehre mit dem Stand der Hörigkeit verbinden lehr-

ten), dann die fortschreitende Vermischung der unfreien Klassen unter einander und selbst mit Freien, daher das allmählige Verschwinden der grellsten Unterschiede, am meisten aber das emporkommende Städtewesen bei. Nicht nur schwangen die unmittelbaren Städte des Reichs zu fast republikanischer Freiheit und zugleich zur Würde der Reichsstandschaft (anerkannt seit 1478) sich auf: auch vielen landesherrlichen Städten ward, hier durch Gunst und Einsicht des Fürsten, dort durch eigene Kraft, die Befreiung von altem Herrendienst und selbst politische Bedeutung zu Theil. Und es bildete sich in diesen städtischen Gemeinwesen und durch dieselben die Idee des Bürgers, als bloßen Staats- oder Gemeindegliedes — ohne Rücksicht auf Grundeigenthum, oder wenigstens mit gleicher Schäzung des Geldbesizes — aus, wodurch die, in ihrem Ursprung wohl gerechte oder heilsame, aber in ihrer Ausartung, Concentrirung und den daraus abgeleiteten, übertriebenen Folgerungen verwerfliche, ja tyrannische Aristokratie der Grundeigenthümer an der Wurzel angegriffen, die Schmach und Bedrückung der Grundholde aber vielfältig erleichtert ward.

Die Städte; allwo der persönliche Werth des Menschen durch Geist und Industrie sich geltend machen konnte ohne zufälliges Erbgut, die freien, glücklichen Städte lockten die gedrückten Landbewohner in ihre schirmenden Mauern. Bald fanden die Herren, es sei nur ein Mittel zur Beibehaltung ihrer Grundholde oder Dienst- und Zinsmannen oder Leibeigenen, nämlich die Verbesserung ihres Looses.

Auch der neuaufkommende Kriegsdienst im Sold der Fürsten bot eine Freistätte dar. Der Waffenknecht, wiewohl er seinen Leib veräußert hatte, mochte gleichwohl, als von Arbeiten und Leistungen frei, sich besser dünken, als der Knecht des Grundes. Ueberall wäre dieser, troz der Verbote, den Fahnen zugeeilt, hätten die Herren nicht sein Verhältniß erleichtert. So war, was nachmal zu allgemeiner Knechtschaft den Weg bahnte, anfänglich ein Grund zur Befreiung.

Dasselbe ist überhaupt zu sagen von der gestärkten Fürstenmacht. Das Interesse der Monarchie ist, daß keine Herrschaft fester als jene des Thrones binde. Je loser die Privat-Leibeigenschaft, desto größer die Abhängigkeit vom Fürsten. Je weniger dem Leibherrn, desto mehr mochte dem Thron gegeben und geleistet werden. Darum begünstigten, ja befahlen die Könige und Fürsten die Freilassung der Gemeinen, und gingen mit ermunterndem Beispiel voran in ihren Privatgütern und Domainen. So Vieles sie den Einzelnen nachließen, so Vieles gewannen sie über Alle, und schon war der Anstoß derjenigen Bewegung

gegeben, deren Fortsetzung alle Bewohner des Gebiets — ob Leibherren oder Leibeigene, Edle oder Gemeine, Bürger oder Bauern — auf gleiche Linie von Unterwürfigkeit gegen den Einen Fürstenstuhl (als Unterthanen, oder nach einer mildern Benennung als Staatsbürger) bringen mußte.

Von Frankreich und England.

Edward II. und III.

Mit Eduards I. von England glänzender Regierung bildete jene seines Sohnes und Nachfolgers Eduards II. (1307) den kläglichsten Kontrast. Verführt durch den traurigen Hang nach Uneingeschränktheit und doch weder klug noch kräftig genug zu deren Behauptung, ohne eigene Selbstständigkeit des Charakters, überließ er seine Gewalt an Günstlinge, die damit, als mit einem schnell zu benüzenden, weil prekären, Besizthum schalteten. Der erste jener Günstlinge, Piers Gavaston aus Gascogne, zog durch Willkür und Uebermuth den Zorn der Großen, zumal des Grafen von Lancaster, ältesten Prinzen des Königshauses, auf sich. Durch bewaffnete Verbindung der Barone ward der König zur Entfernung des Lieblings wiederholt genöthigt. Endlich bemächtigten sich die Aufrührer desselben, und ließen ihn enthaupten (1312). Der König gab jezt seine Gewalt an Hugh Spenser, wodurch neuer Hader entzündet ward. Kriegsunglück wider Schottland, welches in der Schlacht bei Bannokburne seine Selbstständigkeit glorreich erstritt (1314), auch Empörungen in Wales und Irland hatten Eduard verächtlich gemacht. Raubsucht und Gewaltthätigkeit seines neuen Günstlings reizten zum Aufstand. Da wurde der Graf von Lancaster als Verräther enthauptet. Aber die französische Isabelle, Eduards Gattin, verband sich mit Robert Mortimer, einem schönen Ritter aus Wales, wider ihren eigenen Gatten und dessen Günstling, und besiegte ihren Feind, den der allgemeine Haß verfolgte, leicht. Hugh Spenser und sein Sohn wurden ergriffen und grausam hingerichtet, der König durch Parlamentsbeschluß des Reichs entsezt und in Gefangenschaft gehalten. Bald erfuhr das Volk mit Schauder, daß der unglückliche Eduard auf Befehl seines Weibes und ihres Buhlen auf gräßliche Weise gemordet worden (1327).

Bei der Minderjährigkeit des Thronfolgers, Eduards III., währte die Gewalt des verbrecherischen Paares noch einige Jahre fort. Als aber der Prinz das 18te Jahr erreicht hatte, so ließ

er plötzlich seine Mutter und Mortimer gefangen nehmen; dieser, nach Parlamentsbeschluß, ward aufgehangen (1330), jene auf ihren Wittwensitz verwiesen. Hierauf ergriff Eduard die Zügel des Reichs, und führte sie glorreich, siebenundvierzig Jahre lang.

Unter ihm erstarkte das Recht der Gemeinen zum Sitz im Parlament, und kam die Absonderung ihres Hauses von jenem der Peers völlig zu Stande. Sie hatten jetzt einen Sprecher wie diese. Die erste förmliche Theilung in die beiden Häuser geschah 1343. Doch ward später ihre Organisation noch genauer bestimmt.

Ungeachtet solcher Befestigung der Nationalrechte, wurden dieselben doch von Eduard selbst vielfältig durch die That gekränkt. Der Glanz seiner Siege gab ihm Majestät, seine persönlichen Vorzüge erwarben ihm Liebe: man ließ sich Manches gefallen, was als einzelne Ausübung erträglich schien, und wahrte blos das Recht für die Zukunft.

Philipp VI. von Valois. Englisch-französischer Krieg.

Unter den äußern Unternehmungen Eduards fordert vor allen der französische Krieg eine nähere Betrachtung.

Es hatten in Frankreich nach Philipps des Schönen Tod (1314) nach einander seine drei Söhne, Ludwig X. Hutin († 1316), Philipp V. der Lange (1322) und Karl IV. der Schöne († 1328), geherrscht. Ihre kurzen Regierungen bieten wenig Merkwürdiges dar. Als Ludwig X. starb, so wurde seine Tochter, Johanna, verdrängt von ihrem Oheim Philipp V., vermög Anerkenntnisses eines Reichstags zu Paris, daß das „Gewohnheitsrecht" die Weiber von der Thronfolge ausschließe. Und aus gleichem Recht wurde, nach Philipps Tod, der dritte Bruder Karl IV. als König erkannt.

Da von den drei Brüdern keiner einen Sohn hinterlassen, so erlosch mit ihnen die erste regierende Linie des capetingischen Hauses. Der nächste männliche Agnat, Philipp von Valois, dessen Vater, Karl von Valois, ein Bruder Philipps des Schönen gewesen, ward jetzt von den Reichsständen zum König erklärt und gekrönt (29. Mai 1328); abermals nach dem Recht des Herkommens, nicht nach dem salischen Gesetz, als welches nur für Privat-Eigenthum galt. Er ist der Stifter der zweiten capetingischen Linie, welche von ihm die valesische heißt. Aber Eduard III. von England, dessen Mutter Isabella die Schwester der drei letzten Könige, also Philips IV. Tochter gewesen, glaubte ein näheres Recht zur Nachfolge zu haben als Philipp VI., welcher das seinige um einen Grad weiter zurück,

nämlich von Philipp III., seinem Großvater, herleiten mußte. Hierüber entstand ein langwieriger, wechselvoller, schrecklicher Krieg, vier Menschenalter hindurch die Geißel Frankreichs.

Eduard nahm den Titel „König von Frankreich" an, Philipp sprach ihm Guienne ab, und die Fehdebriefe ergingen (1339).

Im zweiten Jahr des Kriegs erfocht die englische Flotte bei Sluis, an der flandrischen Küste, gegen die weit überlegene Seemacht Frankreichs einen entscheidenden Sieg. Zweihundert und dreißig französische Schiffe wurden genommen, 30,000 Franzosen getödtet (1340, 23. Juli). Der große Sieg war ohne Folgen. Eduards mächtiges Heer, von einem noch mächtigern französischen aufgehalten, richtete wenig Bedeutendes aus. Aber sechs Jahre nach dem ersten Unglück ward Frankreich durch einen zweiten Schlag erschüttert. Eduard war mit einem mäßigen Heer durch die Normandie und längs der Seine bis Paris eingedrungen. Da kam er durch Uebermacht des Feindes in große Gefahr, und eilte zurück gegen Flandern. Philipp holte ihn ein bei dem Flecken Crecy in der Picardie, und griff ihn ungestüm an (1346, 26. August). Aber die treffliche Ordnung von Eduards Heer, die Tapferkeit seiner Kerntruppen, der Bogenschützen und des Prinzen von Wales früh schimmernde Kriegstugend machten diesen Tag Frankreich verderblich. Es fiel die Blüthe der französischen Ritterschaft, an ihrer Spitze der Graf von Alençon, des Königs Bruder, die Herzoge von Lothringen und von Bourbon, die Grafen von Flandern, Blois, Baudemont und Aumale mit vielen Andern. Dritthalbtausend Edle bedeckten den Wahlplatz, neben ihnen 4000 schwergerüstete Reiter und mehr als 30,000 gemeinere Krieger. Auch der König Johann von Böhmen, welcher als blind in die Schlacht sich hatte führen lassen, und der König von Majorka wurden getödtet; der römische König Karl — auch er war Philippen in's Treffen gefolgt — entkam. Die Engländer hatten nur wenig Verlust gelitten, und ihre Macht war viermal geringer als die französische gewesen. Es war mehr ein Gemezel als eine Schlacht.

Der Ruf dieses Tages durchflog Europa. Aber seine Folgen entsprachen der Erwartung nicht. Die einzige Stadt Calais — nach langer Belagerung — wurde erobert (14. Aug. 1347), immer eine kostbare Beute, ein wohlgelegenes, sicheres Thor nach Frankreich.

Dieser — selbstverschuldete — Verlust wider England [illegible] Philipp durch glückliche Erwerbungen reichlich vergütet. Philipp's eigene Besitzungen, insbesondere Valois, wurden durch seine

Gelangung zum Thron mit demselben wieder vereint; auch erkaufte er (oder erhielt durch Heimfall) verschiedene kleinere Länder, zumal von dem König von Majorka die Herrschaft Montpellier um 120,000 Goldgulden. Aber am kostbarsten war die Erwerbung der Dauphiné, welche der kinderlose Humbert II. dem Erbprinzen von Frankreich (der hiernach auch den Titel Dauphin seitdem führte) schenkte. Dieses schöne Land, ein Haupttheil des arelatensischen Reiches, stand zwar unter teutscher Hoheit; und es hätte die Schenkung vom teutschen König mögen verworfen werden. Aber Karl IV. bestätigte sie nachmals, und ernannte selbst den Dauphin zum Reichsvikar in ganz Arelat, wodurch, ungeachtet des wörtlichen Vorbehaltes der Reichsrechte, diese Länder für Teutschland verloren gingen.

Nach Philipps VI. Tod (1350) bestieg sein Sohn Johann, welchen man den Guten nennt, den Thron. Unter ihm hat Frankreich so große Schmach von Außen, so viele Noth von Innen erfahren, als niemals sonst bis auf die neueste Zeit.

Zur Aufbringung der Streitkräfte für den englischen Krieg berief Johann in seine Hauptstadt eine Versammlung der allgemeinen Stände (1355, Nov.). Dieselbe bewilligte zwar dem König ein mächtiges Heer von Fußknechten und Reitern, auch die nöthigen Steuern zur Unterhaltung desselben: aber sie forderte auch die Abstellung vieler laut erhobenen Beschwerden, zumal gegen die willkürlichen Münzveränderungen, gegen die Gewaltthätigkeiten und Räubereien der Hofbeamten und Steuerpächter, gegen den Druck der Frohnden und Naturallieferungen, u. a. m. Zudem sollte der König versprechen, ohne Bewilligung der Stände weder Frieden noch Waffenstillstand zu schließen.

Indessen zog Johann aus wider den Feind. Nach wiederholten Unterbrechungen des Kampfes durch unzuverlässige Waffenstillstände hatten die Engländer von zwei Seiten, von der Normandie und von Guienne, siegreiche Waffen gegen das Herz von Frankreich getragen. Der Prinz Eduard von Wales zumal (den man von seiner Rüstung den schwarzen Prinzen nannte), mit einem wenig zahlreichen Heer, hatte alles Land bis zur Loire erobert oder geschreckt. Bei der Annäherung von Johanns fünfmal stärkerer Kriegsmacht zog der Prinz sich zurück, wurde ereilt bei Maupertuis, unfern Poitiers, und durch Verwerfung seiner billigen Vergleichs-Vorschläge zur Schlacht gezwungen (1356, 19. Sept.). Sie ward gewonnen für England, so entscheidend wie jene von Crecy, und noch glorreicher, das große französische Heer durch Tod, Gefangenschaft oder Zerstreuung vernichtet, der König selbst mit seinem jüngsten Sohn in die Gewalt des Siegers gebracht. Dieser jedoch, die Schwäche seiner

Digitized by Google

Kriegsmacht erwägend, verfolgte den Sieg nicht, sondern schloß einen Stillstand auf zwei Jahre, und führte den königlichen Gefangenen nach London (1357, 24. Mai).

Johann traf noch in London seinen Unglücksgenossen, den König David von Schottland, welchen vor eilf Jahren Eduards III. heldenmüthige Gattin, Philippa von Hennegau in der Schlacht bei Durham gefangen genommen (1346, 17. Oktober).

Der tapfere Robert Bruce, welcher bei Bannokburn (1314) die Freiheit seines Vaterlandes wider Eduard II. behauptete, regierte ruhmvoll bis 1329. Aber neue Stürme wurden durch einheimischen Hader verursacht. Gegen den minderjährigen David Bruce, Roberts Sohn und Nachfolger, erhob sich Eduard Baliol, der Sohn Johann's, welchem einst Eduard I. die schottische Krone zugesprochen, und drang in's Reich mit englischer Hilfe. Jezt ward David gefangen, aber er entrann nach Frankreich (1333), und Baliol, als Vasall Englands, erfuhr den Widerwillen seiner Großen und seines Volkes in häufigen Aufruhren. Er ward wiederholt vertrieben und der zurückgekehrte David (1341) jubelnd als König begrüßt. Derselbe, durch Frankreich ermuntert, brach den Frieden mit Eduard, und büßte solches Wagestück durch sein Unglück bei Durham. Erst nach eilf Jahren erhielt er die Freiheit und sein Reich wieder, gegen ein großes Lösegeld und das Opfer der Selbstständigkeit. Aber die Schotten verabscheuten die englische Herrschaft, und erklärten nach Davids Tod (1371) dessen Neffen, Robert Stuart, zum König.

Indessen waren über Frankreich, nach der Gefangennehmung seines Königs, alle Schrecken der losgebundenen Volkswuth und rechtloser Gewalt gekommen. Zwar ernannte man den Dauphin für die Dauer der Gefangenschaft seines Vaters zum General-Statthalter des Reichs. Aber sein Ansehen war gering, und vermochte Nichts gegen die Stürme der jezt ausbrechenden Umwälzung. Auf der Versammlung der Stände, welche gleich nach der unglücklichen Schlacht eröffnet ward (1356, 17. Okt.), loderte der längst glimmende Stoff der Feindseligkeit wider die Regierung in lichte Flammen auf.

Die Befreiung des Königs, die Sorgen des Kriegs waren es nicht, was die Stände beschäftigte, sondern die Umstaltung der Verfassung, die Herabsezung der königlichen Gewalt. Nach der vorherrschenden Stimme zweier Enthusiasten, des Bischofs von Laon, Robert le Coq, und des Vorstehers der Kaufmannschaft in Paris, Stephan Marcell, forderte man die Entsezung einer

Digitized by Google

Zahl der ersten Staatsbeamten, die Absendung von Kommissarien in die Provinzen zur Bestrafung aller übrigen, die man schuldig fände, die Einsezung eines Regierungsrathes von dreißig durch die Stände gewählten Personen, endlich die Freilassung des Königs von Navarra, Karls des Bösen, welchen Verwandten aber Feind des französischen Königs die Anhänger des lezten vor Kurzem gefangen genommen. Dieser K. von Navarra war die verborgene Seele von Allem.

Für Ihn (etwa wie zu unserer Zeit für Orleans) theils aus Bestechung, theils aus Leidenschaft, sprachen viele Hauptmänner der Revolution. Auch welche das Gemeinbeste wünschten, waren theils unsinnige Schwärmer, theils leichtsinnig oder tollkühn, die Gefahren, welchen sie das Vaterland aussezten, nicht kennend oder nicht achtend. Beim Volk selbst aber, als es die Bande von sich geworfen, herrschten blos die häßlichen Triebe der Rohheit und Wildheit. Darum kann uns das Mißlingen der versuchten Umwälzung nicht in Verwunderung sezen, auch nicht betrüben; wiewohl nicht leicht eine günstigere Gelegenheit, als welche das Unglück von Poitiers der allgemeinen Ständeversammlung darbot, zur Schaffung einer heilsamen Staatsreform möglich war.

Schon am 2. November hob der Dauphin, dessen Räthe man von der Ständeversammlung ausgeschlossen hatte, dieselbe auf. Sie beschloß, der Nation über die Vereitlung ihrer guten Absichten Bericht zu erstatten; auch that sie es eifrig, in revolutionärem Geist und wirksam. Bald fingen die Volkstumulte an. Der erschreckte Dauphin wird zur Zurücknahme einiger mißfälliger Verordnungen und zur Berufung einer neuen Reichsversammlung bewogen (1357, 5. Febr.). Jezt werden die frühern Forderungen durchgesezt, die geächteten Staatsbeamten von ihren Stellen entfernt und des Vermögens beraubt. Die Stände bemächtigen sich der Reichsverwaltung; und sezen einen Ausschuß von 36 Gliedern als Staatsrath nieder. Paris wird befestigt, der Pöbel in die Waffen gerufen.

Aber auf der folgenden Reichsversammlung (1358, Jan.) erschienen nur die Deputirten des dritten Standes. Die Geistlichkeit und der Adel traten zur Fahne des Königthums über. In der Mitte der populären Versammlung und unter den Pöbelhaufen der Hauptstadt erscheint nun der befreite König von Navarra, das Begonnene kräftig zu fördern. Es entstehen heftigere Tumulte. Die Freunde der Neuerung tragen Nationalmüzen, blau und roth; sie begehen schreckliche Gewaltthaten, sie sprechen aller bürgerlichen Ordnung Hohn. Indessen hatte der Dauphin, dessen Partei durch den Abscheu vor solchen Gräueln sich stärkte, die Anerkennung als Regent erhalten. Marcell und Le Coq

Digitized by Google

werden überlistet. Sie nehmen, jener eine Stelle im Staatsrath, dieser jene des ersten Ministers an: noch drei Mitglieder der Gemeinde von Paris kommen in den Staatsrath. Aber auf dem Reichstag, welchen der Regent zu Compiegne hält, werden die Demagogen aus dem Staatsrathe wieder hinausgeworfen, und Marcell bald darauf in Paris ermordet (1358, 1. August).

Von Paris aus hatte der Schwindel der Revolution sich in die Provinzen verbreitet. Aehnliche Auftritte, wie die in der Hauptstadt, geschahen in den meisten größern Städten. Noch Schrecklicheres erfuhr das Land. Die Bauern — in den nördlichen Provinzen zuerst — ergriff der Geist der Freiheit. Jacques bon homme — also nannten sonst die übermüthigen Edlen ihre geduldigen Bauern — erhob sich fürchterlich zur Rache. Welche Unmenschlichkeiten die Phantasie erfinnen mag, welche Gräuel in der neuesten Revolution Frankreich geschändet, alle wurden jetzt verübt. Dazu kam endlich die Zügellosigkeit der unbezahlten Kriegsrotten, Kameradschaften oder Malandrinen genannt, welche theils nahrungslos wegen ausbleibenden Soldes, theils jede Waffenruhe scheuend, nach geschlossenem Stillstand, ja nach geschlossenem Frieden mit England, in großen und kleinen Banden das Land durchzogen, raubend, verwüstend, mordend, zum Theil unter vornehmen Häuptlingen, stolz, trozig, als ob nur ihr Recht verfolgend, ohne Scheu vor Gott wie vor der Welt.

Friede von Bretigny. Karl V.

Der kluge Dauphin, nachdem er die Demagogen zu Paris gebändigt oder entwaffnet hatte, befestigte diese Vortheile durch einen Vergleich mit dem König von Navarra (1349), worauf im folgenden Jahre auch mit England der Friede zu Bretigny geschlossen ward (1360). Vermöge desselben sollte England im unabhängigen Besiz von Guienne, Gasrogne, Poitou, Saintonge, Agenois, Perigord, Limousin, Querci, Tarbes, Bigorre, Angoumois, Mantreuil, Ponthieu, Calais und einigen andern Orten und Landschaften bleiben; dagegen den Ansprüchen auf die Krone Frankreichs, so wie jenen auf die Normandie, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne und Flandern entsagen. Das Lösegeld des gefangenen Königs ward zu 3 Millionen Goldgulden bestimmt. Zu Geiseln sollte er zwei seiner Söhne und andere Große des Reichs geben.

Nach Beschwörung dieses Vertrags ward Johann entlassen. Er wandte das Aeußerste an, das Lösegeld zusammenzubringen.

Aber Alles reichte nicht hin. Noch schwieriger war die Erfüllung des Hauptpunktes, der Länderabtretung. Die Provinzial-Stände widersetzten sich derselben, die königlichen Räthe nicht minder: daher Johann — sehr edelmüthig, falls nicht unlautere Beweggründe obwalteten — sich entschloß, in die Gefangenschaft nach London zurückzukehren (1363). Daselbst starb er im folgenden Jahr (1364, 8. April).

Sein Nachfolger, Karl V., den man den Weisen nennt, hatte schon als Dauphin in der Schule der Widerwärtigkeit und Gefahr seine Regentengaben ausgebildet, der Nation Achtung und Vertrauen eingeflößt. Als König setzte er das ruhmvoll begonnene Werk der Rettung Frankreichs fort. Es kehrten im Innern allmählig Ruhe, Ordnung, bürgerliches Glück wieder. Der äußere Krieg wurde standhaft und mit glänzendem Erfolge geführt. Es zeigte sich hier, wie noch vielmal in der Geschichte, daß eine Nation nie gewaltiger sei, als nach großen einheimischen Gährungen und Bürgerkriegen. Solches erfuhr England zu seinem Schrecken in dem erneuten Krieg. Nicht länger hatte Eduard sein gewohntes Glück. Sein tapferer Sohn, der schwarze Prinz, starb (1376); früher schon war Chandos, der treffliche Feldherr, gefallen, auch Captal von Buche, der Schrecken und die Bewunderung Frankreichs, ward gefangen, und starb in Feindes Gewalt (1377). Der König selbst, gebeugt und altersschwach, versäumte seinen Krieg. Daher mochte der große Connetable von Frankreich, Bertrand du Guesclin, die Zierde der französischen Chevalerie, gleich trefflicher Mensch als Feldherr, leicht Sieg auf Sieg erfechten, und mit seinen schwellenden Kriegerschaaren die Engländer aus ihren Eroberungen drängen.

Auch im kastilischen Krieg war Frankreich, wiewohl anfangs unglücklich, am Ende siegreich. Peter der Grausame, König in Kastilien, ward von Heinrich Trastamare, seinem natürlichen Bruder, befehdet. Dieser, als er besiegt war, floh nach Frankreich, und trug an, die „Kameradschaften" in seinen Sold zu nehmen, was ihm freudig bewilligt war. Unter Anführung Bertrands du Guesclin, der sich an die Spize der Freibeuter stellte, um sein Vaterland derselben zu entlasten, zogen die Rotten nach Kastilien, und riefen Trastamare als König aus. Aber Peter eilte nach Guienne, welches der schwarze Prinz verwaltete, und bat ihn um Hülfe. Dieser sammelte ein Heer, zog über die Pyrenäen, schlug bei Najara (1367, 3. April) den Feind so vollständig, als er bei Poitiers gethan, und nahm Du Guesclin gefangen. Aber mit Undank lohnte Peter seinem Retter, und unbezahlt für seine Kriegskosten kehrte der Prinz von Wales nach Guienne zurück. Hierauf erschien

Digitized by Google

Trastamare zum zweitenmale mit französischem Kriegsvolk, übermannte den Tyrannen, tödtete ihn mit eigener Faust, und setzte sich auf Kastiliens Thron.

Hierdurch gewann Frankreich einen mächtigen Bundesgenossen, und so erneuerte es, frisch ermuthigt und gestärkt, den Krieg wider England.

Doch erlebte Karl V. dessen Ende nicht. Er starb im siebzehnten Jahr seiner Regierung (1380), erst 44 Jahre alt, von seinen Unterthanen mit Recht bedauert, von ihren Nachkommen geehrt. Das Reich, welches er in kläglicher Zerrüttung, von unzähligen Wunden blutend, angetreten, hinterließ er beruhigt, blühend, gewaltig.

Minder glänzend, ja vielfach verdüstert und durch den Kontrast mit dem glorreichen Beginnen noch trauriger, schloß Eduard III. seine Rolle. Zu dem Verlust seiner auswärtigen Besitzungen gesellte sich die Verminderung seines Ansehens im Innern. Der alternde Eduard erfuhr entschlossenen Widerstand von dem meist folgsamen Parlament, Aeußerungen des Mißvergnügens von dem ihm einst zujauchzenden Volke. Die Engländer zürnten, daß der große König von einer schönen Dame — Alice Pierce — sich beherrschen lasse; sie grämten sich über die Gewalt, die er seinem dritten — nicht beliebten — Sohne, Lancaster, überließ, sie betrauerten endlich in dem Tod des heldenmüthigen Prinzen von Wales den Untergang ihrer einzigen Hoffnung. Noch ein Jahr überlebte der unglückliche Vater den unersetzlichen Verlust, dessen Größe gleich nach des Königs Tod (1377, 21. Juni) in den traurigsten Folgen fühlbar ward.

Sein Nachfolger war Richard II., der eilfjährige Sohn des schwarzen Prinzen, vermög anerkannter und feierlich bestätigter Erbordnung. Nach dem muthigen Verlangen der Gemeinen ernannte das Oberhaus einen aus neun Großen bestehenden Reichsrath, ohne dadurch den vorherrschenden Einfluß des Herzogs von Lancaster zu verhindern. Die schwierigen äußern Verhältnisse machten die Vermehrung der Auflagen nöthig. Aber gegen das Kopfgeld (von 3 Groats, d. i. 12 engl. Pfenningen für jede Person über 15 Jahren), welches man eintrieb, empörten sich die Bauern — ein Priester (John Bull) hatte mit Lehren von Freiheit und Gleichheit ihre Köpfe entzündet —, und zogen unter des Hufschmieds Wat-Tyler Anführung nach London. Hunderttausend Köpfe zählte der Schwarm. Der junge Richard rettete sich mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart aus der ihm drohenden Gefahr, und die schlecht angeführten Rebellen wurden bald durch zusammengezogene öffentliche Macht bezwungen. Die Revolution ließ keine Spur zurück.

Digitized by Google

Richard entsprach der Erwartung nicht, welche sein Betragen beim Bauernaufruhr gegeben. Eine mächtige Partei, deren Haupt der Herzog von Glocester, sein Oheim, war, erhob sich wider des Königs Günstlinge, und legte die königliche Macht durch eine aufgestellte Regierungskommission in Fesseln (1387). Aber nachdem Richard als großjährig die selbstständige Verwaltung angetreten (1389), widerrief er alle Versprechungen, und behauptete durch die gegenseitige Eifersucht Lancasters und Glocesters seine höchste Gewalt. Sträfliche Verbindungen des Lezten mit Frankreich gaben Anlaß zu dessen Unterdrückung. Seine früheren Verhandlungen wurden als hochverrätherisch erklärt, an den Haupttheilnehmern durch Hinrichtung gerächt, Glocester selbst ohne Verurtheilung getödtet (1397).

Bald büßte Richard für solchen Mord. Heinrich, der Sohn des Herzogs Johann von Lancaster, stellte sich an die Spize der Feinde des Königs, übermannte diesen, und nahm ihn gefangen. Ein Parlament entsezte Richard des Reiches, und sprach es Lancaster (1399) zu. Richard starb auf ähnliche Weise, wie Glocester (1400).

Heinrichs IV. von Lancaster Regierung war von Verschwörungen und Tumulten erfüllt. Durch Muth und Glück — aber auch grausam — unterdrückte Heinrich seine Feinde, erhielt die feierliche Zusicherung des erblichen Thronrechts, und hinterließ (1413) das beruhigte Reich seinem Sohn Heinrich V., welcher abermals die englischen Waffen nach Frankreich, und glorreicher noch, als selbst Eduard III., trug.

Karl VI. von Frankreich. Heinrich V. von England.

Die erneuerten Bedrängnisse dieses unglücklichen Reiches ermunterten Heinrich zu solchem Angriff. Karls V. ältester Sohn und Thronerbe Karl VI. war bei des Vaters Tod (1380) erst eilf Jahre alt. Wiewohl unter der vorigen Regierung durch eine Verordnung war erklärt worden, daß die französischen Könige mit Antritt der 14ten Jahrs großjährig seyen, so war nun doch eine Regentschaft nöthig. Die Königin war todt, also ward der älteste Bruder des verstorbenen Königs, Ludwig von Anjou, Regent. Der Widerspruch der übrigen Brüder veranlaßte die beschleunigte Mündigkeitserklärung des Königs, in dessen Namen sodann seine vier Oheime jeder so viele Gewalt, als ihnen an sich zu reißen möglich war, ausübten. Ludwig von Anjou, welcher am raubsüchtigsten gewesen, starb jedoch bald (1384), worauf der jüngste Bruder, Philipp von Burgund, an die Spize der Geschäfte kam. Seine Gewalt dauerte fort, auch nach-

dem der König die Regierung selbst übernommen (1388): und wurde noch fester begründet, als der unglückliche Monarch durch wiederholtes (1392 und 1393) heftiges Erschrecken in eine Verstandeszerrüttung fiel, die abermals eine Regentschaft nöthig machte. Doch erhob sich frühe wider den Herzog von Burgund der herrschsüchtige Bruder des Königs, Ludwig von Orleans. Der Hof und das Reich theilten sich sofort in zwei feindselige Parteien, und der armselige Streit: ob Burgund, ob Orleans vorherrschen solle, ward den Franzosen wichtiger als die Erhaltung des Vaterlandes.

Der Krieg mit England war indessen mit wechselndem Erfolg, doch beiderseits schläfrig, fortgeführt worden. Endlich ward, nach mehreren kürzeren Unterbrechungen des Kampfes, ein 25jähriger Stillstand mit England geschlossen (1396). Die Franzosen benützten ihn blos zur ungestörten Fortsezung ihres einheimischen Haders. Derselbe wurde heftiger, als, nach dem Tod Philipps von Burgund (1404), sein Sohn Johann der Unerschrockene voran auf die Bühne trat. Dieser leidenschaftliche Mann wagte es, den Herzog von Orleans, des Königs Bruder, durch Meuchelmörder tödten zu lassen (1407, 23. Nov.). Furcht vor Johannes Macht bewog den Hof, und selbst das orleans'sche Haus, zur scheinbaren Aussöhnung. Aber gleich darauf verbanden sich gegen Burgund fast alle Prinzen von Geblüt und andere Große, zumal der durch seine Kriegsrotten furchtbare Graf von Armagnac; und der bürgerliche Krieg begann.

Der König, dessen mitunter wiederkehrende lichte Stunden die Verwirrung vermehrten, weil sie das Ansehen der Regentschaft schwächten, hielt abwechselnd zu Burgund und Orleans. Dieses rief selbst England um Hilfe an. Allmählig ward Herzog Johann gedrängt. Er entschloß sich zum Frieden zu Arras (1414, Sept.), worin er seinen Feinden große Vortheile einräumte. Aber die Erscheinung der Engländer änderte plözlich die Gestalt der Dinge.

Am 14. August 1415 landete Heinrich V. an den Küsten der Normandie, eroberte Harfleur, und schlug die große französische Macht, welche herbeigeeilt war, um ihn zu erdrücken, in der Schlacht bei Azincourt (1415, 25. Okt.), so vollständig und unter fast ganz ähnlichen Umständen, als früher bei Crecy und bei Poitiers geschehen. Man behauptet, daß 8000 ritterliche Todte das Schlachtfeld deckten; unter ihnen war der Heerführer Connetable d'Albret selbst, zwei Brüder des Herzogs von Burgund, einer des Herzogs von Lothringen, mehrere Herzoge und Grafen. Viele Andere wurden gefangen. Gleichwohl

Digitized by Google

sezte Heinrich, aus Mangel an Truppen und Geld, den Krieg jezt nicht fort, sondern schloß einen zweijährigen Stillstand.

Aber in Frankreich entbrannte desto heftiger der innere Krieg. Der Graf von Armagnac, Burgunds gefährlicher Feind, wird Connetable, Finanzminister, ja Haupt der Regierung. Auch der Dauphin Karl erklärt sich für ihn. Dagegen verbindet sich die, von Armagnac schwer beleidigte, Königin Isabelle (des baierischen Herzogs Stephan Tochter) mit Burgund, und dieses mit England, Frankreichs Krone dem König Heinrich zusichernd (1416, Okt.). Jezt erklärt die Königin sich zur Regentin, ihren Sohn, den Dauphin, öffentlich anfeindend; Heinrich V. landet zum zweitenmal (1417, 1. Aug.) in der Normandie, und die burgundische Partei nimmt Paris ein, welches der wilde Pöbel mit Blutvergießen erfüllt.

Aber der Dauphin, der aus Paris entkommen, pflanzt seine selbstständige Fahne auf, um welche sich die Freunde Orleans, auch viele Freunde des Vaterlandes sammeln. Diese lezteren suchen eine friedliche Ausgleichung. Der Dauphin und der Herzog Johann scheinen sich aussöhnen zu wollen; eine persönliche Zusammenkunft zu Montereau auf der Yonne-Brücke soll das Friedenswerk vollenden. Die beiden Fürsten, jeder von zehn Getreuen begleitet, treten auf von den entgegengesezten Seiten: aber die Leute des Dauphins, unter den Augen ihres Herrn, ziehen plözlich ihre Schwerter, und tödten den Herzog (1419, 10. Sept.).

Diese abscheuliche That erfüllte das Maß des Unheils. Philipp der Gute, Johannes Sohn, des Vaters Blutrache für die erste Pflicht achtend, trat entschieden, unbedingt auf die Seite Englands. So auch die Königin, ihres Sohnes nimmer versöhnte Feindin. Der Hof des kranken Königs, alles Land diesseits der Loire erklärte sich wider den Dauphin. Es ward Friede geschlossen mit England, zu Troyes (1420, 21. Mai), wornach Heinrich V. die Hand der Königstochter Katharina und die Zusicherung der Thronfolge nach ihres Vaters, Karls VI., Tod, bis dahin aber die Regentschaft in Frankreich erhielt. Auf immer sollten Frankreich und England vereinigt, doch die Verfassung beider Reiche unangetastet bleiben. Eine Ständeversammlung bestätigte diesen Frieden, und erklärte ihn feierlich als Reichsgesez (1420, 10. Dec.).

Aber anderes hatte das Schicksal beschlossen. Nach kurzem Genuß der Herrlichkeit starb Heinrich V. (1422, 31. Aug.), zwei Monate vor Karl VI. (1422, 20. Okt.), welchem er nachfolgen sollte.

Digitized by Google

Das Mädchen von Orleans.

Der 19jährige Dauphin, nach dem Tod seines Vaters nahm den Titel König an, und hatte zum Gegner jezt, statt eines steggekrönten, persönlich vollkräftigen Monarchen, ein Kind in der Wiege. Denn als ein solches ließ Heinrich V. den Erben beider Reiche, seinen Sohn, den Sechsten Heinrich zurück. Die Freunde des einheimischen Königshauses schöpften neue Hoffnung. Karl VII. ist ihre Losung.

Indessen hingen, als Er zu Poitiers sich krönen ließ, noch schwere Wolken über ihm. Die Oheime des in der Wiege gekrönten Heinrich VI., die Herzoge von Bedford und Glocester, verwalteten in seinem Namen, jener das französische, dieser das englische Reich, beide mit Kraft und Weisheit. Mit überlegenen Waffen drängten sie Karls Getreue, und er sah sich, nach sechsjährigem Kampf, fast auf das Gebiet von Bourges beschränkt. Noch behauptete er Orleans, den Schlüssel zu dem Wenigen, was ihm geblieben: mit dem Fall dieser Feste mußte sei Reich fallen.

Da erschien ein Mädchen: Jeanne d'Arc mit Namen, aus Dom Remy an den Ufern der Maas, vor den Gewaltsträgern des Königs, und bald vor ihm selbst, vorgebend, ihr sey vom Himmel der Ruf geworden, Orleans zu entsezen und den König nach Rheims zu führen, daß er allda gekrönt werde. Nach einigem Zweifeln erkannten die Verständigen, wie trefflich der Glaube solcher Sendung könnte benüzt werden. Also wurde Johanna zum Heer geschickt. Die ersten Vortheile, die sie erstritt, tausendstimmig verkündet und vielfach vergrößert durch den Ruf, überzeugten auch den Schwergläubigen. Die Begeisterung, wie eine lodernde Flamme, durchlief jezt die leicht entzündlichen französischen Streiter; ihre Streiche fielen gewaltiger, weil mit Zuversicht geführt, und ähnlicher Wunderglaube goß Schrecken über den Feind. So gelangte die Jungfrau nach Orleans, befreite durch kühne Ausfälle die hart bedrängte Stadt (1429, 8. Mai), verfolgte die Feinde, schlug sie wiederholt, schlug sie entscheidend bei Patay, und führte den König nach Rheims (17. Juli), die heilige Salbung allvort zu empfangen. Vollbracht war ihre Sendung, aber ihr Verhängniß nicht. Man beredete sie, die Heldenbahn noch länger zu wandeln. Da ward sie bei Compiegne von den Burgundern gefangen, an die Engländer verkauft und zu Rouen als Zauberin und Kezerin lebendig verbrannt (1431, 30. Mai). Doch waren Franzosen ihre Ankläger (die Universität Paris unter denselben voran), und französische Priester sprachen das Urtheil.

Digitized by Google

Die Angelegenheiten Englands gingen darum nicht besser. Die Hauptursache war der Abfall Burgunds. Als der Herzog von Bedford, nach dem Tode seiner ersten Gattin, welche Philipps Schwester gewesen, die Gräfin Jacqueline von Luxemburg ehelichte, horchte der Herzog von Burgund auf die Stimme seiner natürlichen und ältern Verbindung, und näherte sich Frankreich. Als bald darauf Bedford — zu Englands großem Unglück — starb 1435, 14. Sept.), so schloß Philipp sofort Friede mit dem französischen König zu Arras (21. Sept.) Er erhielt die Abtretung verschiedener Landschaften und Orte, auch die Erlassung der Lehensabhängigkeit auf Lebenszeit.

Von jezt an war Karl siegreich. Auch seine Mutter und Feindin starb (30. Sept.). Burgund, durch England noch weiter gereizt, vereinigte seine Truppen mit jenen Frankreichs; Paris ward erobert, viel Land wieder gewonnen.

Beiderseitige Ermüdung bewirkte jezt einen Waffenstillstand (1444). Als aber der Krieg sich erneuerte (1449), so traf die Engländer Schlag auf Schlag. Der tapfere Graf Johann von Dunois zumal, Bastard von Orleans, war ihr Verderben. Sie verloren ihre Eroberungen alle, zumal die Normandie, auch Guienne; ihr altes Besitzthum. In einer großen Schlacht bei Castillon fiel mit der Blüthe ihres Heeres der treffliche Heerführer Talbot, den man den englischen Achilles hieß (1453), mit ihm ihre Hoffnung. Nur Calais blieb ihnen, und die Inseln an den normandischen Küsten. Damit endigte sich der schreckliche Krieg, nicht durch förmlichen Friedenschluß, nur durch beiderseitiges Ablassen vom Kampf. Blos durch längere Dauer ward der Besitzstand rechtskräftig.

Karl VII., welcher von der kümmerlichsten Lage zu so glänzendem Glück, zu größerer Macht, als irgend einer seiner Vorfahren besessen, sich hinaufschwang, war gleichwohl ein persönlich schwacher Prinz. Sein Ansehen ward durch die von Neuem aufstrebende Anmaßung der Großen sehr merkbar verringert, und sein unmündiger Sohn erfüllte seine lezten Tage mit Kummer. Derselbe nahm wiederholt an Verschwörungen wider den Vater Theil; auch glaubt man, daß er Agnes Sorel, Karls schöne und geistreiche Geliebte, vergiftet habe. Der Vater selbst, das gleiche Loos für sich fürchtend, enthielt sich längere Zeit fast aller Nahrung, und beschleunigte dadurch seinen Tod (1461, 22. Juli).

Ludwig XI. in Frankreich. Heinrich VI. in England.

Belastet mit dem Verdachte des Mordes und mit dem der Schuld der gräßlichsten Beängstigung eines Vaters, stieg Lud-

wig XI. auf den Thron, ein vollendeter Tyrann in Charakter und Thaten.

Bald nach dem Antritt seiner Regierung entstand wider ihn, dessen Herrscherplane Besorgnisse einflößten, ein Bund vieler Großen, la ligue du bien publie genannt; an dessen Spitze des Königs Bruder Karl und der Graf von Charolois, Erbprinz von Burgund, standen, und welchem die meisten Prinzen von Geblüt, auch der Herzog von Bretagne und viele Freunde des verstorbenen Königs, als Dunois, d'Armagnac, Dammartin u. A. sich beigesellten.

In einem Treffen bei Monthlery (1465) wurde der König von den Burgundern geschlagen, worauf er die Verbündeten durch Bewilligung ihrer Hauptforderungen beschwichtigte, aber die Verträge nicht hielt. Ueberhaupt gewann der König durch Waffen wenig, mehr durch Ränke und durch trügerische Versprechungen. Darum vermied er das Schlachtfeld, seine Hoffnungen auf die Unklugheit seiner Feinde und auf die eigene schlaue Politik bauend.

Um diese Zeit starb der Herzog von Guienne, Karl, des Königs Bruder, an empfangenem Gift (1472). Die Welt klagte Ludwig des Mordes an. Durch denselben bekam er freiere Hände und größeres Besitzthum.

Aber noch viele Verbrechen, viele Meineide, viele Hinrichtungen waren nöthig, bis er sein Ziel erreichte — Uneingeschränktheit. Auf dem Schaffot starb der Connetable Ludwig von Luxemburg, Graf von St. Pol — von Karl dem Kühnen schändlich ausgeliefert an Ludwig —; es starben also der Graf von Perche, Renatus von Alençon, und der Herzog Jacob von Nemours, Graf von Armagnac — ein Sprößling des merovingischen Geschlechts, wie man glaubt —, neben ihnen viele andere geringeren Standes, mehr als viertausend an der Zahl, wie die Zeitgenossen versichern; die meisten ohne regelmäßigen Prozeß, auf das Machtwort des Königs. Unter dem Blutgerüst des Vaters mußten die jungen, unschuldigen Prinzen von Nemours stehen, daß das Blut auf sie herabträufelte; alsdann sperrte man sie in die finsterſten Gewölbe der Bastille. So ward der König allgewaltig durch Schrecken, und es versank die Nation in schweigenden Gehorsam.

Ludwig schloß mit den Schweizern (1474) Bündniß wider Burgund, und erneuerte solches widerholt mit der ganzen Eidgenossenschaft und mit einzelnen Ständen. Seine Ränke waren es zumal, welche Karl den Kühnen in den Krieg wider die Schweizer führten, und sein war der Hauptgewinn aus diesem Krieg.

Durch den Anheimfall mehrerer burgundischer Länder,

dann durch jenen von Guienne, endlich durch das Erbe von Anjou (Provence und Forcalquier), welches Renatus, der sich König von Neapel nannte, 1479 seinem Neffen Karl, und dieser 1481 dem König vermachte — nicht achtend der Ansprüche des Herzogs Renatus von Lothringen — dann durch die Grafschaften Rousillon und Cerdagne, welche ihm der König von Aragonien pfandweis überließ, durch die Grafschaft Boulogne, welche er eintauschte, und mehrere andere kleinere Erwerbungen vermehrte Ludwig das Krongut, und machte es einträglicher durch regelmäßigere Verwaltung und erhöhte Steuern. Er starb — nach kläglicher Beängstigung des Gemüths und vergeblicher Erschöpfung aller Hilfsmittel der Kunst und des Aberglaubens — auf seinem mit Furcht gehüteten, festen Schloß, le Plessis les Tours (1483, 30. Aug.).

England, dessen Bekämpfung die Hauptsorge der vorigen Könige gewesen, lag während Ludwigs XI. Regierung meist an innerer Zerrüttung krank, und als, nach hergestellter Ruhe, Eduard IV. auftrat gegen Frankreich, gemäß erneuerten Bündnisses mit Burgund; so beschwichtigte ihn Ludwig im Frieden von Pequigni (1475, 29. Aug.) durch eine große Geldsumme und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs. Auch den Ministern Eduards zahlte der König Jahrgelder, und sicherte sich also die Ruhe.

Auf einem blutigen Wege war Eduard IV., mit ihm das Haus York, zum Throne gelangt, schrecklich hatte Lancasters Herrlichkeit geendet.

In der Wiege war Heinrich VI. zum König von Frankreich und England gekrönt worden (1422). Wir haben gesehen, durch welchen Umschwung der Dinge Frankreich verloren ging. Aber größeres Unglück wartete Heinrichs im eigenen Land. Zwar seine Oheime, Bedfort, als Regent Frankreichs und Protektor Englands, und Glocester, welcher in des Bruders Namen das zweite verwaltete, schirmten seine schwache Jugend durch ihr Ansehen, und hielten mit Klugheit die Feinde des Hauses in Gehorsam. Als aber Bedfort starb (1435), so entbrannte sofort zwischen seinem Bender und dem Erzieher des Königs, dem herrschsüchtigen Kardinal von Winchester, die Zwietracht. Der letzte bewirkte die Vermählung seines Zöglings mit Margaretha von Anjou, welche dann, in Verbindung mit des Zöglings Liebling, dem Kaufmannsohn Wilhelm de la Pole (durch die Gunst seines Herrn aber zum Herzog von Suffolk erhoben), den alternden Glocester stürzte. Im Kerker wurde der Herzog ermordet (1477); worauf Suffolk ohne Beschränkung herrschte.

Digitized by Google

Aber das Parlament, welches während der Regentschaft sein Ansehen glücklich gestärkt hatte, trat auf wider Suffolk. Von dem Haus der Gemeinen angeklagt, von jenem der Peers verurtheilt, wurde der verhaßte Kaufmannssohn des Reichs verwiesen und auf der Reise ermordet (1450). Auch gegen seinen Nachfolger in der Gewalt, den Herzog von Sommerset, einen Prinzen des lancasterschen Hauses, erhoben sich Beschwerden. Solche Verhältnisse benüzte für seine eigenen Herrscherplane das Haus York.

Richard, Herzog von York, von väterlicher Seite der Enkel Edmunds von York, welcher Eduards III. vierter Sohn gewesen, zugleich durch seine Mutter, Anna Mortimer, der Urenkel von jenes Eduards zweitem Sohn, Lionel von Clarence, mochte vermög dieser leztern Abstammung ein näheres Thronrecht, als das Haus Lancaster, ansprechen, da dessen Stifter, Johann von Lancaster, unter Eduards Söhnen der dritte gewesen.

Die rothe und weiße Rose.

Aufgemuntert durch Heinrichs VI. Schwäche und durch das Mißvergnügen der Nation, erhob nun dieser Richard von York seine zweideutigen Ansprüche, und stürzte dadurch sein Vaterland in dreißigjährigen Jammer. Der Kampf zwischen der rothen Rose (Lancaster) und der weißen Rose (York) begann. Ein schrecklicherer Bürgerkrieg ist in den Annalen keines Volkes verzeichnet. Unerhört war die Wuth der Schlachten, gräßlich die Arbeit des Blutrichters, Mord und Meuchelmord die Geschichte jeden Tages. Nicht weniger als achtzig Sprößlinge des königlichen Hauses starben gewaltsam. Dessen hatten sie nur sich selbst anzuklagen. Ihr Streit war's, der verhandelt ward. Auch litten nur Wenige etwas Anderes, als was sie selbst ihren Verwandten zugefügt oder zugedacht hatten. Aber mit und neben ihnen, für und durch sie, starben auch Hunderttausende des Volkes; die edelsten Geschlechter erloschen traurig; die Blüthe der Nation wurde hingewürgt durch Waffen und Kriegsnoth, das Land auf's äußerste verwüstet, der Charakter der Menschen endlich herabgewürdigt bis zur thierischen Wildheit durch den unaufhörlichen Anblick des Verbrechens, durch beständige Aufreizung der Leidenschaft, durch unerträgliche Leiden und Noth.

Dieß Alles geschah, auf daß entschieden werde: „ob die Sprößlinge der Tochter des zweiten Sohnes, oder ob die Nachkommen des dritten Sohnes vom König Eduard auf dem englischen Thron sizen sollten?“ Die Nation selbst wurde nicht

Digitized by Google

gefragt, von wem sie regiert seyn wollte; nur dem Schein nach, um dem Werk der Waffen ein gesetzliches Ansehen zu geben, ward jedesmal der Sieger um die Anerkennung des Parlaments. Auch fehlte die Anerkennung nie. Welch ein Schicksal der Völker?? —

Richard begann sein Unternehmen mit dem Angriff auf den Herzog von Sommerset (1452), erzwang dessen Gefangensetzung und für sich selbst die Ernennung zum Statthalter des Reichs, dann zum Protektor. Aber die Feindseligkeiten der königlichen Partei riefen ihn bald in die Waffen, und er gewann die Schlacht bei St. Albans (1455, 22. Mai), tödtete Sommerset, und nahm den König gefangen. Die Königin Margaretha, eine heldenkühne Frau und immer reich an Rath wie an Muth, ward jezt die Vertheidigerin der Rechte ihres Gemahls und ihres Sohnes. Mit wechselndem Erfolg wurde in mehreren Schlachten gestritten: aber bei Northampton (1460) siegte Richard durch Verrätherei, fing den König zum zweitenmal, und ließ sich vom Parlament zum Thronfolger erklären.

Margaretha zagte nicht. Noch in demselben Jahr erstritt sie bei Wakefield (24. Dez.) vollständigen Sieg. Richard ward getödtet; einer seiner Söhne, der Graf von Rutland, gefangen und hingerichtet. Aber der Graf von Warwik, der erste Held dieses Krieges, der „Königsmacher" von der Wirksamkeit seines Beistandes genannt, rettete York, und ließ Eduard, Richards Sohn, in London als König ausrufen (1461, 5. März), während noch seines Vaters Haupt aufgesteckt auf den Zinnen von York zu schauen war.

Der Kampf währte fort, mit steigender Erbitterung. In der blutigen Schlacht bei Towton siegte Eduard IV., worauf das Parlament sein Recht erkannte, und das Haus Lancaster ächtete. Vergebens erhält Heinrich Hilfe von Ludwig XI. in Frankreich. Er wird geschlagen bei Herham (1463) und zum drittenmal gefangen. Eduard errichtet Schaffotte. Margaretha mit ihrem Sohn flieht nach Frankreich.

Aber jezt wendet der Königsmacher sich auf die Seite Lancasters. Beleidigt durch die Vermählung Eduards mit Elisabeth Woodville, der schönen Wittwe des Ritter Gray, während er, Warwik, für den König um eine Prinzessin von Savoyen geworben, verläßt der Stolze den Hof, verbindet sich mit dem Herzog von Clarence, Eduards Bruder, aber gegen denselben erzürnt, und der Bürgerkrieg flammt abermals auf. Warwik mit Truppen, die er in Frankreich geworben, landet. Sofort wird Eduard verjagt, und Warwik ist in elf Tagen Herr des Reiches. Das Parlament applaudirt auch dieser Veränderung.

Digitized by Google

Im folgenden Jahr kehrt Eduard mit burgundischer Hilfe zurück. Clarence, Verräther an Warwik, geht zu ihm über, und Warwiks eigener Bruder, der Erzbischof von York, überliefert ihm London und den König.

In einer mörderischen Schlacht bei Barnet (1471, 14. April) bleibt Eduard Sieger, Warwik fällt. Am Unglückstage landet Margaretha mit ihrem Sohn an den englischen Küsten, und bald ereilt auch sie das Verhängniß. Bei Tewksbury, an den Ufern der Saverne (4. Mai), nach dem tapfersten Kampf, sah sie die Niederlage der Ihrigen und die Gefangennehmung des Sohnes. Leblos sank sie auf das Schlachtfeld, und erwachte erst als Gefangene wieder.

Mit unverhaltenem Grimm erdrückte jezt Eduard seine Feinde. Den jungen Prinzen von Wales tödteten des Königs Brüder, Clarence und Glocester, in dessen Gegenwart und eigenhändig. Ganze Haufen gemeiner Gefangener wurden geschlachtet, endlich der unglückliche Heinrich im Tower ermordet. Die Heldin Margaretha kaufte später Ludwig XI., ihr Verwandter, los um 50,000 Thaler. Sonst freute dieser sich der Verwirrung Englands, und half sie vermehren. Den Zorn Eduards besänftigte er nachher durch Tribut.

Nachdem das Haus Lancaster untergegangen, so begann York wider sich selbst zu wüthen. Des Königs Bruder, der Herzog von Clarence, wurde auf die Anklage des Königs vom Parlament zum Tod verurtheilt. Er starb des selbstgewählten Todes, der Erstickung in einem Faß süßen Weines (1478, 18. Febr.). Auch seine Kinder wurden getödtet.

Eduard VI., nach so vielen Mordthaten, genoß einer ruhigen, auch in äußern Geschäften glücklichen Regierung, und starb unangefochten (1483).

Seine Kinder aber traf das rächende Verhängniß. Ihr eigener Oheim, der gewissenlose, blutdürstige Herzog Richard von Glocester, ward dessen Vollstrecker. Die Freunde der Königin wurden gefangen, die Prinzen (Eduard V. und Richard von York, jener 13, dieser 7 Jahre alt) in den Tower gesezt, ihre wichtigsten Freunde getödtet. Richard, der zuerst zum Protektor sich ausrufen ließ, erklärte nun Eduards IV. Ehe für ungiltig, und seine eigene Mutter für eine Ehebrecherin. Eduard und der Herzog von Clarence seyen Bastarde gewesen, nur Er, Richard, der ächte Sprößling von York. Einige erkaufte Stimmen begrüßten ihn als König. Er befestigte seine Gewalt durch Ermordung der beiden Prinzen.

Aber die Nation verwarf den Mörder. Heinrich von Richmond, dessen Mutter von Johann von Lancaster ab-

Digitized by Google

stammte, und dessen Großvater Owen Tudor zweiter Gemahl von Heinrichs V. Wittwe gewesen, kam aus Bretagne herbei, von einer mächtigen Partei gerufen. Eine Schlacht bei Bosworth (1485, 22. Aug.) entschied das Schicksal des Reichs. Richard III. wurde geschlagen und getödtet, der Sieger als König ausgerufen. Also endete sich der langjährige Krieg, und erloschen das Haus Plantagenet in seinem männlichen Stamm.

Heinrich VII., durch Recht des Schwertes König — wiewohl er auch durch's Parlament, ja selbst durch den Papst, sich bestätigen ließ — heirathete, nach dem Wunsche des Parlaments, Elisabeth, Eduards IV. Tochter, und vereinigte also die Ansprüche beider Rosen. Doch blieb er Feind des Hauses York. Darum ward auch er gehaßt von den Anhängern des gefallenen Hauses, mehrere Verschwörungen wider ihn angesponnen, mehrere Tumulte erregt. Zumal war Margaretha, die verwittwete Herzogin von Burgund, Eduards IV. Schwester, unermüdet in Aufregung von Feinden wider Heinrich. Betrüger traten auf unter dem Namen der vorkommenden Prinzen von York. Aber an Heinrichs Glück und Klugheit scheiterten alle Versuche seiner Gegner, von Jahr zu Jahr befestigte sich mehr seine Gewalt. Das Parlament war in seinen Händen, und, zu großer Gefährde der Nationalfreiheit, gab seinen willkürlichen Handlungen den Schein der Gesezmäßigkeit. So drückte er das Volk mit Auflagen, und sammelte auf dessen Unkosten einen großen Schaz.

Um äußere Verhältnisse kümmerte sich Heinrich wenig. Doch stritt er im Bund mit K. Maximilian gegen Karl VIII. in Frankreich wegen des Raubes der Erbin von Bretagne, und erhielt im Frieden von Etaples beträchtliche Geldsummen. Auch gegen Schottland wurde mit Glück gestritten. Kriege dienten dem König zur Begründung neuer Steueredikte.

Er hinterließ († 1509) seinem Nachfolger Heinrich VIII. ein beruhigtes, kräftiges Reich, geeignet durch solchen Zustand und durch die Stärkung der königlichen Macht, mit Nachdruck in die großen Verhältnisse des Welttheils einzugreifen.

Als ein solches übernahm schon Karl VIII. Frankreich aus den Händen seines Vaters Ludwigs XI. (1483). Aber die Merkwürdigkeiten der Regierung dieses persönlich schwachen, gleichwohl durch die Umstände mächtigen Prinzen, so wie die Thaten seines nächsten Seitenverwandten und Nachfolgers (1498), des edlen und liebenswürdigen Ludwig XII., Herzogs von Orleans (Abstämmlings von Karls VI. jüngerem Bruder) sind theils schon oben in der Geschichte Teutschlands erzählt, theils folgen sie später in den italischen Geschichten. Ludwig XII. starb 1515.

Digitized by Google

Frankreichs und Englands Verfassung.

Die Fortschritte der königlichen Macht in Frankreich erfuhren in der ersten Hälfte dieses Zeitraums theils durch Unglück, theils durch Selbstverschulden der Könige eine sehr merkbare Hemmung. Dieselbe ging theils aus dem demokratischen Prinzip, theils aus dem aristokratischen hervor. Der tiers-état, welcher zum Gefühl seiner Rechte und seiner Kräfte erwacht war, und auf den allgemeinen Reichsversammlungen gesezmäßig seine Stimme geltend machte, benüzte solche Theilnahme an der höchsten Gewalt, so selten sie auch die scheue Eifersucht des Königs eintreten ließ, zur weitern Ausdehnung und Befestigung seiner Freiheiten und zur verbessernden Einwirkung auf die gesammte Administration. Aber einerseits hatte die lange Feudaltyrannei die Gemüther der untern Klassen so sehr niedergedrückt, daß noch unter Ludwig X. viele Serfs sich weigerten, die Freiheit anzunehmen, welche dieses Königsgesez ihnen verliehen; anderseits überließen sich die Befreiten zügelloser Leidenschaft und übermüthiger Anmaßung. Unter der unglücklichen Regierung Johanns des Guten durchbrach der wilde Haufe, gleich den Sansculotten unserer Tage, alle Schranken des Rechts und der Menschlichkeit, erniedrigte den Thron, und erfüllte, in grausamer Verfolgung der Adeligen, das weite Reich mit Gräueln. Als aber — ohne sonderliche Mühe — Karl V. die verbrecherischen Freiheitsmänner zu Paaren getrieben, so erstarben alle demokratischen Plane in der Nation, und nur noch einzelnen Parteien gab sie sich zum leidenden Werkzeug oder zum Schlachtopfer hin.

Indessen hatten durch unweise Gunst einiger Könige, dann durch die Zerrüttungen, die den englischen Krieg begleiteten, die Großen des Reichs ihre Macht wieder dermaßen gestärkt, daß der Thron in Gefahr schien, entweder durch ihr aristokratisches Machtwort um sein Ansehen, oder durch ihre Losreißung vom Staatskörper um seine politische Bedeutung zu kommen. Von solcher Gefahr befreite ihn Ludwigs XI. arglistige und tyrannische Politik. In dem Blut vieler Großen erstickte er derselben Gedanken von Mitherrschaft oder von Selbstständigkeit, und erhob, den Adel desto sicherer zu beugen, von Neuem das Ansehen des Bürgerstandes. Die Adeligen erkannten sofort, daß es für sie unmöglich wäre, wider die vereinte Macht des Thrones und des Volkes aufzukommen. Sie suchten daher die Gunst des ersten, ja dessen Allianz wider das zweite, und erhielten das Ge-

Digitized by Google

suchte um den Preis der völligen Unterwürfigkeit. Von dieser Zeit an hat das Gewicht der vereinten Königs- und Adelsmacht über dem französischen Volk gelastet.

Daß die französische Verfassung solchen traurigen Gang zur Despotie nahm, daß die Blüthen der Volksfreiheit bald nach der Entfaltung starben, oder doch nur dürftige Früchte brachten, daran hatte das hier früher als in den übrigen Reichen aufgekommene und weiter ausgedehnte System der stehenden Heere entschiedenen Antheil.

Vor ähnlicher Unterdrückung, wie das französische Volk sie erfuhr, ward das englische, theils durch seinen kräftigen Charakter, theils — und wohl vorzüglich — durch die Gunst des Schicksals, durch die Wirkung zufälliger Verhältnisse oder unvorgesehener Ereignisse bewahrt.

Das Parlament, dessen Ursprung wir im vorigen Zeitraum sahen, war abwechselnd mächtig und trozend, feig und unterdrückt. Solche Abhängigkeit von den Zeitverhältnissen floß großentheils aus seiner fehlerhaften Zusammensezung. Denn — wie sehr man, mit Montesquieu, diese Zusammensezung preise — ihre Elemente gewährten keine hinreichende Bürgschaft eines treuen Nationalgeistes. Vorherrschend blieb das aristokratische Prinzip. Die Großen gedachten mehr ihrer Familien- und ihrer Standesvorrechte, als der Nationalfreiheit. Wider sie nicht minder, als wider den König war die Wachsamkeit der Gemeinen nöthig. In diesem Verhältniß eines getrennten Interesses mochte die — in der Mitte des 14ten Jahrhunderts aufgekommene — Theilung des Parlaments in ein Ober- und ein Unterhaus wohlthätig wirken; wie oftmals ein Uebel das Heilmittel eines andern ist. Auch die Spaltung der Großen unter sich in feindselige Parteien wirkte vortheilhaft, weil sie dieselben um die Gunst der Gemeinen zu werben zwang. Die wahre Schuzwehr der Freiheit bestand also im Unterhaus, und mehr gelegenheitlich als nach natürlich inwohnendem Geist machte das Oberhaus mit ihm gemeine Sache. Die Peers, schon nach dem Titel ihrer Würde, hingen vom Throne ab, oder waren ihm wenigstens verbunden. Es mochte für einen Bruch ihrer persönlichen (Lehens-) Verpflichtung gelten, wenn sie wider den König auftraten. Auch erzeugte ihr Stolz eine unheilbare Abneigung wider die Gemeinen. Oft waren diese im Fall, mit dem König wider den Adel sich zu verbinden. Aber selbst das Unterhaus war fehlerhaft zusammengesezt. Auch hier hatte der Adel — nämlich der niedere — die erste Grundlage gebildet; die Deputirten der Städte vereinigten sich erst später mit den Abgeordneten jenes Adels. Doch lange blieben die wichtigsten Verhältnisse der Wahlberechtigung,

Digitized by Google

nicht minder die Gewaltssphäre unbestimmt, und kaum das Recht der Steuerbewilligung unbestritten. Ansehnliche Stärkung erhielt die Demokratie in England durch den Untergang vieler hohen Geschlechter im Krieg der Rosen: aber die Könige halfen nachmals durch Standeserhöhungen der Aristokratie wieder auf.

Bei allen Mängeln der englischen Verfassung hat sie doch unschätzbares Gutes bewirkt. Die Freiheit fordert zum Gedeihen kein ganz tadelloses Feld. Hindernisse, Gefahren, wenn sie nicht allzugroß sind, erheben die moralische Kraft ihrer Freunde, und machen das Erstiegte kostbarer. Stolz schritten die Engländer den übrigen Nationen voraus in dieser edlen Bahn.

Von Spanien und Italien.

Navarra. Aragonien. Kastilien.

Unter den spanischen Reichen hat Navarra die am wenigsten interessante Geschichte. Als reines Erbgut — für Töchter nicht minder als für Söhne — kam es zu wiederholtenmalen durch Heirathen an fremde, zumal französische Häuser, und erscheint in deren Besitz wie eine Privatherrschaft, nicht wie ein selbstständiges Reich. Johann von Albret, einer dieser Besitzer vermöge Heirathsrechtes, vereinte Bearn mit Navarra. Aber fünf Sechstheile des lezten, nämlich alles Land im Süden der Pyrenäen, verlor er gegen Ferdinand den Katholischen, König von Aragon (1512). Die Allianz mit Ludwig XII. von Frankreich war die Ursache oder der Vorwand zur Beraubung Albrets.

Der Mannstamm des alten aragonischen Königshauses erlosch mit König Martin († 1410), welchem der kastilische Prinz Ferdinand I., dessen Mutter Martins Schwester gewesen, folgte. Sein Sohn Alfons V. (1416) erwarb durch Adoption von Johanna II. das neapolitanische Reich. Alfons gab es seinem natürlichen Sohn Ferdinand; Aragonien aber mit Sicilien und Sardinien fielen an Johann II., Alfons Bruder (1458), denselben, welcher durch seine Gemahlin, Blanka, Herr von Navarra wurde. Dieser König regierte willkürlich und tyrannisch. Gegen seine eigenen Unterthanen erbettelte er die Hülfe Frankreichs, und bezahlte sie durch Abtretung Rousillons und Perpignans.

Ihm folgte Ferdinand II., sein Sohn (1479), der Gemahl Isabellens, der Thronerbin von Kastilien, hierdurch

und durch Eroberung Granada's Herr der vereinten spanischen Länder.

Innere Unruhen, vormundschaftliche Regierungen und äußere Feinde hatten den Fortgang der kastilischen Macht aufgehalten; das Königthum wurde fast erdrückt durch die Anmaßungen des Adels. Doch wurden die Mauren in der entscheidenden Schlacht am Salado geschlagen (1340). Abu Hassa, der Merinide, rettete sich kümmerlich über's Meer nach seinem Reich Marokko. Hierauf wurde Algeziras erobert und zerstört; die Afrikaner erwarben diesen Punkt des Uebergangs nimmer.

Der Sohn Alfonso's XI., des Siegers am Salado, Peter der Grausame (1350) ward von seinem natürlichen Bruder Heinrich Trastamare angefeindet, überwunden und getödtet (1369). Derselbe hinterließ das Reich seinem Sohne Johann I. (1379). Er und seine Nachkommen regierten schlecht. Unter Heinrich IV. (1455), dem dritten König nach Johann I., stieg die Zerrüttung auf's Höchste. Verachtet von seinen Unterthanen, welche ihm selbst die Männlichkeit absprachen, angefeindet von seinem Bruder Alfons, verlor er das Reich durch den Spruch der Großen. Johanna, seiner Gattin Tochter, ward für unecht erklärt. Alfons zuerst, und nach dessen Tod (1465) Isabella, des Königs Schwester, wurden an die Spitze des Reiches gestellt. Sie ließ Heinrich den Schein der Herrschaft; aber nach seinem Tod (1474) verdrängte sie Johannen, und sezte ihren Gemahl, den aragonischen Ferdinand, neben sich auf den Thron von Kastilien.

Ferdinand der Katholische.

Von diesem Zeitpunkt erst tritt Spanien wieder mit Bedeutung in die Weltgeschichte. Jezt wurden seine beiden größten christlichen Reiche unter einer Herrschaft vereinigt, und durch solche vereinte Kraft mochte Großes vollbracht werden. Bald stürzte sie auf das einzig noch übrige maurische Königreich Granada (1481), dessen Untergang einheimischer Hader vorbereitete. Gleichwohl, als die Christen übermächtig nahten, ermannten die Mauren sich zum verzweiflungsvollen Streit. Erst im eilften Jahr nach dem Anfang des Kriegs wurde Granada erobert (1492). Siebenhundert ein und achtzig Jahre nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711), welche sie gegründet, endete also, nicht ruhmlos, die sarazenische Herrschaft.

Ferdinand brachte Cerdagne und Rousillon, das schöne Neapel und das nach der Lage unschäzbare Navarra bis an die Pyrenäen durch List und Waffen in seine Gewalt;

während die Entdeckung Amerika's (1492) — unter seinen oder seiner edlen Gemahlin Auspizien vollbracht — ein unermeßliches Erntefeld des Reichthums und der Macht für Spanien öffnete. Nicht minder wichtige Eroberungen im eigenen Land, zur Stärkung der Königsgewalt sind durch Ferdinand geschehen. Er ist der Vater der großen spanischen Monarchie.

Aber auf seinem Andenken haftet die dreifache Schmach der Ungerechtigkeit, der Untreue und der fluchwürdigen Verfolgung. Er hat das abscheuliche Tribunal der Inquisition in Spanien eingeführt, troz des Widerstandes, welchen, den despotischen Zweck erkennend, der Adel und das Volk, zumal in Aragon, ja selbst die hohe Geistlichkeit, ihm entgegensezten. Denn, ob auch in frevelhafter Ankündigung zur Ehre Gottes und der Kirche errichtet, war doch das Schreckensgericht ein königliches, die Richter vom Thron ernannt, der Verurtheilten Gut dem Thron verfallen, der Prozeß nach Form und Geist der Nationalfreiheiten Tod.

Auch gegen die Ungläubigen, nicht minder als gegen Ketzer, ging der Eifer Ferdinands, und er ward dafür vom Papst mit dem Ehrennamen des „Katholischen" belohnt. Den Mauren war, als sie Granada übergaben, Glaubensfreiheit versprochen worden. Aber es vernahm die Welt aus dem Mund einer feierlichen Versammlung von Priestern und Rechtsgelehrten: „daß der König nicht verbunden sey, den Ungläubigen Wort zu halten." — Also ward ihnen blos die Wahl angeboten zwischen Taufe und Auswanderung. Mit blutiger Strenge sezte Ferdinand den Befehl gegen die Widerstrebenden, Verzweifelnden durch. Spanien verlor also viele Tausende seiner betriebsamsten Einwohner, Regierung und Volk den Anspruch auf edlern Ruhm. Selbst die arabischen Bücher wurden verbrannt durch die fanatische Wuth. Die zurückbleibenden Mauren nahmen das Christenthum, doch meist nur scheinbar, an.

Zu gleicher Zeit ward gegen die Juden gewüthet. Alle Juden, so lautete das Edikt (1492, 13. Mai), welches der Pfaff Ferdinand de Talavera der sonst milden Isabelle eingab, sollten Kastilien verlassen in halbjähriger Frist, bei Strafe des Todes und der Vermögenseinziehung. Ihr Besizthum durften sie verkaufen, doch nur in Waaren oder Wechseln, nicht in Geld mitnehmen. Den Christen ward bei Bannstrafe verboten, Brod oder Wasser einem Juden zu geben. In Aragonien ward dasselbe Gesez verkündet. Ein hundert und siebenzigtausend Familien verließen das Reich; die meisten gingen nach Portugal oder über's Meer in's mauretanische Land.

An allen diesen Dingen hatte großen, an den wichtigsten

entscheidenden Antheil der Franziskanermönch Franz Ximenes von Cisneros, der Beichtvater der Königin, nachmals Erzbischof von Toledo und der römischen Kirche Kardinal. Ein vielfach merkwürdiger, selbst großer Mann, dessen wichtigste Thaten jedoch erst in die folgende Periode fallen.

Auch Ferdinands letzte Zeit gehört schon der neuen Geschichte an.

Portugal. Verfassung.

In Portugal erwarben K. Dionysius der Weise (1279) und sein Enkel Peter I. (1357) den Ruhm der Kraft und Gerechtigkeit.

Als Peters Sohn und Nachfolger (1367), Ferdinand, mit Hinterlassung nur einer Tochter starb (1383), so vermeinte derselben Gemahl, Johann, König von Kastilien, ihm gebühre die Krone. Die meisten Großen waren für ihn: aber das Volk, der Nationalfreiheit eingedenk, begehrte den Prinzen Johann, natürlichen Sohn des Königs Peter, Großmeister des Ritterordens von Aviz. Leicht kam in Lissabon die Revolution zu Stande. Aber erst in den Feldern von Alfubarotta war in glorreichem Kampf gegen die überlegene spanische Macht die Selbstständigkeit Portugals entschieden (1385). Doch dauerte der Krieg noch 26 Jahre fort.

Fünfzig Jahre regierte Johann I., der edle Bastard, glücklich und ruhmvoll. Unter ihm, und meist geleitet durch seinen herrlichen (dritten) Sohn Heinrich, betraten die Portugiesen die Bahn der Länderentdeckung, und durchliefen sie glorreich. In allmähligen, anfangs langsamen, dann kühnern Fortschritten wurden die westlichen Küsten Afrika's, jenseits des Kaps „Non" befahren, die Insel Madeira, die Azoren gefunden, die Aussicht auf unermeßliche Erweiterung der Erdkunde geöffnet. Auch ward die Hoffnung erfüllt auf glänzende Weise. Denn, nachdem unter Johanns I. nächsten Nachfolgern, Eduard I. und Alfons V., einiger Stillstand in diesen Dingen eingetreten; so erneuerte Johann II. (1481) mit vermehrter Kraft die Plane seines preiswürdigen Ahnherrn. Ostindien war sein Ziel. Auch ward schon Afrika's südliches Vorgebirge (Capo Tormentoso, dann bedeutungsvoll „von der guten Hoffnung" geheißen) entdeckt; und nur die leichtere Vollendung des schon gesicherten Planes dem Nachfolger Johann's, Emanuel dem Großen, überlassen.

Auch in den spanischen Reichen war, der allgemeinen Bewegung folgend, während dieses Zeitraums die Aristokratie

in etwas geschwächt, und die gemeine Freiheit durch Allianz mit dem erstarkenden Königthum hoffnungsreich begründet worden. Doch bald erhielt sie an der allzusehr vermehrten Königsmacht einen gefährlichen Feind.

An Aragonien, insbesondere, allwo sonst die Edlen das verbriefte Recht des Widerstandes gegen den König besaßen, stellte schon Peter IV. das gesezliche Ansehen des Thrones fest. Nicht mehr das selbstsüchtige Machtwort der Großen, auf Waffengewalt pochend, sondern der hohe Richter und Hüter des Rechtes (El Justizia) nach gesezlich bestimmten Formen hemmte hinfort die königliche Willkür, und die Städte, mehr und mehr zum Wohlstand und zu politischer Bedeutung aufstrebend, legten ihr ganzes Gewicht in die Wagschale des Rechtes und der Freiheit, wider die aristokratische Anmaßung.

Doch Ferdinand der Katholische, welcher durch Vereinigung der beiden Hauptreiche, so wie durch glänzendes Kriegsglük zu despotischen Planen ermuthigt ward, legte den Grund zu der nachmals souverainen Gewalt des Throns. Er hinterließ seinem Nachfolger einen, zwar gesezlich noch sehr beschränkten, doch in der That bereits gewaltigen, den Nationalrechten gefährlichen Thron.

Auch in Portugal sank die Adelsmacht, und erhob sich — doch jezt noch unbeschadet der gemeinen Freiheit — das Königthum. Denn wiewohl Johann I., der Bastard, durch die Gefahren seiner Lage zur Nachgiebigkeit gegen den Adel gezwungen ward, so hielt doch der entschlossene Johann II. denselben kräftig nieder, und zog zugleich durch den Glanz seiner auswärtigen Unternehmungen die Blicke seiner Unterthanen von den einheimischen Verhältnissen ab. Die großen Entdeckungsreisen nach Ost und West haben in Portugal wie in Spanien das Interesse der Krone mehr als jenes der Freiheit befördert.

Italische Staaten.

Die Hauptstaaten der Halbinsel (denn Sicilien und Sardinien gehörten zum aragonischen Reich) waren: Neapel, der Kirchenstaat, dann die Republiken Venedig und Genua, welche frei blieben; unter denen aber, die sich zu Fürstenthümern umgestalteten, vor allen andern ansehnlich Mailand und Florenz; endlich unter den alten Fürstenthümern Modena und Savoyen. Mehrere kleinere, wie Mantua, Montferrat (jenes vom Haus Gonzaga, dieses von einem Zweige des paläologischen Kaiserhauses beherrscht), Lukka, Pisa, Siena (das erste frei bleibend, die beiden lezten dem Loos von

Florenz folgend), Parma, Padua, Rimini und viele andere, welche meist einzelnen Häusern oder Unterdrückern gehorchten, sind welthistorisch ohne Bedeutung.

In Neapel saß das Haus Anjou auf dem durch das Blut des lezten Hohenstaufen befestigten Thron, verlangende Blicke nach dem schönen Eiland, welches durch die „sicilische Vesper“ verloren gegangen, vergebens werfend. Noch der erste Karl, dann sein gleichnamiger Sohn und sein Enkel, Robert der Weise, führten Krieg wider Sicilien, ohne Erfolg. Robert, um seiner einzigen Enkelin, der liebenswürdigen, geistreichen Johanna I., die Nachfolge in Neapel (1343) zu sichern, vermählte sie an seinen Neffen, den ungarischen Prinzen Andreas. Dieser, wegen seiner rohen Sitten verhaßt, wurde ermordet (1345). Sein Bruder, Ludwig der Große, König von Ungarn, kam mit Heeresmacht herbei, die Schreckensthat zu rächen. Johanna, auf welcher der — wohl ungerechte — Verdacht des Mordes lag, entfloh nach der Provence, ihrem Hausgut, und kehrte zurück, als Ludwig, von Rache gesättigt, Neapel verlassen hatte. Ihre Regierung war mild, weise, den Künsten freundlich. Als aber die kinderlose Johanna den Herzog Ludwig von Anjou an Sohnesstatt annahm, Karln von Durazzo, welchen sie früher adoptirt hatte, mit Recht wegen Undank und Empörung zürnend; so erhob dieser — ermuntert durch den Papst Urban VI. — Krieg wider die Königin, welchen der Gegenpapst Klemens VIII., ihr Schüzling, blos mit geistlichen Waffen unterstüzte. Also erlag Johanna dem kriegerischen Karl, und litt den Tod durch das Machtwort des Unversöhnlichen (1382).

Karl III. wurde ermordet in Hungarn, nach dessen Krone er gleichfalls seine begierigen Hände streckte (1386), worauf Ladislaus (Lanzelot), sein junger, heldenmüthiger Sohn, das Reich wider den werthlosen Ludwig von Anjou behauptete, und Italien mit dem Ruhm seiner Thaten füllte. Er starb (1414), vergiftet, mitten auf der Bahn zu den größten Dingen.

Ihm folgte Johanna II., seine Schwester, eine Fürstin ohne Tugend und ohne Würde. Dieselbe, nach mancherlei Abenteuern, adoptirte den König Alfons V. von Aragonien und Sicilien; und, als dieser durch seine Plane der Selbstständigkeit sie erbitterte, an seine Stelle den Prinzen Ludwig III. von Anjou. Alfons jedoch behauptete sich nach Johannens Tod (1435) wider Ludwigs Bruder, Renatus von Anjou, und vereinigte also, nach fast zweihundertjähriger Trennung, Neapel mit Sicilien wieder († 1458). Aber er vermachte Neapel seinem natürlichen Sohn Ferdinand I., wodurch die Trennung erneuert ward.

Digitized by Google

Gegen Ferdinands Sohn, Alfons II. (1494), stand Karl VIII. von Frankreich, Erbe des Hauses Anjou, mit überlegenen Waffen auf. In Folge der hierdurch veranlaßten Kriege — welche wir unten erzählen — kam Neapel an Spanien.

Welchergestalt der Kirchenstaat — als anerkanntes, ob auch mittelbares, d. h. des Kaisers Oberhoheit unterstehendes Gebiet des Papstes — ursprünglich durch (Pipins und) Karls M. Schenkung, dann später durch das reiche mathildische Erbe sich gebildet, wie darin, nach Weise der übrigen Länder, zwar das Ansehen des Kaisers (zumal durch Innocentius III. Eigenmacht) erloschen, dagegen die fast selbstständige, den Papst vielfach bedrängende Hoheit der einzelnen Großen und der Vasallen entstanden, also daß der Papst, gleich den weltlichen Regenten, die ihm vermöge allgemeinen Titels zustehende, aber in dieser Eigenschaft verlorene Regierungsgewalt von neuem, theilweis und unter partikulären Titeln, erwerben mußte, davon ist, nach dem Maße, als solche Verhältnisse sich entwickelten, in dieser, wie in der vorigen Periode an den geeigneten Stellen gesprochen. Aber den Fortgang solches erneuerten Baues der päpstlichen Landesherrlichkeit hemmte zumal die Verlegung des päpstlichen Sizes nach Avignon (1305), wodurch die Großen und die Parteihäupter freies Feld erhielten, und die Gewalt des Papstes fast zum bloßen Namen herabsank.

In dieser Zeit der Zerrüttung, als die freche Gewalt der Faktionen und des trozigen Adels gewaltthätiger Uebermuth die Volksrechte vollends niedertraten, nahm ein Mann gemeiner Abkunft den Schwung zu dem großen Gedanken der Wiederherstellung der Volksmajestät und der alt-römischen Herrlichkeit. Nikolaus Rienzi begeisterte seine Mitbürger durch eindringliche Vergleichung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, dergestalt, daß nach kluger Vorbereitung er es wagen konnte, die „Wiederherstellung des guten Zustandes" dem römischen Volk zu verkünden (1347), und unter dem Titel „Tribun" die Leitung des zur Freiheit wiedergeborenen gemeinen Wesens zu übernehmen. Der Papst selbst erkannte ihn in dieser Würde, und der Adel entfloh theils bestürzt in seine einsamen Schlösser, theils unterwarf er sich der gefürchteten Macht des Plebejers. Die gemeine Freiheit feierte einen vielverheißenden Triumph, und die Völker Italiens, die der Tribun zur Wiedervereinigung zu einer Nation unter einer freien Verfassung einlud, thaten Gelübde für das Gelingen eines so herrlichen Vorhabens. Aber die Idee solcher Vereinigung war den Fürsten ein Gräuel, und Italien blieb getheilt bis auf die heutige Zeit. Auch in Rom schlug die neue Ordnung nicht Wurzel. Die Feindschaft des Adels, der Zorn des Papstes, mehr noch der Wankelmuth der Gemeinen, und vor Allem die Fehler, welche der durch's Glück ver-

Digitized by Google

blendete Rienzi beging, stürzten ihn. Nach seltsamem Wechsel der Schicksale verlor er sein Leben in einem Aufstand desselben Volkes, welches zu befreien er gestrebt hatte (1354).

Nach dieser merkwürdigen Episode kehrten im Kirchenstaat die alten Verhältnisse zurück. Die Macht des Papstes, ungeachtet Gregor XI. den Siz wieder in Rom nahm (1376), erfuhr durch die nachfolgende Kirchenspaltung eine langwierige Verkümmerung, und nur mühsam stärkten und erweiterten, nach wiederhergestelltem geistlichen Frieden, die Päpste — zumal Nikolaus V., Paul II., Alexander VI. und Julius II. — durch gerechte und ungerechte Mittel ihre weltliche Herrschaft.

Von den Fürstenthümern, die wir oben nannten, ist Modena mehr durch den uralten Adel seines Herrscherhauses, das sich von Este nennt, als durch besondere Macht ansehnlich. Savoyen aber ist, dem Hauptland nach, zum burgundischen Reich gehörig; auch sein Einfluß in die gemein-italischen Geschichten noch gering. Durch kluge Benüzung der Umstände, meist geräuschlos aber standhaft, gründeten die Grafen, nachmals (seit 1416) Herzoge, von Savoyen die Größe ihres Hauses.

Des Aufblühens der Freiheit in den tuscischen Ländern haben wir schon im vorigen Zeitraum gedacht. Die vorherrschende Macht Pisa's wurde herabgebracht seit dem zwölften Jahrhundert durch unglücklichen Krieg mit Genua. Dieses Lezte ward sodann groß, und gebot selbst über die Küsten von Provence, über Marseille; während es auch in den östlichen Meeren reichen Länderbesiz und die wichtigsten Handelsvortheile erwarb. Nur die einheimische Zwietracht und fortwährender Parteienkampf zernichteten solches Glück. Die Lähmung der Gesammtkraft war den äußern Feinden willkommen. Nach 130jährigem Krieg (1381) errang das daheim ruhige Venedig das entschiedene Uebergewicht. Jezt gingen die auswärtigen Besizungen größtentheils verloren, und die Stadt Genua selbst ward abwechselnd eigenen Tyrannen, oder den Herzogen von Mailand, oder den Königen von Frankreich unterthan.

Dagegen schwang sich Florenz auf eine glänzende Höhe, meist durch die Tugenden und das Glück des edlen Geschlechtes von Medicis. Das Gemeinwesen von Florenz hatte dieselben Stürme erfahren, wie die übrigen Republiken Italiens. Faktionen und ihre wechselnde Wirkung, Anarchie und Tyrannei, hemmten den Fortgang des öffentlichen Wohls; aristokratischer Druck zumal lag schwer über dem Volk. Auf revolutionärem Wege jedoch wurde nach und nach die Uebermacht des Adels in demokratische Verhältnisse, ja in Pöbelherrschaft umgestaltet. Diese ging jezt in Monarchie über.

Digitized by Google

Cosmus von Medicis, Sohn Johanns, welcher Gonfaloniere der Republik und ein weiser, bürgerfreundlicher Mann gewesen, durch unermeßliche Reichthümer und ihnen entsprechende Freigebigkeit beim Volk und im Ausland angesehen und beliebt, auch liebenswürdig, klug, edel, hatte seines Gleichen nicht in Florenz. Der Haß seiner Feinde erhob ihn noch mehr. Denn als er in Folge faktionärer Umtriebe eingekerkert, dann verbannt (1429) worden, schien Gerechtigkeitspflicht, dem großmüthigen Dulder, welchen nach Jahresfrist des Volkes Stimme zurückberief, das Erlittene zu vergüten durch noch größere Liebe. Alle seine Feinde wurden geächtet. Er erhielt den Namen „Vater des Vaterlandes," und leitete fortan, als erster Bürger, nicht als Herr, alle gemeinen Geschäfte. Wenige Menschen haben so reinen Ruhm erworben und so edles Glück. Also ward das mediceische Haus erhöht.

Das Anziehende dieser florentinischen Geschichten wird vermehrt durch den Contrast mit dem Charakter der meisten anderen Geschichten Italiens. In demselben erscheint durchaus eine überhandnehmende Verschlechterung des Nationalcharakters. Die großen Ideen, Freiheit und Vaterland, hatten ihre erhebende Kraft verloren; persönliche Interessen, Haß und Rache zumal, waren das Triebrad des Handelns. Daher wenig Heroisches mehr, was im frühern Zeitraum selbst mit Verbrechen versöhnen mochte. Rein abscheulich wurden die Thaten; die Grausamkeit paarte sich mit Meineid, der Frevel mit feiger List. Giftmischer und Banditen treten auf die von den Helden verlassene Bühne.

Selbst Florenz blieb nicht frei von solchen Gräueln. Cosmus von Medicis starb (1464) nach mehr als dreißigjähriger, still wohlthätiger Führung der Geschäfte; sein schwacher Sohn Pedro erfuhr bereits böse Anfeindung. Aber der Ausbruch geschah erst unter Pedro's Söhnen (1472), Lorenzo und Julian, deren Liebenswürdigkeit die Feinde nicht milder machte. Eine Verschwörung, an deren Spize das florentinische Haus der Pazzi und der Erzbischof von Pisa, Salviatti, standen, wurde gemacht zur Ermordung der Jünglinge. Wirklich fiel (1478, 26. April) der unglückliche Julian durch den Stoß der Verräther; Lorenzo jedoch entkam, verwundet. Aber das Volk überwältigte schnell die Verschwornen und tödtete sie.

Hierauf bestand Lorenzo wider die Feindseligkeit des Papstes Sixtus IV. und Ferdinands I., Königs von Neapel, glücklich den schweren Kampf. Und nimmer ward seine Gewalt bestritten. Er führte sie mit gleich viel Würde als Kraft, ein Wohlthäter des Volkes, auch in Sitten liebenswürdig, geschmackvoll und der Wissenschaften großer Freund. Europa verehrte den

Digitized by Google

„Großmächtigen“ (Magnifico) Lorenzo; Italien beweinte seinen allzufrühen Verlust (1492).

In Mailand haben wir unter Kaiser Heinrich VII. die Visconti über ihre Nebenbuhler, della Torre, triumphiren, und die alleinige Herrschaft erringen sehen (1310, 1318). Aus ihrer Reihe ward Galeazzo Visconti von König Wenzeslaus mit dem Herzogstitel — gegen Bezahlung — beehrt (1395); auch entsprach seine Macht solcher neuen Würde.

Johann Maria, Galeazzo's Sohn, wurde getödtet in einer Verschwörung, sein Bruder Philipp vertrieben; das Volk träumte von Freiheit (1412). Aber Philipp kehrte zurück mit Heeresmacht, und erstickte die Freiheit in ihrer Freunde Blut. Er war ein grausamer, gewissenloser Tyrann, und der Letzte seines Hauses († 1447).

Seine natürliche Tochter, Blanka, ward an Franzesko Sforza vermählt, den Sohn des Bauers von Cottignuola, Jakob Sforza, welcher als Condottiere sich einen großen Namen erworben. Franzesko ward von den Mailändern zum Heerführer der Republik erkoren, und unterdrückte dieselbe mit frecher Gewalt (1450). Er warf sich zum Herzog auf, und baute die Citadelle. Sonst regierte er nicht unrühmlich, und hinterließ seinem Haus das wohlverwahrte, weit ausgedehnte, herrliche Land (1467).

Aber gegen Galeazzo Maria, seinen Sohn, verschworen sich einige Feinde, und tödteten ihn in der Hauptkirche zu Mailand, die Heiligen Ambrosius und Stephan laut um Beistand anrufend (1476). Dennoch ward Johann Galeazzo, der Sohn des Erschlagenen, als Herzog erkannt, die vormundschaftliche Gewalt riß sein Oheim, Ludwig der Mohr, an sich. Dieser Bösewicht tödtete seinen Mündel durch langsames Gift und erwarb also die selbstständige Gewalt.

Zur Befestigung derselben schmiedete der arglistige Verbrecher eine Reihe böser Ränke, in deren Verwicklung er zuletzt seinen eigenen Untergang fand.

Karls VIII. und Ludwigs XII. italische Kriege. Ligue von Cambray.

Zuerst versicherte Herzog Ludwig sich der Gunst Kaiser Maximilians I. dadurch, daß er seine reich ausgesteuerte Nichte, Blanka Maria, demselben vermählte. Gegen König Alfons von Neapel, dessen Tochter die Gattin des unglücklichen Johann Galeazzo war, brachte der Herzog den ehrgeizigen Karl VIII., König von Frankreich, Erben der Ansprüche des Hauses Anjou,

Digitized by Google

in die Waffen. Nicht blos Neapel, auch das griechische Reich gedachte Karl zu erobern (1495). Mit überraschender Schnelligkeit drang das französische Heer durch die italischen Länder, schlug bei Monte Cassino die schlecht bewaffnete Kriegsmacht Neapels, und eroberte das schöne Reich.

Aber derselbe Herzog Ludwig, welcher Karln herbeigerufen, und der Papst, welcher ihm Hilfe geleistet, erschraken jetzt über sein Glück, und bald sah der vom Sieg noch trunkene Karl wider sich einen mächtigen Bund erstehen, an welchem nebst vielen italischen Staaten auch der Kaiser Maximilian, dessen Sohn Philipp und Ferdinand der Katholische Theil nahmen. Dem Aufgeschreckten erübrigte nichts als ein schneller Rückzug. Auf demselben trat ihm bei Foronuovo das verbündete Heer entgegen. Er schlug sich wohl tapfer doch kümmerlich durch, und erreichte Frankreich als Flüchtling (1496).

Sein Nachfolger, Ludwig XII., warf seine Blicke zunächst auf Mailand. Valentine Visconti, Schwester H. Philipp Maria's, war seinem Großvater, Ludwig von Orleans, vermählt worden. Ihr und ihren Nachkommen gebührte also das Herzogthum; nicht den eingedrungenen Sforza's. Der Papst, Alexander VI., gewonnen zumal durch die Ernennung seines Lieblingsohnes, Cäsar Borgia, zum Herzog von Valentinois, schloß ein Bündniß mit dem König; die Venetianer, einen Theil der Beute sich ausbedingend, traten demselben bei. Also begann der Krieg, und abermals errang die französische Uebermacht schnellen Sieg. Das herrliche Mailand wurde in drei Wochen erobert; auch Genua, welches Ludwig der Mohr sich unterworfen hatte (1488), huldigte Frankreich (1499).

Indessen hatte der Herzog unter den Schweizern ein Heer geworben, und versuchte die Wiedereroberung seines Landes. Aber diese Schweizer verriethen ihn. Für Gold waren sie über die Alpen gekommen, für Gold verkauften sie ihren Miethherrn (1500). Als Gefangener wurde derselbe nach Frankreich gebracht, und starb zu Loches nach zehnjähriger Haft (1510).

Ludwig XII. machte neue Plane der Eroberung. Der Angriff auf Neapel ward erneuert. Den Erfolg zu sichern, schloß Ludwig mit Ferdinand dem Katholischen einen Theilungsvertrag über das zur Beute ersehene Reich (1501). Der unglückliche König von Neapel, Friedrich, ergab sich an Ludwig, gegen das Versprechen eines Jahrgehalts, und starb in Frankreich (1504). Aber nicht lange währte die Eintracht der Verbündeten. Der Gran Capitano — also wurde Ferdinands tapferer Heerführer und Statthalter Gonsalvo Hernandez de Cordova genannt —, welcher durch Arglist nicht minder als durch

Waffen seinem Herrn diente, erhob Streit wider die Franzosen, und vertrieb sie schnell aus Neapel. Drei neue Heere, welche Ludwig nach Italien sandte, zwei andere, mit welchen er Spanien angriff, vermochten nichts wider Ferdinands und seiner Feldherren Glück. Neapel blieb verloren.

Nicht lange darauf eröffnete die Ligue von Cambray (1508) eine Reihe verwickelter Kriegsscenen.

Venedig, durch seinen Reichthum und seine Macht ein Gegenstand des Neides, durch seinen Stolz des Hasses der Könige, war das feindliche Ziel der Ligue. In wenig unterbrochenen Fortschritten hatte diese Republik durch Weisheit, Beharrlichkeit und Glück die Sphäre ihrer politischen Macht nicht minder als jene ihres Handels erweitert. Noch im vierzehnten, dann im fünfzehnten Jahrhundert ward ein königliches Gebiet auf beiden Seiten des adriatischen Meeres gewonnen, welches der Republik blieb, als die entferntern Besitzungen — meist durch die Türken — verloren gingen. Das Königreich Cypern hatte die edle Venetianerin, Katharina Cornaro, Wittwe und Erbin des Königs Jakob, ihrer Mutterstadt übertragen (1486). Im östlichen Theil des Mittelmeers herrschte also Venedig; dreitausend Schiffe zählte es in seinen Häfen, und seine Handelsverbindungen — zumal, die es über Alexandrien unterhielt — machten ihm die fernsten Länder Asiens zinsbar. Durch seine Schätze und Kriegsmacht aber behauptete es ein sehr großes Gewicht in den gemeinsamen italienischen und europäischen Geschäften.

Die Entdeckungsreisen der Portugiesen, die Auffindung des Wasserweges nach Ostindien und die Gründung des unmittelbaren Handels nach diesem Land waren Ereignisse von böser Vordedeutung für Venedig. Doch war eine Abnahme der Größe noch nicht eingetreten, als der Bund der Mächte wider die Republik sich erhob.

Papst Julius II. war der erste Urheber dieses Bundes. Er, ein kriegerischer und staatskluger Fürst mehr als Oberhirt der Christen, hatte die Vergrößerung des Kirchenstaats zum Hauptgegenstand seines Strebens. Die Städte Faenza und Rimini, welche Venedig an sich gerissen, forderte Julius zurück. Die hartnäckige Weigerung der Republik bewog ihn zur Gewalt. Da verbanden sich mit ihm Frankreich, die Erweiterung der mailändischen Grenze begehrend, und der Theilnahme Venedigs am Bund wider Karl VIII. eingedenk, der Kaiser Maximilian, welchen persönlich erfahrene Beleidungen wider die Republik aufregten, Ferdinand der Katholische, welcher dieselbe ungern im Besitz einiger neapolitanischen Seehäfen sah, und mehrere Fürsten Italiens aus Habsucht oder Neid. Gegen solche Gefahr

versäumte Venedig, sich gehörig zu rüsten, oder durch Unterhandlung sie zu beschwören. Eine Schlacht bei Agnadello (1509) gegen Ludwig XII. ging verloren, und es schien der Untergang gewiß. Denn es nahmen der Papst und Neapel die angesprochenen Städte, Ludwig und Maximilian fast die ganze Terra firma ein; der Lezte verwarf — aus Zuversicht oder Treue — die demuthsvolle Friedensbitte der Bedrängten.

In so großer Noth ermannte sich Venedig zum äußersten Widerstand. Die Weisheit seines Senats, die Tapferkeit seiner Feldherren, die Treue seiner Unterthanen boten mächtige Hilfsquellen. Mehr noch that für sie die Entzweiung der Alliirten. Ferdinand, als er die neapolitanischen Häfen erhalten, begehrte nichts Weiteres. Der Papst war befriedigt durch Abtretung der zum Kirchenstaat gehörigen Städte. Alle Fürsten Italiens haßten das Glück der Ausländer, und von diesen war nur Ludwig thätig, Maximilian in Allem durch Geldmangel gehemmt. Also schloß jezt der Papst Friede und Bündniß mit demselben Venedig, wider welches er die Mächte aufgeregt hatte, und trat feindlich auf wider Frankreich, welches das erste und am kräftigsten an seiner Seite gestanden. Zu dem Bund — den man die heilige Ligue nannte (1511) — traten auch Ferdinand der Katholische von Spanien und Heinrich VIII. von England; und die Schweizer verließen den Dienst Frankreichs, um unter der heiligen Fahne zu streiten. Nur Maximilian blieb noch der Allianz mit Ludwig getreu; aber es fehlte ihm Energie oder Glück.

Der Papst führte den Krieg mit solcher Erbitterung, daß er selbst eine türkische Hülfschaar wider den Allerchristlichsten König aufbot, und daß er, der siebenzigjährige Greis und Oberpriester, in eigener Person zu Felde zog, in den Laufgräben vor Mirandola das Geschüz anordnete, und über die Trümmer der Festungswerke mit seinen Truppen voran in die Stadt drang.

Indessen waren die Schweizer, dem Bunde gemäß, über die Alpen in Mailand gebrochen. Mit ihnen war Maximilian Sforza, Moro's Sohn. Das Herzogthum wurde erobert. Auch Genua ging verloren. In solcher Bedrängniß schloß Ludwig Friede mit Venedig, ja er erhielt dessen Allianz, da er jezt der Schwächere war. Auch mit Spanien schloß er Friede, und überließ Ferdinand dem Katholischen das südliche Navarra, seines Alliirten Land. Doch umsonst! Durch einen großen Sieg bei Novara (1513) entschieden die Schweizer die Verdrängung der Franzosen aus Italien. Maximilian Sforza aber bezahlte mit schwerem Geld und kostbaren Ländern die Hilfeleistung seiner Freunde.

Nach Julius II. Tod (1513) wurde von seinem Nachfolger

Digitized by Google

Leo X. die Allianz wider Frankreich erneuert; der König sah die Feinde im eigenen Land. Bei Guignegate in den Niederlanden, in dem „Sporengefechte“ (weil es mehr Verfolgung als Schlacht war) verloren die Franzosen wider Heinrich VIII. und Maximilian ein berühmtes Treffen und in dessen Folge Terouenne und Tournay. Die Schweizer aber fielen in Burgund, und belagerten Dijon. Der Marschall de la Tremouille — derselbe, welcher Ludwig den Mohr von den Schweizern erhandelt — entsezte jedoch die Stadt durch List und Geld.

Ludwig erkannte die Nothwendigkeit des Friedens. Er erkaufte denselben von England durch Abtretung Tournay's und Bezahlung einer Geldsumme (1514). Mit den übrigen Feinden wurde Waffenstillstand geschlossen, gegen große Opfer. Bald darauf starb der König. Die Venetianer verhielten sich unter den veränderten Verhältnissen blos leidend. Von dem Kaiser Maximilian, welcher noch immer den cambray'schen Krieg — wiewohl kraftlos — wider sie fortgesezt hatte, erhielten sie endlich Frieden (1516) gegen Entrichtung einer mäßigen Geldsumme.

Der Norden und Osten.

Skandinavische Reiche. Kalmarische Union.

In diesen Reichen wütheten die Stürme fort, welche wir schon in der vorigen Periode aus der schlecht geregelten Verfassung und aus dem Hader in den Königshäusern haben entstehen sehen. Aus der Reihe der schwedischen Könige ward Magnus II. Smek auch von den Norwegern gewählt. Seine Regierung war lang, aber unglücklich. Endlich, bei steigendem Mißvergnügen der Stände, nahm man ihn gefangen, und erklärte Hakon VIII., seinen Sohn, zum Nachfolger (1361). Dieser gedachte, seines Vaters Gewalt wieder herzustellen; worauf Albrecht von Mecklenburg, Magnus Neffe, herbeigerufen ward, welcher bei Linköping (1365) den König besiegte, und gefangen bekam. Gegen Verzichtleistung auf die Krone erhielt derselbe später seine Freiheit wieder, und starb (1375), der lezte Folkunger in Schweden.

Sein Sohn, Hakon VIII., regierte in Norwegen fort, hinterließ dieses Reich sammt dem Anspruch auf Schweden seinem jungen Sohn Olaf V. (1380), welchen schon früher (1375) auch die Dänen zum König gewählt hatten. Denn seine Mutter war Margaretha, Tochter Waldemars III., mit welchem der Mannstamm des alten Königshauses erloschen (1375).

Waldemar hatte mit Ruhm regiert (seit 1340), das durch innere Kriege seit fast hundert Jahren zerrüttete Reich beruhigt und die Dänen zur bürgerlichen Ordnung kräftig zurückgeführt; nicht minder die äußeren Verhältnisse glücklich und weise geordnet, die früher an Schweden verlornen Provinzen Schonen, Holland und Bleckingen wieder zum Reich gebracht und einen schweren Kampf gegen die Hanseaten ehrenvoll geendet. Nach seiner Absicht sollte Albrecht von Mecklenburg, Sohn seiner ältern Tochter Ingeborg, Erbe des Reichs werden: aber die jüngere Tochter, Margaretha, erhielt für ihren Sohn Olaf das Anerkenntniß der Stände; und, als auch Olaf in der Blüthe seiner Jahre starb (1387), so sezte sie sich selbst auf den Thron der beiden Reiche.

Margaretha, welche man die nordische Semiramis genannt hat, war die erste Frau, welche in Skandinavien herrschte, eine Fürstin voll Geist und Muth, und begünstigt durch's Glück. Das Mißvergnügen der Stände in Schweden mit Albrechts Regierung verschaffte ihr noch die dritte Krone. Der Reichsrath bot ihr dieselbe an; und Margaretha, in der Schlacht bei Falköping (1388), behauptete das Geschenk. Albrecht ward gefangen; seine Partei jedoch sezte den Widerstand fort. Zu Land und zur See wurde vielfältig und wechselvoll gestritten, bis der Friede zu Aleholm (1395) geschlossen und Albrecht, gegen Verzichtleistung auf das Reich, in Freiheit gesezt ward.

In einer Zeit, deren noch vorherrschendes Prinzip Vereinzelung der Herrschaften und Völker, oder höchstens deren gelegenheitliche Verbindung durch die Zufälle persönlicher Erwerbung oder des Privat-Erbrechts war, erhöb sich die großdenkende Margaretha zur Idee einer bleibenden, als öffentliches Recht gültigen, die Reiche selbst als solche, nicht als Besizthum eines Hauses, umschlingenden Verbindung. Die Völker selbst fügten sich ungern dieser Idee, und erst nach schwierigen, mit gleich viel Kraft als Klugheit geleiteten, Verhandlungen kam die berühmte Union zu Kalmar (1397, 12. Juli) zu Stande, wodurch die drei Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden als für immer vereinigt erklärt wurden, unter einem gemeinschaftlich zu wählenden Könige, jedoch mit Beibehaltung der besondern Verfassung der einzelnen Reiche.

Schon früher hatte die Königin für den Enkel ihrer Schwester Ingiaborg, Erich, Prinzen von Pommern, nach einander in Dänemark, Norwegen und Schweden die Anerkennung als Thronfolger erhalten. Sie selbst, troz des Mißvergnügens, welches zumal die Schweden darob empfanden

Digitized by Google

behauptete sich als Herrscherin der drei Reiche bis zu ihrem Tod (1412).

Sofort wurde erkannt, daß die Union des eigenen Lebens, oder der inwohnenden Festigkeit ermangle. Starb der König, so gab die Wahl des Nachfolgers fast unausbleiblich Anlaß zum Hader oder zur Spaltung; und ob streng oder schonend regiert ward, immer lag in der Eifersucht der Völker, in dem Mistrauen der Beherrschten der Zunder leicht aufzuregenden Brandes.

Die Wirkung dieser schwierigen Verhältnisse wurde beschleunigt und verstärkt durch die Schwäche oder die Tyrannei der Unionskönige. Selbst die Dänen, wiewohl sie als das Hauptvolk im verbundenen Reich erschienen, fanden oft Anlaß zur Beschwerde. Norwegen empfand es schmerzlich, daß es von einem andern Reich aus regiert werde; doch neigten historische sowohl als natürliche Verhältnisse es mehr zu den Dänen als zu den Schweden hin. Dieses lezte Volk aber glaubte sich am meisten gekränkt, und war es auch. Mehr durch das Recht des Krieges als durch den freien Willen der Nation war Margaretha seine Fürstin geworden. Die Fortdauer der Union schien eine Fortdauer seiner Schmach. Von Kopenhagen aus Befehle oder Gewaltsboten zu erhalten, war den stolzen Schweden unerträglich. Daher unaufhörliche Stürme, Empörung, Bürgerkrieg und nach mehr als hundertjährigen Leiden endlich die völlige Trennung.

Schon König Erich erregte durch Willkür und Druck den Aufstand der Schweden. Karl Knutson Bonde ward selbst zum Reichsstatthalter ernannt (1336). Aber auch die Dänen empörten sich zu wiederholtenmalen wider Erich. Er entfloh nach Gothland; worauf die Dänen seinen Neffen, Christoph, Prinzen von Baiern, zum König wählten (1439). Erich starb erst lange nachher im Elend. Christoph, welchen auch die Schweden und Norweger erkannten, regierte minder unglücklich als seine Vorfahren, doch ohne etwas Merkwürdiges zu vollbringen.

Das Haus Oldenburg und Delmenhorst. Verfassung.

Nach Christophs unbeerbtem Tod (1448) wurde durch die Wahl der Dänen, dann der Norweger (1450), Christian, Graf von Oldenburg und Delmenhorst, erhöht, der Stifter des bis auf die neueste Zeit in Schweden und Norwegen und noch jezt in Dänemark und auch in Rußland regierenden Hauses. Er war der Sohn Graf Dietrichs von Oldenburg, der sich mit Hedwig, der Schwester des Grafen Adolph VIII. von Holstein, welcher den alten Stamm der Herren dieses Landes schloß (1449), vermählt hatte. Von den zwei Söhnen dieser

Digitized by Google

Ehe folgte Gerhard im väterlichen Erbe; Christian — derselbe, welchen die Dänen auf ihren Thron beriefen — erhielt Holstein mit Schleswig durch Wahl der Stände. Die Freiheiten des Landes wurden dabei feierlich versichert; bald darauf Holstein mit Diethmarsen von Kaiser Friedrich III. zum Herzogthum erklärt.

König Christian I. von Dänemark und Norwegen begehrte es auch von Schweden zu seyn. Aber daselbst hatte Karl Knutson Bonde, der Reichsstatthalter, durch die Gunst der Stände, die Krone erhalten. Später zerfiel dieser mit der Geistlichkeit und wurde vertrieben (1457), wodurch Christian zum Reich gelangte. Auf kurze Zeit! Die Geistlichkeit, bald auch Christian zürnend, rief Karl Bonde zurück. Nach Karls Tod wurde Sten Sture, seiner Schwester Sohn, zum Statthalter erkoren, gegen welchen Christian vergebens stritt.

Des Lezten Sohn und Nachfolger, Johann (1481), erhielt zwar auch von den Schweden die Anerkennung; aber durch Mißbrauch der Gewalt verlor er dieselbe wieder. Die gedrückten Schweden verwarfen ihn, als das schmachvolle Unglück, welches er wider die Diethmarsen erfuhr, ihre Furcht in Verachtung umwandelte. Bei Hemmingstedt hatten fünfhundert Bauern, geführt von Wolf Isenbrand, wider die stolze Kriegsmacht des Dänenkönigs gestritten, der ihre Freiheit niedertreten wollte, wider die kriegberühmte „schwarze Garde“ und viele Tausend gemeinere Soldknechte. Sie stritten so heldenkühn und glorreich, als je die Schweizer gethan, und zernichteten das übermüthige Heer. Sofort erhoben sich in Schweden die Sture wieder. Nach dem Tod des Reichsstatthalters (1503) wurde sein Verwandter Suanta Nielson Sture mit solcher Würde bekleidet, und trug sie ruhmvoll. Die Hansa leistete ihm kräftig Hilfe. Johann gelangte nimmer zum Reich († 1513).

In Dänemark und Norwegen folgte ihm Christian II., sein Sohn, dessen verhängnißreiche Regierung der neuern Geschichte angehört.

In den nordischen Reichen hinderte der beständige Parteienkampf das Aufkommen einer geordneten Freiheit. Gleichwohl bestand hier ihre herrlichste Grundlage, welche anderswo erst mühsam zu errichten oder wieder herzustellen war, noch von Alters her — der freie Landbesiz und die Reichsstandschaft der Bauern und Bürger. Aber jenen hatte das eingedrungene Lehenwesen wenigstens beschränkt, diese verlor ihre beste Wirkung durch die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit, so wie durch die Ohnmacht des Throns. In einem Zeitalter frech triumphirender Gewalt mußte das Recht des Schwächern seine Bedeutung, ver-

Digitized by Google

kleren. Bürger und Bauern vermochten selbst auf Reichstagen wenig wider die Großen, und allmählig riß der ganz aristokratische Reichsrath die meisten Geschäfte an sich. Es geschah, daß, während im übrigen Europa fast überall der dritte Stand durch die Gunst der Umstände sich wieder erhob, er in den skandinavischen Reichen, wo sonst seine Verhältnisse die glücklichsten gewesen, zusehends sank, ja mit wirklicher Sklaverei bedroht ward.

Die kalmarische Union, wiewohl sie die Freiheiten der Stände und die besondere Verfassung der drei Reiche bestätigte, hätte unter einsichtsvollen, energischen Königen zur Souveränität führen können. Mit den Kräften des einen Reichs hätte man das andere niedergehalten, und so alle in gemeinsame Abhängigkeit gebracht. Allein die schwachen, unglücklichen Unionskönige ermunterten vielmehr den Geist der Widersetzlichkeit, und vervollständigten die Herabsetzung der Monarchie. Selbst in Dänemark, welches das Hauptreich war, wurden ihnen die härtesten Kapitulationen vorgelegt, und fanden wiederholte Thronentsetzungen statt. In Schweden aber schwangen sich Unterthanen, Parteihäupter zur Herrschermacht auf, und bis auf Gustav Wasa's Erhebung galt gar keine gesetzliche Gewalt in dem zerrissenen Reich.

Von Rußland.

Wir haben die Erniedrigung Rußlands unter die mongolische Herrschaft gesehen, und den Länderverlust in Westen und Südwesten gegen Polen und Litthauen. Die Theilung des Reiches dauerte fort, und vervollständigte die Zerrüttung.

Allmählig erhoben sich an der Stelle der Großfürsten von Wladimir, welche ausgestorben (1326), jene von Moskau zu vorherrschender Gewalt. Solches geschah mit völliger Entscheidung durch Iwan I., Sohn Wasilei III., den wahren Wiederhersteller des Reiches (1462). Er unterwarf sich die übrigen Fürsten alle, und zerbrach das mongolische Joch (1477—1480).

Sofort war die entfesselte Kraft des Reiches in großen Schlägen kund. In Litthauen, in Finnland, in Sibirien eroberte Iwan vieles Land. Er unterwarf sich Kasan (1487), und schreckte tief in Asien. Auch im heimischen Reich machte er — zwar wenig erfreuliche — Eroberungen, indem er die freien Städte sich unterwarf; Pleskow zumal und die starke Nowogorod (1478). Also ward der Keim der Freiheit vertilgt, die despotische Macht befestigt. Der starke Kreml lehrte die stolzen Bürger Moskow's gehorchen. In den übrigen slavischen Reichen war doch ein Stand, der Adel, frei; man mochte in demselben die eigentliche Nation, in den Gemeinen einen Haufen Leibeigener

Digitized by Google

erkennen. In Rußland war auch der Adel Sklave des Thrones. Solches war ein Vermächtniß der mongolischen Herrschaft, welche nach asiatischem und nach Kriegs-Recht über der ganzen Nation gelegen, und nun, nach der Befreiung vom auswärtigen Joch, an die einheimischen Großfürsten kam.

Hierdurch wurden die sonst weisen Anstalten Iwans meist unfruchtbar gemacht. Welche Mühe er sich gab, durch Anlockung fremder Künstler den Rost der Barbarei zu tilgen — das sklavische Volk empfand den Reiz des edlern Lebens nicht. Daher auch nach Außen das Reich nicht so stark erschien, als es nach seinem Umfang und nach seiner Verbindung zum untheilbaren Ganzen hätte sein mögen. Iwan selbst ward bei seinem Angriff auf Liefland durch Walter von Plettenberg, Heermeister der Schwertbrüder, zurückgeschlagen, und sein Sohn Wasilei (1505) wurde abermal von den Mongolen geängstigt und zum Tribut gezwungen.

Von Böhmen und Polen.

Die Geschichte Böhmens ist in der teutschen Geschichte erzählt.

In Polen erlosch mit Kasimir III. M., Wladislaw Lokietels Sohn (1333—1370), einem weisen und kräftigen Regenten, der gerade Mannstamm des piastischen Hauses. Zu seinem Nachfolger wählten die Stände den König von Ungarn, Ludwig M., Kasimirs Schwestersohn. Wir sprechen von ihm in der ungarischen Geschichte.

Auch Ludwig starb ohne Söhne. Das Reich hatte er seiner ältern Tochter Maria, Gemahlin des luxemburgischen Sigmund bestimmt. Denn dieselbe, oder durch sie ihr Gemahl, erhielt die ungarische Krone, und es war schon von Ludwigs Vater, dann von ihm selbst, Rothreussen an Polen überlassen worden, unter der Bedingung der fortwährenden Vereinigung beider Kronen. Aber die Polen, des Vertrages nicht achtend, erkoren Mariens jüngere Schwester, Hedwig, zur Königin (1384), und gaben ihre Hand an Wladislaw II. Jagello, Großfürsten von Litthauen. Das Wahlrecht der Stände wurde ihnen bestätigt. Auch nahmen Wladislaw und sein Volk die christliche Religion an.

Hierdurch war der Grund zur Vereinigung Litthauens mit Polen gelegt, wiewohl sie für jezt noch nicht erkannt ward. Seine Regierung war glorreich für Polen. Durch den Sieg bei Tannenburg in Liefland (1410) erschütterte er die Macht der teutschen Ritter wie der Schwertbrüder, und in Süden zwang

er die Fürsten der Moldau und Wallachei zur Anerkennung polnischer Hoheit.

Sein Sohn und Nachfolger, Wladislaw III. (1434), erschien des tapfern Vaters nicht unwerth. Noch größere Hoffnungen gingen auf, als auch die Hungarn ihn zum König wählten. Aber die unglückliche Schlacht wider die Türken bei Varna (1444) zerstörte sie.

Dem erschlagenen Wladislaw folgte sein Bruder, Kasimir IV., zugleich Großfürst in Litthauen. Er hat den teutschen Orden gedemüthigt und im Frieden zu Thorn zur Abtretung eines Theils von Preußen und zur Anerkennung der polnischen Oberhoheit über den andern Theil gezwungen (1466).

Nachdem Kasimir achtundvierzig Jahre ruhmvoll regiert, auch die Erhebung seines ältesten Sohnes Wladislaw auf die Throne von Böhmen und Ungarn gesehen hatte, starb er (1492) mit Hinterlassung von noch drei andern Söhnen, Johann, Alexander und Sigmund, welche nach einander (Wladislaw wurde übergangen) die polnische Krone erhielten (1492, 1501, 1506). Alexander hatte früher Litthauen besessen. Die Vereinigung dieses Landes mit Polen hat von ihm an fortgedauert.

In den slavischen Reichen dauerte die Unfreiheit der Gemeinen fort, und wurden die Anmaßungen des Adels mehr und mehr befestigt. Die Beschränkung der Königsmacht nahm zu, keine günstige Gelegenheit dazu ward verabsäumt von den selbstsüchtigen Großen. In Böhmen erneuerte der Ausgang des luxemburgischen Hauses die Wahlfreiheit der Stände. In Polen verkauften jetzt schon die Großen ihre Wahlstimmen gegen Bestätigungsurkunden ihrer Anmaßungen. Unter Kasimir IV. erschienen zuerst die Landboten, oder Deputirten des Adels der Provinzen auf den Reichstagen, und erhielten frühe das Uebergewicht über die geistlichen und weltlichen Reichsbeamten, welche sonst darauf vorherrschten, jetzt aber in einer gesonderten Kammer berathschlagten. Die Städte hatten wohl für sich einige Vorrechte, aber in Reichssachen keinen Einfluß. Die Bauern sanken mehr und mehr in Sklaverei.

Südöstliche Reiche.

Ungarn. Ludwig M.

Ungarns Verfassung war jener von Polen ähnlich. Auch hier galt der Adel alles und der Bauer nichts. Doch gelangten

die Städte im 15ten Jahrhundert zur Reichsstandschaft. Der König, wenn er nicht, wie Ludwig M. oder Matthias Corvinus, durch persönliche Kraft imponirte, hatte wenig Gewalt. Die Magnaten oder die hohen Reichsbeamten und die Prälaten herrschten.

Der arpad'sche Mannstamm in Ungarn war mit K. Andreas III. erloschen (1301). Jezt erhielt Karl Robert, Prinz von Neapel (Sohn Karl Martells, welcher schon gegen Andreas II. den Thron angesprochen) das Reich vermög mütterlichen Rechtes. Sein Sohn und Nachfolger (1342), Ludwig I., welcher den Beinamen des Großen führt, war der merkwürdigste, durch Charakter wie durch Macht ausgezeichnetste Fürst seiner Zeit. Durch große Verbesserungen in den Hauptzweigen des bürgerlichn Zustandes ward er der Wohlthäter seines Volkes. Mit seinen friedlichen Verdiensten verband er auch kriegerischen Ruhm. Seines Rachekrieges gegen Neapel haben wir oben erwähnt. Nur die Bestrafung von seines Bruders Mördern hatte er hier begehrt. Seine Kriege gegen die Nachbarländer dagegen waren Eroberungskriege. Also wurde auf der einen Seite Rothrußland, auf der andern Dalmatien unterworfen. Auch die Moldau und Wallachei, Bulgarien, Servien, Bosnien erkannten freiwillig oder gezwungen seine Hoheit. Zu diesen weiten Ländern kam endlich noch das Königreich Polen, welches ihn, als den Neffen König Kasimirs III. M. zu dessen Nachfolger erkor (1370); also daß von der sicilischen Meerenge bis an die baltischen Gestade das Haus Anjou seinen Scepter streckte.

Mit dem Tod des großen Ludwig (1382) endete die Herrlichkeit des hungarischen Reiches. Sein Eidam, der luxemburgische Sigismund, welcher jezt den Thron bestieg, besaß ihn zwar länger als ein halbes Jahrhundert († 1437), aber ohne Glück und ohne Ruhm. Wiederholte Empörungen brachen aus wider ihn, selbst in's Gefängniß ward er geworfen. Kümmerlich stellte er seine Gewalt wieder her; aber das Reich wurde vermindert durch wichtige Verluste an allen Grenzen. Polen, Venezianer und Türken entrissen ihm viele der schönsten Provinzen; es begann die Periode einer lang dauernden Bedrängniß.

Osmanische Türken.

Die osmanischen Türken haben ihren Namen von Osman oder Othman, einem Emir, welcher, nachdem die seldjukische Macht in Kleinasien durch die Mongolen zertrümmert worden, durch tapfere Thaten sich berühmt machte, und zur Erneuerung der türkischen Hoheit den Grund legte.

Er jedoch, oder seine Horde, ob sie einheimisch, ob sie

Digitized by Google

freund gewesen, ist nur der Anlaß, nicht der eigentliche Grundstoff der erneuerten türkischen Macht gewesen. Die Trümmer desselben seldjukischen Reiches, welches zwei Jahrhunderte hindurch wider die byzantinischen Kaiser und wider die abendländischen Kreuzfahrer furchtbar gestritten hatte, aber dem mongolischen Sturm erlegen war, bedurften nur einer frischen Belebung, um abermal furchtbar zu seyn. Diese Wiederbelebung, dieser Anstoß zur Wiedervereinigung ging von Osmans Horde aus.

Von den Bergen des alten trojanischen Landes stürzte dieselbe herab (um 1300) in die Fluren Bithyniens, und entriß dem alternden byzantinischen Reich einen großen Theil dieser kostbaren Provinz. Prusa ward Residenz. Von nah und fern strömten die Moslem dem Eiferer für den mohammedanischen Glauben zu.

Orchan, der Sohn Osmans (1326), setzte die Eroberungen glorreich fort. Nicäa, Nikomedien wurden gewonnen, viele Länder Kleinasiens unter seinen Scepter vereint. Das griechische Reich, durch Bürgerkrieg zerrüttet, vermochte nicht, Widerstand zu thun. Orchan, welchem der Kaiser Johann VI. Kantakuzen die eigene Tochter, Theodora, vermählet, forderte für sie ein angemessenes Erbtheil; und es ging Suleiman, sein Sohn, über den Hellespont, nahm Gallipoli, welches durch ein Erdbeben zerstört war, stellte es stärker wieder her, und setzte also den ersten festen Fuß auf europäische Erde (1357).

Orchan folgte (1360) Murat I. Gasi, sein Sohn. Unwiderstehlich schritt dieser voran im griechischen Reich, eroberte das feste und prächtige Adrianopel, auch Philippopel, den größten Theil von Thracien und Macedonien, durchzog oder schreckte alles Land von der Donau bis zur adriatischen Küste. Die starken Jünglinge, die durch das Loos der Schlachten in des Sultans Gefangenschaft fielen, sammelte er in Heerhaufen, die, von dem Feuereifer der Proselyten erfüllt, und durch treffliche Kriegszucht geregelt, das Werkzeug der glänzendsten Siege wurden. Schon Orchan hatte die gefangenen Christenkinder sich zu Soldaten erzogen. Murat gab ihnen eine wohlberechnete Einrichtung, und weihte die neue Heerschaar (Jen-Itschiery, Janitscharen) mit religiösem Gepräng zu seinem Dienst ein. Zweihundert Jahre hindurch sind die Janitscharen, als treffliches Fußvolk, welchem die Abendländer so lange Zeit kein ähnliches entgegenstellten, fast immer siegreich gewesen, und sie blieben auch in ihrem spätern Verfall der Kern der türkischen Heere. Das Schrecken, welches von ihnen ausging, war übrigens Mitursache der auch in den christlichen Reichen allmählig überhand nehmenden Vermehrung der stehenden Truppen.

Digitized by Google

Von Adrianopel aus, wo Murat seinen von Pracht strotzenden Herrschersiz genommen, verwaltete er sein täglich sich erweiterndes Reich. Sein lezter Sieg war bei Kossova (1389), allwo er die Servier entscheidend niedertrat, aber selbst, im Augenblick des Triumphes, durch den Arm eines serviſchen Jünglings fiel.

Von Bajazeth Ilderim (der Bliz), welcher Murat folgte, gingen noch größere Schrecken aus. Die Eroberungen im Süden der Donau wurden fortgesezt und im Norden dieſes Stromes begonnen, während auch in Kleinasien die osmaniſche Hoheit befestigt ward.

Wider dieſen furchtbaren Krieger sammelten ſich, unter Sigismunds, des Königs von Ungarn, Fahne die abendländiſchen Heerschaaren zum schweren Streit. Hunderttausend wohlbewaffnete Krieger zogen aus von Ofen. Bei Nikopolis trafen ſie zusammen mit Bajazeths Macht, welche gleich muthig, aber in mehr als gedoppelter Zahl mit den Hörnern ihres weiten Halbmondes ſie zu umzingeln drohte. Der Ungeſtüm der Franzoſen öffnete unzeitig das Treffen, und brachte Verderben über das Heer der Chriſten (1396). Viele Tausende der Lezten bedeckten die Wahlſtatt, die edelſten Häupter, unter ihnen der Prinz von Burgund, der Graf von Artois, Coucy, Boucicault waren gefangen; Sigismund flüchtete mit Noth an die Donau, und über Konſtantinopel auf weiten Umwegen zurück in ſein Reich. Europa erbebte bei der Nachricht.

Hierauf sezte Bajazeth ſeine Eroberungen fort; vom griechiſchen Kaiſer erpreßte er ſchweres Gold für unſichern Stillſtand. Er fürchtete nichts. Da ſtürmte gegen ihn die Macht Timurlenks, des Herrſchers über die dſchagataiſchen Mongolen. Vom griechiſchen Kaiſer, von den Fürſten Europens und Kleinaſiens ward dieſer furchtbare Eroberer herbeigerufen zur Rettung vor Bajazeths Schwert. Es trafen ſich die Heere der beiden Gewaltigen bei Ancyra in Galatien; viermal hunderttauſend Türken und achtmal hunderttauſend Mongolen, wie die mäßigſten Berichte ſagen (1402). Nach mörderiſchem Kampf entſchied der Abfall der krimmſchen Tataren, welche von Bajazeth zu Timur übergingen, des Lezten Sieg. Bajazeth ward gefangen und in ein eiſernes Käfig geſperrt, an deſſen Stäben er verzweifelnd ſein Haupt zerſchellte.

Wilde Anarchie herrſchte jezt in den türkiſchen Ländern. Muſa, welchen Timur zum Sultan ernannt hatte, tödtete ſeinen ältern Bruder Suleiman, und ward geſtürzt durch den jüngern, Mohammed, welcher noch zwei andere Brüder überwältigte, und, begünſtigt durch den Verfall der mongoliſchen

Macht, nach Timurs Tod die Herrlichkeit der Osmanen wieder herstellte.

Mit der Thronbesteigung dieses Sultans, Mohammeds I. (1413), erneuerten sich die Bedrängnisse der Christen. Zwar mit Kaiser Manuel (reg. von 1391 — 1425), welchen Bajazeth so sehr geängstigt, hielt er Friede. Aber die donauischen Länder durchzog er mit siegreichen Waffen. Er unterwarf sich die Wallachei, drängte die Venetianer, und schreckte Teutschland bis nach Baiern.

Nach ihm hat Murat II., sein Sohn (1421), in dreißigjähriger Regierung als vortrefflicher, gleich edler als tapferer und weiser Fürst geglänzt. Kümmerlich erwehrte sich Konstantinopel seiner Waffen. Aber fast Alles, was noch jenseits ihrer Mauern zum Reich gehörte, fiel in der Türken Gewalt. Doch schloß Murat mit Manuels Sohn und Nachfolger, Johann VI. (1425), Frieden, gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs.

Vergebens bemühte sich der Kaiser, für seinen wankenden Thron den Beistand des Abendlandes zu erhalten. Nach dem Beispiel seines Vaters und Großvaters reiste Er persönlich dahin, um der Unterhandlung Nachdruck zu geben. Ja, er brachte den Forderungen der Politik die Interessen seiner Kirche zum Opfer. Die Wiedervereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, d. h. die Unterwerfung der ersten unter die letzte, war schon seit Jahrhunderten die lockende Idee oder Vorspiegelung gewesen, womit bedrängte Kaiser um die Unterstützung der abendländischen Mächte buhlten. Zumal hatten sich in der vorliegenden Periode der jüngere Andronikus (1339) mit solchen Anträgen an den Papst Benedikt XII., Kantakuzenus (1348) an Klemens VI., dann Johann V. an Urban V. gewendet. Auch Manuel hatte wiederholt, in Augenblicken der Noth, annähernde Schritte zu den Lateinern gethan. Eifriger als seine Vorfahrer, und minder verstellt betrieb Johann V. die Aussöhnung. Auch wurde sie erleichtert durch die damaligen Verhältnisse der abendländischen Kirche. Die Fehde zwischen dem Concil zu Basel und dem Papst Eugen IV. war ausgebrochen, und beide streitende Parteien, nach dem Ruhm der Vereinigung und nach der geistlichen Allianz der Griechen strebend, waren zur möglichsten Nachgiebigkeit gegen die lezten geneigt. Der Papst, durch gewandtere Politik, kam den Baselervätern zuvor. Also erschienen der Kaiser und die Häupter der griechischen Kirche auf der päpstlichen Synode zu Ferrara (1438, 1439), folgten derselben nach Florenz, und unterzeichneten die Urkunde der Vereinigung. Die beiderseitige Bedrängniß war die wirksamste Vermittlerin des Friedens, und welche Prälaten gegen die allgemeinen Beweggründe stand-

haft blieben, die wurden durch persönliche Lockung gewonnen, oder durch Furcht beschwichtigt. Also ließ man den Streit über das ungesäuerte Brod im Abendmahl, und über die Beschaffenheit des Fegfeuers auf sich beruhen, begnügte sich einerseits mit einem halben Anerkenntniß des päpstlichen Primats, und sang anderseits halblaut das am längsten bestrittene „filioque“ mit.

Die Wirkungen von solchem Kirchenfrieden entsprachen der Erwartung nicht. Die Hilfeleistung der Lateiner war karg und unzureichend; und laut mißbilligten die Griechen den Akt der Vereinigung. Fanatismus erhitzte die Gemüther. Die heimgekehrten Priester selbst widerriefen ihre abgedrungene Einwilligung, und — eine kleine Heerde ausgenommen, die im Bund mit Rom blieb — trat überall erhöhte Feindseligkeit an die Stelle des Friedens.

Indessen sezte Murat II. seine Eroberungen wider die Christen fort. Die Völker und ihre Häupter zitterten. Vor allen wurden die Ungarn bedrängt. Kein König wagte den Kampf wider den übermächtigen Sultan. Aber zwei Fürsten von geringerem Rang retteten die Ehre der Christenheit, Georg Castriota, welchen die Türken Iskander Beg (Fürst Alexander) nennen, Herr (Despot) von Epirus, und Johann Hunnyad, Woywode von Siebenbürgen, waren diese Helden. Beider Großthaten wider die übergewaltige osmanische Macht grenzen an's Wunderbare.

Papst Eugen IV., dem Bund mit dem griechischen Kaiser treu, suchte einen allgemeinen Kreuzzug wider die Türken zu erregen. Aber nur einige italische Staaten, als näher bedroht durch der Türken Schwert, dann die Rhodiserritter, endlich der junge König von Ungarn und Polen, Wladislaw III., unternahmen den Krieg. Einige Siege, welche Hunnyad erfochten, bewogen Murat II. zu billigen Friedensanträgen, in deren Gemäßheit zu Szegedin ein zehnjähriger Stillstand geschlossen und feierlich beschworen ward (1440). Der gefürchtete Murat, des Friedens sicher und der Weltgeschäfte überdrüssig, übergab hierauf die Regierung seinem Sohn Mohammed, und zog sich nach Magnesia, in die Gesellschaft von frommen Fakirs und Derwischen, zurück.

In Betrachtung solcher Verhältnisse ermunterte der päpstliche Legat, Kardinal Julian Cesarini, den König Wladislaw zum Friedensbruch. Der junge Fürst, fanatisch und nach Kriegsruhm dürstend, rückte mit seiner Streitkraft kühn voran bis in die Gefilde von Varna, an den Ufern des schwarzen Meeres. Hier traf er auf die türkische Macht, welche Murat — durch die öffentliche Gefahr zur Wiederergreifung der Zügel be-

wogen — eilig aus Asien herübergeführt hatte; und es geschah die entscheidende Schlacht (1444, 10. Nov.), worin das christliche Heer die kläglichste Niederlage erfuhr, der König selbst aber seinen Tod fand. Der Kardinal Julian ward auf der Flucht von den ergrimmten Bauern erschlagen; die Trümmer des Heeres, von Hunnyad geleitet, gelangten heim. Der Sultan verfolgte sie nicht. Abermals stieg er vom Thron, um seinen mönchischen Bußübungen obzuliegen, und entriß sich denselben seufzend, als ein Aufstand der Janitscharen, welche den Jüngling Mohammed verachteten, ihn zum drittenmal zur Herrschaft rief (1446). Noch einmal fühlten die Christen seine schwere Hand bei Kossova (1449), wo er den Helden Hunnyad nach dreitägigem Kampf fast zur Vertilgung schlug, jedoch nicht weiter vordrang. Er starb nicht lange darauf (1451), und hinterließ das Reich dem gleich tapfern und klugen, nicht aber gleich edeln und mäßigen Sohn Mohammed II.

Derselbe öffnete seine — durch den Mord der Brüder befestigte — Herrschaft mit der Zerstörung des griechischen Reichs, der längst wankenden Vormauer von Europa.

Nach Johannes VI. Tod hatte Konstantin XI., sein Bruder, den morschen Thron bestiegen (1448). Nur Konstantinopel, mit den Paar Hufen Landes nächst seiner Thore, ward dem Kaiser zu Theil. Um den Peloponnes, der noch den Paläologen gehörte, stritten sich Thomas und Demetrius, seine jüngeren Brüder. Indessen enthüllte Mohammed sein feindseliges Gemüth, und nicht achtend der Friedensverträge seines Vaters, unbewegt durch Konstantins nachgiebige, selbst demuthsvolle Sprache, rückte er vor bis an die Mauern der Stadt, in deren Nähe er die drohende Feste Rumili Hisari baute. Da beschloß der Kaiser, nachdem er alle, mit der Ehre verträglichen Mittel des Friedens erschöpft hatte, mit männlichem Sinn, der alten Römer würdig, den hoffnungslosen Kampf.

Die Belagerung Konstantinopels begann (1453, 6. April). Das Heer Mohammeds zählte mehr Streiter, als Menschen waren in der Kaiserstadt. Konstantin — da Furcht und Weichlichkeit die meisten Bürger vom Kriegsdienst entfernte — hatte kaum zehntausend, worunter die Hälfte Ausländer, zumal 2000 Genuesen, unter dem tapfern Giustiniani, waren.

Am dreiundfünfzigsten Tag der Belagerung wurde gestürmt. Der Kaiser und seine Freunde hatten in der Nacht zuvor sich zugeschworen, rühmlich zu sterben. Konstantinus, so religiös als tapfer, genoß in der Sophienkirche das heil. Abendmahl, und eilte zum Streit. Glorreich, der Lobpreisung aller Zeiten werth, kämpften die letzten Vertheidiger des ehrwürdigen Reichs. Viele

Tausende der Stürmenden fielen. Aber die Ueberzahl entschied. Die ermattenden Griechen wurden gedrängt. Giustiniani, verwundet, floh in die Stadt durch eine Oeffnung der Mauer, die Türken, ihm nach, drangen ein; Konstantinus, nach dem heldenmüthigsten Widerstand, ward getödtet; die Kaiserstadt fiel, mit ihr das Reich (1453, 29. Mai).

Ueber die eroberte Stadt aber ergingen alle Schrecken barbarischer Feindeswuth. Mohammed, zur Ermunterung seiner Streiter, hatte ihnen die Plünderung verheißen. Dürstend nach Blut und nach Beute, stürzten die Türken in die Straßen; in die Häuser, in die Kirchen; keine Zufluchtsstätte war für die zitternden Bürger. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurden geschont. Ueberall floß das Blut, große Schaaren der Einwohner schleppte man fort in ferne Sklaverei, alles bewegliche Gut wurde zerstört oder geraubt, unermeßliche Schäze kamen in der Siegtrunkenen Hand.

Am dritten Tag endlich vertobte der Sturm; auch hielt Mohammed den feierlichen Einzug.

Hierauf wurde Gnade verkündet für den Rest des Griechenvolkes, die Stadt Konstantins zum Herrschersiz des Sultans bestimmt, die kleinen Reste der paläologischen Herrschaft ohne Mühe gewonnen; auch das Kaiserthum Trapezunt durch die demuthsvolle Unterwerfung David Comnen's geendet (1461).

Ungesättigt durch so glänzende Erwerbungen, streckte Mohammed seine, jezt noch furchtbarere, Hand nach neuem Raub aus. Unter den Gewaltigen Europens war Keiner — nach den Verhältnissen oder Gesinnungen — fähig oder geneigt, Retter des Welttheils zu werden. Nur Hunnyad und Skanderbeg behaupteten den alten Ruhm. Der Erste schlug drei Jahre nach dem Fall Konstantinopels (1456) die Osmanen, welche Belgrad belagerten, glorreich zurück, und rettete die wichtige Feste. Der Zweite, zum Erstaunen der Welt, behauptete noch viele Jahre seine albanischen Berge wider die furchtbarste Uebermacht, ward jedoch endlich überwältigt, und starb als Flüchtling auf venetianischem Gebiet (1465).

Desto rascher schritt nun Mohammed voran: Er eroberte Bosnien, entriß den Venetianern viele Inseln und Küstenländer, vertrieb die Genuesen aus der Krimm, schreckte Italien und alle Abendlande. Schon war Otranto gefallen. Die Christenheit zitterte, vernahm jedoch bald die frohe Kunde von des Räubers Tod. Auf einem Feldzug gegen Usum Hassan, den turkomanischen Eroberer Perkiens, war er gestorben, mit dem Blick seiner Seele gegen die Abendländer gewendet.

In Ungarn ward nach dem Tod des nachgebornen

Digitized by Google

Wladislaw (1458), Matthias Corvinus, Johann Hunyads Sohn, aus dem Kerker durch die Wahl der ungarischen Großen zum Thron berufen.

Zweiunddreißig Jahre regierte derselbe, durch Glück und Thaten groß, vielgerühmt und gleichwohl tadelnswerth. Durch willkürliche Neuerung und Strenge erhitterte er seine eigenen Unterthanen. In den äußeren Geschäften aber gehorchte er mehr persönlichen Leidenschaften oder auch ungerechter Ländergier, als den wahren Nationalinteressen, oder den Forderungen der Ehre und den Ansprüchen der Christenheit. Gegen die Türken führte er nur schläfrig Krieg, oder sicherte sein Reich wider sie durch einseitige Traktate; aber gegen den teutschen König Friedrich war er fast stets in Waffen, und seinen eigenen Schwiegervater, Georg Podiebrad, König von Böhmen, bekriegte er, der Herrschsucht willen. Doch hatte er dabei nur geringes Glück, so lang Podiebrad lebte. Nach dessen Tod riß er Mähren, Schlesien und die Lausitz an sich (1471 — 1474). Böhmen behauptete Wladislaw II., der polnische Prinz; ja es wählten denselben auch die ungarischen Stände zu Matthias Nachfolger.

Matthias, jene unlöblichen Thaten abgerechnet, regierte wohl und gleich kräftig und weise. Viele Verbesserungen in Gesezen und Gerichten, überhaupt in bürgerlichen und Kriegseinrichtungen, in den lezten zumal die Aufstellung einer regelmäßigen, wohl organisirten Miliz, verdankt ihm sein Vaterland. Er starb in Wien (1490), und hatte zum Nachfolger seinen Feind, Wladislaw II., den böhmischen König, einen schlechten Regenten, unter welchem das Reich viel Unglück im Innern und von Außen erfuhr.

Zu seiner Zeit saß auf dem Thron des Osmanen Bajazeth II., Mohammeds II. Sohn, (von 1481 bis 1512). Schem (oder Zizim) sein jüngerer Bruder, und welchen das Volk liebte, begehrte des Throns, ward jedoch überwältigt, und floh nach Rhodus. Der Sultan erwirkte von den Rhodiserrittern gegen Bezahlung eines ansehnlichen Jahrgelds seine Gefangenhaltung. Um ihn sicherer zu verwahren, schleppte man den Unglücklichen nach Frankreich, von wo er nach Italien und in die Gewalt des Papstes (Alexanders VI.) kam. In Rom starb er, durch Gift oder Stahl: doch liegt ein dichter Schleier über der Schreckensthat. Bajazeth II. regierte ruhmlos, und verlor das Reich durch Empörung seines eigenen Sohnes, Selim I., Javus (1512). Derselbe eroberte Aegypten und dessen Nebenländer (1517) gegen den tscherkassischen Sultan, Cansur al Guri, und dessen Nachfolger Tumanbey. Die Herrschaft der tscherkassischen Sklavengarde war durch Barkok 1382 über den

Digitized by Google

Trümmern des bahavitischen Thrones errichtet worden, an Ursprung und Charakter dem lezten ähnlich. Unter den tscherkassischen wie unter den bahavitischen Mamluken hatte das Chalifat in dem abbassidischen Hause fortbestanden. Aber Selim schleppte den Chalifen Motawakkel gefangen nach Konstantinopel und eignete sich selbst dessen Würde zu. Seit dieser Zeit gelten die osmanischen Sultane bei den Sunniten als Chalifen.

Asien.

Mongolen.

Das Reich, welches der Weltstürmer Dschengis-Chan über einen großen Theil Asiens errichtet, und seine ersten Nachfolger noch viel weiter nach allen Himmelsgegenden ausgebreitet hatten, war bereits im vorigen Zeitraum in einige große und mehrere kleine Trümmer zerfallen. Diese innere Auflösung dauerte in der vorliegenden Periode fort. Also wurde Iran, nachdem der Chan Anuschirvan, der Lezte aus Hulagu's Haus, den Thron gegen den Empörer Malek el Aschraf, seinen Emir, verloren hatte (1337), und dieser im Kampf gegen Dschianibeg, Chan von Kipzak, gefallen war (1355), ein Schauplaz der äußersten Verwirrung, großer und kleiner Räuber vielgetheilte Beute. Wenig besser geordnet war Kipzak, das weitgedehnte nördliche Land, wiewohl es noch die Hoheit eines Ober-Chans scheinbar erkannte; und in völliger Auflösung befand sich Dschagata, mit allen tatarischen und mungalischen Steppen, worin fast in ursprünglicher Unabhängigkeit die Horden unter einzelnen Häuptern sich herum trieben, und der Nachkomme Dschengis vor seinen trozigen Nevianen und Emiren erzitterte. Auch in Sina wurde seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der mongolische Thron erschüttert durch Zwietracht im Kaiserhaus und durch den Haß des Volkes.

Da stand in der schönsten Landschaft von Dschagatai, unfern Samarkand, in dem reichen Sogd, der Emir von Kesch, Timurlenk, auf, ein Verwandter des Hauses Dschengis, und diesem Eroberer an Charakter und Schikksalen ähnlich. Vom zwölften Altersjahr an rief ihn die Gefahr in's Schlachtfeld. Geschlagen, geächtet, von allen Freunden getrennt, entrann er fast wunderbar der Verfolgung, und gelangte durch den glorreichsten Umschwung des Glücks zur Herrschaft über ganz Dschagatai. Emir Hus-

Digitized by Google

sein, damals erster Vezier des Chans Abek und Timurs Schwager, wurde von diesem getödtet und auf einem Kurultai das Siegers Herrschaft feierlich verkündet (1370). Dem Haus Dschagatai blieb noch der Titel des Chan, doch ohne Macht. Sojergatmisch und nach ihm Mahmud wurden von Timur eingesetzt als Träger seiner höchsten Würde. Er aber nannte sich Sahib Keran, Herr der Welt.

Tamerlan und sein Reich.

Vier und dreißig Jahre, von jener Erhebung an gerechnet, herrschte Timur, dem heimathlichen Land, den verwandten Stämmen wohlthätig und freundlich, den Auswärtigen schrecklich. Die Geschichte seiner Kriege ist an Gräueln fast reicher als jene von Dschengis und Attila; und Krieg war das Geschäft seines Lebens. Zuerst wurden die benachbarten Länder Chowarasm, Kandahar, auch Kaschgar erobert: alsdann ergoß sich der Strom über die Länder Irans. Es fielen die Reiche von Schirwan, Fars, Bagdad (wo das Haus Il-Chan sich einen herrlichen Thron gebauet) und viele andere; vom persischen Meerbusen bis in die kaukasischen Höhen galt Timurs Wort.

Aber auch die Steppenländer von Mittel- und Nord-Asien vernahmen es zitternd. Durch die weiten Regionen von Turkestan bis über den Irtisch drangen die Horden des Eroberers; Sibirien widerstand nicht. In Nordwesten aber erfuhr Tokatmitsch, der Chan von Kipzak, durch Timurs Gunst zum Reich gelangt, nachmals undankbar und Angreifer, die verdiente Strafe des Meineids. Bis in die russischen Lande drang der Sieger. Die Ufer der Wolga, des Tanais, die euxinischen Gestade hallten wieder vom Siegesgeschrei der timurschen Horden.

Die glorreichste Eroberung aber war das reiche Hindostan. Ueber die hohen Grenzgebirge stieg Timur kühn herab in die nordindischen Länder, folgte dann, sich östlich wendend, der Bahn des großen Alexander, aber drang weiter als der macedonische Held, über den Hyphasis in das Ganges-Gebiet, eroberte die starke Delhi (1398), und kehrte schwer von Raub nach seiner Heimath zurück.

Hier empfing er mehrere Fürsten Anatoliens, welche Bajazeth, der osmanische Sultan, aus ihren Staaten vertrieben hatte, auch Gesandte des griechischen Kaisers und anderer christlicher Fürsten. Sie alle flehten um Hilfe wider den Furchtbaren. Also zog Timur nach Westen mit ungeheurer Macht, zertrat zum Vorspiel des großen Kriegs die rebellischen Georgier, dann die

Digitized by Google

Völker Syriens, verbrannte Haleb und das reiche Damaskus, zu deren Hilfe vergebens die Mamluken Aegyptens herbeigekommen, und errichtete über den Brandtrümmern gräßliche Siegesdenkmale, hohe Thürme von Menschenschädeln. Endlich nach zweijähriger Unterhandlung mit dem Sultan, führten Beide ihre zahllosen Streiter in den verhängnißvollen Kampf. Wir haben die Schlacht von Ancyra (1402, 28. Juni), Bajazeths Niederlage, Gefangenschaft und Tod schon oben erzählt.

Europa und Afrika zitterten bei solcher Botschaft. Aber die türkischen und mamlukischen Sultane, so wie der griechische Kaiser, beschworen durch Bitten und Tribut das drohende Gewitter, und Timur wandte langsam seinen Schritt nach Samarkand (1404), allwo er seine Siege durch prachtvolle Triumphe feierte. Doch schon von Syrien aus hatte der Unersättliche gegen Sina den verlangenden Blick gerichtet. Dort war ihm von einheimischen Zerrüttungen jenes Reiches die Kunde geworden, und er hatte darauf die Hoffnung zur Wiederherstellung der allda seit 1368 gestürzten mongolischen Herrschaft gebaut. Noch im Winter eilte Timur über das Eis der Flüsse, durch den Schnee der Steppen, seinem fernen Ziele zu: aber unweit Otrar starb der siebenzigjährige Weltstürmer an einem Fieber (1405, 19. März).

Durch Timur, was die bleibendste Wirkung seiner Kriege ist, war die Lehre Mohameds überhaupt in Asien bekräftigt, ja mächtig ausgebreitet worden. Viele Stämme der Tataren und Mongolen brachte er zur Verehrung des einen Gottes und seines Propheten: und in Indien legte er den Grund zu den glänzendsten Eroberungen des Islam. Die Hoffnungen der Christen auf die Bekehrung der Mongolen, und was sie hin und wieder schon gesäet oder erbaut hatten in Asien, wurden meist vereitelt durch Ihn.

Nach Timurs Einsezung sollte Pir (Herr) Mohammed, sein Enkel, Erbe des Reiches sein. Allein die andern Söhne und Enkel (dreißig an der Zahl) bestritten sein Recht und anfangs Khalil, dann Schah Rock (1415) erhielten die Oberhand. Auf diesen folgte Ulugh-Beg (1446), welchen sein eigener Sohn tödtete (1449), worauf Abusaid unter großen Zerrüttungen auf den Thron sich schwang (bis 1467), der lezte Timuride, der in den Orus-Ländern — dem Hauptsiz von des Ahnherrn Macht — gebot, und nach dessen Tod (im Krieg gegen Usum Hassan) die Ulussen (Horden) aus Turan übergewaltig einfielen, und bis ins Herz von Iran ihre Herrschaft ausbreiteten. Die Usbeken zumal sind unter diesen Horden berühmt worden, ein tata-

Digitized by Google

rischer Stamm, welcher noch heut zu Tag in der großen Bucharei und in mehreren benachbarten Ländern herrscht.

In dem größern Theil von Iran sezten sich Turkomanen fest. Schon in Timurs Zeit waren die Horden derselben, welche vom schwarzen Schöps benannt wurden, mächtig in den Ländern Persiens gewesen. Nach seinem Tod unterwarf sich Kara-Joseph Bagdad und dessen weite Umgegend. Aber bald wurden sie von ihren Brüdern, den Turkomanen vom weißen Schöps, unterworfen. Usum Hassan (1468), das Haupt der lezten, errichtete über den größten Theil Persiens seinen weitberühmten Thron, welchen jedoch nach vierzig Jahren (1508) Ismael Sofi umstürzte, und also das neu-persische Reich — dessen Darstellung auch der neuen Geschichte angehört — stiftete.

Auch in der kleinen Bucharei und in dem eigentlichen mungalischen Land erlosch die Herrschaft der Timuriden schnell. Sprößlinge des Hauses Dschengis, oder gemeinere Häupter der Horden machten sich selbstständig. Vor den meisten berühmt und furchtbar wurden die Eleuten oder Kalmuken, deren vornehmste Horde den Namen der Dsongaren trägt, und deren Oberhaupt man Chantaisch nannte.

Dagegen baute der Timuride Babur, Abu Saids Enkel, sich einen neuen Thron in den Ländern Hindostans, welche sein Ahne wohl durchplündert, doch nicht fest mit dem Hauptreich verknüpft hatte. Gedrängt von den Waffen der Usbeken zog Babur gegen Süden über die Gebirge nach Indien, eroberte Delhi (1498), und legte den Grund zu dem lange glorreich bestandenen Reiche des „Großen Moguls".

Während also im Süden für die Mongolen oder für einen ihrer Fürstenstämme die Aussicht neuer Herrlichkeit sich öffnete, ging ihr älteres Reich in Norden oder Nordwesten, das große Chanat von Kipzak, vollends in Trümmer. Die Nachkommen Dschengis besaßen noch immer jenen ferngebietenden Thron. Aber es entstanden jezt aus den Trümmern des großen Chanats, neben vielen weniger wichtigen Herrschaften, das Chanat von Sibirien, in engerer Bedeutung des Worts (auch viele Länder von Turan umfassend), dann die Chanate von Kasan, von Astrakan und jenes der nogaischen Tataren, so wie das in der Krimm. Der lezte Groß-Chan war Scheamed, welcher, von seinen Feinden gedrängt, nach Polen floh (1507), und daselbst gefangen starb.

Sina.

Wir haben hier eine Uebersicht der Geschichte Sina's durch das ganze Mittelalter nachzutragen, da wir in den vori-

Digitized by Google

gen Zeiträumen nur flüchtige Seitenblicke auf dieses Reich geworfen haben.

Aber die sinesische Geschichte — gleich der Naturgeschichte einer Thier-Gattung, welche in jeder Generation unverändert wiederkehrt — zeigt uns Jahrtausende hindurch immer ein und dasselbe Bild: die Thätigkeit der Einzelnen ewig in denselben engen Sphären sich bewegend, und selbst in den größeren oder allgemeinen Umwälzungen ein stets wiederkehrendes trauriges Einerlei. Da ist von keinem Fortrücken (nicht einmal von bedeutenden Rückschritten, die etwa lehrreich seyn könnten als warnende Erfahrungen) die Rede; ein einziges, ein todtes Gemälde gibt uns die Geschichte der chinesischen Verfassung (allerdings auch von hochwichtiger Belehrung, und warnend, doch mit einer Zeichnung vollendet).

Also erübrigt uns blos ein kurzer Ueberblick der politischen Geschichte. Aber sollen wir unsern Lesern die vom Ende des 14ten Jahrhunderts (als bis wohin unsere frühere Erzählung reicht) theils im Süden, theils im Norden Sina's, theils über das ganze Reich herrschenden Dynastien (als der Song, Tsi, Leang, Hehu-leang, Tschin in Süden, der drei Linien der Tataren Goei, der Kao, Hehu-Tschehu in Norden, der Sui, Tang, Hehu, Leang, Hehu-Tang, Hehu-Tsin, Hehu-Han, Song, welche meist über das ganze Reich herrschten, oder doch die Herrschaft ansprachen, auch der Tataren Leaotong und Niutsche, welche als Eroberer oder Schuzherren in Nord-Sina mächtig wurden) umständlich vorführen? Sie begehren dessen nicht, und begnügen sich mit der Erinnerung, daß sowohl die Niutsche, die Herren Nord-Sina's, als die Song, welche im Süden thronten, durch die Mongolen gestürzt wurden, und daß Kublay-Chan, Dschengis Enkel, die Herrschaft des ganzen Reiches nach dem blutigsten Krieg errang (1279).

Die europäischen Barbaren, welche einst das römische Kaiserthum umstürzten, hatten auch dessen Einrichtungen und Gesezе, Sitten, Wissenschaften und Künste unter denselben Trümmern begraben: der Ueberrest der Römer und Provinzialen selbst, nach einigem Widerstreben, nahm die Barbarei der Ueberwinder an, und es mußte die nachmals wiedererwachende Kultur aus ganz neuen Keimen sich entwickeln. Die mongolischen Eroberer dagegen bequemten sich zur Sitte ihrer Besiegten; alle öffentlichen und Privatverhältnisse, gleich nach vertobtem Sturm, stellten sich wieder her. Es schien ein bloßer Dynastienwechsel vorgegangen, und der große Chan, auf dem Thron der chinesischen Kaiser sizend, beobachtete selbst und schärfte ein die Regierungs-

grundsäze und Gebräuche seiner Vorfahren. Man hat die Ursache dieser merkwürdigen Verschiedenheit darin gefunden, daß die Fluten der abendländischen Völkerwanderung eine vergleichungsweis größere Menge von Barbaren über die römischen Länder ergossen, als Mongolen nach China zogen, und daß in den langdauernden wilden Kriegen und schrecklichen Katastrophen, womit die Eroberung der römischen Länder verbunden war, die Zahl der Eingeborenen allda weit größere Verminderung erlitten, als jene der Chinesen durch den mongolischen Krieg. Wir möchten hinzusezen, daß die germanischen Völker, im Gefühl ihrer edleren Kraft, in stolzer Zufriedenheit mit ihren der Freiheit günstigen Sitten und Verhältnissen, mit Recht verschmähen konnten, den schwachen, verächtlichen Römlingen gleich zu werden, und ihre rauhe Ungebundenheit gegen weichliche Knechtschaft zu vertauschen, während die Mongolen schon in der Wüste die Sklaven ihres Chans waren, und weder moralische Kraft noch Einsicht genug hatten, um gegen die Lockungen entnervender Genüsse und glänzender Unterthänigkeit sich zu verwahren. Die Hartnäckigkeit, womit überhaupt die asiatischen Völker in ihren alten Einsezungen hängen, ist bei den Chinesen in vorzüglichem Grade vorhanden, und erschwerte die Umstaltung ihrer Verhältnisse. Auch war die Einheit der Eroberung wohl von mächtigem Einfluß. Die unterworfenen Chinesen blieben auch nach Veränderung der Herrschaft eine große Nation, ihre alten Gewohnheiten, Neigungen und Begriffe, als tief gewurzelt in ihrer Nationalität, dauerten mit derselben fort; und die erobernde Nation war auch nur eine, und hing in ihren Bestimmungen von dem Willen eines Einzigen ab; wogegen die germanischen Eroberer des römischen Reiches viele selbstständige Völker bildeten, und den unter sie vertheilten Schaaren der römischen Provinzialen in ihrer Zersplitterung weder die Kraft noch der Gedanke zur Erhaltung einer Nationalität blieb.

Aber die mongolische Dynastie (bei den sinesischen Schriftstellern Juen geheißen), wiewohl in einigen Zeugungen noch kräftig, auch meist löblich regierend, ermattete dennoch in der Folge, und erlag sofort dem Nationalhaß der Chinesen. Ein Diener aus einem Bonzenkloster, Tschu mit Namen, rief, als der Kaiser Schün-Ti (der neunte seines Hauses), ein schwacher und schwelgerischer Mann, auf dem Thron saß (von 1333—1368), das chinesische Volk in die Waffen, zur Endigung der fremden Herrschaft. Der Kaiser floh in die Mungalei (1368), seiner Vorfahren heimathliches Land. Von Karakorum aus beherrschte dann sein Sohn, Bisudar-Chan, die weite Steppe. Man heißt dieses Reich das der nördlichen Juen oder der Kalka-

Mungalen. Aber bald löste es sich auf durch innere Entzweiung und äußere Gewalt. Die Horden, in der Wüste sich zerstreuend, kehrten zur Unabhängigkeit unter einzelnen Häuptern zurück; und die Chinesen, solcher Theilung sich freuend, unterwarfen sich nach und nach die meisten Stämme. Also ward die beleidigte Majestät des Kaiserreiches an den fremden Räuberhorden gerächt.

In Sina selbst bestieg Tschu — nach seiner Erhöhung Hongwu oder auch Tä-Tsu IV. genannt —, der Befreier seines Volkes, den wohlverdienten Kaiserthron. Die berühmte, mächtige, an guten Kaisern wenigstens vergleichungsweis fruchtbare Dynastie, welche er stiftete, führt den Namen Ming. Sie hat bis in die neueren Zeiten geherrscht (bis 1660).

Inhalt des zweiten Bandes.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Seite

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung beider Indien und zur Reformation.

Einleitung. Charakter des Mittelalters und seiner einzelnen Perioden 1

Erster Zeitraum.

(Vierter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte von der großen Völkerwanderung bis zur Erneuerung des abendländischen Reiches; oder von Theodosius M. Tod bis Karl M. (J. Christi 395 bis 800).

I. Allgemeiner Ueberblick.

Summe der politischen Begebenheiten 6
Kultur. Ueberhaupt 11
Sitten 12
Völkerverkehr und Handel 13
Kunst und Wissenschaft 14

II. Speziellere Geschichte.

Geschichte der Völkerwanderung.

Einleitung. Hochasien und seine Bevölkerung 16
Die Hiong-nu 24
Die Hunnen. Anfang der Völkerung 26
Gothen (Ostgothen und Westgothen). Alarich 27
Alanen, Sueven, Vandalen, Burgunder, Franken 34

Digitized by Google

Seite
Attila 36
Ueberblick noch anderer Wanderungen 40
Wenden und Slaven 45
Geschichte der einzelnen barbarischen Reiche.
Vandalisches Reich 47
Ostgothisches Reich 49
Longobardisches Reich 55
Burgundisches Reich 58
Westgothisches Reich 59
Angelsächsisches Reich 62
Geschichte der Franken.
Ursprung 64
Chlodwig. Merovinger 66
Pipin von Heristal, Karl Martel 71
König Pipin 73
Verfassung der Teutschen. Allodialfreiheit 75
Lehen 78
Kriegswesen 82
Gesetze der Teutschen 82
Geschichte des morgenländischen Kaiserthums oder des byzantinischen Reiches.
Verfassung. Arkadius. Theodos II. 83
Geschichte bis Justinian M. 87
Justinian der Große 89
Römisches Recht 95
Geschichte bis Heraklius. Der persische Krieg 98
Das Haus des Heraklius und jenes des Leo Isaurikus . . . 103
Geschichte des arabischen Reichs.
Einleitung. Land und Volk 106
Mohammed 109
Erste Chalifen 113
Mohammedanische Religion 116
Eroberungen der Araber 121
Innere Geschichte. Ommajahden und Abbassiden 124
Wirkungen des mohammedanischen Weltreichs 128
Geschichte des Christenthums.
Ausbreitung und Wirkungen 130
Fortbildung und Verderbniß 133
Ketzergeschichte. Insbesondere von dem arianischen Streit . . 134
Nestorianer und Eutichianer. Monotheleten 140
Ketzereien im Abendland 143
Hierarchie und Papstthum 144
Das Mönchthum 147

Zweiter Zeitraum.

(Fünfter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Von Karl M. bis zum Schluß der Kreuzzüge.

I. Allgemeiner Ueberblick.
Charakter des Zeitraums 151
Summe der politischen Begebenheiten 153
Kultur.
Ueberhaupt. Ritterwesen 162
Gesetze und Sitten 165
Gerichtsverfassung. Befehdungen 167
Völkerverkehr und Handel 171
Christliche Religion und Kirche 173
Kunst und Wissenschaft 175

Digitized by Google

Seite

II. Detaillirte Geschichte.

Geschichte des karolingischen Reiches.
Karl M. . . . 181
Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums 184
Bürgerliche Verfassung. Das Lehenswesen 186
Die Adeligen und die Leibeigenen 191
Das karolingische Haus 194
Normänner, Sarazenen und Ungarn 199
Geschichte Teutschlands 203

I. Die Zeit der Hoheit des Reiches.
Konrad I. und Heinrich I. . . . 204
Otto M. . . . 206
Sein Haus 209
Fränkische Könige. Konrad II. und Heinrich III. . . . 211

II. Die Zeit der Hoheit der Päpste.
Heinrich IV. . . . 214
Geschichte des Papstthums 221
Heinrich V. . . . 225
Die ersten Hohenstaufen. Friedrich I. . . . 226
Die spätern Hohenstaufen. Friedrich II. Oberitalische Städte . . . 234
Das Zwischenreich. Ausgang der Hohenstaufen 243
Verfassung Teutschlands 245
Die teutschen Städte 247
Verfassung Italiens 249
Geschichte Frankreichs.
Die ersten Capetinger 250
Philipp der Schöne 253
Geschichte Englands.
Egbert. Alfred M. . . . 255
Die dänische und die normännische Herrschaft 256
Das Haus Plantagenet 258
Geschichte Spaniens 264
Geschichte der nordischen Reiche 267
Von den Wenden und Slaven 272
Von den Völkern an der untern Donau 273
Vom byzantinischen Kaiserthum.
Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche . . . 274
Das Haus des Basilius. Die Comnenen und die Angeli . . . 277
Das Chalifat 280
Afrikanische Dynastien 283
Asiatische Dynastien 285
Türkische Reiche 286
Von den Mongolen. Dschengis-Chan 291
Geschichte der Kreuzzüge.
Einleitung 295
Erster Kreuzzug 298
Königreich Jerusalem 303
Folgende Kreuzzüge 305
Wirkungen der Kreuzzüge 309

Dritter Zeitraum.
(Sechster Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)
Geschichte vom Schluß der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's (J. Christi 1300 bis 1492.)

I. Allgemeiner Ueberblick.
Charakter des Zeitraums 312
Summe der politischen Begebenheiten 315

Digitized by Google

Seite

Kultur.
Ueberhaupt . . . 321
Bürgerliche Verfassung . . . 323
Gesetze und Sitten . . . 324
Völkerverkehr und Handel. Die Hanse . . . 326
Kriegswesen. Schießpulver . . . 329
Kunst und Wissenschaft. Buchdruckerkunst . . . 331

II. Speziellere Geschichte.

Von dem Reiche der Teutschen.
Rudolf von Habsburg . . . 335
Adolf von Nassau. Albrecht I. von Oestreich . . . 337
Heinrich VII. Italische Geschichten . . . 338
Ludwig IV. der Baier. Ursprung des Schweizerbundes . . . 341
Fortsetzung von Ludwigs IV. Geschichte . . . 344
Das Haus Luxemburg. Karl IV. . . . 349
Wenzeslaus. Sigmund . . . 352
Kirchengeschichte. Concilien von Konstanz und Basel . . . 354
Fortsetzung von K. Sigismunds Geschichte . . . 361
Oestreichische Kaiser. Albrecht II. Friedrich III. . . . 364
Von Burgund . . . 367
K. Maximilian I. . . . 371
Schweizergeschichte . . . 373
Verfassung Teutschlands . . . 378

Von Frankreich und England.
Eduard II. und III. . . . 381
Philipp VI. von Valois. Englisch-französischer Krieg . . . 382
Friede von Bretigny. Karl V. . . . 387
Karl VI. von Frankreich. Heinrich V. von England . . . 390
Das Mädchen von Orleans . . . 393
Ludwig XI. in Frankreich. Heinrich VI. in England . . . 394
Die rothe und weiße Rose . . . 397
Frankreichs und Englands Verfassung . . . 401

Von Spanien und Italien.
Navarra. Aragonien. Kastilien . . . 403
Ferdinand der Katholische . . . 404
Portugal. Verfassung . . . 406
Italische Staaten . . . 407
Karls VIII. und Ludwigs VII. italische Kriege. Ligue von Cambray . . . 412

Der Norden und Osten.
Skandinavische Reiche. Kalmarische Union . . . 416
Das Haus Oldenburg und Delmenhorst. Verfassung . . . 418
Von Rußland . . . 420
Von Böhmen und Polen . . . 421

Südöstliche Reiche.
Ungarn. Ludwig II. . . . 422
Osmanische Türken . . . 433

Asien.
Mongolen . . . 431
Tamerlan und sein Reich . . . 432
Sina . . . 434

Digitized by Google

XIV. Jahrhundert.

1305 Klemens V. (Avignon).
1308 Heinrich VII.
1314 Ludwig IV. (und Friedrich von Oestreich).
1316 Johann XXII.

1338 Kurfürsten-Verein.
1347 Karl IV.
1356 Goldene Bulle.

1378 Wenzeslaus. — Klemens VII. und Urban VI.

XV. Jahrhundert.

1400 Rupert von der Pfalz.

1411 Sigmund.
1417 Martin V.

1438 Albrecht II.
1440 Friedrich III.
1447 Nikolaus V.

1492 Alexander VI.
1493 Max I.
1495 Landfriede und Kammergericht.

1315 Morga

1342 Tirol an Oestr
1363 Zweites
Philip

1381 Großer Städte
1386 Sempa

1417 Brandenburg
1419 Philipp

1467 Karl d
1469 Die Türken f
ein.
1477 Schlach
Burgu
1488 Großer schwä

1495 Die spanische
von Oest

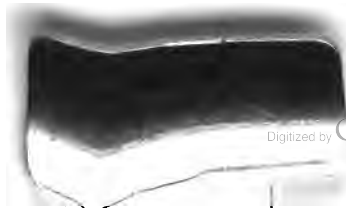
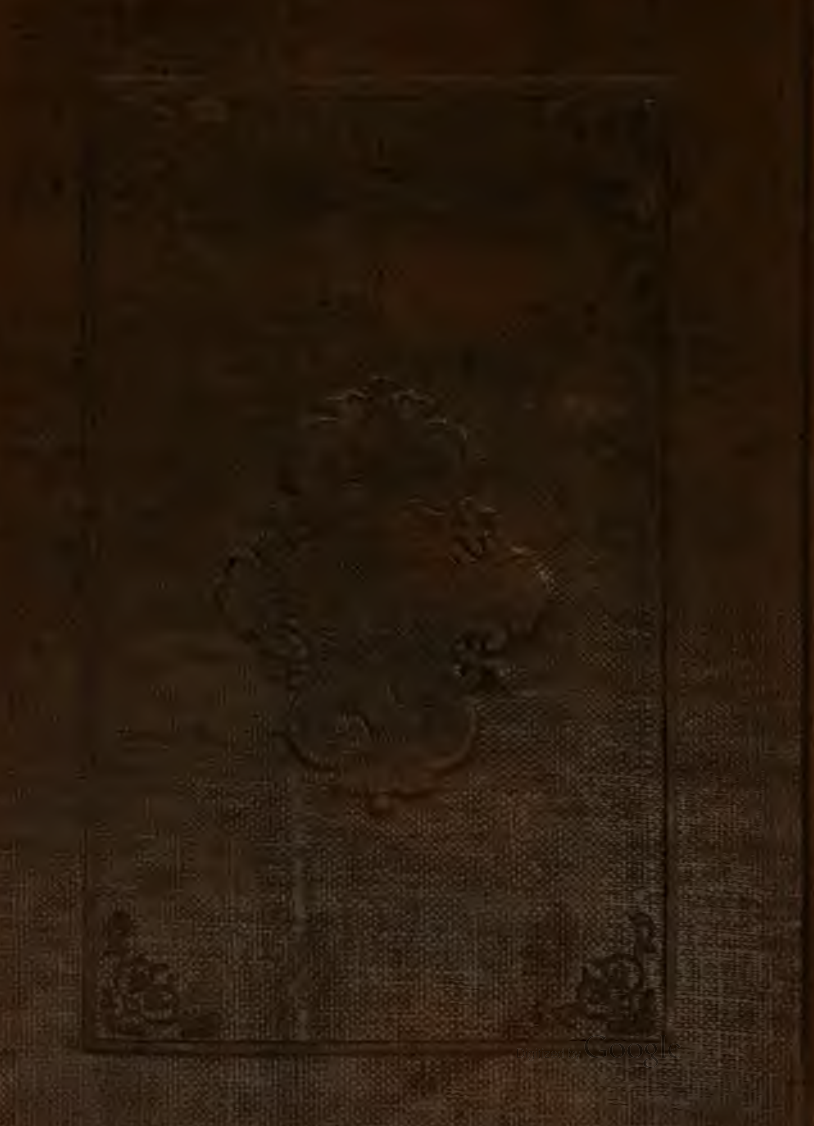
Vorder- und ...en. China.	Kultur.
...che in Nordchina.	
...Nahmud.	
	Irnerius.
	Gratian.
...t.	1155 Arnold v. Bresc. †.
...t (später Dschen-	1164 Troubadours.
	Minnesänger.
	1220 Franziskaner.
	1215 Dominikaner.
	1229 Inquisition.
	Die Hansa.
...an.	
...olen in China.	
	1282 Roger Bacon †.

...eich und Asien.	Kultur.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google